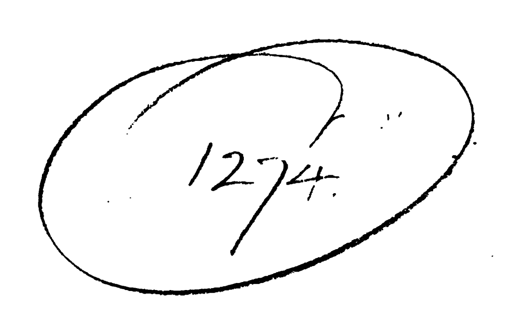



1274.

Deutsche

Vierteljahrs Schrift.

Erstes Heft.

1839.



Stuttgart und **Tübingen.**

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Inhalt.

Das deutsche Journalwesen.

Wenn uns die Betrachtung des deutschen Journalismus natürlicherweise zu einigen Wünschen, wie hie und da gebessert werden könnte, Veranlassung geben muß, so liegt es doch ganz und gar nicht in unserer Absicht, gegen einzelne Blätter zu polemisiren und wir wollen uns deßfalls ausdrücklich verwahrt haben. Wir sind eher geneigt, durch einen Ueberblick über die geistigen Kräfte, die sich in die Journale getheilt haben, ihren Reichthum ins Licht zu stellen und darin etwas für die deutsche Nation Schmeichelhaftes zu finden, und wir wünschen nur, daß dieses ungeheure geistige Kapital auf eine noch zweckmäßigere Weise, als bisher, angelegt werden möchte. Wenn neben vielem Guten auch manches Verwerfliche in unserm Journalismus gefunden wird, was nicht ungerügt bleiben darf, so lehrt doch ein Blick in den Entwicklungsgang der deutschen Bildung, daß Alles ungefähr so hat werden müssen, wie es geworden ist, daß der Journalismus beständig von der großen Bewegung oder Stagnation im öffentlichen Leben, in der Wissenschaft und Kunst abhing, und daß eben deßhalb den einzelnen Journalen nicht zugerechnet werden kann, was ein Vorzug oder Mangel des öffentlichen Zustandes überhaupt ist.

Wir müssen ferner sogleich im Eingang unserer Betrachtungen daran erinnern, daß es geraume Zeit hindurch eine Literatur gab, bevor man noch an Journalismus dachte, und daß auch noch in unseren Tagen, wo die Literatur jedes Volkes bereits mit dem Journalismus verbunden ist, dennoch beide bei verschiedenen Völkern in ganz verschiedenen Verhältnissen zu einander stehen. In einigen

Ländern, deren Literatur an Reichthum und Tiefe mit der deutschen sich nicht messen darf, erscheint gleichwohl der Journalismus rascher, kräftiger, zweckmäßiger und konsequenter entwickelt, als in Deutschland. Müssen wir nun in dieser Beziehung auf einige Mängel des deutschen Journalwesens aufmerksam machen, so geschieht es, ohne den gerechten Stolz auf unsere Literatur im geringsten zu beeinträchtigen. Der Journalismus verhält sich zur Literatur ungefähr wie sich die Straßen und die freien Plätze, Markt, Arena und Forum zur unregelmäßigen Häusermasse einer großen Stadt verhalten. In Deutschland scheint uns nun sehr viel Reichthum in den Häusern aufgehäuft, während jene Straßen und freien Plätze noch Manches zu wünschen übrig lassen.

Immer zuerst fällt es auf, daß wir in Deutschland so viele Journale haben (868 nach dem bibliopolischen Jahrbuch für 1837). Ist es die schwere Aufgabe der Journale, alles, was irgend Bedeutendes gethan oder gedacht wird, zur Uebersicht zu bringen, so sollte wenigstens die Uebersicht über die Journale selbst leichter seyn. Aber welches Museum oder Lesekabinet in Deutschland und welcher Gelehrte, der auch nur einem besondern Fache sich widmet, hätte nicht schon mit der Schwierigkeit, unter so vielen Journalen nichts zu übersehen, zu kämpfen gehabt? Indeß ist es weniger die Menge der Journale, die wir tadeln wollen, als vielmehr die ungeschickte Vertheilung und Zersplitterung ihrer Kräfte. Staaten, die eine politische Macht sind, bedürfen auch öffentlicher Organe der Regierungsmeinung wie der Meinung der verschiedenen Oppositionen, wenn solche vorhanden sind. Jede Stadt, ja jedes Städtchen und sein Bezirk bedürfen wenigstens Intelligenzblätter für ihre Lokalinteressen. Jede Wissenschaft, jeder Zweig der Kunst bedarf ein Journal; Handel, Industrie, Ackerbau nicht weniger. Also sind eine Menge von Journalen allerdings nothwendig. Nur sollte diese Menge nicht ohne Noth durch Concurrenz verzehnfacht werden. Besonders aber finden wir zu bedauern, daß es uns an großen überschauenden Centralorganen des Nationalverstandes fehlt, indem auch da, wo es sich nicht von Lokalintereſſen handelt, und wo in Bezug auf nationelle Gesammtinteressen oder auf Wissenschaft und Kunst die verwandten Kräfte sich vereinigen sollten, der Lokalgeist und eine ganz taktlose Concurrenz es verhindern und die vorhandenen Kräfte zersplittern. England und Frankreich sind

hierin offenbar sehr weit vor uns voraus. In diesen Ländern herrschen wenige, aber große politische Journale vor, in denen die Hauptparteien alle ihre Kräfte concentriren, die in einem bestimmten consequenten System redigirt, von den bedeutendsten Talenten der Partei unterstützt und daher auch von der Nation selbst als die Organe jener Partei anerkannt und durch eine überwiegende Mehrzahl von Abonnenten gleichsam monopolisirt werden. Eine Concurrenz ist hier nur in sehr beschränktem Maße möglich, und sie wird nur durch die Verstärkung oder Vertheilung älterer Parteien oder durch die Entstehung neuer Parteien bedingt; neue Journale kommen nur auf, wenn sie wirklich bei veränderter Constellation der Parteien ein Bedürfniß geworden sind. Die Zahl der vorherrschenden großen Parteiblätter bleibt aber verhältnißmäßig immer eine geringe. Die Parteien wissen zu gut, wie vortheilhaft ihnen die Concentration ihrer Kräfte ist, und das an öffentliche Erörterung der großen politischen Fragen gewöhnte Publikum will ebenfalls sein Interesse und sein Geld nicht unnöthig zersplittern. Es hält sich an wenige große Journale, auch wenn sie theuer sind, und es würde sich an viele kleine, auch wenn sie wohlfeiler wären, nicht mehr gewöhnen. Es will schnell und solid bedient seyn. Es will nicht wissen, was zweihundert mittelmäßige Köpfe, unerfahrne junge Leute, die eine Redaktion übernommen haben, weil sie zu sonst nichts taugen, und Kleinstädter aus allen Winkeln des Reichs über ein Tagesereigniß faseln und klatschen, sondern es will in wenigen Blättern schnell übersehen, wie die sachkundigsten und berühmtesten Staatsmänner und Wortführer der Hauptparteien die Frage behandeln. — Auch in Bezug auf die nicht politische Literatur herrschen in England wenige große Reviews vor, wodurch es möglich wird, die englische Literatur zu übersehen und das Urtheil der Nation im Großen und Ganzen zu leiten, während zugleich das individuelle Urtheil des in diesen Journalen sich aussprechenden Kritikers genöthigt wird, sich dem Nationalverstand und den nationellen Gefühlen unterzuordnen.

In dieser Art nun, sollte man meinen, müßte auch das deutsche Journalwesen eingerichtet seyn und vielleicht könnte man noch tiefere Grundzüge durch eine Literatur gezogen glauben, die sich mit der englischen nicht nur messen kann, sondern sie an innerem Reichthum auch wohl noch übertrifft.

Allein in Deutschland hat sich das Verhältniß des Journalismus zur Literatur noch nicht so günstig gestellt. Wir wollen, um unsern Blick nicht zu verwirren, die Journale in vier Gebieten abgesondert betrachten, zuerst die politischen, dann die wissenschaftlichen, ferner die belletristischen und endlich die Lokalblätter.

1. Die politischen Zeitungen

haben eine doppelte Bestimmung, sofern sie theils nur geschichtlich die Tagesereignisse berichten, theils die Interessen einer bestehenden politischen Macht oder die Ansichten einer politischen Partei verfechten. Die ältesten Zeitungen waren nur Relationen der erstgenannten Art und gingen hauptsächlich von den neutralen Reichsstädten aus. So die Frankfurter, Nürnberger, Augsburger und Basler Sammlungen. So noch später der Hamburger unparteiische Korrespondent. Allmählig entstanden auch Staatszeitungen und Parteiblätter. Allein sie schlossen die neutralen, geschichtlich referirenden Zeitungen nicht aus; diese behaupteten vielmehr ein vorwaltendes Ansehen, wie namentlich die Allgemeine Zeitung bewiesen hat, die alle Stürme der Revolution und Restauration überdauerte und immer die erste Zeitung in Deutschland geblieben ist. Die Ursache liegt nahe. Die Organe der größeren Mächte halten sich innerhalb des deutschen Sprachgebietes das Gleichgewicht. Eine österreichische Zeitung kann nicht allein gelten, weil ihr eine preußische zur Seite steht, und diesen beiden wieder Zeitungen der minder mächtigen Staaten, alle in demselben Sprachgebiet, alle auf deutsche Leser berechnet. Die minder mächtigen Staaten aber gewähren ein neutrales Terrain für eine Zeitung, die, keinem Staatsinteresse vorherrschend dienend, alle in einfacher geschichtlicher Berichterstattung ausgleicht. Eine solche Zeitung mußte Deutschland haben, und wenn es die Allgemeine in Augsburg nicht geworden wäre, so hätte es eine andre anderswo werden müssen. So wenig aber, wie die Staatszeitungen, vermochten die Parteiblätter jene neutrale historische Berichterstattung aus ihrer prädominirenden Stellung zu verdrängen. Sie tauchten immer nur in bewegten Zeiten auf, um mit der Bewegung selbst wieder aufzuhören.

Hier sind alle Verhältnisse gegeben und die Grenzen gezogen. Es wäre mithin ungerecht, von den politischen Zeitungen mehr

zu verlangen, als was sie den Umständen nach leisten können und leisten. Mehr als sie sind, können sie nicht seyn. Die Theilnahme an allen politischen Ereignissen des Vaterlandes, Europas, der ganzen Welt ist sehr groß in Deutschland, die Schreibseligkeit vielleicht noch größer; von den industriellen Vortheilen bei der Herausgabe politischer Zeitungen ist man sehr genau unterrichtet. Daher ist ein angestauchtes Fluidum politischer Beredsamkeit jeden Augenblick bereit, sich in Formen zu gießen, die ihm wo und wie immer durch Umdrehung des Hahns geöffnet werden wollten.

Dabei kann nur die baare Unbilligkeit unserer politischen Journalistik den Vorwurf machen, daß sie nicht ist, wie die englische oder französische. In jenen Ländern sind die Staatszeitungen zugleich Organe mächtiger Volksparteien, sofern es dort keine Ministerien gibt, als die aus der Mehrheit des Volks hervorgegangen sind, und ihnen stehen Oppositionszeitungen gegenüber, die ebenfalls Organe großer Volksparteien sind. Die Zeitungen sind nur die Fortsetzung des parlamentarischen Kampfs. In Deutschland sind die Staatszeitungen nur die Organe der Kabinette, und da ihnen in dem Maaß seltener Oppositionsblätter gegenüberstehen, in welchem sie selbst wichtiger sind, so folgt aus dieser Lage der Dinge, daß sie in ihren Mittheilungen zurückhaltend seyn können. Nur in den minder mächtigen constitutionellen Staaten rauschten einigemal Oppositionsblätter auf; sie wurden aber über die Grenze des kleinen Landes hinaus kaum vernommen und verstummten bald. Freiwilliges Schweigen auf der einen und abgenöthigtes auf der andern Seite können nun unmöglich leisten, was englische und französische Journale, die der ganz entgegengesetzte Trieb regiert, nämlich der, Alles zu veröffentlichen. Windstille und Orkan können sich kaum entgegengesetzter seyn, wobei man zu der Bemerkung veranlaßt wird, daß der immerwährende Orkan eben so unnatürlich ist, als die immerwährende Windstille.

Seit einiger Zeit scheint man darin einverstanden zu seyn, daß eine nicht officielle politische Zeitung in Deutschland nur bei der Neutralität, bei der historischen Relation bestehen könne und statt der verschwundenen Oppositionsblätter concurriren jetzt neutrale Flaggen aller Art, die ihre politische Unbedeutenheit, an der sie in der That unschuldig sind, durch breite Auszüge fremder Zeitungen, durch gründliche Abhandlungen über staats- und

kirchenrechtliche Gegenstände (die Hannöversche und die Kölner Frage) oder über medicinische, industrielle und commerzielle (Cholera, Wasserkuren, Eisenbahnen, Runkelrübenzucker ꝛc.) und hin und wieder durch elegante Plaudereien maskiren. Allein wir müssen es wiederholen, die Zeit verträgt keine tiefern politischen Charakterzüge, und man muß wenigstens von der formellen Seite die Rührigkeit, mit der unsere Zeitungen auf alles, was geschieht, aufmerken, über alles wenigstens etwas berichten, und die Elasticität der Sprache bewundern, welche Vorsicht und Talent bis zu einem hohen Grade ausgebildet haben. Vergleicht man die heutigen Zeitungen mit denen, die älter als zwanzig Jahre sind, so muß man gestehen, daß sie an Umsicht, Takt und Ausdruck ungemein gewonnen haben.

2. Die wissenschaftlichen Journale

müssen aus einem ganz andern Gesichtspunkt angesehen werden. Im weiten Gebiete der Wissenschaft kann sich die gelehrte deutsche Republik constituiren, wie sie will. Hier gibt es keine Schlagbäume und Grenzcordons. Hier hören die politischen Interessen und Rücksichten auf.

Die Deutschen sind das wissenschaftlichste Volk der Welt. Nur in einzelnen Zweigen der Wissenschaft mögen sie von Gelehrten anderer Nationen übertroffen worden seyn, im Ganzen nie. Sie haben des reichsten Stoffes sich im weitesten Umfang bemächtigt und sind in allen Gebieten des Wissens zu Hause. Daraus folgt nun nothwendig, daß sie auch die Mittel gefunden haben sollten, die gewonnenen Resultate auf dem kürzesten Wege dem gesammten Publikum mitzutheilen, mit einem Wort, daß dem Reichthum und der Tiefe der wissenschaftlichen Literatur in Deutschland auch die übersichtlichste und prägnanteste Journalistik entsprechen sollte.

Dem ist nun aber nicht so. Eine Centralstelle, von wo aus man alle geistigen Gebiete wie im Fächer um sich ausgebreitet sähe, hat bisher gefehlt. Die Allgemeinen Literaturzeitungen, Repertorien ꝛc., haben zwar immer sehr umständlich und vielfältig, zum Theil auch sehr gründlich recensirt, allein immer fehlte dabei der Totalblick, die großartige Zusammenfassung und Scheidung der Massen. Weder das Material war klar geordnet, noch auch eine

Consequenz in den Beurtheilungen, die vielmehr von den allerverschiedensten, persönlichsten Ansichten ausgingen. Diese Journale waren Anhäufungen von Commentationen nach allen Graden der Gelehrsamkeit und von polemischen Ausfällen nach allen Zufälligkeiten der Rivalität; es spiegelten sich darin alle Schulen, alle Entwicklungsstufen einer Wissenschaft, alle gelehrten Moden, die persönliche Stellung, das Alter und die Jugend des Referenten. Sie glichen einem Conglomerat von allen möglichen großen und kleinen, geschliffenen und ungeschliffenen Steinen. Schon ihre Form, die regellose Aufeinanderfolge von Recensionen aller Art ließ keine großartige Orientirung zu. Am meisten aber mangelte ihnen der eine, lichte, starke Geist, durch den sie hätten ganze Massen ordnen und beherrschen können. Anstatt über der wissenschaftlichen Literatur zu stehen, standen sie unter derselben, bildeten sie nur einen Abfluß nicht immer ihrer reinsten Elemente. Die besten und bedeutendsten zeichneten sich nur durch größere Gelehrsamkeit und zwar nur in den speciellsten Fächern aus, nicht durch einen alles umfassenden und durchdringenden Geist, und suchten ihren Ruhm in der größten Entfernung vom praktischen Leben, in der abgeschlossensten gelehrten Aristokratie, freiwillig jedem Einfluß auf das große Publikum entsagend. Ein einziges strebte sichtbar nach der Tyrannis in der gelehrten Republik, allein auch dieses Journal (die Berliner Jahrbücher) schloß sich schon durch seine Sprache vom profanen Publikum aus und konnte nicht einmal innerhalb des gelehrten Kreises seinen Zweck erreichen, weil es vom Standpunkt einer sehr einseitigen Speculation ausging, welcher die reiche und ihrer sichern Stellung sich bewußte Empirie zu keiner Zeit weniger geneigt war, Concessionen zu machen, als zur gegenwärtigen.

Dieses einzige Journal ausgenommen, ist es den übrigen allgemeinen gelehrten Literaturzeitungen noch nicht einmal eingefallen, einen bestimmten Charakter haben zu wollen; sie nahmen vielmehr alles durcheinander auf, was nur gelehrt ist, und einige, deren Elasticität merklich nachgelassen hat, zeichnen sich auch nicht einmal mehr durch gründliche Minutiosität aus und bringen nicht selten eine veraltete Polemik veralteter Kathederhelden zu Markte.

Zu der Ansicht aber, daß allgemeine Literaturzeitungen, die sich nicht einem besondern Fache widmen, auch nicht bloß auf den

gelehrten Kreis beschränkt seyn, sondern daß sie die Resultate der gesammten Gelehrsamkeit dem großen Publikum, mit einem Wort der Nation vermitteln sollten, hat sich noch keine erhoben.

Die englischen Reviews sind allerdings weniger gelehrt, und wir wollen die Vorzüge der deutschen Wissenschaftlichkeit nicht in blinder Neuerungs- und Nachahmungssucht des Fremden aufopfern, indem wir in anderer Beziehung das Beispiel dieser Reviews empfehlen. Die englischen Redaktionen gingen von einem ganz andern Standpunkt aus. Sie hatten zunächst nicht die Gelehrsamkeit, sondern ihre Nation im Auge. Es kam ihnen darauf an, die Nation aufzuklären, im Gebiet der Literatur zu orientiren, und um dies zu können, versetzten sie sich in den Standpunkt der Nation, fühlten und dachten im Sinne der Nation, sprachen im Voraus das Urtheil der Nation aus, das diese stillschweigend durch das Abonnement bestätigte. So konnten in England wenige, aber anerkannt gute Reviews ohne Schwierigkeit die Autorität sich anmaßen und behaupten. Sie konnten und mußten sich auf Hauptsachen beschränken, mit Weglassung des minutiösen Details, wovon Hunderte von Quartbänden unserer deutschen gelehrten Journale voll sind. Sie erreichen unsere Gründlichkeit keineswegs, allein sie haben einen andern wesentlichen Vortheil vor unsern Journalen voraus, die große Autorität und Wirksamkeit. Darum darf man wohl den Wunsch aussprechen, daß wir, von unserer Gelehrsamkeit ausgehend, irgendwo den auf praktische Wirksamkeit ausgehenden Engländern begegnen möchten.

Haben wir in anderer Beziehung oft genug dem nationellen Takt der Engländer Gerechtigkeit widerfahren lassen, warum nicht auch in dieser? Können unsre so gründlichen deutschen Gelehrten in Abrede stellen, daß die alten Griechen und Römer, wenn sie heute wieder auflebten und in die moderne Kultur eingriffen, es ungefähr so machen würden wie die Engländer? Oder gingen nicht auch diese gepriesenen Völker des klassischen Alterthums, — die uns unaufhörlich als Beispiel aufgestellt werden, ohne daß wir noch gelernt hätten, so praktisch zu seyn, wie sie — vom klaren Bewußtseyn ihrer Nationalität aus, und prägten sie diesen ihren Nationalcharakter nicht allem auf, was aus ihren Gedanken und Händen hervorging, und war die praktische Wirksamkeit für Heil und Ehre ihrer Nation nicht ihre einzige Aufgabe? Erst als sie

die nationelle Basis verloren, konnte der klassische Geist in die alexandrinische Gelehrsamkeit voll charakterloser Vielwisserei, Sophistik und Phantasterei ausarten.

Der falsche Enthusiasmus der religiösen und politischen Sekten, die gelehrte Grübelei und ästhetische Träumerei brechen ihre bunten und wechselnden Wogen am sichersten an einem tüchtigen Nationalverstande und Nationalcharakter, der das Uebertriebene, Weibische und Kindische, Krankhafte und Affektirte in keiner Beziehung verträgt. Dies sehen wir an England. Leider ist in Deutschland das nationelle Bewußtseyn so geschwächt worden, daß jene Wellen häufig darüber zusammengeschlagen sind und man nach einem festen Grund und Boden für das Urtheil anderswo, doch immer vergeblich gesucht hat. Wir sind überzeugt, daß man auch bei uns zu jenem, den Britten unverlornen Nationalgefühl wird zurückkehren müssen; denn nur in ihm ist jene Naturfeste zu finden, die uns nicht unter den Füßen weggezogen werden kann, während alle Versuche, den nationellen Standpunkt durch irgend einen politischen oder kirchlichen oder wissenschaftlichen und ästhetischen Parteistandpunkt zu ersetzen, zu nichts geführt haben, zu nichts führen können.

Wenn der Universalismus, oder wie er sonst genannt wurde, Kosmopolitismus, zu der unsre Nationalität in der That sich hinneigt, die einseitige Parteilichkeit vermindert und eklektisch alles von allen Seiten her aufnimmt, so gereicht ihm doch eine gewisse Passivität zum Vorwurf, ein unermüdliches Sammeln ohne scharfes Urtheil, ein Hingeben an das Fremde, nicht selten auf Kosten der Selbstachtung. Die Allseitigkeit, das Interesse für alles, was außer uns liegt, die Duldung und ehrenvolle Anerkennung des Fremden, ja sogar des uns Feindseligen, ist ein Vorzug, den wir vor allen Völkern voraus haben, allein er streift oft nahe an Charakterlosigkeit, und nur dann wird er zur wahren Tugend und eine großmüthige herrliche Eigenschaft unserer Nationalität, wenn wir neben der Vielwisserei eben auch Charakter zeigen, ein nationelles Selbstbewußtseyn, das nicht unter dem Einfluß des Fremden steht, sondern über demselben, das nicht bloß alles durcheinander liebt, bewundert, nachahmt, sondern scharf, gerecht und würdig urtheilt, und das unter allen Umständen, dem Ausland gegenüber, seine eigene Würde zu wahren versteht.

Der Gründung deutscher Journale in diesem großartigen Style steht auch ein formeller Uebelstand entgegen, die gelehrte Sprache. Zwar muß anerkannt werden, daß sich dieselbe im Verlauf der Zeiten sehr gebessert hat, allein noch immer bedienen sich viele der einsichtsvollsten Gelehrten, die in gewissen Fächern ganz zu Hause sind, und deren Belehrungen der gesammten Nation von Wichtigkeit wären, einer Schreibart, die nur den Eingeweihten des Fachs verständlich und erträglich ist. Nicht Wenige schreiben mit Absicht so. Sie würden glauben, sich zu erniedrigen, wenn sie für das sogenannte Volk schrieben. Sie verstehen unter Popularität nur ein Extrem von Oberflächlichkeit und Gemeinheit, das keineswegs darunter zu verstehen ist. Die meisten aber schreiben im Geleise der pedantischen Gewöhnung fort und können sich selbst dann, wenn sie, von Verlegern gedrängt, die ihren gelehrten Ruf ausbeuten wollen, zum populären Style sich herablassen, dennoch von der Weitschweifigkeit nicht losreißen, die sie sich in den akademischen Vorlesungen angewöhnt haben. Einige machen zwar in neuester Zeit Anspruch darauf, nicht bloß gründlich gelehrt, sondern zugleich liebenswürdig zu schreiben; allein die Zahl derer, die es wirklich sind, ist wenigstens noch nicht groß. Häufig gleichen sie Tänzern, die an den Füßen Fesseln nachschleppen. Da inzwischen die Gelehrsamkeit je länger je mehr hoffähig zu werden trachtet, wie schon die immer mehr überhand nehmende Verwandlung der Professoren in Hof-, Geheime Hof-, Geheime- und Staatsräthe beweist, so ist zu hoffen, daß die Courtoisie wohlthätig auf sie zurückwirken, und daß in die steifen Glieder deutscher Gelehrsamkeit je mehr und mehr Gelenkigkeit kommen wird.

Scherz bei Seite, so läßt sich doch gewiß nicht leugnen, daß die Gelehrten nicht bloß viel segensreicher wirken würden, wenn sie gerundeter, kürzer, klarer, einnehmender schrieben, sondern daß sie selbst auch dabei an Einfluß und Ruhm gewinnen würden, besonders wenn sie es nicht verschmähten, neben ihren Hauptwerken auch zuweilen tonangebende Journalartikel (versteht sich nur in so großartigen Journalen, wie wir angedeutet haben) zu schreiben, Aufsätze, in denen sie die großen Resultate ihres Forschens zu allgemeiner Anregung und zu gemeinnützigem Gebrauch niederlegten, wie wenn sie nicht mehr auf einem kleinen deutschen Katheder

stünden, sondern zu Athen vor dem versammelten Volke, das ihnen einst Statuen errichten wird.

Ohne uns ein vorschnelles Urtheil zu erlauben, wollen wir es getrost der Zukunft überlassen, ob es möglich seyn wird, dem Gedränge eine Ruhe, den beschränkten Einseitigkeiten aller Art eine reiche und tolerante Umsicht, den Vorurtheilen und leidenschaftlichen Verdunkelungen eine klare Einsicht und Beleuchtung, der krankhaften Wissenschaftlichkeit ein gesundes Wissen und den Modethorheiten eine Darlegung der wirklich neuen Fortschritte des menschlichen Geistes und der Gesellschaft entgegenzusetzen. Es scheint, in der unheimlichen Ueberfüllung des Marktes suche man nach einem freien Platze, um wieder einmal athmen zu können. Es scheint, die auf den höchsten Grad gestiegene Meinungs-Anarchie bedürfe endlich des Gegensatzes einer Autorität, die freiwillig anerkannt werden wird, wenn sie verdient ist und wenn sie sich am rechten Orte und in der rechten Gesellschaft geltend macht, ihre Kraft nicht zersplittert.

Weniger Schwierigkeiten scheint die innere Einrichtung der nur einer bestimmten Wissenschaft gewidmeten Journalistik darzubieten, und doch fehlt es auch hier noch an gar Manchem.

Werfen wir z. B. einen Blick auf die theologischen Zeitschriften. Wer wollte leugnen, daß wir in ihnen einen Vorzug vor allen andern Nationen besitzen. Wo ist ein regeres religiöses Leben, ein ernsteres Forschen über göttliche Dinge, ein gründlicheres und umfassenderes Studium in allen Zweigen der Dogmatik, Moral, Exegese, in Kirchenrecht und Kirchengeschichte zu finden, als in Deutschland? Besonders in jüngerer Zeit hat sich der im Zeitalter Friedrichs des Großen und unter dem Einfluß der französischen Revolution früher gesunkene religiöse Geist wieder zu neuer Würde und Kraft erhoben, und was Leben und Literatur in diesem Gebiete Neues bringen, wird sogleich in den Journalen bekannt gemacht, beurtheilt. Allein diese bewundernswürdigen Bemühungen der Journale, Alles zur Uebersicht zu bringen, sind selber nicht zu übersehen, denn wir haben in Deutschland nicht weniger als vierundsechzig theologische Journale. Ist es wohl möglich, daß das Publikum, auch nur das theologische, sich für alle diese Journale zugleich interessiren, sie alle überblicken kann? Muß bei dieser Zersplitterung nicht mancher treffliche Aufsatz der

öffentlichen Aufmerksamkeit entgehen und wird nicht auf der andern Seite das Publikum mit sehr vielen breiten, langweiligen, mittelmäßigen Aufsätzen behelligt? Wäre es nicht weit angemessener, wenn es nur wenige große theologische Journale gäbe, worin die Hauptparteien, katholischerseits die ultramontane und josephinische, protestantischerseits die supranaturalistische, rationalistische und pietistische sich aussprächen, und wenn alle großen Talente einer Partei sich vereinigten, für ein solches Journal allein zu schreiben? Im Interesse der Parteien selbst müßte es liegen, sich solche großartige Organe zu schaffen. Sie würden ungleich mehr wirken, als es jetzt die 64 Blätter vermögen, in denen hier einige Professoren und Pfarrer sich aussprechen, dort wieder einige und dort wieder einige und so 64mal, und die einander durch das viele Sprechen nur wechselseitig hindern, gehört zu werden.

Am meisten aber würde das Publikum gewinnen, wenn es auf diese Weise möglich wäre, sich über den jedesmaligen Stand der Parteien schnell und vollständig zu orientiren. Fünf oder sechs große Journale kann man überall halten, nicht aber 64. Keins ist so gut, daß es alles enthielte, was das Publikum interessiren und belehren könnte; keines ist so schlecht, daß es nicht (besonders im Anfang) einmal etwas Bedeutendes enthielte. Allein man muß wünschen, daß das Wichtigste und Interessanteste in möglichst wenigen großen Partei-Journalen zu finden, leicht aufzusuchen und leicht zu übersehen wäre. Vor dem großen Interesse der Partei muß das kleine Lokal-Interesse der Provinz, der Universitätsstadt, der Coterie, der Person doch wohl verschwinden und die in Nebendingen abweichenden Ansichten der einer großen kirchlichen Hauptpartei Angehörigen können sich auch in Einem großen Journal nebeneinander aussprechen, ohne daß dadurch die Consequenz in der Hauptsache gefährdet wird. Die Nothwendigkeit, in einem solchen Journale sich kürzer und klassischer auszudrücken, würde dann auch manche Abundanz des Styles ausschließen, die bekanntlich die Leser nicht anlockt, sondern abstößt. Mit einem Wort, das überall zerstreute und in einen ungeheuren Raum verdünnte Licht würde, in wenige Brennpunkte concentrirt, an Wirkung unglaublich gewinnen. Eine Menge bedeutender Talente würden erst ihre rechte Stelle finden, ihrer Kraft sich erst bewußt werden.

Wenn die Vielheit der Staaten, Provinzen und Städte in Deutschland auch vielerlei Staats- und Lokalzeitungen bedingt, so sollten diese politischen Grenzverhältnisse doch wahrlich nicht auf das Gebiet der Religion übertragen werden. Warum copirt man hier freiwillig die von vielen Grenzen durchlaufene Landcharte, über die man erst dann zu klagen anfängt, wo der freie Wille aufhört? Oder ist dieser lokale Sonderungsgeist vielleicht ein tiefer und unausrottbarer Charakterzug der Deutschen? Es gibt Professoren, die über die Rivalität kleiner Staaten spotten und sich doch selbst über die Rivalität der noch kleineren Universitäten nicht hinwegzusetzen wissen. Die Ehre einer Universität kann aber gar nicht in Betracht kommen, wo es sich vom großen Interesse einer halb Deutschland umfassenden Confession handelt.

Indeß wird die große Zahl der theologischen Journale weniger durch die Mehrheit der Universitäten, als durch die außerordentliche Menge abweichender Ansichten in allen Confessionen erklärt. Hier kommt das Gewissen ins Spiel und es sey fern von uns, die so lange wiederhaltende Kraft deutscher Gewissenhaftigkeit irgend geschwächt wissen zu wollen. Allein um in großen Dingen etwas durchzusetzen, muß man sich in kleinen majorisiren lassen. Ohne diesen Grundsatz kann keine Partei bestehen. An kleinlicher Gewissenhaftigkeit scheiterte vor zweihundert Jahren die protestantische Union. Bellarmin und seine Schule trat dann erst siegreich der Reformation entgegen, als die große Partei derselben sich in allzu ängstlicher Gewissenhaftigkeit in Lutheraner, Melanchthonianer, Flacianer, Heshusianer, Osiandristen, Zwinglianer, Calvinisten, Kryptocalvinisten, Anabaptisten, Schwenkfelder ꝛc. aufgelöst hatte. In unsern Tagen sind die religiösen Leidenschaften abgekühlt, gleichwohl hätte der Kölner Handel nicht so sehr die theologisch-philosophischen Spaltungen und hunderterlei Meinungen der Protestanten, worüber Görres nicht mit Unrecht triumphirt, aufdecken sollen.

Ist einseitige Erstarrung, aristokratischer Meinungszwang, Consistorial-Despotismus, die Tyrannei eines Interims, einer Concordienformel, einer Dordrechter Synode das eine Extrem, das vermieden werden muß, so ist doch die Meinungsanarchie gewiß das andere. Zwischen beiden läßt sich wohl die richtige Mitte finden, und wenn es einsichtsvollen Theologen des vorigen Jahrhunderts gelungen ist, im Sinne der öffentlichen Meinung jene

Hierarchie zu überwinden, so sollte es auch denen des gegenwärtigen Jahrhunderts nicht unmöglich seyn, siegreich der Anarchie zu trotzen. Dies kann aber nicht wohl ohne große und einflußreiche Journale geschehen, welche die Autorität und das Talent concentriren. Der ganze Köllner Streit hätte sich füglich in fünf großen Journalen consequenter und für das ganze Publikum übersichtlicher führen lassen, als in hundert Journalen und zweihundert Broschüren, in denen er wie ein brausender Strom im Sande versiegt ist.

Der pädagogischen Journale gibt es zwanzig in Deutschland. Das ist ein erstaunlicher Ueberfluß. Die Lehrerklasse ist bekanntlich nicht in den Umständen, bedeutende Auslagen für Journale machen zu können, und nur wenigen besonders Begünstigten in großen Städten wird es vergönnt seyn, alle diese Journale zur Hand zu haben. Aber wenn man auch alle allen Lehrern ins Haus schicken könnte, würden sie, deren Zeit so kostbar ist, sie doch nicht alle lesen können. Mithin nützen die meisten jener pädagogischen Journale gewiß nur in einem engen Kreise, obgleich sie auf den weitesten berechnet sind. Wie vieles Gute, das sie enthalten, wird auf diese Weise übersehen oder macht nur einen flüchtigen Eindruck auf wenige Leser, was ganz anders wirken würde, wenn es in einem großen Hauptjournal mitgetheilt würde. Statt daß es ihrer zwanzig gibt, hätten wir an zweien genug, wenn diese sich befleißigten, überall nur das Bedeutendste zu sammeln und zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, und wenn sie ohne Rivalität von allen Seiten unterstützt würden. Das eine müßte vom humanistischen, das andere vom realistischen Standpunkt ausgehen. Die philologischen Forschungen aber, die ganz ungehörigerweise mit der Pädagogik vermischt werden, gehören in ein besonderes philologisch-archäologisches Journal.

An Journalen für National- und Staatsökonomie, Administration, Justiz, Polizei leidet Deutschland dermalen noch keinen Ueberfluß, im Gegentheil ließe sich hier in Bezug auf vergleichende Anatomie des Staatskörpers und freimüthige Kritik des Bestehenden noch gar Manches thun.

Philosophische Journale haben bisher in Deutschland immer nur ein sehr beschränktes Publikum und nur so lange gefunden, als eine gewisse Schule gerade kulminirte, was denn niemals lange gedauert hat. Die Philosophie trat aus den Hörsälen und

Studirstuben nie eigentlich auf den offenen Markt heraus, wurde niemals Sache des Volks. Sie war stets zu vornehm dazu, ihr Ton zu hoch gehalten, ihre Sprache zu dunkel. Sie hätte sich zu erniedrigen geglaubt, wenn sie um die Gunst der Menge gebuhlt, der Gemeinverständlichkeit Opfer gebracht hätte. Sie durfte sich aber auch rühmen, daß sie eben so wenig um die Gunst der herrschenden Gewalt buhlte und die edle Unabhängigkeit, in der sie sich bewegte, war im vorigen Jahrhundert und noch zu Anfang des gegenwärtigen ihre größte Zierde. Erst in neuerer Zeit ist eine philosophische Schule auf die längst verlassene Bahn der alten Scholastik zurückgekommen, die bekanntlich im Dienste der damals herrschenden Hierarchie zu ungemeinem Ansehen gelangte und den Unterricht durchaus beherrschte. Allein so viele Mühe man sich auch zu geben schien, eine ähnliche scholastische Macht im Dienste der jetzt herrschenden weltlichen Gewalt zu begründen, so wiederstrebte sie doch allzusehr dem Geiste der Zeit, als daß sie zu ihrem Zwecke hätte kommen können, und anstatt die Zeit zu überflügeln, hat sie sich von ihr überflügeln lassen und sich nach den religiösen und politischen Parteien der Gegenwart in zwei zwieträchtige Sekten gespalten, wovon die eine das Bestehende in Kirche und Staat, die andre eine totale Umgestaltung des Glaubens und der Gesellschaft in der Idee der vergötterten Menschheit vertheidigt. Jede von beiden hat ein Journal begründet, allein das erste hat nie ins Volk gegriffen und nur kümmerlich und mit Aufopferung eines Theils seiner Consequenz seine Fortdauer gefristet, und das andre wird sich schon seiner Extravaganz wegen nicht lange halten können und ist eben so unpopulär, wie das erste.

An historischen Journalen leidet Deutschland keinen Mangel. In den meisten Provinzen gibt es Gesellschaften, die es sich zum Geschäft machen, Alterthümer, Urkunden, alte Chroniken und historische Notizen aller Art ans Licht zu fördern. Viele derselben geben Journale heraus, in welchen sie ihre Entdeckungen und die Commentare dazu niederlegen. Doch größere Journale für allgemeine, zunächst deutsche Geschichtforschung fehlen noch. Mone's vortrefflicher Anzeiger befaßt sich hauptsächlich nur mit älteren Sprachdenkmälern. Die sehr ausgezeichneten Taschenbücher von Raumer und Hormayr sind im Raum zu beschränkt, um größere Journale ersetzen zu können. Die glücklichste Anlage hatte wohl

das Archiv von Hormayr, allein es ist leider nicht fortgesetzt worden und auch das schätzbare Journal von Schlosser und Bercht ist wieder eingegangen. Somit fehlt also auch im weiten Gebiete der Geschichtsforschung ein Centralorgan, und es ist sehr schwer zu begründen, da die historischen Gesellschaften der einzelnen deutschen Länder wohl nicht geneigt sind, gerade ihre wichtigsten Entdeckungen und Forschungen einem Centralblatt einzusenden und ihren besondern Journalen zu entziehen. Allein bei dem erstaunlichen Umfang geschichtlicher Studien in Deutschland, bei dem unermeßlichen Reichthum neuer Quellen, neuer Ansichten und Bearbeitungen, die jährlich sich ans Licht drängen, ist der Mangel eines übersichtlichen Journals kaum zu verantworten.

Im Gebiete der Naturwissenschaften allein ist es dem Journalismus gelungen, die Höhe zu erreichen, auf der er stehen soll, überschauend das weite Panorama der Literatur und des Lebens, von allen Seiten empfangend, nach allen Seiten wieder mittheilend, ordnend, richtend. Für mehrere Naturwissenschaften gibt es große Journale von unbestrittener Autorität, geleitet von den sachkundigsten Männern des Fachs, gesucht von allen Fachgenossen. Daneben aber macht sich freilich auch wieder eine übertriebene Concurrenz geltend, welche die Uebersicht erschwert und vielleicht, wenn gewisse tonangebende Männer hingeschieden seyn werden, die Autorität wieder zweifelhaft machen könnte, wenn sie nicht, wie wir hoffen wollen, in der Fortdauer der jährlichen Versammlungen der Naturforscher gewährleistet ist.

Der medicinischen Zeitschriften allein sind drei und vierzig in Deutschland. Man muß einräumen, daß verschiedene Heilmethoden auch verschiedene Journale nothwendig machen, und daß sich die Medicin, die im Grunde weniger eine Wissenschaft, als eine Kunst ist, und bei der es hauptsächlich auf Beobachtungen und Erfahrungen ankommt, nicht immer kurz fassen kann, wenn sie deutlich seyn will. Aber drei und vierzig Journale sind doch erstaunlich viel. Welcher Arzt, der täglich praktizirt, könnte sie alle lesen, und wem, der nicht praktizirt, könnten sie nützen?

Die Zahl naturwissenschaftlicher Journale rechtfertigt sich nur durch die Zahl der besondern Fächer, die wichtig genug sind, daß ihnen ein besonderes Journal gewidmet wird. Lokalinteressen können hier von Rechtswegen keine Concurrenz begründen, die nur die so

wünschenswerthe Concentration verhindert. Nur landwirthschaftliche, forstwirthschaftliche, technologische Journale können auf besondere Provinzen besonders berechnet seyn, sofern Ackerbau und Industrieverhältnisse in verschiedenen Gegenden sehr verschieden sind. Allein wie es scheint, wird diese natürliche Hierarchie des Journalismus mannichfach durchkreuzt durch eine Concurrenz, die nicht nothwendig wäre und die Orientirung nur verwirrt.

3. Die Unterhaltungsblätter.

Die sogenannten schönwissenschaftlichen, belletristischen oder Unterhaltungsblätter haben auf eine merkwürdige Weise zugenommen. Es gibt deren fünfzig in Deutschland (dem schon genannten bibliopolischen Jahrbuch zufolge), und darunter ist noch gar manches der kleinen Lokalblätter nicht mitbegriffen, die überall, selbst in den Landstädtchen, wie Pilze aufschießen, und die neben lokalen Anzeigen und den politischen Tagesneuigkeiten auch noch Novellen, Gedichte, Räthsel ꝛc. meist Plagiate darbieten, also eigentlich mit zu den Unterhaltungsblättern zu rechnen sind. Wie bescheiden fingen diese Blätter im vorigen Jahrhundert an und wie beispiellos dreist drängen sie sich jetzt neben und unter einander hervor!

Besondere lokale Bedürfnisse, die so viele Blätter an verschiedenen Orten nöthig gemacht hätten, scheinen nicht vorausgesetzt werden zu dürfen. Die Geschmacksbildung ist in allen deutschen Städten ungefähr die gleiche. Allgemeine Schulbildung, die Lektüre der sogenannten deutschen Classiker, die überall mit Modeschriften gleich ausgestatteten Leihbibliotheken und die im Repertoire wenig von einander abweichenden Theater haben dieses Resultat herbeigeführt.

In Bezug auf die metrische, namentlich lyrische Poesie herrscht in allen Unterhaltungsblättern dieselbe Tendenz zur poetischen Eklektik vor. Man ahmt alle schon bekannte Manieren nach und nimmt ohne Unterschied jede neue auf. Vom alten Gegensatz der classischen und romantischen Schule ist kaum mehr eine Spur zu finden. Alles verträgt sich nebeneinander. In Prosa ist man von Jahrzehnt zu Jahrzehnt einer neuen Mode gefolgt. Noch vor Kurzem herrschte die Manier Walter Scotts vor, jetzt die französische Genremalerei, frivole Novellistik und geistreiche Salonsplauderei.

Man bemerkt in dieser Beziehung einen deutlichen Uebergang von der Herrschaft des beschreibenden Tons zu der des Conversationstons. Im Ganzen strebte die Prosa immer eleganter zu werden und sich der letzten Kraft möglichst zu entäußern, um nur fein und vornehm zu scheinen.

Die so auffallend große Zahl von Unterhaltungsblättern, die mit sehr wenigen, namentlich ältern Ausnahmen, denselben Zuschnitt haben, erklärt sich also nicht aus verschiedenen lokalen Bedürfnissen und auch nicht aus den Gegensätzen des Geschmacks, sondern einzig aus der unnatürlich gesteigerten Produktion und Concurrenz.

Die Produktion übersteigt bei weitem das Maaß, das vom Bedürfniß der Consumenten vorgeschrieben ist, und die Concurrenz hat überdies die schon allzugroße natürliche Produktion noch verdoppelt, ja verdreifacht durch die fabrikmäßige Hervorbringung von Surrogaten.

Um zuerst von der natürlichen Produktion zu reden, so wird wohl Niemand in Abrede stellen, daß wir über alle Maaßen viel, ja wohl zu viele Dichter haben. Noch kein Volk in keiner Zeit konnte sich eines solchen Reichthums an Erzählern und Sängern rühmen, und wenn wir mit Recht auf diese seltene Gunst der Musen stolz sind, so können wir uns doch kaum verbergen, daß auch in diesem Falle, wie in jedem, das Uebermaaß des Segens wieder zum Fluch wird. Oder entspricht wohl die Größe des poetischen Genies der Menge von Dichtern? die Qualität ihrer Poesie dem Quantum ihrer Verse? die Reife des Geschmacks und der feine Sinn für Poesie beim Publikum der großen Mühe, welche sich die Dichter geben, ihn zu bilden? und entspricht endlich die Hochachtung, die man den Dichtern zollt, ihren gerechten, selbst ihren bescheidensten Ansprüchen? Steht nicht vielmehr der innere Werth und die denselben gewidmete Achtung fast genau im umgekehrten Verhältniß mit der Menge der poetischen Produktionen, so zwar, daß selbst viel des wenigen wahrhaft Meisterhaften von der Gegenwart verkannt wird, weil das Publikum, von so vielen Seiten angesungen, nicht Zeit zur Besinnung finden kann, und umgekehrt viel Mittelmäßiges, selbst Verwerfliches sich durch dreistes Ueberschreien geltend macht?

Sind nun eine große Menge Unterhaltungsblätter als natürliche Organe jener so hochgesteigerten Mittheilungslust zu betrachten,

für deren Beiträge wenige Journale nicht ausreichen würden, so gibt es doch noch viel mehr andre, die ihren Ursprung bloß der Industrie verdanken. Das Glück, das einige ältere Unterhaltungsblätter gemacht haben, diente vielen Unternehmern zum Sporn, sich ähnliche Erwerbsquellen zu eröffnen. An poetischen Mitarbeitern war überall kein Mangel. Mancher, der sich früher wohl bescheiden begnügt hätte, einige lyrische Gedichte und einige Erzählungen zu liefern und der dann, am Ende der Nachtigallzeit, die Poesie verlassend, irgend einen praktischen Lebensberuf ergriffen hätte, wurde jetzt für ein Unterhaltungsblatt engagirt und gar bald ward ihm die Muse, die ihm Anfangs wirklich Muse gewesen, zu der bekannten Kuh. Die natürliche Produktion machte mehrere Blätter nöthig, aber die in rein merkantilischer Absicht unternommene Begründung noch mehrerer neuer Blätter machte wieder eine neue Produktion nöthig, die schon nicht mehr natürlich war, zu welcher sich die vom Verleger gedungenen poetischen Fabrikarbeiter unnatürlich steigern mußten. Die Poesie, einst von Hans Sachs aus dem Handwerk zur freien Kunst erhoben, wurde häufig wieder zur Profession und arbeitete über den Leisten.

Haben sich einige echte poetische Genies wirklich zu hoch verstiegen und sind ihre allzu sublimen Empfindungen, ihre allzuausschweifenden Phantasien, ihre allzu gelehrten Witze dem Volke unverständlich und unbehaglich geblieben, so hat dies einer Menge von mittelmäßigen Talenten zum Vorwand gedient, jene angeblich dem Volk allein zusagende fade Unterhaltungsliteratur zu schaffen, die es sich zum Geschäft macht, alles Originale oberflächlich zu manieriren, alles Einzige in seiner Art gemein zu machen, alles Hohe abzuplatten, alles Zarte zu vergröbern, jedes Thema bis zur nicht mehr erträglichen Trivialität zu variiren und jede Idee der höhern Poesie wie ein homöopathisches Atom durch immer größere Verdünnung im Ocean ihrer vermeintlich eleganten Prosa aufzulösen. Jene an Anbetung grenzende Verehrung, der sich ältere Dichter erfreuten, wird den Unterhaltungsschriftstellern durch den klingenden Lohn ersetzt, und haben sie sich im Anfang ihrer betriebsamen Schreiberei deßfalls jedes Anspruches als bescheidene Professionisten begeben, so erleben sie doch wohl mit der Zeit die Freude, ihres viel und immer wieder gelesenen Namens wegen von ihren gutwilligen Abonnenten wirklich unter die Dichter der Nation gezählt zu werden.

Wir haben nun eine sehr vollständige Poesie und daneben eine noch vollständigere Unterhaltungsliteratur. Jeder Platz auf dem deutschen Parnaß ist besetzt. Es hat Aesthetiker genug gegeben, die sogar gemeint haben, die Poesie sey schon mit Goethe beschlossen und vollendet. Doch haben noch viele neue Dichter, die dafür gehalten werden müssen, auf dem Parnaß Platz genommen und das Gedränge derer, die schon berühmt sind oder es noch werden wollen, ist zum Ersticken. Rings um den Parnaß her haben ferner die Unterhaltungsschriftsteller sich gelagert und ihre Boutiquen aufgeschlagen. Von allen Seiten hört man Harmoniemusik, Kegelschub und Gläserklingen und überaus freundliche Wirthe schenken um ein Billiges allen Durstenden und Unterhaltungslustigen das Surrogat von Poesie aus, was den Leuten die Mühe erspart, den Berg erst hinaufzuklimmen und unmittelbar aus der heiligen Quelle zu schöpfen.

Da nun das poetische Fach offenbar längst übersetzt ist, sprach der biedre Criminaldirector Hitzig in Berlin ein Wort zur rechten Zeit, als er die Jünglinge vor der „Schriftstellerei als Lebensberuf" warnte. Gleichwohl sind immer neue Heere von belletristischen Schriftstellern aus der deutschen Erde hervorgewachsen und haben tumultuarisch Platz verlangt. Diese Neulinge folgten als dritte Generation auf die Unterhaltungsschriftsteller, wie diese auf die echten Dichter gefolgt waren. Demnach darf man sich kaum wundern, daß ihnen die ältere Generation jener Gottbegabten oder wenigstens Ehrgeizigen, die ohne einen ökonomischen Zweck nur dichteten, um zu dichten, bereits verschollen war, daß sie nur die zweite Generation der Industriellen kannten und die schöne Literatur nur aus diesem Gesichtspunkt ansahen. Sofern sie aber das Gewerbe bereits so sehr übersetzt fanden, sahen sie sich in die Lage poetischer Proletarier versetzt und bedienten sich des einzigen Vortheils, den diese verzweifelte Lage gewährt. Es kam ihnen zu Statten, daß sie nichts zu verlieren hatten, also in der Wahl ihrer Mittel weniger bedenklich seyn durften, und daß sie durch das gemeine Treiben des poetischen Gewerbes, das schon vor ihnen existirte und das sie beständig vor Augen sahen, für die Scham, die sonst wohl eine natürliche Mitgift der Jugend ist, bereits abgehärtet waren. Ihr Ehrgefühl wurde weit weniger verletzt, als ihr Unternehmungsgeist geschärft. Um nun in die Concurrenz eintreten zu

können (da ihre Zahl für die etwa vacant gewordenen Redaktionen zu groß war), mußten sie auf einen neuen Reiz sinnen, um das abgestumpfte Publikum für sich zu interessiren. Diesen Reiz glaubten sie in den bisher geschonten Persönlichkeiten zu finden, und er lag in der That nahe genug. Sie durften sich nur über die bisher stillschweigend geltenden Rücksichten hinwegsetzen, um das Publikum auf eine neue und recht auffallende Art zu pikiren. Nun begann das sogenannte Charakterisiren der Nobilitäten des Tages, der indiscrete Abdruck von Korrespondenzen, die scandalöse Anekdotenjagd, die biographischen Belustigungen. Sie würzten ihre unbedeutenden, und in Bezug auf Poesie unproduktiven Blätter mit beißenden Bemerkungen, Anspielungen, Anzüglichkeiten, Erdichtungen, Verleumdungen, bekannte Personen betreffend. Sie brachten alle Theaterkabalen, die sonst, wie billig, ungedruckt geblieben waren, alle Rivalitäten der Künstler und Schriftsteller unter das Publikum und nährten sich von der wahren und erdichteten Lästerchronik. Ihre Berechnung täuschte sie nicht. Der böse Leumund ist ein gern gesehener Gast; es schmeichelt den Menschen, wenn sie von Andern übel reden hören.

Mitten im friedlichen Garten der schönen Literatur schlug nun die hundertzüngige Klatscherei ihren Thron auf und improvisirte alle Plakereien, Plünderungen und kleinen Grausamkeiten des Kriegs, während doch ein großartiger Gegenstand des Krieges gar nicht vorhanden war.

Auch die älteren Industriellen, von mehr friedlicher Natur, glaubten nunmehr hinter den Neulingen nicht ganz zurückbleiben zu dürfen und kramten auch ihrerseits Nachlässe, Korrespondenzen, biographische Notizen, Charakteristiken und Personalbeschreibungen aus, an deren Abdruck sie früher wohl nicht gedacht hätten. Alle alten Waschzettel und Visitenkarten berühmter Männer wurden bekannt gemacht, und nicht selten um des baaren Honorars willen jede Pietät hintangesetzt und „das Recht der Todten" auf die schonungsloseste Weise verletzt, die Privatissima sogar der verstorbenen Frauen von den Männern und der verstorbenen Väter von den Söhnen Preis gegeben.

Es versteht sich von selbst, daß jene dritte Generation, indem sie kaum mehr selbst etwas zu schaffen wußte und nur aus dem Stegreif von der Beraubung des fremden guten Rufes lebte, auch

vorzugsweise neben den Feuilletons und Korrespondenzen die kritischen Beiblätter der Journale füllte, so wie neue, hauptsächlich raisonnirende Blätter gründete.

Schon vorher war von der schönwissenschaftlichen Kritik in deutschen Blättern nicht allzuviel zu rühmen. Im Allgemeinen herrschte darin eine Unbestimmtheit, die wenigstens für den Nationalcharakter keine Schmeichelei war. Die Nation sollte einen entschiedenen Geschmack haben und die Geschmackskritik ihn klar aussprechen. Allein wir haben keinen Staat, nur Staaten, keinen Geschmack, nur Geschmäcke und keine Kritik, nur Kritiken. Die Verschiedenheit des Urtheils hat einen nothwendigen Grund in der außerordentlichen Verschiedenheit der Ansichten, und wo diese nur ehrlich sich äußern, hört man, wenn auch ohne Harmonie, doch manchen guten Ton. Allein leider mischt so viel unehrliches Urtheil sich ein, die Ansichten werden so oft nach persönlichen Interessen modificirt. Ein großer Theil der Kritik ist eigentlich bloß Antikritik, Aeußerung der Rache für Tadel oder Nichtanerkennung von Andern, oder Coterielob. Mehrere Blätter assekuriren sich deßfalls ihre Geltung. Die ungerechten Verunglimpfungen des Verdienstes werden von dem systematischen Selbstlob der Coterien an Insolenz sogar noch übertroffen. Mit Erstaunen liest man, wie viel die windigsten Scribenten, von denen man nie etwas gehört, die noch durch kein einziges bedeutendes Werk ihre Ebenbürtigkeit bewiesen haben, von sich Redens und Rühmens machen, und wie sie mitten in unserem weit auseinander gelegenen Deutschland das Stutzerthum der Pariser literarischen Salons nachzuahmen trachten. Und doch ist dieses Verfälschen des Ruhms durch Coterien noch lange nicht das Schlimmste, was man unserer belletristischen Kritik vorzuwerfen hat. Es kommt noch dazu, daß sie ein feiles Werkzeug buchhändlerischer Interessen geworden ist. In einem sehr bekannten Blatte müssen alle Werke des Verlags, in welchem dieses Blatt selbst erscheint, ohne Unterschied gelobt, alle Verlagsartikel einer andern großen Buchhandlung aber ohne Unterschied getadelt werden, ganz abgesehen vom Werthe dieser Werke, einzig im merkantilischen Interesse und auf Befehl des Verlegers. Auch ist dieses Beispiel nur das auffallendste, nicht das einzige. Man urtheilt bei concurrirenden Werken sehr häufig im umgekehrten Verhältniß ihres Werths und oft wird sogar die Kopie auf Kosten

des Originals gepriesen. Wie oft geschieht es ferner, daß sich die Unternehmer das Honorar ersparen, indem sie die kritischen Blätter mit gratis eingesandten Rezensionen füllen, in denen die Verfasser eines Werkes sich selber gelobt, oder ihre persönlichen Feinde sie boshaft mitgenommen.

Man ist an diesen Zustand bereits so sehr gewöhnt, daß die unwürdigste Kritik des würdigsten Werkes, die z. B. in England entweder allgemeinen Unwillen erregen oder nur als die Machination einer politischen Partei entschuldigt werden würde, in Deutschland ganz gleichgültig aufgenommen wird, so wie denn auch wieder das übertriebenste Lob nirgends einen Enthusiasmus erweckt. Man ist an die Extreme schon gewöhnt und — sollen wir das traurige Geheimniß aussprechen? — man achtet die Schriftsteller im Ganzen nicht mehr. Man sieht ihren Kämpfen nicht mehr mit Zorn und Bewunderung, sondern nur noch mit dem spöttischen Behagen zu, mit dem man anderwärts Hahnenkämpfe betrachtet. Bei dieser Discreditirung der Schriftsteller gewinnt Niemand, als wer eben darauf speculirt hatte. Es muß leider gesagt werden, daß es Schriftsteller gibt, welche sich für die Verachtung, die sie einflößen, hinlänglich durch das Honorar, das sie beziehen, entschädigt finden, und die es sich noch überdies als einen Gewinn zu gute schreiben, wenn sie auch Andere ohne deren Schuld (denn verleumde nur, es bleibt immer etwas kleben) und überhaupt die ganze Schriftstellerzunft in Mißcredit bringen. Wer es noch wagt, sich diesem kritischen Unfug entgegenzusetzen, ist der vielstimmigsten Beschimpfung gewiß und findet bei dem schon abgestumpften Publikum eigentlich keine Satisfaktion. Daher zieht sich Mancher, der sonst wohl zur Vertheidigung des Wahren, Guten und Schönen berufen wäre, von der so verunreinigten Arena zurück. Er weiß, daß kein Verdienst, kein wohlerworbener Ruf geachtet wird, daß die Industrie jeder Pietät Hohn spricht, und daß es kein Mittel mehr gibt, der Infamirung des literarischen Pöbels zu entgehen, als ihn gewähren zu lassen.

Geschmacksparteien, die aus Ueberzeugung streiten, können bei einem solchen Zustande nicht mehr bestehen, noch aufkommen, so wenig wie es in der französischen Revolution noch Aristokraten, Constitutionelle und Girondisten geben konnte, nachdem einmal die

Anarchie den Auswurf der Straßen auf die Tribüne geführt hatte. So oft in unsern Tagen ein Principienstreit im Gebiete des Geschmacks beginnen wollte, hat ihn ein wüstes Geschrei übertäubt und Alles hat sich in Persönlichkeiten aufgelöst.

Eine bekannte junge Schule gab vor, von einem neuen Princip aus die schöne Literatur reformiren zu wollen. Wenn es wahr gewesen wäre, welch frischer Lebensstrom hätte die versumpfte Belletristik durchdringen müssen! Allein sie predigten zügellose Frechheit und legten die Leyer des Apoll dem Gott der Gärten in die Arme. Und selbst diese Zügellosigkeit war nur schlau berechnet, nur die auf Speculation unternommene Nachahmung einer französischen Mode. Der Schneider in Lissabon, der sich von gestohlenem Tuch einen Carbonarimantel machte, beschämte nicht bitterer den Richter, als diese jungen Leute die redliche Kritik beschämten, die ihre Industrie für Fanatismus nahm.

So hat denn auch diese Hoffnung auf einen neuen Frühling der Poesie getäuscht und man wird wohl noch lange warten müssen, bis entweder eine heilige Jugendkraft wieder eine neue schöne Begeisterung erweckt und durch das Schwert derselben den gordischen Knoten der Kritik zerhaut, oder die Nation, ihrer Würde bewußt und großartigen Interessen zugewendet, jene elende Industrie der literarischen Klatschblätter zur ewigen Vergessenheit verurtheilt.

4. Die Lokalblätter.

Ist es wohl der Mühe werth, ihrer besonders zu gedenken? Die einzelnen Blätter bedeuten freilich nicht viel, allein alle zusammengenommen bilden eine Macht in Deutschland. Bei weitem die größte Mehrheit der Bürgerfamilien liest gar keine andern Blätter als Lokalblätter. Diese üben mithin einen so großen Einfluß auf die Begriffe, auf Sitten und Geschmack, daß es sich wohl verlohnt, sie in Betrachtung zu ziehen. Die Lokalblätter sind ursprünglich nichts andres, als Intelligenzblätter, bestimmt, Verordnungen der Behörden, öffentliche Aufrufe, Todesanzeigen, Versteigerungen ꝛc. bekannt zu machen. Man hat nun schon in früheren Zeiten häufig damit theils politische Nachrichten, theils Erzählungen und Gedichte zur Unterhaltung verbunden. Mehrere dieser Blätter haben sich im Verlauf der Jahre ein solches Zutrauen

erworben, daß man in den betreffenden Städten nicht leben kann, ohne sie täglich wie den Besuch eines alten Freundes zu empfangen. Allein das verdiente Ansehen dieser guten Blätter weckte den Neid der Industriellen. Daher sind eine große Menge neuer Lokalblätter entstanden, ja eine unglaubliche Anzahl in einer einzigen bekannten Stadt, und durch den Wetteifer dieser Winkelblätter sind alle mögliche städtischen Fraubasereien, ist alles Wirthshausraisonnement, von dem man wohl nie vermuthet hätte, daß es je schwarz auf weiß würde zu lesen seyn, unter die Presse gebracht worden.

Die Industrie ist schon so weit gegangen, daß allzu indiscrete Persönlichkeiten und systematisch improvisirte Lügen, die in den Blättern der Vaterstadt nicht wohl aufgenommen werden können, als Korrespondenzartikel in die Lokalblätter anderer Städte geschickt und mit ähnlichen ausgetauscht werden. Literarische Vagabunden, nicht bloß die ganz plebejischen, sondern auch solche, die vornehm zu seyn affektiren, rächen sich an den Städten, in denen sie nicht genug Bewunderung eingeerntet, oder ihnen eine Speculation mißlungen ist, durch infamirende Journalartikel, worin die Stadt, ihre Gesellschaften, ihre Illustrationen verleumdet werden.

Eine andre sehr bekannte Industrie bedroht jeden neu ankommenden Schauspieler in gewissen Städten mit den beißendsten Kritiken, wenn er sich nicht durch baares Geld davon loskauft. Die Theaterkritik ist in dieser Beziehung ein wahrer Schandfleck unserer Journalistik geworden, in Lob und Tadel gleich schmählich.

Die Lokalblätter, die in den niedrigsten Sphären der Gesellschaft ihr Publikum suchen, haben eben deßhalb bereits angefangen, auch die gemeinsten Privatverhältnisse zum öffentlichen Scandal ans Licht zu ziehen. Sie enthalten gedruckt, was sich die Mägde am Brunnen erzählen. Sie suchen durch zweideutige Ausdrücke und schlüpfrige Anekdoten zu reizen. Sie theilen boshafte Gerüchte mit, nur um die Verletzten zu einer Erwiederung zu nöthigen, die dann ebenfalls dankbar abgedruckt wird, alles, um nur von sich reden zu machen. Nichts wird verschmäht, um diese Blätter zu würzen. Ist doch schon der Fall vorgekommen, daß in einem solchen Winkelblatt ein Gymnasiast öffentlich gegen seinen Lehrer polemisirte. — Zum Glück sind Blätter dieser Art verhältnißmäßig noch selten, allein es kommen denn doch in allen größern Städten immer mehrere auf, und es dürfte nicht ganz überflüssig seyn,

ihrer hier zu gedenken und darauf aufmerksam zu machen, daß sie eben nicht zur moralischen Bildung der Bevölkerungen und namentlich der Jugend beitragen, denen sie vorzugsweise in die Hände fallen.

Während die neueste Zeit diesen offenbar polizeiwidrigen Unfug in den Städten hegt und duldet, hat sie eine gute alte Sitte ganz abhanden kommen lassen, welche zu bewahren die Lokalblätter eigentlich berufen wären. Ehemals nämlich zeichneten die Chroniken treufleißig auf, was sich in der physischen und moralischen Welt Wichtiges begab. Dadurch ist die Kunde von sehr merkwürdigen Personen und Ereignissen, ungewöhnlichen Unglücksfällen, Verbrechen :c. auf uns gekommen. Jetzt aber lehrt ein falscher Anstand solche Mittheilungen unterdrücken. Vom interessantesten Selbstmörder weiß man nach zwanzig Jahren nichts mehr, weil die Blätter nichts enthalten, als seine simple Todesanzeige. Auch von den wenigsten Verbrechen wird das Nähere mitgetheilt. Das Unglück, heißt es, gebiete Achtung. Und doch erröthet man nicht im Geringsten, die Verleumdungen unbescholtener Mitbürger in den Lokalblättern zu lesen und ergötzt sich vielmehr, wenn Bosheit und Industrie sich vereinigen, den Frieden der Familien zu stören.

Werfen wir zuletzt noch einen Blick auf die Broschüren, dieses Supplement des Journalismus, das immer nothwendiger wird, je mehr kleine Journale aufkommen, die keinen Raum haben, um größere Aufsätze aufzunehmen, oder die zu wenig bekannt sind und zu wenig Abonnenten haben, als daß es der Verfasser nicht darauf wagen sollte, seinen Aufsatz lieber im besondern Abdruck als Broschüre erscheinen zu lassen.

Erwägt man die Zahl der Broschüren, die in Sachen der Homöopathie, der Eisenbahnen, der Cholera und des Kölner Ereignisses in Deutschland geschrieben worden sind, so kann man sich nicht verbergen, daß es des Guten zu viel gewesen ist. Allein diese Ueberschwemmung erklärt sich aus demselben Uebelstande, den wir oben ausführlich gerügt haben. Hätten wir wenige große Journale, von den sachkundigsten und talentvollsten Männern jedes Fachs bedient und von anerkannter Autorität, so würde die richtigste unter verschiedenen Meinungen, oder würden die bedeutendsten entgegengesetzten Meinungen sich bald klar herausgestellt haben; diese Journale würden außer dem, was sie sebst geäußert hätten,

auf die wichtigsten größern Werke, in denen der betreffende Gegenstand noch gründlicher erörtert worden wäre, hingewiesen haben und das Publikum hätte klar gesehen, hätte gewußt, woran es sich zu halten hat. Allein die Concurrenz der zahllosen Journale, die sich wechselseitig ihre Autorität bestreiten, hat auch jene Superfötation der Broschüren veranlaßt, in denen noch alle die Stimmen gleichsam vor der Thür laut geworden sind, die nicht im Saal selbst haben mitsprechen können; als ob es nur darauf ankäme, daß Alle sprechen, und nicht vielmehr darauf, daß Alle hören, was ein Verständiger spricht.

Einen nicht geringen Antheil an dieser Vielschreiberei haben diejenigen zahreichen Verleger, die aus einfacher Speculation auf die Neugier des Publikums, über jeden nur einigermaßen wichtigen Vorfall so schnell als möglich eine Broschüre *schreiben lassen*, Unberufene dazu auffordern, Schuldner ihre Schuld dadurch abtragen lassen, Auscultanten damit auf einige Zeit beschäftigen 2c., und die dann diese Machwerke durch sehr in die Augen fallende Anzeigen und bestochenes Recensentenlob dem Publikum aufdrängen. Nicht wenige Tageblätter füllen ihre Spalten mit solchen Anzeigen und dienen lediglich der Industrie ihrer Unternehmer. Es ist also nicht genug, daß in jetziger Zeit so überaus viel mehr Personen zur öffentlichen Darlegung ihrer Meinungen wirklich berufen zu seyn *glauben*, sondern es gesellen sich ihnen auch noch wenigstens eben so viele Andere bei, die eigentlich nicht berufen zu seyn glauben, aber doch aus ökonomischen Gründen mitschreiben, indem sie eine beliebige Meinung fingiren oder die Meinung Anderer ein wenig umändern, mehrere zusammenflicken und was dergleichen kleine unschuldige Fabrikgeheimnisse mehr sind.

So stoßen wir denn überall auf dasselbe Resultat. Die *unnatürlich gesteigerte Concurrenz* ist das Hauptübel, an dem unsere periodische und ephemere Literatur leidet.

Wir haben bereits im Fortgange unserer Erörterungen die augenfälligsten Ursachen dieser Concurrenz bezeichnet. Einmal haben sich die politischen Sonderungen Deutschlands auch da, wo kein Staatsinteresse ins Spiel kommt, in der Literatur wiederholt, und obgleich wir Alle in ein und derselben Sprache schreiben, und darauf Anspruch machen, im ganzen Umfang des deutschen Sprachgebiets gelesen zu werden, entbehren wir doch einer großen Hauptstadt,

die der unbestrittene Mittelpunkt alles literarischen Lebens seyn könnte. Wir haben unsre Kräfte an mehrere solcher Mittelpunkte vertheilt, und der edle Wetteifer, im Theile ein Ganzes darzustellen, steht doch entweder nicht überall im richtigen Verhältniß zu den getheilten Kräften, oder verschwendet die Kräfte, die an verschiedenen Orten wiederholt dasselbe leisten, was nur einmal geleistet zu seyn brauchte, oder ruft auch wohl eine Eifersucht hervor, die ein Verdienst zu Gunsten des andern verdunkelt, eine Wirkung zu Gunsten des andern schwächt. Die Rücksicht, die so viele Gelehrte, besonders in Staatsanstellungen auf ihren Staat und auf ihre Stadt nehmen, ist ein großes Hinderniß der so wünschenswerthen Concentration der journalistischen Mittel und Kräfte. Es hält sehr schwer, für ein einflußreiches Journal, das zufällig in dem einen Staate herauskommt, bedeutende Autorität aus einem andern Staate zu gewinnen, wenn die Unabhängigkeit eines solchen Journals nicht über allen Zweifel erhaben ist; und ist sie dies, so treten häufig wieder andre Rücksichten dazwischen, denn nicht jede Unabhängigkeit ist zugleich mit der Vornehmigkeit umkleidet, mit der allein große Namen sich alliiren können.

Daher ruhen so viele Federn, die für die öffentliche Aufklärung in Journalen thätig seyn sollten. Daher widmen sich Viele nur den Journalen eines Staats oder einer Stadt. Daher schreiben so Viele ohne System und Consequenz bald für dieses bald für jenes unabhängige Journal, je nachdem man ihnen diese Ehre abgeschmeichelt, abgebettelt hat.

Die zweite Ursache der unnatürlich gesteigerten Concurrenz ist die übertriebene Gewissenhaftigkeit oder aber die unverträgliche Subjectivität vieler Männer der Wissenschaft und Kunst. Eine der größten Tugenden der Deutschen wird hier zu einem Fehler. Um des Verdienstes willen, eine eigene Ansicht rein und unverfälscht in allen Nebendingen durchzufechten, verscherzt man das große Resultat, den Sieg der Grundansicht, den man erreichen könnte, wenn man sich durch Nachgiebigkeit in Nebendingen, einer zahlreichen Waffenbrüderschaft versicherte. Ueberhaupt ist die Politik der Parteien, die Kunst des Associirens den Deutschen noch ziemlich fremd. Daher schreiben so viele Gelehrte eigene Journale, unbekümmert um die andern. Daß es aber ein Uebelstand ist, wenn jeder seinen eigenen Weg geht, jeder allein Recht haben will, und

sich um seine Genossenschaft nicht umsieht, ist mehr als einmal in den Zeiten großer Meinungskämpfe klar geworden. Die Lichtstärke einer Meinung steht mit der Menge der Farben- und Wärmestrahlen, in welche sie die literarische und vorzüglich die journalistische Optik zerlegt, im umgekehrten Verhältniß. Ein altes deutsches Sprichwort empfiehlt jeder Partei, wie ein Mann zu stehen. Sie sollten auch nur wie ein Mann schreiben.

Die dritte Ursache der Concurrenz ist die rein industrielle Speculation, die nicht irgend eines gemeinnützigen Zwecks oder um einer Idee willen, sondern einzig um des Erwerbs willen in die journalistische Thätigkeit eingreift. Obgleich diese Art von Journalistik nur eine Schmarotzerpflanze ist, hat sie sich doch bereits so gut genährt, daß sie den Baum, auf den sie sich gepflanzt, auszusaugen droht. Der kaufmännische Unternehmungsgeist, noch mehr die kaufmännische Unabhängigkeit war nothwendig, um Wege zu bahnen, auf die man nicht kommt, wenn man an irgend eine gelehrte Scholle gebannt ist, wie dies lange Zeit bei den meisten deutschen Gelehrten der Fall war. Daher sind Journale, die ursprünglich nur eine kaufmännische Speculation waren, indem sie die edelsten, bisher ruhenden Kräfte in Bewegung setzten, Nationalinstitute geworden. Allein in diesen Kräften ist ein Maaß, und sie haben zuletzt nicht mehr ausgereicht für den unglaublichen Zudrang von neuen Unternehmern, die alle von gleich ausgezeichneten Kräften bedient seyn wollten. Die Industrie hat sich nun mit Surrogaten geholfen. Sie hat nicht bloß nachgedruckt, sie hat auch auf eine feinere Weise durch Umschreiben, Nachahmen und Compiliren das Verdienst fremder Geister sich zu eigen gemacht. Endlich hat sie es gewagt, ohne Umstände den Ruhm zu verfälschen, und ihre Fabrikarbeit, von namenlosen Pfuschern zubereitet, für Werke des Genies und des Verdienstes auszugeben.

Zu den Mitteln, sich ein Scheinverdienst anzueignen und den Surrogaten das Gepräge der echten Waare zu geben, gehört unter andern auch die Praxis der fingirten Oppositionen. An alle Parteien haben sich industrielle Volontärs angeschlossen, denen es auf keine Weise mit ihrer Polemik Ernst ist, die nur den Ruhm und die Leser der echten Parteimänner theilen wollen. Sie spielen auch wohl gelegentlich die Märtyrer und gehen in ihren Berechnungen so weit, sogar von dem Mitleid, das man den wirklich Verfolgten

zollt, ihre Procente zu ziehen. Dieser Art von Industrie muß sehr Vieles zur Last gelegt werden, was man fälschlich den wirklich bestehenden Parteien und ihren Ueberzeugungen zugeschrieben hat. Gar manche Caricatur hatte nur diesen Ursprung, und wie viel fades Raisonnement gehört auf diese Rechnung! Auf die mannichfachste Weise sind die ursprünglichen Physiognomien der entgegenstehenden Zeitansichten durch die Industriellen, die ohne Ueberzeugung, nur der Mode und des Gewinns wegen mitschreiben, verzerrt und verwischt worden.

Auch hat sich das Publikum fast immer irre leiten lassen und es der Industrie so recht bequem gemacht. Seine Einsicht ist nicht bloß der schlauen Täuschung erlegen, es hat sich auch geduldig bruskiren lassen. Es hat Schriftsteller und literarische Fabriken der schlechtesten Kategorie nicht nur geduldet, sondern auch ihre Namen neben den edelsten, welche die deutsche Wissenschaft und Kunst verehrt, glänzen lassen. Es hat gekauft, gelesen, bewundert, was es hätte mit tiefster Verachtung von sich stoßen sollen.

Nicht ohne guten Grund pochen nun die Industriellen auf die Gunst des Publikums. Das Publikum war für ihre Machwerke empfänglich, die Industrie hat also nichts anders gethan, als einem Bedürfniß, das in der Zeit lag, abgeholfen. So scheint es freilich; allein das Publikum besteht aus gar mancherlei Bestandtheilen und grade diejenigen, auf deren noch unreifes Urtheil, auf deren jugendliche Verführbarkeit, auf deren rohe Erziehung und Bildung oder auf deren schon ganz verdorbenen Geschmack die Industrie speculirt, dürfen nicht als Richter in letzter Instanz anerkannt werden, so viel ihrer auch seyn mögen. Jene Jugendverderber, welche die weisere Gesetzgebung früherer Zeiten schonungslos strafte, durften sich nicht darauf berufen, daß die Jugend ihnen zugestimmt habe. Sind böse Begierden erregt, sind krankhafte Bedürfnisse erzeugt worden, so muß man diese nicht für die wahre Natur anerkennen, sondern die Natur muß sie mit aller Kraft ausstoßen. So wenig der Branntwein, über dessen Verheerungen man jetzt klagt, ursprünglich das Bedürfniß der nordischen Bevölkerungen war, so wenig war es die Lektüre schlechter Bücher und Journale. Eine gemeinschädliche Industrie hat erst dieses unnatürliche Bedürfniß in der Natur hervorgerufen, indem es sie verdarb. Die Industrie an sich ist nicht moralisch. Sie

wird jedes Gift verbreiten, das Käufer findet, im Orient Opium, im Occident schlechte Bücher. Sie wird selbst die bisher verborgenen Gifte aufsuchen, um sie zu verbreiten, wenn und so lange ihr die gereifte Vernunft und Moral der Völker keine Schranke setzt. Deßhalb wird die literarische Industrie, wenn auch eines ihrer Gifte aus der Mode käme, bald wieder auf ein neues bedacht seyn, und die gegenwärtige Erörterung wird gewiß nicht die letzte seyn, welche dieser Gegenstand veranlaßt.

In der That finden wir uns am Schlusse unserer Betrachtungen zu dem beschämenden Geständniß gezwungen, daß wir nicht eigentlich wissen, wie dem Uebel abzuhelfen sey, das unvermeidlich bevorsteht, wenn die Anarchie des öffentlichen Urtheils und die Frechheit der darauf speculirenden Industrie nach dem bisherigen Maßstabe noch ferner zunehmen sollte.

Ohne Zweifel hat Jedermann ein Recht, mit seinen Kapitalien im Buchhandel zu speculiren, wie in jedem andern Handel. Ohne Zweifel hat auch Jeder ein natürliches Recht, seine Meinungen zu veröffentlichen, und selbst die Censur wendet nichts dagegen ein, wenn diese Meinungen nur nicht die der Regierung feindlich berühren. Zudem ist eine uneingeschränkte Concurrenz den Wissenschaften und Künsten selbst förderlich, weil sie einen Wetteifer der Meister erzeugt. Und welche schreiende Mißbräuche, welche Stagnation, welcher Tod alles geistigen Lebens müßte entstehen, wenn je die Literatur und Journalistik zu einem Monopol würden, zu einem Amtsgeschäft, für welches nur die Staatsgewalt oder eine von derselben autorisirte Kaste befähigen könnte, wie in China?

Wie soll nun aber auf der andern Seite Wissenschaft und Kunst, ja die Gesellschaft selbst vor dem andern Extrem der lex agraria bewahrt werden? denn worauf anders läuft diese Concurrenz hinaus, als auf ein agrarisches Gesetz der Literatur, das jede Aristokratie des Geistes und der guten Sitten aufhebt und das Recht der Autorschaft in zahllosen kleinen Portionen an den Pöbel vertheilt? oder das wenigstens den literarischen Demagogen und Speculanten zum Vorwande dienen muß, den Geistesadel in der öffentlichen Meinung zu ruiniren, wie vormals den Blutadel?

Das natürliche Recht, das jeder hat, zu schreiben, was ihm einfällt, erfordert nothwendig eine Einschränkung durch die Pflicht, die sich jeder auflegen sollte, entweder nur Gutes zu schreiben,

oder das Schreiben überhaupt denen zu überlassen, die dazu berufen sind. Wie aber kann diese Pflicht den Industriellen eingeschärft werden?

Die öffentliche Meinung, die hier entscheiden sollte, ist durch die schlechte Journalistik selbst bestochen, und sie von diesem Einfluß zu befreien, das Nationalurtheil im Großen zu reifen, wird es vielleicht eines Anstoßes bedürfen, der nicht aus der Literatur selbst kommen wird, einer Macht der Ereignisse, die noch im dunkeln Schooße der Zukunft ruhen.

Immerhin aber bleibt es die Pflicht jedes Redlichen, wenigstens zu versuchen, ob nicht in unsern gesegneten Friedenszeiten die Nation im Stande seyn sollte, sich über das, was ihr heilsam und was ihr verderblich, in ruhiger Besinnung aufzuklären. In wiefern das Zusammenwirken in wenigen großen Journalen auch den Einfluß der wahrhaft Berufenen verstärken könnte, glauben wir genügend angedeutet zu haben. Die Anarchie hätte vielleicht nicht so große Fortschritte gemacht, wenn die geistige und sittliche Aristokratie ihre Kraft nicht so gänzlich zersplittert hätte. „Ich sehe ein Meer von Sand," sagte Napoleon, „es ist Zeit, eine Masse von Granit darauf niederzulegen."

W. M.

Ueber den Germanismus
in
den Vereinigten Staaten von Amerika.

Wenn man bedenkt, daß die Geschichte der Vereinigten Staaten nur eine fortlaufende Geschichte Europas ist, und daß darin alle Fäden der europäischen Specialgeschichten, obwohl mit einzelnen Veränderungen, fortgesponnen werden, so dürfte wohl ein Blick auf die ausgewanderten Deutschen und ihre Bestimmung in der neuen Welt nicht ohne Interesse seyn, und vielleicht auch über die Zukunft von Deutschland einiges Licht verbreiten. Es ist gewiß der Mühe werth, zu untersuchen, wie sich ein Volk unter gänzlich verschiedenen Umständen und namentlich unter einer seiner ursprünglichen Organisation beinahe diametrisch entgegengesetzten Verfassung gestaltet, weil man hiedurch tiefer in sein Innerstes sehen und das Zufällige von den eigentlichen Elementen seines Daseyns unterscheiden lernt. Dies war vor der Entdeckung Amerikas in Bezug auf die meisten europäischen Nationen unmöglich gewesen, aber seit der Gründung der Freistaaten und der südamerikanischen Republiken gewähren die Begebenheiten der andern Hemisphäre ein reiches Mittel zur näheren Kenntniß der unsrigen, das von den gegenwärtigen Geschichtschreibern gewiß noch lange nicht hinlänglich benutzt worden ist. Ist der gegenwärtige Zustand Spaniens nicht ein aus einem Hohlspiegel zurückgeworfenes Bild der südamerikanischen Republiken — ewig zwischen Freiheit und Despotismus schwankend? Sind nicht die Vereinigten Staaten eine

riesige, obwohl in ihren Farben etwas undeutliche Copie des alten Englands? und geben sie uns nicht einen Begriff von dem, was selbst das monarchische England durch die Kraft seiner Bewohner werden könnte? Warum sollte die Geschichte der deutschen Ansiedlungen in Nordamerika, ihr Entstehen, ihr Aufblühen und zuletzt ihr Einfluß auf den politischen Körper, dem sie als Glied untergeordnet sind, gänzlich ohne Belehrung für Deutschland seyn?

Die germanischen Völker, das heißt die angelsächsischen und deutschen Stämme, haben sich seit der Entdeckung Amerikas zur Kolonisation fremder Länder am tauglichsten bewiesen; sie besaßen nämlich die Fähigkeit, den ihnen angestammten kräftigen, arbeitsamen Charakter in ferne Welttheile zu tragen, ohne daß er durch die Uebersiedlung an Stärke oder Dauerhaftigkeit verloren hätte. Wenn aber irgend etwas für die Mannbarkeit eines Volkes spricht, so ist es seine Fähigkeit, kräftige Kolonien zu bilden; denn es ist die Kolonisation eine geistige Zeugung, die nur dann zu Hoffnungen für die Zukunft berechtigt, wenn sie aus dem Mannesalter eines Volkes stammt, nicht aber aus seiner Kindheit, oder aus seinen Greisenjahren. Schon dieser Erfahrungssatz, dessen Wahrheit die Geschichte aller Ansiedlungen bis auf den heutigen Tag beurkundet, würde uns rückwärts (analytisch) auf die Kraft von Deutschland schließen lassen, das, ohne eine eigentliche Seemacht zu besitzen, und bei dem großen Welthandel nur gering betheiligt, dennoch ganze Provinzen in fernen Welttheilen geschaffen hat, welche, ungeachtet der ihnen äußerlich aufgedrückten Form, durch ihre innere Gestaltung, hauptsächlich aber durch ihre moralische Haltung überall ihren germanischen Ursprung beurkunden.

Zwei Völker sind es, wie bereits erwähnt, welche diesen Zeugungstrieb in sich fühlen — die Engländer und die Deutschen. — Allein welche Vortheile besitzen nicht die Engländer in Bezug auf Handel und Seefahrt über alle andern germanischen Stämme! Und was hat Frankreich, was hat Spanien und Portugal unter ungleich günstigeren Umständen für die Gründung von Kolonien gethan? Die Portugiesen eroberten Ostindien, die Spanier Amerika, die Franzosen besaßen Länder in Asien und Amerika; was ist aus ihnen allen geworden? Wo haben die Portugiesen, Spanier oder Franzosen Niederlassungen gebildet, welche selbstständig wurden und zu kräftigen, wohleingerichteten Staaten emporwuchsen? Was die

Spanier in der Periode ihres größten Glanzes in Amerika thaten, beweist bloß, daß sie fähig waren, einen hohen Grad von Nationalstolz auf eine ferne Welt zu übertragen, nicht aber, daß sie dort den Keim zu aufblühenden Staaten legen konnten. Von den französischen und holländischen Kolonien gilt dasselbe, nur daß das Mißglücken der letzteren mehr der Grausamkeit und der Gewinnsucht der holländischen Gouverneurs, als der Unfähigkeit des holländischen Volkes, dauerhafte Niederlassungen zu begründen, zuzuschreiben ist.

Das merkwürdigste Schauspiel einer großartigen Kolonisation und der damit verbundenen Gründung eines neuen Staatenvereins gaben uns die Engländer. Diese legten unstreitig den Grund zu der ganzen jetzigen Gestaltung nicht nur der Vereinigten Staaten, sondern auch von Südamerika, so sehr auch dort die materiellen Elemente des Volkslebens spanischen Ursprungs sind. Die englischen Besitzungen in Ostindien gehören nicht hieher; denn es sind dies keine Kolonien, sondern bloß unterjochte, obwohl mit ausgezeichneter Klugheit und man kann sagen Gerechtigkeit beherrschte Staaten; wohl aber verdienen hier die Strafkolonien von New-South-Wales und Van Diemensland erwähnt zu werden, denn sie beweisen uns in einem hohen Grade die Kraft des germanischen Stammes selbst dort, wo er auf dem Weg der Ausartung begriffen war.

„Was ist wohl die Ursache," könnte man fragen, „daß Botanybay-Kolonie besser gedeiht, als die südamerikanischen Republiken?" Wir wissen hierauf keine bessere Antwort als diese: „weil selbst der englische Sträfling noch einen besseren Begriff von Recht mit in die Kolonie bringt, als der ist, zu dem der Spanier in Südamerika auferzogen wird, und weil das Leben der Engländer auf Botanybay durch die Erinnerungen an das Mutterland, durch geschichtliche Traditionen, hauptsächlich aber durch das Beibehalten der alten englischen Formen und Gebräuche, noch immer besseren Stoff zur Verarbeitung bietet, als die entnervten, jedes historischen Zusammenhangs unter sich und mit dem Mutterlande entbehrenden Südamerikaner."

Ein nicht unbemerkenswerther Umstand ist, daß, wo immer die Engländer oder die Deutschen Fuß faßten, sie alle übrigen Nationen, und zwar auf friedliche Weise, verdrängten, während

es den Franzosen und Spaniern mit den unerhörtesten Grausamkeiten dennoch nicht gelang, sich vor der Vermischung mit andern Racen zu bewahren, die dann ihre Cohäsionskraft schwächte und die Nationalität selbst nach und nach untergrub. Die Engländer und Deutschen, mehr auf ihre eigene Arbeit als auf die von Sklaven oder Miethlingen vertrauend, haben, wo sie sich niedergelassen, in keinem Zweig der Industrie Lücken gelassen, und es so den Einheimischen wie den eingewanderten Fremden unmöglich gemacht, unter ihnen Posten zu fassen oder sie wohl gar zu verdrängen. Die Spanier und Franzosen hingegen haben überall die Herren gespielt und die bezwungenen Massen für sich arbeiten lassen, bis endlich letztere das verhaßte Joch abschüttelten oder die Sieger zu einem Vergleich zwangen.

Daß es den Engländern nicht an Muth und Genie zu militärischen Eroberungen gebricht, das haben sie in Hindostan und auf den westindischen Inseln hinlänglich bewiesen, auch haben die Deutschen in den Vereinigten Staaten auf den Zügen gegen die Indianer für ihr Eigenthum und im Unabhängigkeitskriege gegen England für ihre Freiheit zu kämpfen gewußt; aber zum Kriege rüsten sich in der Noth auch unedle Naturen; etwas anderes ist es im Frieden nicht zu erschlaffen, mit schöpferischem Geist und mit Beharrlichkeit die Natur umzugestalten und im nie endenden Kampfe gegen die Elemente den Muth nicht sinken zu lassen. Hiezu gehört nicht bloß eine momentane Begeisterung, Ehrgeiz oder Ruhmbegierde, sondern ein wirklicher moralischer Fond, den wir, ohne parteilich zu seyn, nur bei den germanischen Nationen antreffen.

Dieser moralische Fond ist hauptsächlich zur politischen Organisation einer Kolonie nothwendig; denn für diese thun bei der Entstehung eines Staates Sitten und Gebräuche mehr als die weisesten Gesetze. Wo nicht ein gewisses Rechts*gefühl* bei den niederen Klassen vorherrscht, da ist von der juridischen Definition des Rechts, bei der geringen exekutiven Gewalt in einem noch nicht ganz civilisirten Staate, kein Heil zu erwarten. Dort ist freiwillige Unterwerfung unter das Gesetz oder unter die Norm, die als solches gilt, das unerläßlichste Bedürfniß, wenn nicht Alles in Anarchie zerfallen oder die freien Kräfte durch militärische Gewalt gebunden oder gelähmt werden sollen. Nach welchen Gesetzen regieren sich wohl die westlichen Ansiedlungen in den Vereinigten

Staaten, als nach den von den Auswanderern mitgebrachten? Bei den Anglo=Amerikanern sind dies die englischen, bei den Deutschen die Erinnerungen an den Brauch der Väter. Erst nachdem sie weit vorgeschritten, Städte, Dörfer und Flecken gebildet und ungeheure Strecken urbar gemacht haben, kommen sie mit den alten Einwohnern in Berührung und vereinigen sich mit diesen — obschon jedesmal unter Beibehaltung ihrer mitgebrachten Formen — zu einem politischen Ganzen. Dies gestattet bis jetzt die Verfassung der Freistaaten und es ist dies gewiß ein Hauptgrund ihres schnellen Aufblühens.

Woher kommt es nun, daß bei dem geringen Zwang, welchen die Constitution der Vereinigten Staaten den verschiedenen europäischen Ansiedlern auferlegt, dennoch nur Deutsche und Engländer größere Ansiedlungen bilden und darin an ihren Sitten und Gebräuchen fest halten? Warum streben Hunderttausende von Franzosen und Spaniern, die in verschiedenen Theilen der Union zerstreut leben, nach keiner politischen Einheit? Offenbar deßwegen, weil sie nicht im Stande sind, unter sich selbst ein Ganzes zu bilden, weil sie nur berufen sind, den einen oder den andern Posten in der Gesellschaft einzunehmen, nicht aber alle zur Gründung eines Gemeinwesens nöthigen Eigenschaften besitzen. Diese Vielseitigkeit, dieses Universalgenie, das sich unverdrossen an die Auflösung jeder menschlichen Aufgabe macht, ist das charakteristischste Kennzeichen der Germanen. Nicht im vorzugsweisen Talent für die eine oder die andere Sache spricht sich der deutsche Charakter aus, sondern in seiner Allgemeinheit; aber eben deßwegen verstehen ihn andere Nationen so wenig. Die Deutschen brauchen bei der Beurtheilung anderer Völker nur vom Allgemeinen auf Einzelnheiten einzugehen, was ihnen auch in der Regel gelingt, und wodurch sie im Umgang mit Fremden bedeutend im Vortheil sind; andere Völker hingegen müssen, wenn sie die Deutschen kennen lernen und aus ihrem Umgang Nutzen ziehen wollen, die verschiedenen Seiten der Deutschen aufzufassen sich bemühen, wozu ihnen gewöhnlich die Geduld und in vielen Fällen gewiß auch die Fähigkeit gebricht.

Die Engländer, welche, wenn gleich nicht so vielseitig als die Deutschen, doch eine gewisse politische Routine — die Folge ihres constitutionellen Lebens — vor diesen voraus haben, haben

noch überdies durch Sprache und Gesittung einen mächtigen Vorsprung vor allen andern Einwanderern in den Vereinigten Staaten, und doch ist es weder ihnen noch den Anglo-Amerikanern gelungen, die dort ansässigen Deutschen zu verdrängen oder inmitten ihrer Ansiedlungen einen von letzteren unabhängigen Posten zu fassen. Die deutsche Beharrlichkeit, die unüberwindlichste Geduld und eben jene Allgemeinheit, die sie überall ein Ganzes bilden läßt, siegen über alle Hindernisse und triumphiren zuletzt über ihre herzhaftesten und unternehmendsten Widersacher. Es ist aber wiederum nicht der Widerstand, den die Deutschen zu irgend einer Zeit leisten, sondern die Beständigkeit und Gleichförmigkeit desselben, welche zuletzt die Gegner ermüden und ihnen den Platz frei machen. Wie könnten sonst die Deutschen in Amerika auf ihren jetzigen Standpunkt von Prosperität und politischem Ansehen gelangt seyn, sie, die als arme Landleute hinüberzogen und ohne Kenntniß der Landessprache, ohne höhere Kultur, und im beständigen Ringen gegen den Andrang neuenglischer Ansiedler, ganze Staaten gebildet und der Physiognomie derselben das unverlöschliche germanische Siegel aufgedrückt haben. Hätte sich diesen Landleuten frühzeitig ein Stand der Gebildeten beigesellt, wäre die kräftige materielle Basis von irgend einem kühnen Geist zu einer großen historischen Unternehmung benützt worden, so wäre vielleicht jetzt die Gestalt der Union eine ganz andre. Wir wollen aber damit nicht sagen, daß die Deutschen in Amerika durchaus keine andere Zukunft haben als die, welche ihnen durch die Gemeinschaft mit den Anglo-Amerikanern bereitet wird; im Gegentheil hegen wir die Ueberzeugung, daß der einmal vorhandene und bis jetzt rein gebliebene deutsche Kern noch einer weiteren selbstständigen Entwickelung fähig ist; wie weit diese aber gehen und zu welchen Erwartungen sie die Deutschen wie die Amerikaner berechtigen dürfte, hängt von Umständen und dem Zusammentreffen von Ereignissen ab, die sich jetzt noch nicht alle übersehen lassen, von denen wir aber dennoch versuchen wollen, die wahrscheinlichsten und wichtigsten herauszuheben, um unsern Lesern wenigstens einen Ueberblick über das Heer der Möglichkeiten zu gewähren.

Die Staaten, in welchen sich die Deutschen in Amerika vorzugsweise niedergelassen, sind Pennsylvanien, der westliche Theil von Maryland und Virginien, Kentucky und in neuester Zeit

Indiana, Illinois und Missouri. Alle diese Staaten gehören insgesammt zu den fruchtbarsten der Union, wie denn auch in den Vereinigten Staaten das Sprichwort herrscht: „Es siedelt sich kein Deutscher auf schlechtem Boden an.“ (**No German settles on a bad soil.**) Sie bilden zwar in keinem dieser Staaten, mit Ausnahme von Pennsylvanien, die Mehrzahl; ihr Einfluß wird aber doch überall dadurch fühlbar, daß sie auch dort, wo sie die Minderzahl bilden, in ganzen Distrikten zu einem mehr oder weniger vollständigen Ganzen vereinigt sind, und selbst in den Städten, wo sie gezwungen waren, mit Amerikanern zusammen zu wohnen, durch ihr Zusammenhalten und durch den Umstand, daß sie als thätige, arbeitsame Menschen nirgends zu den ganz armen Klassen gehören, als unter sich verbundene Glieder einer Gesellschaft einen wichtigen Faktor in der Politik wie im bürgerlichen Leben ausmachen. So bilden zwar die 38,000 Deutsche, welche jetzt in Philadelphia wohnen, im Verhältniß zu den 200,000 Einwohnern dieser Stadt, nur eine kleine Zahl; da sie aber in der Regel unter sich einig und durch die Bande des Familienlebens gegen die Amerikaner abgeschlossen sind, überdies aber noch einen eigenen, beinahe ganz von ihnen geschaffenen Stadttheil bewohnen, so können sie, bei den beständigen Zerwürfnissen der Amerikaner unter sich selbst, bei den meisten Wahlen den Ausschlag geben, und es ist zugleich begreiflich, warum mehrere der einflußreichsten Parteigänger, um die Stimmen der Deutschen zu gewinnen, sich in ihrer Nachbarschaft ankauften.

In New-York bilden die Deutschen ganz genau dieselbe Gesellschaft wie in Philadelphia, in Baltimore (wo sich die gebildetsten Deutschen niedergelassen) desgleichen, und in Pittsburg, wo sie ungefähr das Drittel der ganzen Einwohnerzahl bilden, haben sie seit Jahren die Deputirten nach Harrisburg und die Congreßglieder nach Washington ernannt.[1] Seit vier Jahren ist sogar ein Schiff mit deutschen Emigranten nach Boston (nach derjenigen

[1] Jeder der 26 Staaten der Union hat nämlich seine eigene Verfassung, seine gesetzgebende Versammlung und seinen Gouverneur. Es wählen somit die Einwohner jedes einzelnen Staates ihre Deputirten zuerst für die gesetzgebende Versammlung und dann nach der Verfassung der Union ihre bestimmte Quote von Congreßgliedern für die Centralregierung in Washington.

Stadt, in welcher nicht einmal ein Jude sein Fortkommen findet)[1] verschlagen worden; und selbst da, unter den drückendsten Verhältnissen und auf einem dürren Boden, fanden sie ihr Fortkommen, organisirten eine deutsche Gesellschaft unter dem Vorsitz des Herrn Doktor Beck, eines früher nach Amerika ausgewanderten deutschen Lehrers, welcher jetzt Professor der lateinischen Sprache an der Universität Cambridge ist, und erweckten in kurzer Zeit durch ihren Fleiß, ihre Beharrlichkeit und durch ihr Zusammenhalten zuerst die Aufmerksamkeit und endlich die Eifersucht der Neu-Engländer.

Die Irländer, welche in allen bedeutenden Städten der Union in weit größerer Anzahl vorhanden sind, als die Deutschen, bilden, so sehr auch die Amerikaner in Worten und in Zeitungen gegen das ihnen ertheilte Stimmrecht eifern, doch nur große, zum Theil für Geld feile Haufen, die ohne selbstständige Politik bald für die eine bald für die andere Partei stimmen, je nachdem sie sich einem oder dem andern politischen Systeme anschließen, ohne daß sie im Stande wären, durch Gründung einer stabilen Macht irgend ein unabhängiges Prinzip zu verfechten oder den stets wachsenden Einsprüchen der Eingebornen einen Damm zu setzen. Es gibt in den Vereinigten Staaten, und hauptsächlich im Westen, ein „deutsches Interesse“ (a German interest), welches kein politischer Parteigänger, sey er Föderalist, Whig oder Locofoco, anzugreifen wagt, während man die Irländer und ihren Einfluß in allen Zeitungen verspottet, und ihnen geradezu Bestechlichkeit, Trunkenheit und Gott weiß was noch für moralische Fehler vorwirft, während man sich begnügt, die Deutschen sparsam oder auch filzig (stingy) zu schelten, weil sie mit weit weniger Spekulationsgeist als die eingebornen Amerikaner dennoch vermöglich werden, und selbst im Reichthum ihr schlichtes Wesen und ihre gleichsam angeborne Sparsamkeit beibehalten. Zwar hört man auch hie und da über den unrechtmäßigen Einfluß, den die Deutschen in den mittleren Staaten der Union erlangt haben, sprechen, aber nie ohne den Zusatz: „man darf aber das nicht laut sagen, sonst hat man sie Alle auf dem Hals.“

---

[1] Dies sagen nämlich die Bostoner von sich selbst, um damit ihren Handelstakt und ihre Industrie zu bezeichnen.

Wenn in Pennsylvanien oder im Staate Ohio ein neues Gesetz vorgeschlagen wird, so ist die erste Frage immer: „was werden die Deutschen dazu sagen? Wie stellt man es an, daß man damit nicht bei den Deutschen anstößt?" Hierbei ist noch zu bemerken, daß bei den Deutschen nirgends ein Bestreben sichtbar ist, ihre Macht anders als auf die gesetzliche Art auszubreiten, während man den Irländern z. B. allerlei Kunstgriffe und Manoeuvers zuschreibt, wodurch sie entweder die bestehenden Gesetze umgehen oder sie zu ihren Gunsten auszulegen wissen. Es ist aber eben dieser legitime und deßhalb nicht zu bekämpfende Einfluß der Deutschen, welcher die Eifersucht der eingebornen Amerikaner erweckt; denn es vererbt sich derselbe vom Vater auf den Sohn und von diesem auf den Enkel; denn der Besitz und die Gesinnungen der Deutschen sind stätig, während bei den Anglo-Amerikanern Eigenthum und Politik alle Jahre Hände und Köpfe tauschen. Dadurch und durch den Besitz von liegenden Gütern werden die Deutschen in Amerika die eigentlichen Vertheidiger des Conservatismus, statt daß die Amerikaner jedes Jahr neue Versuche anstellen, und mit dem Vermögen des Staates wie mit ihrem eigenen mehr oder weniger Spiel treiben.

Man kann annehmen, daß die deutschen Bürger von Amerika die einzigen sind, deren Vermögen sich mit Bestimmtheit angeben läßt; so wie bei ihnen der älteste Sohn noch immer das Gewerbe des Vaters treibt, und dasselbe wiederum seinem ältesten Sohn hinterläßt. Das heißen die Amerikaner freilich „an dem Schmutz der Thürschwelle kleben bleiben;" es dürfte aber bei Anstellung eines Vergleichs zwischen den Resultaten der deutschen Stätigkeit und der amerikanischen Beweglichkeit das deutsche Verfahren noch immer den Vorzug haben. Es werden zwar Einzelne unter den Deutschen weniger übermäßig reich, als unter den Amerikanern, obwohl auch hier genug Beispiele vom Gegentheil anzuführen wären, aber es kommen die Massen um so mehr auf, und es gehen bei dem langsamen Reichwerden die Kardinaltugenden eines Volks, Rechtlichkeit, Fleiß, Besonnenheit und Nüchternheit, weniger zu Grunde. Auch bereichern sich nicht einzelne glückliche Spekulanten auf Kosten vieler Unglücklichen, und es werden bei der größern Stätigkeit aller Zustände die Menschen selbst weniger abgenützt. Um sich von der Wahrheit dieses Satzes zu überzeugen, vergleiche

man nur eine deutsche Ansiedlung mit einer amerikanischen oder englischen. Da sind beinahe alle Häuser von gleicher Größe und einerlei Styl; wo man sich hinwendet, erblickt man Bequemlichkeit und Wohlstand, nirgends sieht man Reichthum oder Armuth. „Würden Sie wohl glauben," frug mich einst ein neuenglischer Advokat, der sich in Easton, einer Stadt in Pennsylvanien, gleichweit von New-York und Philadelphia entfernt, niedergelassen hatte, um die dort ansäßigen deutschen Getreidebauern und Müller über ihren Rechtszustand zu belehren, „würden Sie wohl glauben, daß in diesem Städtchen mehr als fünfzig Deutsche wohnen, wovon Jeder zwanzigtausend Dollars werth ist?" „Ja," fuhr er fort, „man sieht es diesen Deutschen nicht an, was sie zusammenscharren. Aber dafür arbeitet auch Alles, Vater, Mutter, Sohn, Tochter und das Gesinde. Wo wäre das bei uns Yankees möglich! Und dann können diese Leute so reich werden als möglich, sie geben deßwegen doch nicht mehr aus, wohnen in denselben Häusern, essen und trinken wie gewöhnlich und verändern nicht einmal ihre Kleidung! Unsern Krämern und Hausirern bleiben sie ganz und gar unzugänglich. Wo könnten die Mädchen und Weiber Zeit zum Putz finden? sie arbeiten ja den ganzen Tag wie das Vieh auf dem Felde. Es kann kein Mensch unter ihnen was verdienen, denn sie drehen jeden Thaler zehnmal um, ehe sie ihn ausgeben; nur auf ihr Vieh und auf ihre Scheunen verwenden sie etwas, und wenn sie nicht manchmal miteinander Händel kriegten, so könnten selbst wir Advokaten zusehen und vor langer Weile uns die Fingerspitzen saugen." „Aber sie sind doch ehrliche Leute und brave Bürger," unterbrach ich ihn. „Das sind sie," versetzte er, „und dafür gelten sie auch in der ganzen Union. Nur das Betteln mit vollen Taschen, was unter den letzten Eingewanderten so sehr um sich greift, sollten sie sich abgewöhnen."

Kommt man in eine neuenglische Niederlassung, so findet man die Häuser nicht, wie bei den Deutschen, aus Stein oder Backsteinen gebaut, dafür sind sie aber auch größer und haben von Weitem ein weit zierlicheres Ansehen. Eben so sind die Scheunen meistens nur aus Holz, deßgleichen die Kirche, das Schulhaus und die Marktstätte. Alles trägt die Spuren flüchtiger Entstehung oder scheint nur in einer Uebergangsperiode begriffen. Höchstens das Wirthshaus oder die Wohnung des Kaufmanns sind aus

Backsteinen erbaut, gleichsam als Beweis, daß der größte Theil der Einwohner noch auf der Reise ist, oder daß diejenigen, welche dort ihren beständigen Wohnsitz aufgeschlagen haben, einen großen Theil ihrer Bedürfnisse durch Vermittelung des Handels aus der Ferne beziehen. Wie gänzlich verschieden von dieser ist dagegen eine deutsche Ansiedlung. Da ist Alles auf Jahrhunderte gebaut. Die Häuser sind klein und unbequem, aber von Stein; Kirchen und öffentliche Gebäude jeder Art sind, als ob sie von längst verstorbenen Generationen herrührten; kurz, das Ganze sieht aus, als ob es eine Geschichte hätte und noch künftigen Geschlechtern dienen sollte. Ueberhaupt sind die Neu-Engländer, wie schon Washington Irving bemerkte, mehr die Schanzgräber (**Pioneers**) der Civilisation, während die Deutschen, wohin sie sich wenden, immer gleich Posten fassen.

Was den Fortgang der Deutschen in den Vereinigten Staaten noch besonders bezeichnet, ist, daß er zwar langsam, aber immer gleichförmig ist, und daß verhältnißmäßig nur Wenige zurückbleiben. Wenn man in eine amerikanische Stadt kömmt, so wird man oft stundenlang mit den Biographien der Reichen unterhalten, auf welche die Amerikaner mehr Gewicht zu legen pflegen, als die Franzosen auf ihre Schauspieler oder die Engländer auf ihre Parlamentsredner. Da hört man nichts als von glücklich ausgeführten Spekulationen, klug angelegten Plänen und dergleichen; wie ein Herr **A** bei dieser Gelegenheit 100,000 Thaler gewann, wie **B** bei einer andern den Grund zu seinem ungeheuren Vermögen legte u. s. w. Allein man beschaue nun auch die Kehrseite dieses Bildes. Man frage, wie viele Familien durch ähnliche Spekulationen unglücklich geworden sind? wie mancher ehrliche Mann, der, hätte er es darauf angelegt, durch Fleiß und Sparsamkeit reich zu werden, ein anständiges Vermögen erworben hätte, statt daß er jetzt mit Weib und Kindern in den Urwäldern des Westens kümmerlich eine Wohnstätte sucht!

Von drei Kaufleuten, welche in Boston oder New-York einen Laden oder eine Schreibstube öffnen, kann man annehmen, daß einer im Laufe der ersten zwei Jahre fallirt, und daß das Falliment des zweiten in weniger als einem Jahre nachfolgt. Dies bedeutet freilich weniger in einem Lande, wo man gewöhnt ist, heute in einem Geschäft Bankerott anzusagen und morgen wieder

ein anderes anzufangen, und es gibt sogar Personen, welche nur solchen Kaufleuten Kredit geben, die schon mehrmals fallirt und hiedurch Gelegenheit gehabt haben, Erfahrungen zu sammeln; es ist aber doch in diesem schnellen Wechsel von Armuth und Reichthum und von diesem wieder zurück zur Armuth etwas, was den Charakter eines Volks aufzehrt und seiner historischen Entwickelung bis auf einen gewissen Punkt die moralische Basis entzieht. Zu diesem beständigen Schwanken bildet die besonnene Thätigkeit und das stätige Fortschreiten der Deutschen einen auffallenden Gegensatz, und es ist dies die eigentliche Ursache ihres guten Fortkommens. Wollten die Deutschen, statt den aus der Heimath der Väter mitgebrachten Stoff zu verarbeiten, die Amerikaner nachahmen, so würden sie höchst wahrscheinlich hinter ihren Meistern zurückbleiben — denn nicht in der Assimilation eines fremden, sondern in der folgerechten Entwickelung des historischen Grundstoffes liegt das Heil eines Volkes — statt daß sie jetzt eben durch den Contrast mit den Amerikanern eine von keinen andern Auswanderern erreichte Selbstständigkeit erringen, die in ihrer Rückwirkung auf die Eingebornen nicht anders als segensreich für den ganzen Staatenverein seyn kann. Die Franzosen und Spanier, welche in Amerika von ihren europäischen Sitten und Gebräuchen nichts beibehalten, als ihre angenehme Art zu leben, müssen täglich dem Andrang der eingebornen Amerikaner oder Engländer weichen, so wie von den Hugenottenfamilien, welche nach dem Edikt von Nantes sich über einen großen Theil von Südkarolina verbreiteten, jetzt nur noch die bloßen Namen übrig sind. Eben so hört man in Amerika wenig oder nichts von dem Einfluß der Franzosen auf die Politik des Staates, obwohl ihre Zahl in den bedeutenderen Seestädten (mit Ausnahme von Boston) groß genug wäre, denselben fühlbar zu machen. Sie wissen, daß sie dort nicht herrschen können, sondern sich begnügen müssen, eine untergeordnete Rolle zu spielen, und von dieser, gleich den Deutschen, mühsam zu einer bedeutenderen sich hinauf zu arbeiten, dazu fehlt ihnen entweder der Muth oder die Beharrlichkeit. Der Kampf zwischen Engländern und Franzosen, wo sie sich nur als Repräsentanten moralischer Principien gegenüber standen, ist nie von langer Dauer gewesen; aber zwischen den Engländern und Deutschen währt er lang und es scheinen beide Theile in demselben nur zu erstarken.

Der Haupterwerb der Deutschen in Amerika besteht in Ackerbau; obwohl auch Kaufleute, Handwerker und dergl., besonders in den deutschen Niederlassungen, recht gut ihr Fortkommen finden. Hiedurch werden sie größtentheils Landeigenthümer und erlangen frühzeitig die zu ihrem weiteren Gedeihen unumgänglich nothwendige Selbstständigkeit. Selbst die deutschen Taglöhner, die sich auf den Acker vermiethen, verlangen in einem Antheil an dem Ertrag eines Gutes statt mit Geld bezahlt zu werden. — Ihren Fleiß und ihre Sparsamkeit beurkundet das amerikanische Sprichwort, daß ein Deutscher noch immer von dem Ertrag einer Wirthschaft reich wird, auf welcher ein Jankee verhungert (**A German grows rich on a farm on which a Jaukee would starve**). Gewöhnlich treiben sie, nach deutscher Art, die Dreifelder-Wirthschaft, wodurch der Ertrag ihrer Grundstücke zwar geringer ist als der der Amerikaner, der Boden selbst aber weniger ausgesogen wird, und der Sohn vom Vater ein Grundstück erbt, dessen vollen Werth er noch auf den Enkel vererben kann, statt daß bei dem Amerikaner Kapital und Zinsen zugleich aufgehen, und der Sohn immer wieder dort anfangen muß, wo der Vater vor 30 Jahren begonnen hat. Auch sind es hauptsächlich die Deutschen, welche der Fruchtbarkeit ihrer Felder durch Dünger nachhelfen und zu diesem Zwecke eine hinlängliche Anzahl Hausthiere halten, von denen dann die Amerikaner spottweise sagen, daß sie besser wohnen als ihre Kinder.

Zu wünschen wäre es, daß bei dieser allgemeinen Thätigkeit der Deutschen auch ihre geistigen Kräfte etwas mehr in Anspruch genommen würden; obwohl dies hauptsächlich nur von den pennsylvanischen Bauern gilt, nicht aber von den deutschen Ansiedlern in Ohio, Kentucky, Illinois und Missouri. Die Sprache, welche die alten Pennsylvanier von deutscher Abkunft oder ihre Kinder sprechen, ist mit wenigen Ausnahmen schreckhaft, und außer Gebetbüchern und Räubergeschichten ist, so viel mir bekannt, dort kein deutsches Buch aufgelegt worden. Die deutschen Zeitungen, wovon zwischen 30 und 40 in ganz Pennsylvanien, drei aber in Philadelphia erscheinen, sind ebenfalls in einem barbarischen Styl geschrieben, und erscheinen gewöhnlich wöchentlich, weil sich die Deutschen mit Politik nur Sonntags beschäftigen, wo sie von ihrer Arbeit ausruhen, und die Sache des Abends bei einer Flasche

Wein oder Bier gleich ins Reine bringen können. Auch ist das gewöhnliche Abonnement auf eine Zeitung nicht mehr als ein Thaler des Jahrs, so daß kein Zeitungsschreiber dabei bestehen könnte, wenn er nicht noch nebenher die Feldwirthschaft triebe. Die Deutschen lassen sich überhaupt nicht gerne etwas vorraisonniren, sondern verlassen sich lieber auf ihr politisches Gefühl, welches sie gewöhnlich richtiger leitet, als die mit allen Farben des Parteigeistes geschmückten Tagblätter. Darum gilt auch die deutsche Politik in den Vereinigten Staaten für unbesiegbar, weil weder Zeitungsschreiber noch überhaupt Schreiber irgend einer Art auf sie einen Einfluß haben.

Indessen ist nicht zu läugnen, daß die Deutschen in Pennsylvanien und in den Vereinigten Staaten überhaupt durch den literarisch gebildeten Zusatz, den sie in den letzten 10 Jahren aus Deutschland erhielten, sehr gewonnen haben. Abgesehen davon, daß die deutsche Sprache in Pennsylvanien zur bloßen Bauernsprache herabgesunken, und an ihre Veredlung durch die dort ansäßigen Deutschen nicht zu denken war, bedurften auch die dort eingewanderten Deutschen einer numerischen Verstärkung, wenn sie nicht von der rasch vorwärts schreitenden amerikanischen Bevölkerung absorbirt werden sollten. In vielen Distrikten Pennsylvaniens und Ohios waren zwar noch deutsche Sitten und Gebräuche bei dem gemeinen Volke vorherrschend; aber die sogenannte höhere Bildung war englisch oder anglo-amerikanisch zugeschnitten, und man sprach überhaupt das Deutsche nur auf dem Felde und an Werktagen, an Sonn- und Feiertagen aber, und in den Gesellschaftszimmern sprachen wenigsten die Mädchen meistens nur englisch.

Dessen ungeachtet war der politische Einfluß der Deutschen überwiegend, und seit vielen Jahren erwählten dieselben den Gouverneur, Lieutenant Gouverneur, und viele der höchsten Staatsbeamten aus ihrer Mitte. Die Delegation des Staates Pennsylvanien im Kongreß der Vereinigten Staaten war ebenfalls großentheils aus Deutschen oder Abkömmlingen von Deutschen zusammengesetzt, obwohl auch hier zu bemerken ist, daß sich dieselbe gewöhnlich mehr durch Festigkeit und Beharrlichkeit als durch ausgezeichnete Rednertalente oder durch Aufstellung genialer Staatsmaximen auszeichnete, und ein Aehnliches gilt von den

nach Harrisburg zur gesetzgebenden Versammlung von Pennsylvanien gesandten deutschen Deputirten. Was diesen Uebelstand — wenn es anders einer zu nennen ist — noch vermehrte, oder dessen Beseitigung schwierig machte, das war die außerordentliche Eifersucht, mit welcher die in Amerika einmal ansäßigen Deutschen alle späteren Ankömmlinge (besonders wenn den letzteren ein gewisser literarischer Ruf vorhergegangen war) bewachten, und der geringe Werth, den sie überhaupt auf europäische Bildung und Civilisation legten. Die Ursachen dieser Vorurtheile gehören nicht in diesen Aufsatz; auch hat sie Francis J. Grund in seinem Werk: „**The Americans in their moral, political et social relations**" [1] theilweise aufgeführt; aber ihre Folgen waren für die historische Ausbildung der Deutschen in Amerika in einem hohen Grade verderblich, indem diese, ungleich den Anglo-Amerikanern, von den Brüsten ihrer Mutter losgerissen wurden, ehe sie sich an denselben satt gesaugt hatten.

Es ist daher sehr erfreulich, daß in letzterer Zeit die deutschen Ansiedlungen in Illinois, Indiana, hauptsächlich aber im Staate Missouri einen Zustand vorzubereiten anfangen, den in Pennsylvanien zur Zeit der ersten Ansiedlungen gewiß niemand zu hoffen wagte, und wodurch die Deutschen, gegenüber den Anglo-Amerikanern, über kurz oder lang diejenige Stelle einnehmen müssen, wozu sie nicht bloß durch ihren moralischen Charakter, sondern auch durch ihre fortgeschrittene Bildung berufen sind. Damit wollen wir natürlich nicht sagen, daß die Deutschen in den Vereinigten Staaten die Anführer der politischen Parteien werden sollen; denn dazu scheinen sie von der Vorsehung am wenigsten berufen zu seyn, im Gegentheil sind die Deutschen ihrer Natur nach conservativ, und bleiben dies auch unter gänzlich geänderten Umständen noch in Amerika; aber eben dadurch bringen sie ein Element in den amerikanischen Staatenverein, das ihm bis jetzt noch abgeht, und das gerade die Deutschen am würdigsten zu repräsentiren im Stande sind. — Jetzt, wo noch alles jugendlich aussieht, wo ein Prinzip um das andere niederfällt oder aufsteht, ohne dem Lebenskeim des jungen, aufblühenden Staates gefährlich zu werden, können die Amerikaner immerhin politische

---

[1] Deutsch in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Experimente machen und heute umstoßen, was sie gestern aufgebaut, ohne hiedurch das Land, das sie zusammenhält, merklich zu schwächen; es wird aber auch die Zeit kommen, wo die Interessen der verschiedenen Klassen der Gesellschaft schärfer abgegränzt, wo die verschiedenen Glieder des Staates weniger biegsam seyn werden, und wo jeder mißlungene politische Versuch dem Staate Wunden schlagen wird, die erst spät und vielleicht nie wieder heilen werden. Wann dieser Zustand, der das Mannesalter eines Staates bezeichnet, eingetreten seyn wird, dann wird auch das conservative Prinzip seinen Rang einnehmen, und die Beharrlichkeit und das Festhalten am Bestehenden, was die Deutschen vor allen andern Nationen charakterisirt, aufhören, ein bloßes Hinderniß der Beweglichkeit zu seyn.

Die in den letzten acht Jahren nach Amerika ausgewanderten Deutschen sind wohl jetzt so ziemlich zur Ueberzeugung gekommen, daß sich kein Staat aus der Vernunft construiren läßt, und daß ihre Begriffe von Freiheit und Gleichheit noch manche Veränderung erleiden müssen, um sich den dortigen Verhältnissen anzupassen; sie werden aber auch gelernt haben, mit ihren Kräften etwas sorgfältiger Haus zu halten, und die Unabhängigkeit mehr in der individuellen Thätigkeit als im Streben nach Allgemeinheiten zu suchen. Ueberhaupt findet zwischen den einwandernden und den in Amerika seit Jahren ansäßigen Deutschen eine Art von Compensation statt. Die bereits einheimischen Deutschen theilen den neuen Ankömmlingen ihre Erfahrungen mit, und die Ankömmlinge tauschen dafür mit den Eingebornen die Schätze europäischer Kultur und Wissenschaft. — So sind in den letzten drei Jahren mehrere gute deutsche Journale entstanden; es haben sich an mehreren Orten, wo die deutsche Bevölkerung zahlreich war, gute deutsche Schulen gebildet, und es sind die Einführung der deutschen Sprache bei öffentlichen Gerichten und ihre Verbesserung durch den Unterricht in mehreren Staaten Gegenstände legislativer Berathung geworden. Freilich sind die Absichten derjenigen, welche den Deutschen diese Wohlthaten zufließen lassen wollen, nicht immer die reinsten, und es ist dabei oft auf die Lösung politischer Parteifragen abgesehen, bei welchen man sich des Beistands der Deutschen versichern will; allein selbst dieses beweist den Grad von Wichtigkeit, den die deutschen Interessen in Amerika erreicht

haben, und daß es nur bei ihnen steht, daraus Nutzen zu ziehen. So z. B. haben sich mehrere Freunde der gegenwärtigen Administration bei den Deutschen in Pennsylvanien dadurch populär zu machen gesucht, daß sie bei der gesetzgebenden Versammlung den Antrag stellten, ein Gesetz zu erlassen, vermöge welches nur der deutschen Sprache kundige Personen als öffentliche Beamten dieses Staates angestellt werden sollen. Hiedurch wollte man die Opposition, die sich diesem Antrag widersetze, zu einem Bruch mit den Deutschen herausfordern; denn die Maßregel ist vor der Hand wirklich unausführbar, da man sonst Personen zu Beamten machen müßte, welche wohl deutsch, aber nicht englisch verständen. Indessen fand der Vorschlag in Harrisburg dennoch viele Anhänger unter den Demokraten, und ein Herr Charles Ingersol legte der gesetzgebenden Versammlung wirklich das Zeugniß eines Franzosen [1] vor, nach dessen Aussage es gewiß der Mühe werth sey, daß die Amerikaner deutsch lernen, indem die wirkliche deutsche Sprache noch ganz andere Schönheiten besitze, als die Bauernsprache von Pennsylvanien. — Um den anwesenden Mitgliedern einen Begriff von deutscher Literatur beizubringen, las sodann derselbe Abgeordnete einige Uebersetzungen von Schiller, Goethe, und zuletzt Bruchstücke aus Boerne's Briefen aus Paris (!) vor und forderte sodann seine Collegen auf, zur Verbreitung einer Sprache beizutragen, aus deren literarischen Schätzen sie selbst noch so vieles lernen könnten! So sonderbar auch dieses Argument klang, so wagte es doch Niemand, demselben schlechterdings zu widersprechen, und es haben sich bereits wirklich an mehreren Orten Pennsylvaniens deutsche Gesellschaften gebildet, deren Zweck es ist, die von den demokratischen Deputirten gestellten Anträge nach Kräften zu unterstützen.

Wirklich haben die Deutschen in Pennsylvanien und Ohio ausgewirkt, daß die Gesetze dieser Staaten und ein großer Theil der Verhandlungen der gesetzgebenden Versammlungen auf öffentliche Kosten auch in deutscher Sprache gedruckt werden, daß bei allen Gerichten Dolmetscher angestellt sind, um die Reden der Richter und Advokaten auf Verlangen ins Deutsche zu übersetzen,

---

[1] Herr Duponceau, ein durch seine literarischen Arbeiten auch in Europa gefeierter Mann.

und daß bei dem Gesetz, welches vor drei Jahren das System der öffentlichen Schulen in Pennsylvanien einführte, es den Bewohnern der deutschen Distrikte frei gestellt wurde, englische oder deutsche Schulen zu errichten. Alle diese Dinge sind zwar an und für sich von geringer Bedeutung; aber in ihrer Zusammenstellung und in den gleichzeitigen Verhältnissen der Anglo-Amerikaner liegt doch etwas, was zwar das langsame Fortschreiten der Deutschen, aber auch die Stätigkeit desselben beurkundet. Andere Völker machen zwar oft Riesenschritte in ihrer geschichtlichen Entwickelung, gehen aber nachher fast ebenso schnell wieder zurück, oder bleiben doch wenigstens eine Zeit lang stille stehen, und so geschieht es denn oft, daß unsere langsameren Landsleute sie dennoch einholen, und an demselben Ziele angelangt, weniger ermüdet sind und weniger Kraft verschwendet haben, als ihre eilfertigen Mitbewerber.

In der Beurtheilung des Standpunktes der Deutschen in Amerika darf auch der Umstand nicht übersehen werden, daß die meisten Auswanderer in einem armen, hülflosen Zustand in den Vereinigten Staaten ankommen, daß daher ihr nothwendiges erstes Augenmerk auf die Verbesserung ihres materiellen Zustandes gerichtet seyn muß. Dies weist ihnen natürlich anfangs in Bezug auf politische Macht und Ansehen eine untergeordnete Stelle an, über welche sich weniger arbeitsame, nüchterne und beharrliche Menschen gar nie erheben würden. Ein großer Theil der deutschen Auswanderer hat bei seiner Ankunft in New-York oder Philadelphia nicht einmal die Mittel, nach Westen zu ziehen, um unter ihren Landsleuten im Innern ein ihrer früheren Beschäftigung angemessenes Unterkommen zu finden. Sie sind daher gezwungen sich als Dienstboten oder Taglöhner zu vermiethen, oder in so fern sie Handwerker sind, und nicht bei Deutschen unterkommen, zu sehr niedern Preisen zu arbeiten, bis sie den englischen Geschmack, der auch in Amerika Mode ist, nachahmen und ihren soliden, kräftigen Produkten auch die äußere gefällige Form zu geben gelernt haben. — Welchen ungeheuern Vorsprung haben in dieser Beziehung nicht die englischen und französischen Emigranten; und doch werden sie in der Regel von den Deutschen eingeholt und zuletzt übertroffen! Sollte dieses Beispiel den Deutschen in Europa nicht zum Troste dienen, wenn man sie daheim ihrer Bescheidenheit und Genügsamkeit wegen verspottet? — wenn es

selbst Deutsche gibt, die an der Bestimmung ihrer Nation verzweifeln, weil sich nicht alles gleich anfangs so gestaltet, wie sie es sich in ihrem Jünglingsalter geträumt oder in ihren Mannesjahren gedacht haben? Sollte das, was ein Haufen unbemittelter, armer Auswanderer auf fremdem Boden und im Kampfe gegen das unternehmendste Volk der Erde ausführt, nicht auch auf Deutschland in Bezug auf seine Stellung zu den angränzenden fremden Ländern anwendbar seyn? Gibt es in Deutschland kein Band, welches die verschiedenartigen Interessen Einzelner wie ganzer Staaten zu einem harmonischen Ganzen zu vereinen strebt? Und ist dieses Band, wenn gleich das der materiellen Interessen, nicht zugleich dasjenige, welches zuletzt auch zum geistigen Verbindungsmittel zwischen den verschiedenen Gliedern einer und derselben Familie werden muß? Ist es etwa eine Schande, daß die Deutschen wie ihre Brüder in Amerika damit anfangen, etwas zu erwerben, ehe sie sich darüber zerarbeiten, wie das Erworbene oder besser das zu Erwerbende zum Besten Aller verwendet werden kann? Sind denn die materiellen Interessen so gänzlich von den geistigen geschieden, daß die Förderung der einen durch die andern gar nicht denkbar ist, oder daß das Gedeihen der einen wohl gar dem Aufblühen der andern entgegen wirkt? — Die Beantwortung dieser Fragen würde uns freilich hier zu weit führen; auch gehört dieselbe nicht in diesen Aufsatz; aber die Vergleichung europäischer und amerikanischer Zustände dringt sich uns allenthalben unwillkührlich auf, und da dieselbe so oft zu gehässigen Schlüssen in Bezug auf Deutschland Veranlassung gab, so dürfte wenigstens der von uns geworfene Seitenblick auf die Lage unseres Vaterlandes nicht ganz am unrechten Platze seyn.

Ich habe weiter oben gesagt, daß die meisten armen deutschen Auswanderer gleich bei ihrer Ankunft in den amerikanischen Häfen gezwungen sind, um Taglohn zu arbeiten; aber man sehe nur, wie ihnen dabei wieder der Ruf ihrer Thätigkeit und Ausdauer zu statten kommt. Gewiß muthet niemand den Deutschen zu, sich zum Bau von Kanälen und Eisenbahnen verwenden zu lassen; denn das wäre ja keine lebenslängliche Beschäftigung, kein Schritt zu etwas Besserem, kein Uebergang zu einer später zu erreichenden Selbstständigkeit. — Dergleichen Arbeiten passen ganz gut für Irländer, die gewöhnt sind, von heute auf morgen zu leben; —

die Deutschen arbeiten lieber mehr und schwerer, aber sie müssen dabei die Aussicht auf Unabhängigkeit haben. Deßwegen verwendet man die unbemittelten Deutschen gewöhnlich auf dem Felde, in Gärten, oder auch als Diener und Aufwärter in Familien. — Kaum haben sie sich jedoch so viel erspart, um nach Westen gehen zu können, so machen sie sich auch sogleich dahin auf, und vermiethen sich anfangs wieder auf ein Feldgut, entweder gegen eine bestimmte Summe Geldes, oder (was noch häufiger ist) gegen einen gewissen Antheil seines Ertrags. In diesem Zustande bringen sie oft Jahre zu, bis sie endlich, nachdem sie sich etwas erspart, und den Boden und seine Behandlungsart hinlänglich kennen gelernt haben, sich selbst ankaufen, und mit den nöthigen Erfahrungen und Kunstgriffen ausgerüstet nun nicht mehr in Gefahr sind hintergangen zu werden, oder den möglichen Ertrag eines Grundstückes unrichtig zu beurtheilen.

Diese Vorsicht und Klugheit der Deutschen, verbunden mit ihrer allgemein anerkannten Rechtlichkeit, sind Ursache, daß sie überall im Lande (unter ihren Landsleuten wie unter den Amerikanern) Kredit haben, so daß sie zum Ankauf des größten Gutes nur wenig disponibles Geld vorräthig zu haben brauchen. Den Rest läßt man sie gerne in Ratenzahlungen entrichten, weil man weiß, wie pünktlich sie dieselben leisten, und weil, um sie leisten zu können, Vater, Mütter, Söhne und Töchter arbeiten, statt daß bei den Amerikanern die ganze Last auf das Haupt der Familie fällt, das, wenn sie zu schwer wird, dieselbe abschüttelt und so fort weiter nach Westen zieht. Letzteren Umstand benützen die Deutschen gewöhnlich zum Ankauf von Grundstücken, denn nicht selten verkauft ein Neu-Engländer sein von ihm gebautes Haus um den Preis, den er noch darauf schuldet.

Der Sparsamkeit und Genügsamkeit der Deutschen als Hauptgrund ihres Fortkommens habe ich bereits mehrmal gedacht; es verdienen diese Eigenschaften aber auch noch deßwegen hervorgehoben zu werden, weil sie ihre Besitzer vor der in Amerika wie in England wüthenden Seuche der Rangordnung nach dem äusseren Aufwand bewahrt, welche jährlich tausende von rechtschaffenen und thätigen Menschen an den Abgrund des Verderbens führt. In keinem Lande wie in England und Amerika wird nemlich der Mensch so rein nach dem Erfolg beurtheilt; nirgends

ist es daher so nothwendig, wenigstens den Schein von Glück und Reichthum zu bewahren. Hiezu kömmt nun noch in Amerika der ewige Rangstreit zwischen Personen, die nach den Grundgesetzen des Staates keinen andern Vorzug als den des Vermögens geltend machen können, welches zuletzt, auf indirecte Weise wenigstens, selbst der Maßstab des Talentes ist. Dieser Streit, welcher, so lange es in Amerika Handel und Gewerbe gibt, nie beendigt werden, sondern sich vielmehr mit jedem Tage erneuern wird, verbittert nicht nur das Familienleben, wirkt zerstörend auf alle freundschaftlichen Verhältnisse und ist der reichhaltigste Quell aller derjenigen Schmerzen, die aus gekränkter Selbstliebe und Eitelkeit entstehen, sondern verzehrt auch großentheils das Vermögen der mittleren Klassen, wodurch die nachwachsende Generation immer wieder gezwungen wird, den ursprünglichen Posten der vorhergehenden einzunehmen, statt durch den Fleiß und die Erfahrung der ersteren in den Stand gesetzt zu seyn, dort anzufangen, wo diese aufgehört haben. — So lange die Vereinigten Staaten nicht mehr als zur Hälfte angebaut sind, und in ihren bis jetzt unerschöpflichen Hülfsquellen jeder Art von Betriebsamkeit ein weites Feld gewähren, mag dies hingehen; wenn aber alles Land vertheilt und die Mittel des Erwerbs in geringerer Anzahl vorhanden seyn werden, dann wird auch der Amerikaner zu sparen anfangen müssen, um seinen Kindern etwas mehr als gesunde Glieder und einen mit den nöthigsten Schulkenntnissen ausgerüsteten Verstand zu hinterlassen.

Gewöhnlich hört man amerikanische Väter sagen, ich hinterlasse meinen Söhnen nichts als eine gute Erziehung; womit denn doch in der Regel nichts gemeint ist, als das Fertigmachen eines Menschen zu einem bestimmten Erwerbszweig; — aber in den starkbevölkerten östlichen Distrikten ist dies lange nicht mehr genug, und wenn gleich die Väter noch der alten Idee anhängen, daß persönliche Thätigkeit mehr werth ist als ein todtes Kapital, so scheinen wenigstens die Söhne ganz andere Begriffe zu haben und ihren Vätern sehr fleißig nachzurechnen, wie viel sie ihnen allenfalls bei ihrem Ableben hinterlassen mögen. Die Vorsicht, welche die Väter gebrauchen, sich gegen ihre Kinder arm zu stellen, hilft am Ende doch zu nichts, und es wäre besser, die Kinder nach Art der Deutschen frühzeitig zur Arbeit zu erziehen, wo man

dann nicht mehr zu befürchten brauchte, daß die plötzliche Besitznahme eines bedeutenden Vermögens sie in Unglück und Laster stürzte.

Der Grundsatz, von dem die nördlichen Staatsmänner in den Vereinigten Staaten ausgehen, besteht im Erziehen des Volkes zu größeren und selbst erkünstelten Bedürfnissen, damit es seine Thätigkeit und seinen Verstand schärfe, um sich diese zu verschaffen. Die Idee ist nicht neu, sondern denjenigen englischen Staatswirthschaftslehrern abgeborgt, welche alles Unglück, das auf Irland lastet, dem dumpfen Blödsinn seiner Einwohner zuschreiben, die sich das ganze Jahr über mit Erdäpfeln begnügen. „Diese multiplicirten Bedürfnisse (multiplied wants), sagt einer ihrer größten Redner, Daniel Webster, Senator des Staates Massachusetts, vervielfachen die Industrie und machen das Volk in jeder Beziehung glücklicher." Wirklich ist der Wohlstand der arbeitenden Klassen in den Vereinigten Staaten von der Art, daß auch die Aermsten unter ihnen sich Genüsse verschaffen können, welche dieselben Klassen in Europa kaum dem Namen nach kennen; ob aber das Glück dieser Menschen dadurch so sehr vermehrt wird, als der eben angeführte Redner und Staatsmann behauptet, will ich dahin gestellt seyn lassen; — ich wenigstens habe im ganzen Norden der Union keine so vergnügten Gesichter und keine so wohl ausgestatteten Leiber gesehen, als unter den Deutschen in Pennsylvanien und Ohio. — Bei diesen aber gilt ganz der entgegengesetzte Grundsatz. Diese suchen nämlich ihre Bedürfnisse so viel als möglich zu vereinfachen, und sind schon durch das Bewußtseyn glücklich, daß sie sich höhere Genüsse verschaffen könnten, wenn sie wollten. Nie verwenden sie bedeutende Summen auf die sogenannten Gemächlichkeiten oder Comforts des Lebens; aber alles, was nöthig ist, ist im Ueberfluß vorhanden; nur lassen sie die Ausgabe nie der Einnahme gleich kommen, oder anticipiren wohl gar die letztere, wie dies bei den Südländern zu geschehen pflegt.

Ueberhaupt halten die Deutschen in Nordamerika mit ihren Mitteln in jeglicher Beziehung Haus. Sie sparen nicht bloß ihr Geld und ihre Gesundheit, sondern auch ihre Gefühle und Leidenschaften. Sie hängen zwar an ihrem Adoptiv-Vaterland eben so sehr und noch mehr, als die meisten weitgereisten Amerikaner, führen aber dasselbe deßwegen doch nicht unaufhörlich im Munde,

oder verlangen von jedem Fremden eine unbedingte Anerkennung seiner wirklichen oder eingebildeten Verdienste als Eintrittskarte in ihre Gesellschaft. Eben so wüthen und toben sie nicht beständig in der Politik, sondern sparen ihren Eifer auf eine schickliche Gelegenheit. Daß sie aber dann mit vereinten Kräften auf ihr vorgestecktes Ziel hinzustreben vermögen, und durch keine Hindernisse von der Verfolgung ihres Plans abzubringen sind, das, meine ich, haben die Wahlen in Pennsylvanien bei allen wichtigen Anlässen, namentlich aber bei der Ernennung des Staatsoberhauptes hinlänglich bewiesen. — Diese unüberwindliche Festigkeit der Deutschen, welche die Amerikaner freilich nicht mit dem sprichwörtlichen „deutschen Phlegma" (German phlegm) zu vereinen wissen, wird dann unrechterweise mit dem Namen Halsstarrigkeit bezeichnet; statt daß man das Festhalten an Grundsätzen, deren Anwendbarkeit man nur langsam und nach sorgfältiger Prüfung anerkannt hat, oder die bereits praktisch ins wirkliche Leben übergetreten sind, nicht anders als natürlich finden sollte.

Im ganzen Senate der Vereinigten Staaten wie im Hause der Repräsentanten ist vielleicht jetzt kein Mann, welcher nicht zu Zeiten das demokratische oder aristokratische Prinzip angegriffen oder vertheidigt hätte, je nachdem die Maßregeln der einen oder der andern Partei — und unter diesen vorzüglich die finanziellen — beim Volke, das heißt bei seinen Constituenten mehr oder weniger Anklang fanden. Dasselbe gilt von den Zeitungsschreibern, den öffentlichen Beamten u. s. w. Gewöhnlich fangen diese ihren Bau von unten, das ist mit der breiten Basis der allgemeinen Popularität an, und spitzen dann denselben allmählig zu, hierbei ihrem Geschmack oder den Eingebungen der Besseren und Reicheren folgend. Daher ist es denn auch schlechterdings unmöglich, aus der Farbe eines Politikers seine Gesinnungen oder auch nur sein Streben zu erkennen. Alles dies ist wesentlich anders bei den schlichten, jedes Wort nach seiner ursprünglichen Bedeutung nehmenden Deutschen. Diese verzeihen keinen Salto mortale in der Politik, keine hochstelzige Demagogie, keine aristokratische Herablassung. Wer sich einmal zu einer Farbe bekannt hat, der muß sie tragen, wenn er nicht verachtet seyn will, oder das Schlachtfeld räumen und die Politik einem Andern überlassen. Nicht einmal das Vertauschen eines Standes für den andern, was

besonders in den nördöstlichen Staaten so sehr üblich ist, [1] verträgt sich mit ihren Begriffen von Rechtlichkeit und Beharrlichkeit, und es wäre ein ausgezeichneter Pennsylvanischer Bürger von deutscher Abstammung, welcher jetzt einen hohen diplomatischen Posten in Europa bekleidet, gewiß Gouverneur von Pennsylvanien geworden, wenn er nicht vor dem Antritt seiner politischen Laufbahn lutherischer Prediger gewesen wäre.

Daß die Deutschen ihre Zeitungen nur Sonntags lesen, habe ich bereits oben zu bemerken Gelegenheit gehabt; jetzt wird dieser Umstand meinen Lesern erklärlicher seyn. Die Tagesblätter der Vereinigten Staaten enthalten nämlich höchst selten wichtige politische Neuigkeiten oder Raisonnements; gewöhnlich sind sie mit Annoncen, Persönlichkeiten gegen gewisse Parteiführer oder die Regierung, Tagesneuigkeiten, die mit Politik nichts gemein haben, und dergl. angefüllt. Für diese interessiren sich die Deutschen natürlich wenig, vielmehr halten sie die Zeit, die sie auf das Lesen von dergleichen Blättern verwenden, für rein verloren. Sie begnügen sich daher mit Wochenschriften, welche die politischen Neuigkeiten einer ganzen Woche auf Einmal geben, lesen dieselben aber auch Sonntags nach der Predigt um so andächtiger, und haben dann die Zeit darüber nachzudenken, während mancher Amerikaner, der des Tags seine 10 bis 12 Zeitungen durchliest, am Ende doch nicht weiß, was er gelesen oder wie er das Gelesene deuten soll. Hiezu kommt noch der Umstand, daß ein Zeitungsschreiber von dem andern borgt, oder daß die Meisten von ihnen, wie Fenimore Cooper sagt: „Scheerenmänner“ (scissorsmen) sind, die das für ihr Blatt taugliche aus einem andern herausschneiden. Der in einer amerikanischen Zeitung enthaltene Originalaufsatz füllt oft kaum eine halbe Spalte. Da thun denn die Deutschen freilich wohl, sich das Ganze auf einmal auftischen zu lassen, und das, wie bereits erwähnt, zu den billigsten Preisen. Dafür sind aber

[1] Ich will hier nur als Beispiel die kurze Biographie des jetzigen Gouverneurs von Massachusetts, Herrn Edward Everett, geben. Dieser war zuerst Lehrer des Griechischen in Cambridge, dann Professor der Beredsamkeit, dann Unitarischer Prediger, dann Repräsentant von Massachusetts, im Kongreß der Vereinigten Staaten, und jetzt ist er Gouverneur dieses Staates.

auch die meisten deutschen Zeitungschreiber nebenher Landwirthe, oder treiben sonst noch ein Geschäft, was ihrer Popularität weniger Eintrag thut, als wenn sie Politiker von Profession wären.

Um jedoch ein Beispiel anzuführen, welches von dem politischen Takt der Deutschen den auffallendsten Beweis liefert, zugleich aber auch ihre Unbestechlichkeit erprobt, und die Unmöglichkeit, sie durch scheinbare Begünstigungen von der einmal betretenen Bahn abzulenken, will ich hier eines Umstands erwähnen, der bereits in mehreren Schriften angeführt, aber beinahe immer ungünstig für die in Pennsylvanien niedergelassenen Deutschen beurtheilt wurde. Ich meine die gewaltige Opposition der letzteren gegen das System der öffentlichen Schulen. Es klingt freilich sonderbar, wenn es heißt, das Motto der pennsylvanischen, aus Deutschland abstammenden Bauern war: „Mühlenberg oder Wolf und keine öffentlichen Schulen," („**Mühlenberg or Wolf and no public school**"); allein man bedenke nur, welche Rechte ein Freistaat in die Hände der exekutiven Gewalt legt, wenn er ihr das Erziehungswesen überantwortet, und einen Staatssekretär oder einen vom Gouverneur hiezu ernannten Beamten die Oberaufsicht über dasselbe führen läßt. Wenn sich die pennsylvanischen Bauern gegen diese Art, ein öffentliches Unterrichtswesen zu begründen und sich hiefür besteuern zu lassen, gewehrt, so folgt daraus noch gar nicht, daß sie das Unterrichtswesen selbst nicht verbessert haben wollten; nur wollten sie, wie sich später herausstellte, die Verbesserung desselben den einzelnen Grafschaften oder Gemeinden überlassen; eben so die Wahl der Schulbücher, Lehrer u. s. w. gerade wie dies bei dem Religionsunterricht der Fall ist, wo jede Gemeinde das Recht hat, ihren Seelsorger zu wählen, und nach ihrer eigenen Art sich den Weg zum Himmel zeigen zu lassen. Die Religion, meinten die Deutschen, ist doch noch viel wichtiger als das Lesen- und Schreibenlernen, so daß die Regierung, die einmal die Pflicht auf sich genommen hat, für diese Zweige des Unterrichts zu sorgen, billigerweise auch Anstalt treffen müßte, die Religionslehre zu verbessern oder zu verhindern, daß das Volk nicht vom rechten Glauben abfalle. Ist man aber einmal bei der Verfassung übereingekommen, weder der legislativen noch exekutiven Gewalt das Recht einzuräumen, sich in die heiligsten Angelegenheiten der Menschen zu mischen, dann dürften auch die minder

wichtigen Gegenstände der Erziehung den dabei unmittelbar Betheiligten überlassen bleiben. In diesem Raisonnement sind die Bauern von Pennsylvanien sich wenigstens consequent geblieben, obgleich ich dem Prinzip, von dem sie dabei ausgingen, nicht unbedingt huldigen kann. Gewiß sind in einem jungen republikanischen Staat, in welchem die höchsten Staatswürden meistens an glückliche Parteigänger vergeben zu werden pflegen, die Leitung und Oberaufsicht des Unterrichtswesens viel zu mächtige Mittel, die höchste Staatsgewalt zu Erreichung politischer Zwecke zu mißbrauchen; es ist aber doch die gesetzgebende Versammlung verbunden, dafür zu sorgen, daß der Staat zu jeder Zeit aus Bürgern bestehe, welche die zur Ausübung ihrer Pflichten nöthigen Kenntnisse besitzen, und daß es hiezu nicht an denjenigen Anstalten gebreche, ohne welche dieser Grad der Bürgererziehung nicht erreicht werden kann. Man ist aber einmal in Amerika bei der Errichtung von Staaten von dem Grundsatz ausgegangen, daß das Volk sich selbst zu regieren im Stande sey, daß seine Entscheidung durch die Ballotkästen das Ultimatum jedes Streites seyn solle, und da ist es nichts als consequent, auch das Erziehungswesen, welches in einem so hohen Grade auf das Schicksal der Bürger einwirkt, dem Willen des Volkes zu überlassen, welches hierüber wie in allen andern Fällen, die vor sein Forum kommen, nach Grafschaften und Gemeinden entscheidet.

Umsonst suchte man daher den Deutschen die Vortheile auseinanderzusetzen, die ihnen durch das neu einzuführende Schulgesetz gewährt werden würden. Man stellte ihnen vergebens vor, daß hiedurch hauptsächlich die Städte und größeren Ansiedlungen besteuert würden, um die Lehrer an den öffentlichen Schulen kleinerer oder entlegenerer Distrikte zu besolden, daß hiedurch viele deutsche Emigranten Gelegenheit haben würden, Englisch zu lernen, und sich mit den Gesetzen des Landes vertraut zu machen, daß es ihnen endlich frei stehen solle, auch deutsche Lehrer anzustellen und dergleichen; sie beharrten unerschütterlich auf dem Grundsatz, daß das Recht, welches sich hier die Regierung anmaße, der Volkssouveränität entgegen sey, und daß sie um diesen Preis keine auch noch so großen Vortheile für sich und ihre Kinder erringen wollten. Erst als nach langen Debatten die Maßregel endlich durchging und zum Landesgesetz erhoben wurde, benützten sie die

Deutschen zur Errichtung von Schulen und Schulhäusern, wo es sich dann zeigte, daß die Partei, die so sehr dafür war, und aus politischen Rücksichten das Schulwesen in die Hände der exekutiven Gewalt überliefert wissen wollte, am wenigsten geneigt war, ihre eigenen Kinder nach dem von der Regierung vorgeschlagenen Plan erziehen zu lassen.[1]

---

[1] Es ist bekannt, daß es in Pennsylvanien und im Staate New-York, hauptsächlich in den Städten Philadelphia und New-York eine Schande ist, Kinder in die öffentlichen Schulen zu schicken. Die Begüterten sehen den dort gegebenen Unterricht als eine Art von Almosen an, das nur die Kinder ganz unbemittelter Menschen annehmen dürfen. In den Neu-Englandstaaten und überall, wo die neu-englischen Auswanderer die Mehrzahl bilden, herrschen freilich ganz andere Ideen; dort sind die Söhne der reichsten Bürger stolz darauf, ihren Unterricht in einer öffentlichen Schule zu empfangen; aber die Begriffe von Unabhängigkeit waren in den südlichen Staaten von jeher verschieden von denen des Nordens gewesen. Im Staate von Pennsylvanien, wo man beständig über die Unwissenheit der Deutschen klagte und die große Zahl derjenigen, die nicht lesen und schreiben konnten, einzig und allein der vorherrschenden deutschen Bevölkerung zuschrieb, ist durch das System der öffentlichen Schulen nur in den deutschen Distrikten, deren Einwohner sich nicht schämen, ihre Kinder auf öffentliche Kosten etwas lernen zu lassen, Gutes gestiftet worden; in den anglo-amerikanischen Grafschaften oder in solchen, in welchen die Deutschen die Minorität bilden, ist das Verhältniß der unwissenden Jugend zur unterrichteten so ziemlich dasselbe geblieben.

Ich will hier aus dem American Almanac and Repository of useful Knowledge for the year 1838 folgende Stelle anführen, welche aus dem Bericht des Staatssekretärs an die gesetzgebende Versammlung des Staates Pennsylvanien entnommen ist:

„By the new school-laws of the State, each county is left to „determine by its votes whether it will entitle itself to the aid of „the public fund by assuming a certain portion of the expense. „The result stated by the secretary is, that the counties *supposed* „*to contain* the most intelligent inhabitants are the most opposed „to the system, while the recent and less populous districts cor- „dially accept it.“

(„Nach den neuen Schulgesetzen des Staates bleibt es jeder Grafschaft überlassen, durch Stimmenmehrheit zu beschließen, ob sie sich der Beihülfe aus Staatsmitteln dadurch theilhaftig machen will, daß sie selbst einen Theil der Ausgabe [zu Schulzwecken] übernimmt. Das Resultat davon, wie es der Staatssekretär angibt, ist, daß diejenigen

Ueberhaupt sind die Amerikaner in letzterer Zeit von mehreren gegen die Deutschen gehegten Vorurtheilen zurückgekommen. So z. B. haben sie die deutsche Industrie und Sparsamkeit achten gelernt, indem sie jetzt die Resultate derselben in dem ungleich besseren Zustand aller deutschen Niederlassungen erblicken; sie haben gelernt, die deutsche Genügsamkeit und die Bereitwilligkeit der deutschen Auswanderer, zuerst als Tagelöhner zu arbeiten, um später desto besser eine eigene Wirthschaft betreiben zu können, aus einem andern Gesichtspunkte als dem des Geizes oder der Zaghaftigkeit zu beurtheilen, und sie gewöhnen sich zuletzt auch

---

Grafschaften, von denen man glaubte, daß sie die aufgeklärteste Bevölkerung besitzen, dem System am meisten entgegen sind, während die neuangesiedelten und weniger volkreichen Distrikte es mit Freuden annahmen.")

Noch ein Jahr früher sprach man nur mit Hohn von den deutschen Bauern (boorish Germans), welche sich jeder Art von neumodischer Aufklärung entgegensetzten; jetzt aber gibt der Staatssekretär selbst in seiner dunkeln und vorsichtigen Sprache zu verstehen, daß diejenigen Distrikte, die man für die aufgeklärtesten hielt, dem Schulwesen, wo es darauf ankommt, davon einen praktischen Nutzen zu ziehen, mehr entgegen sind, als die „neuen und weniger volkreichen," das heißt: die von deutschen Auswanderern noch vor kurzem urbar gemachten Distrikte. Ein weiteres Faktum, welches noch mehr als dieses nothgedrungene Geständniß den Widerwillen der amerikanischen Bevölkerung gegen die öffentlichen Schulen an den Tag legt, besteht darin, daß in der Grafschaft Philadelphia mit Einschluß der Stadt nur 11,127 Kinder auf Kosten der Grafschaft unterrichtet wurden. Von diesen besuchten 7127 die Kleinkinderschulen, 2500 die primären Erziehungsanstalten und nur 1500 die eigentlichen Schulen für die heranwachsende Jugend! Man vergleiche diese Zahlen, welche noch dazu für eine Bevölkerung von mehr als 250,000 gelten, mit denen der Stadt Boston, wo bei einer Bevölkerung von 80,000 Menschen mehr als 2000 Knaben die öffentlichen Schulen, worunter noch dazu eine lateinische und eine Gewerbsschule sich befinden, besuchen.

Noch verdient hier bemerkt zu werden, daß selbst die Privatschulen, wohin die bemittelten und reicheren Bürger ihre Söhne schicken, weit hinter denen von Boston und selbst hinter den Freischulen dieser Stadt zurückstehen. — Selbst das sogenannte „Philadelphia College" war immer eines der mittelmäßigsten in der Union. Es ist übrigens zu hoffen, daß das neu zu errichtende, mit 2 Millionen Thaler dotirte Gérard-Collegium den Erwartungen seines Stifters besser entsprechen wird.

noch an den Anblick arbeitender Weibspersonen und Kinder, da sie sehen, daß die Nachkömmlinge der deutschen Auswanderer zum mindesten eben so rüstig und kräftig sind, als ihre eigenen Kinder. Da die Amerikaner als ein rein praktisches Volk gewohnt sind, Alles nur nach dem Erfolg zu beurtheilen, so müssen sie nothwendigerweise auch jene Tugenden bei Andern schätzen lernen, deren Wirkungen auf den materiellen Wohlstand, der ihnen doch über Alles geht, jeden Tag sichtbarer werden; und so sind denn jetzt alle Parteien darüber einig, daß man zwar der Einwanderung, oder der Importation von Irländern alle möglichen Hindernisse in den Weg legen müsse, um nicht den Pöbel der großen Städte durch die Einfuhr von irischen Bettlern und Vagabunden zu vergrößern; daß man aber diese Maßregeln nicht auf die deutschen Einwanderer ausdehnen dürfe, die, wenn sie auch in einem gänzlich verarmten Zustande ankommen, doch durch ihre Thätigkeit und Ausdauer binnen kurzem etwas sich erwerben, und durch den Feldbau, dem sich die Mehrzahl von ihnen freiwillig widmet, Wüsten und Einöden in fruchtbare Distrikte umschaffen, und hiedurch die Quellen des Staatsreichthums vermehren.

Auch legen die Amerikaner viel Werth darauf, daß die Deutschen überall, wo sie sich niederlassen, zu den ruhigsten, friedliebendsten Bürgern gehören, statt daß die Irländer, wenn sie auch nicht mit den Amerikanern den Frieden brechen, doch oft unter sich Händel bekommen, die oft ernstlich genug werden und in einzelnen Fällen sogar die bewaffnete Macht der Vereinigten Staaten in Anspruch genommen haben. Wenn bei Wahlen und bei andern öffentlichen Anlässen Unordnungen vorfallen, so meinen die Amerikaner, die Unruhstifter seyen gewöhnlich Fremde, aber nur höchst selten Deutsche, meistens Irländer. Ueberhaupt gehen die Wahlen in keinem Staate ruhiger vor sich, als in Pennsylvanien unter den dort ansässigen Deutschen. Zwar ist die Mehrzahl der Bevölkerung dieses Staates seit Generationen demokratisch gesinnt; aber zwischen der in den Vereinigten Staaten legitimen und historisch begründeten Demokratie und der gesetzlosen Freiheit oder Demagogie im Sinne mancher nach Amerika übergeschifften Radikalen, liegt eine Kluft, die nur mit dem Untergang des Staates überschritten werden kann. Ueberhaupt ist nach den Engländern kein Volk so sehr zur vernünftigen Freiheit und zur

Achtung der Gesetze erzogen als das deutsche, und dieser Umstand kommt den Deutschen auch in Amerika sehr gut zu statten. Die Deutschen sind sogar noch eines höheren Grades von Freiheit fähig, als die Engländer; denn bei ihnen ist jeder politische Grundsatz entweder zum Glauben oder zur Ueberzeugung gesteigert, statt daß bei den niederen Klassen der Engländer doch nur die Routine oder die Angewöhnung vorherrscht. Dazu sind die Deutschen weniger stolz und egoistisch, und verwunden daher nur selten die allerdings große Eigenliebe der Amerikaner, so daß sie auch in dieser Beziehung weniger Schwierigkeiten als alle andern Einwanderer zu bekämpfen haben. Diese letztere Eigenschaft der Deutschen ist zwar weniger geeignet, ihnen einen ausgezeichneten Rang in der amerikanischen Gesellschaft anzuweisen; aber die drei Prädikate „fleißig, bescheiden und friedfertig" (industrious, unassuming and peaceable), welche ihnen von allen Parteien ohne Rücksicht auf Politik und Vermögen beigelegt werden, haben dem Aggregat der Deutschen eine politische Stellung gesichert, welche nicht bloß für die dort bereits ansässigen, sondern auch für die nachfolgenden Einwanderer von Wichtigkeit ist.

Es ist bekannt, daß die Opposition in neuester Zeit ernstlich mit einem Gesetzentwurf sich beschäftigte, nach welchem in Zukunft einem eingewanderten Fremden das Bürgerrecht ertheilt werden solle. Dadurch wollte sie hauptsächlich den Irländern die Gelegenheit benehmen, einen ungebührlichen Einfluß auf die Wahlen zu üben, ehe sie die Gesetze des Landes kennen gelernt, oder durch Erfahrung diejenige Belehrung empfangen hätten, die sie zur Beurtheilung der Fähigkeiten des einen oder des andern Candidaten so sehr bedürfen. „Was für ein Interesse können diese Fremden an dem Fortbestand unserer Institutionen haben, äußerten sie sich bei mehreren Gelegenheiten, sie, die kein Vermögen besitzen, selten eines erwerben, und bei jeder Wahl nur da zu seyn scheinen, um die bei dem Staat wirklich betheiligten Bürger zu überstimmen?" Gewiß hätte dieses Raisonnement schon lange bei allen Parteien Eingang gefunden, wenn es auch auf die Deutschen anwendbar wäre, welche doch einen so großen Theil aller in Amerika eingewanderten Fremden bilden. Die Achtung vor ihnen und die allgemeine Anerkennung der Verdienste, die sie sich durch Verbesserung der Agrikultur erworben, halten bis jetzt noch

der sogenannten eingebornen amerikanischen Partei (the native American party) das Gleichgewicht, und so ist es denn hauptsächlich wiederum die Thätigkeit, Nüchternheit und Besonnenheit der Deutschen, was nicht nur ihren europäischen Brüdern fortwährend eine Freistätte in Amerika sichert, sondern auch Ursache wird, daß man den Einwanderern aus andern europäischen Staaten den Weg zum Bürgerthum nicht erschwert.

Der große Vortheil, den die Deutschen in den Vereinigten Staaten vor allen andern europäischen Einwanderern voraus haben, und dessen ich bereits oben flüchtig erwähnt, besteht darin, daß sie sich nicht unter der amerikanischen Bevölkerung zersplittern, sondern gewissermaßen Körperschaften bilden, die dann sowohl durch ihr Vermögen als durch die Zahl ihrer Glieder zu politischem Ansehen gelangen. — Gewöhnlich bauen sie ganze Strecken zusammen an, oder kaufen sich gemeinschaftlich mehrere neben einander liegende Bauplätze. Durch dieses Verfahren kommen sie selten oder nie mit den Eingebornen in Collision, und betreten erst dann das Feld der Politik, wenn sie sich eine Heimath und ein Besitzthum erworben haben. — Der Irländer verfährt gerade auf entgegengesetzte Art. Das erste, womit er sich bei seiner Ankunft in den Vereinigten Staaten zu befassen scheint, ist die Politik, die er noch dazu aus dem falschen Standpunkte irländischer Angelegenheiten beurtheilt; das letzte, auf das er denkt, ist Erwerb und Sparsamkeit, um sich dasjenige Vermögen zu erwerben, welches Engländer und Amerikaner mit dem charakteristischen Ausdruck „an independence“ (eine Unabhängigkeit) zu bezeichnen pflegen. Die Großmuth, der Frohsinn und der Enthusiasmus der Irländer sind allerdings Eigenschaften, welche auch ihren Werth haben; aber der von Edmund Burke aufgestellte Grundsatz ist doch auch nicht so ganz umzustoßen, daß die Staatskunst kein bloßes Rechenexempel sey, in dem alle Großen nur als Einheiten gelten, und daß man deßwegen hauptsächlich die Stimmen derjenigen zu berücksichtigen habe, welche bei den betreffenden politischen Verhandlnngen wirklich etwas zu gewinnen oder zu verlieren haben. Schrieb doch der große Autor der Juniusbriefe, welcher mit Recht als der Retter der englischen Preßfreiheit und der unabhängigen Geschwornengerichte betrachtet werden kann, an W o o d f a l l, den Herausgeber des Daily advertiser: „Stecken sie vor Allem Geld

in Ihre Tasche: ohne Geld können Sie nicht unabhängig, und kaum ehrlich seyn, (Above all put money in your pocket: without money you cannot be independent and scarcely honest)."

Es ist in der That den Amerikanern nicht zu verargen, wenn sie darüber ungeduldig werden, daß fremde, mit ihren Gesetzen und Institutionen kaum den Namen nach vertraute Menschen, bei öffentlichen Verhandlungen, wo über ihr Vermögen, ihr Recht und ihre politischen Ansprüche entschieden wird, mitstimmen, ohne daß sie durch den Ausschlag, den sie vielleicht hiedurch dem einen oder dem andern Prinzip geben, irgend ein Besitzthum oder ein bereits erworbenes Recht aufs Spiel setzen. Von den Deutschen kann aber dies gewiß nicht gelten; denn diese sind entweder bereits begütert, oder es stehen die Aermeren unter ihnen zu den Reicheren in einem solchen Verhältniß, daß auch sie bei den öffentlichen Angelegenheiten betheiligt sind. Das Vermögen gehört einmal in Amerika, wie in England, zur Respektabilität, und es ist dieser Grundsatz den Amerikanern um so eher zu verzeihen, als ihr Land wirklich noch jeder Art von Industrie ein weites Feld bietet, und der Mangel an Erfolg, so fern das Ziel ein gewöhnliches und erreichbares ist, mehr als in andern Ländern der Unbehülflichkeit, Unkenntniß oder Verschwendung zuzuschreiben ist. Freilich bleibt das Argument deßwegen doch ein torystisches; es erleidet aber jedes politische Prinzip eine merkliche Veränderung, je nach den Umständen, auf die man es anwendet, und ich spreche ja überhaupt nur von amerikanischen Ansichten und der Art, wie die deutschen Einwanderer diesen entsprechen, ohne die moralische Grundlage der ersteren zum Gegenstande weiterer Erörterungen zu machen.

Nichts bezeichnet vielleicht die amerikanischen Vorurtheile in Bezug auf Deutsche und Irländer besser, als eine von mir selbst erlebte Anekdote. Ich hatte nämlich im Laufe des verflossenen Jahres Gelegenheit, von New-York nach Washington zu reisen, und befand mich eines Morgens frühzeitig auf einem der vielen Dampfboote, welche täglich von New-York nach Amboy gehen, von wo die Reisenden auf der Eisenbahn nach Philadelphia fahren, welche Stadt jetzt eben so sehr der Markt des Westens genannt zu werden verdient, als New-York der Hauptmarkt aller

europäischen Produkte ist. Den Tag vorher war ein Packetschiff mit deutschen Emigranten aus Havre de Grace eingelaufen, und bereits war eine Anzahl derselben, auf dem Weg nach Westen begriffen, an Bord unseres Dampfers. Es war dies zur Zeit der allgemeinen Geldnoth, in welcher jede Art von Papiergeld 10 bis 50 Procent gegen baares Geld verlor, und viele Noten weniger bekannter Banken gar nicht als Zahlung angenommen wurden. Diesen Umstand benützten einige Juden, um die mit Silber- oder Goldstücken versehenen Einwanderer auszuplündern, und ihnen für ihr baares Geld schlechte oder uncurrante Noten zu geben. Sie stellten ihnen nämlich vor, daß das Gold im Lande nicht gangbar sey, boten sich aber aus Freund- und Landsmannschaft an, dasselbe unentgeltlich gegen Papier auszuwechseln, wobei sie natürlich in einem Tag 10 bis 25 Prozent darauf verdienten. Einige dieser Wechsler fanden für gut, zum Behufe der leichteren Täuschung sich das Ansehen von Reisenden zu geben, die da nur aus Mitleid für die neuen Ankömmlinge erbötig seyen, diesen einen Dienst zu erweisen, uud machten auf diese Weise das Verdeck der Dampfschiffe zu ihrer Rechenstube, indem sie beständig zwischen New-York und Philadelphia hin- und herfuhren, als ob sie Wunder was für Geschäfte in diesen Städten abzumachen hätten. Unser Dampfboot hatte zwei dieser Goldfänger an Bord, welche gerade im Begriffe waren, mehreren Deutschen, die sich auf dem Verdeck gelagert hatten, um einige wenige aus der Heimath mitgebrachte Zehnthalerstücke zu zählen, ihre Dienste anzubieten, als der Kapitän, welcher mich früher Deutsch sprechen hörte, zu mir trat und mich bat, diese zwei Barbierer, wie er sie nannte, zu beobachten, indem er vermuthe, daß sie darauf ausgingen, die armen Deutschen zu betrügen. „Wenn ich nur Deutsch verstünde," bemerkte er, „um der Sache gewiß zu seyn, so würde ich mir kein Gewissen daraus machen, sie sogleich über Bord werfen zu lassen; sie fahren jetzt schon das zwanzigste Mal mit mir, und immer machen sie sich an die Goldstücke der deutschen Einwanderer." — „Und interessiren Sie sich denn wirklich so sehr für die armen Deutschen?" frug ich den ehrlichen Schiffer. „Nicht gerade für die Deutschen als solche, wohl aber für mein Vaterland, dessen Reichthum sie vermehren helfen. Sehen Sie," fuhr er fort, „wenn ich so eine Zahl deutscher

Einwanderer an Bord habe, da denke ich immer nur an die Strecken Landes, die sie urbar machen, an die großen steinernen Scheunen, die sie aufbauen werden, und wie der Ort, wo sie sich hinwenden, binnen kurzem zu einem der blühendsten in der Union werden wird. Sie arbeiten wie die Bären, diese Deutschen, und habe noch nie einen betrunken gesehen; aber wenn ich so einen Irländer ansehe, der es in seinem Leben nicht weiter bringt, als bis zum Kanalgräber, und der dann doch dabei sich breiter macht als mancher eingeborne amerikanische Bürger, da möchte ich lieber mein Boot leer hinabfahren lassen, als dergleichen Friedenstörer an Bord nehmen. Erst gestern," fuhr er fort, „hatten wir einen **Row**[1] von mehr als 2000 Irländern, der erst durch die Milizen und ein Bataillon Schiffssoldaten aus den Docks gedämpft werden konnte. So was kommt in alle Ewigkeit bei den Deutschen nicht vor. Die zerarbeiten sich den ganzen Tag, daß sie froh sind, wenn sie Abends ins Bett kommen. Solche Einwanderer können wir brauchen, die andern können uns vom Halse bleiben; dafür werden sie aber auch die reichsten Farmers und besitzen die schönsten Grundstücke. Mein Sohn, welcher Arzt ist, hat sich unter sie gemacht und schreibt mir, daß er sich nie wieder zurück nach Philadelphia wünscht; er spricht auch etwas Deutsch, was ich ihn in Göttingen lernen ließ, denn sonst käme bei all seiner Geschicktheit doch kein Deutscher zu ihm; muß sie auf Deutsch fragen können, wo es ihnen weh thut, sonst nehmen sie nichts von ihm."

Während wir so sprachen, fuhren wir vor mehreren Pflanzungen vorüber, welche nach ihrem Umfang und der Art ihrer Bestellung auf den Reichthum ihrer Besitzer schließen ließen. „Diese Pflanzungen sehen ja prächtig aus und gehören gewiß reichen Männern aus Philadelphia oder New-York?" frug ich den Kapitän. „Sehen Sie denn nicht, daß Alles aus Stein gebaut ist?" versetzte er, „und dabei so einfach, daß gerade nur so viel darauf verwendet ist, als nothwendig, um es solid und dauerhaft zu machen. So bauen nur die Deutschen. Wo immer Sie

---

[1] Einen Volksauflauf.

im Lande große steinerne Scheunen und ganz kleine, niedrige Häuser sehen, da können Sie sicher darauf rechnen, daß Sie in der Nähe einer deutschen Ansiedlung sind. Die Deutschen gehen von dem Grundsatz aus, die Scheuer muß das Haus bauen (the barn must build the house); wir Amerikaner aber geben es etwas vornehmer: wir bauen uns ein großes Haus, aber einen kleinen Stall. Ich habe meinen Sohn oft sagen hören, daß er eben so lieb in einem deutschen Stall, als im Zimmer eines Bauers übernachte."

Während dieser ganzen Unterredung hatte ich Gelegenheit gehabt, einen der Geldwechsler zu beobachten, welcher eben eine Handvoll Zettel aus der Tasche zog und sie einem der Emigranten übergab, der ihm dafür 5 Goldstücke hinreichte. „Laßt einmal sehen, wie viel er Euch für Euer Gold gegeben hat und was für Noten es sind?" frug ich den rüstigen Auswanderer, der verheirathet war und zwei blühende Kinder neben sich sitzen hatte. Beim Zählen fand ich, daß er um 10 Procent weniger als den Tagescours der Noten erhalten hatte. Dieses Faktum theilte ich sogleich dem Kapitän mit, welcher auf Matrosenart, ohne viele Worte zu verlieren, den Wechsler bei der Brust packte und ihn nöthigte, alles Gold, was er den Emigranten abgenommen hatte, diesen wieder zurückzugeben. „Sollt mir keine Deutsche mehr betrügen," schrie er und gab Befehl, ihn beim ersten Landungsplatz ans Land zu setzen. „Kommt Ihr noch einmal hieher," setzte er hinzu, „so könnt Ihr darauf rechnen, daß ich Euch über Bord werfen lasse. Hütet Euch vor dem Richter Lynch!" — Als man den Reisenden das Passagiergeld abforderte, zeigte es sich wirklich, daß ein armer Emigrant, welcher für sich und vier seiner Kameraden bezahlte, eine falsche Zwanzigthalernote eingehandelt hatte, welche noch dazu sein ganzes Reisegeld war, mit welchem er und seine Freunde nach Westen zu kommen hofften. Der Kapitän wollte natürlich die Note nicht annehmen, war aber bereit, dem Deutschen zu borgen, indem er hoffte, daß derselbe, wenn er einmal als reicher Mann nach Philadelphia oder New-York zurückkäme, ihm diese Summe mit Dank zurückerstatten würde. Mehrere andere Amerikaner schlugen vor, für die Deutschen eine Collecte zu machen. Dies aber nahm der Kapitän nicht an, indem

er erklärte, daß er lieber das ganze Passagiergeld den Deutschen schenken wolle, die es denn doch mit der Zeit ihm oder seinem Sohn vergelten würden.

Im Augenblick, wo dieser Wettstreit an Großmuth zwischen unserem Schiffspatron und einigen seiner Passagiere vorfiel, hörte man einen schrecklichen Lärm. „Da ist der Irländer!" schrie es von allen Seiten; derselbe hatte sich während des Zahlens im — — versteckt. Die Ruhe und der Humor, womit der Sohn der Smaragdinsel diesen „natürlichen" Vorfall zu erklären wußte, waren wirklich komisch und halfen ihm auch durch; aber auf den Gesichtern der Anwesenden malte sich doch die Indignation über den Betrugsversuch, und die Sympathie für die geraden, offenen Deutschen.

Die relative Stellung der Deutschen und Irländer zu den Amerikanern gibt sich noch in einer Menge mehr oder minder wichtiger Vorfälle kund, und namentlich kann man sie auch aus den Aeußerungen der Eingebornen bei der Ankunft von Fremden kennen lernen. So z. B. fällt es deutschen Einwanderern, männlichen oder weiblichen Geschlechts, nie schwer, gleich bei ihrer Ankunft als Dienstboten ein Unterkommen zu finden. Vielmehr ist mir bekannt, daß, so wie ein Schiff aus Havre oder Bremen mit deutschen Auswanderern signalisirt ist, sogleich eine Anzahl Amerikaner sich nach Staten-Island (dem Ort, wo die Schiffe, welche irgend eine ansteckende Krankheit an Bord haben, Quarantäne halten müssen) begeben, um den Besseren unter ihnen zu diesem Zweck sogleich Anerbietungen zu machen; in solchem Rufe des Fleißes, der Ehrlichkeit und Verträglichkeit stehen nämlich die Deutschen. Mit den Irländern geht es umgekehrt, diese nimmt man selten ohne specielle Recommandation ins Haus; denn das allgemeine Vorurtheil ist gegen sie, namentlich in Bezug auf Nüchternheit und Friedfertigkeit. Es ist daher kein Wunder, wenn man gleich nach der Ankunft von Schiffen aus Irland oder England (welche letztere ebenfalls eine große Anzahl irländischer Emigranten an Bord haben) die größeren Straßen von New-York oder Philadelphia mit Müßiggängern und Bettlern angefüllt findet, obwohl der letztere Vorwurf zum Theil auch viele Deutsche trifft, welche den Amerikanern just keinen besondern Beweis ihres

Ehrgefühls geben, wenn sie in den Straßen der Hauptstädte sich durch Betteln soviel zusammenscharren, als möglich ist, um nach Westen zu kommen, während sie oft hinlängliche Mittel zu diesem Zweck im Sacke haben.

Erfreulicher als die zuletzt angeführte Thatsache ist die in allen bedeutenden Städten der Union begonnene, und zum Theil glücklich ausgeführte militärische Organisation der Deutschen. Nach den Gesetzen der meisten Staaten ist nämlich jeder waffenfähige Bürger verpflichtet, Milizendienste zu verrichten, und die zu diesem Dienst nöthigen Waffen vorräthig zu haben. Will jedoch eine Anzahl Bürger eine sogenannte unabhängige Kompagnie bilden, die sich aber dann uniformiren muß (was bei den Milizen nicht nöthig ist), so steht ihr dieses frei; nur muß sie dann, so gut wie jede andere Milizen-Compagnie, den Befehlen der Stabsoffiziere (die entweder vom Volk gewählt oder vom Gouverneur des Staates auf bestimmte Zeit ernannt sind) Folge leisten. Im Uebrigen haben die Glieder solcher Compagnien das Recht, ihre eigenen Offiziere und Unteroffiziere zu wählen, ihre eigene Musik zu halten und in der Wahl ihrer Uniformen so bizarr als möglich zu seyn.

Solche unabhängige Compagnien haben sich nun, wie gesagt, in allen größeren Städten der Union gebildet, und so haben denn auch die Deutschen diesen Umstand benützt, um in New-York, Philadelphia, Baltimore, Pittsburg u. s. w. deutsche Kompagnien zu errichten, welche sich, ich darf es wohl sagen, durch ihre Haltung, ihre Disciplin und selbst durch die zweckmäßige Art ihrer Uniformirung vortheilhaft vor den amerikanischen auszeichnen. In New-York haben die Deutschen sogar eine Artillerie-Kompagnie gebildet, und obwohl die sie befehligenden Offiziere nicht immer die nöthigen Vorkenntnisse besitzen mögen, so kenne ich doch mehrere, welche seit ihrer Erwählung ernstlich mit militärischen Studien sich beschäftigen, und es gehört doch bei weitem die Mehrzahl derselben den gebildeteren und vermöglicheren Bürgerklassen an. In Baltimore, wo die meisten gebildeten Deutschen wohnen, werden die deutschen Compagnien von sehr achtbaren, der ersten Gesellschaft angehörigen Großhändlern befehligt, was nicht wenig dazu beiträgt, ihnen bei den Amerikanern Achtung und Ansehen

zu verschaffen. Das Kommando ist deutsch, und es ist dies eine solche Neuigkeit in den Vereinigten Staaten, daß Jung und Alt sich auf dem Exercierplatz einfindet, wenn die Deutschen ihr „Halt! Rechts um! bei Fuß! Marsch!“ herdonnern. Was aber die Amerikaner noch mehr entzückt; das ist die deutsche Parademusik, welche vor diesen Compagnien einhermarschirt, ihr gemessener, ächt germanischer Takt und die aus der Heimath mitgebrachte Subordination. Nun ist zwar Amerika nicht das Land der militärischen Auszeichnung, es ist aber doch von Bedeutung, daß die Deutschen in den vorzüglichsten Städten der Union eine wohlbewaffnete und wenigstens eben so gut eingeübte Macht bilden, als die Amerikaner. Diese Anstalten zur Selbstvertheidigung sind für sie in mehr als einer Beziehung wichtig. Erstens sind sie ein Bindungsmittel für die verschiedensten Klassen von Auswanderern, welches ihnen zugleich Gelegenheit gibt, ihre wechselseitigen Bedürfnisse kennen zu lernen, und sich einander als Kameraden beizustehen. Zweitens erhalten sie die Liebe zur deutschen Sprache und die Rückerinnerung an das gemeinsame Vaterland; und endlich drittens, und dies dürfte vielleicht das Wichtigste seyn, steigen die Deutschen in der Achtung der Amerikaner dadurch, daß sie im Stande sind, an der Nationalvertheidigung einen ihres neuen Bürgerstandes würdigen Antheil zu nehmen. Ueberhaupt kann man den Deutschen in Amerika nur dazu Glück wünschen, daß sie sich auf jede Art von der untergeordneten Stellung zu emancipiren suchen, welche ein großer Theil derselben bei seiner Ankunft in den Freistaaten aus Mangel an Vermögen oder Empfehlungen einzunehmen gezwungen ist. Die Vereinigung zu militärischen, politischen und andern Zwecken, insofern sie nicht den Gesetzen des Staates entgegen sind, bietet hiezu die wirksamsten Mittel, und so möge das Beispiel, mit welchem alle größeren Städte mit deutscher Bevölkerung vorangegangen sind, bald in allen Landstädten und größeren Ansiedlungen Nachahmer finden.

Noch müssen wir hier den lobenswerthen Eifer rühmen, mit welchem mehrere deutsche Gesellschaften in den Vereinigten Staaten in letzterer Zeit für die Verbesserung und Erhaltung der deutschen Sprache gesorgt haben; denn es war dies um so mehr nöthig, als die Meisterwerke deutscher Classiker nicht einmal durch den

Buchhandel ihren Weg nach Amerika fanden, und die größeren deutschen Lesegesellschaften, welche meistens unter dem Einflusse und der Oberaufsicht der Geistlichen stehen, die meisten belletristischen Schriften, als der Gottseligkeit entgegen, aus ihren Bibliotheken verbannen. Sind doch die Werke Jean Paul Richters aus der deutschen Lesegesellschaft in Philadelphia verbannt, weil sie nicht genug den Stempel der Gottesfurcht an sich tragen. Diesem Uebelstand könnte hauptsächlich durch Gründung einer soliden deutschen Buchhandlung abgeholfen werden, für die es gewiß schon ein hinlänglich zahlreiches und gebildetes Publikum gibt, das sich sehr darnach sehnt, endlich etwas Anderes als deutsche Gebet- und Gesangbücher in die Hände zu bekommen. Man denke nur, daß in den drei Städten New-York, Philadelphia und Baltimore nahe an 100,000 Deutsche wohnen, wovon eine große Zahl den bemittelten und selbst reichen Ständen angehört, und daß sich diese Zahl mit jedem Jahr auffallend vermehrt. Haben sich doch die deutschen Zeitschriften in den letzten zehn Jahren mehr als verdoppelt — ein Beweis, daß ein Lesepublikum da ist — um wie viel mehr müßte erst eine gute Buchhandlung an ihrem Platz seyn, wenn sie vielleicht noch damit ein Lesekabinet verbände, in welchem die vorzüglichsten deutschen politischen und belletristischen Journale anzutreffen wären.

Mit dem Verlangen nach besseren deutschen Werken hebt sich jetzt in Amerika auch der Geschmack an dramatischen Schriften, und es ist sogar vor kurzem in Philadelphia ein deutsches Theater entstanden. Dieses war zwar Anfangs ein Liebhabertheater; da der Andrang zu demselben jedoch bald so groß ward, daß das dazu bestimmte Lokal die Zuschauer nicht mehr fassen konnte, so miethete die Direktion eines der schönsten und größten Theater der Stadt (das Arch Street theatre) und gab darin größere Vorstellungen, wobei jeder Fremde, Deutsche oder Amerikaner zu denselben Eintrittspreisen wie in den andern Theatern zugelassen wurde. Die Einnahme verwendete die Gesellschaft, nach Abzug aller Kosten, auf die Verbesserung des Theaters selbst, oder zu wohlthätigen Zwecken. Nach einigen von mir durchgesehenen Theaterzetteln wurden im Laufe des vorigen Jahres „die Räuber, Kabale und Liebe“ und mehrere Iffland'sche und Kotzebue'sche

Stücke gegeben. Eine regelmäßige, gute Truppe von deutschen Schauspielern, und noch mehr eine deutsche Operngesellschaft würde in den größeren Seestädten der Union gewiß gute Geschäfte machen.

Alle diese Zeichen eines angeregten deutschen Lebens in den Vereinigten Staaten sind nicht etwa bloß vorübergehend, sondern, wie aus dem Vorausgeschickten deutlich genug hervorgeht, in fortwährender Steigerung begriffen. Es fühlen die Deutschen mit jedem Tage mehr das Bedürfniß freierer, unabhängigerer Gestaltung, wie denn auch das Bewußtseyn ihres inneren Werthes mehr und mehr bei ihnen zu erwachen anfängt und das Streben, etwas aus sich heraus, statt Andern bloß sich nachzubilden. Wie dieses Streben, welches sich zunächst und hauptsächlich in Deutschland offenbarte, durch die letzten Einwanderungen aus Europa in Amerika angeregt wurde, ist eine Frage, deren Beantwortung die Gränzen dieses Aufsatzes übersteigt. Ich habe mich begnügt, dem Leser kurz die Thatsachen vor's Gesicht zu führen, aus welchen er nun selbst den Schluß ziehen muß.

Im Monat Oktober des verflossenen Jahres fand zu Pittsburg eine Versammlung von Deutschen statt, wozu aus allen größeren Städten und Distrikten, die eine deutsche Bevölkerung haben, regelmäßig erwählte Abgeordnete gesendet wurden. Der Zweck der Versammlung war, gemeinschaftlich auf Erhaltung und Beförderung deutscher Sitten, deutscher Bildung und hauptsächlich deutscher Sprache hinzuwirken. Letztere wollte man auch überall, wo deutsche Bevölkerung vorherrscht, zur juridischen und politischen Geschäftssprache erhoben wissen. Das Wichtigste, was die Versammlung beschloß, war die Gründung eines deutschen Seminars in der Nachbarschaft von Pittsburg (der Mitte der deutschen westlichen Bevölkerung); die Errichtung und Beförderung von deutschen Elementarschulen in der ganzen Union, und die Ernennung eines permanenten Ausschusses, dem es zur Pflicht gemacht werden soll, die aus Europa ankommenden Deutschen mündlich und in Schriften mit den Gesetzen des Landes vertraut zu machen, und ihnen zur Erlangung des Bürgerrechts mit Rath und That an die Hand zu gehen, zugleich aber auch jeden eines entehrenden Verbrechens überwiesenen und nach Amerika entflohenen Taugenichts den

betreffenden Behörden anzuzeigen, um zu verhüten, daß der deutsche Name durch ihn nicht geschändet werde. Dieses neueste Bestreben der Deutschen, welches das Ringen nach politischer Macht offenbar beurkundet, ist von den verschiedenen Partheien vielfach gedeutet worden, und hat sogar bei einigen manche Besorgniß für die Zukunft erregt. Inzwischen bleibt die Hoffnung, in Amerika ein deutsches Reich zu bilden, wenn sie gleich von manchem Deutschen gehegt wird, doch nichts als Schwärmerei. Aber zu einem mächtigen integrirenden Theil der Union können die Deutschen allerdings heranwachsen, wenn gleich ihr Einfluß, zu Folge des ihnen angeborenen Charakters, nur conservativ seyn, und der Union selbst zum Heil gereichen kann.

F. J. G.

Geistiges Leben und wissenschaftliches Treiben in Italien.

Nur sehr wenige Nicht-Italiener mögen einen klaren Begriff von dem geistigen Leben Italiens haben, sich fortwährend auf dem Laufenden rücksichtlich der erscheinenden Bücher erhalten und diese ihre Kenntniß zu Berechnung der Kräfte des unglücklichen Volks benützen, dessen bevorrechteten Geistern wir beinahe in allen Disciplinen die ersten Schritte, die keckſten Vorschritte verdanken, dessen Gegenwart aber hinter der Vergangenheit so weit zurückbleibt.

Es ist auch wahrlich nichts Leichtes, sich diesen Ueberblick zu verschaffen. Viele der ausgezeichnetsten Köpfe unter den jetzt lebenden Italienern verweilen freiwillig oder gezwungen im Auslande: in London, Paris, Berlin oder Wien, Manche sind genöthigt, in fremden Zungen zu schreiben; der Zeitschriften, welche die neuesten Erscheinungen anzeigen, sind wenige; der Buchhandel liefert nur um schweres Geld, mit Schwierigkeiten, spät und unregelmäßig Bücher, welche in Italien herauskommen, und das, was die neueste europäische Lesewelt vorzüglich bewegt, ist der Halbinsel noch ziemlich fremd; dagegen erregt dort häufig noch lebhaftes Interesse, was diesseits der Alpen längst beseitigt oder zurecht gelegt worden ist.

Die Masse der vorhandenen geistigen Kräfte, ihre Bereitheit, bei vorkommenden Umständen wirkend einzugreifen, und ihr Verhältniß zu den jetzigen Regierungen sind aber wesentlich nothwendige Faktoren, wenn man die Zukunft dieses so vielfach

interessanten Volkes berechnen, die Erscheinungen des Tages richtig beurtheilen will.

Es ist auch nicht Einem der vielen Reisebeschreiber, welche sich voreilige und abgeschmackte Urtheile über das italienische Volk erlaubt haben, eingefallen, dessen vorzügliche Befähigung zu Werken des Geistes zu läugnen; da es gewiß geschehen wäre, hätte sich nur irgend ein Anhaltspunkt gefunden, so ist es gut, dieses als ein Zeichen der unbestreitbaren ausgezeichneten Naturanlagen des Volks zu Buch zu schreiben.

Diese Anlagen äußern sich überall, auch bei dem gemeinsten Pöbel, in einer unglaublichen Behendigkeit des Auffassens des sinnlich Erkennbaren, des Combinirens und des Auffindens der Richtungspunkte bei Beurtheilung einer Frage. Die natürliche Wohlredenheit, der Volkswitz, welcher bis ins Mark einschneidet, die unglaubliche Gefügigkeit auch bei unerwarteten Vorfällen, wenn diese nicht den Menschen durch die Einbildungskraft überwältigen, der unwillkürliche Geschmack und Kunstsinn sind bei der untersten Volksklasse keines andern Landes der Welt bis zu diesem Grade ausgebildet. Wenn in anderen Ländern Unterricht und Erziehung beinahe Alles thun müssen, um einen Menschen aus dem Menschen zu machen, so ist die herrliche Natur dem Italiener auf mehr als halbem Wege entgegengekommen. Er scheint ohne allen Unterricht weiter zu seyn, als dieser die Mehrzahl der Schüler, welche unter trüberem Himmel geboren wurden, führen kann; man kann seinem Müssiggange die Kraft zu aller Arbeit, seiner vernachlässigten äußeren Erscheinung eine gute Abkunft nicht absprechen. Der Norden wollte Alles und vollbringt es doch nicht, der Süden vermöchte Alles, aber er will oder darf nicht. Sogar die Sprache ist dem Süd-Italiener der größeren Hälfte nach überflüssig, er ersetzt sie durch Gebärden.

Betrachten wir nun, wie sich die Bildungs-Anstalten in der Gegenwart zu diesem hochbegabten und so frühe kultivirten Volke verhalten, und vergessen wir nicht, daß eine alte, durchgebildete Gesittung, eine anderwärts nicht vorhandene Positivität, kurz, ein Verhältniß vorliegt, welches man mit der Stellung des Adels zum aufstrebenden Gewerbstande vergleichen könnte.

Die Schule fängt bei Wohlhabenden mit der schon seit unvordenklichen Zeiten eingeführten Kleinkinderschule an. Eine

alte Frau sitzt in der Mitte eines großen leeren Gemachs im Erdgeschoße spinnend oder sonst eine weibliche Arbeit verrichtend. An den Wänden sitzen kleine Kinder umher, welche da in Verwahrung gegeben sind. Die Schulfrau singt ihnen die lauretanische Litanei vor, die Kinder wiederholen sie. Zur bestimmten Stunde werden sie wieder abgeholt, aber weder in freie Luft geführt, noch in irgend etwas Nützlichem unterrichtet. Die ärmeren Kinder sind der Straße anheimgegeben, oder man macht für sie kleine Gitterfenster nahe am Boden, wie in Toskana, damit sie ohne Gefahr auf die Straße hinausschauen können, während die Eltern, auf dem Felde beschäftig, sie eingeschlossen haben.

Volksschulen.

Volksschulen sind überall eingerichtet und theilweise dotirt worden. Sie beschränken sich in der Regel auf Knabenschulen; die Mädchen müssen bei Klosterfrauen, Lehrerinnen, oder zu Hause das Nothdürftige lernen, aber Staat und Kirche wollen nicht, daß sie vom Baume der Erkenntniß zuviel Früchte kosten, denn durch die Frauen vorzüglich wird das männliche Geschlecht niedergehalten.

In den Knabenschulen wird der Katechismus, Lesen, Schreiben und ein wenig Rechnen getrieben. Die des lombardisch-venetianischen Königreichs gelten für die besten. Im Kirchenstaat und in dem Königreich beider Sizilien sieht es dagegen noch sehr mangelhaft mit denselben aus. In den Waisen- und Erziehungshäusern ist der Unterricht weniger mangelhaft. Im Verhältnisse zu den Kräften thut St. Marino bei weitem am meisten für den Volks-Unterricht. Schullehrer-Seminare gibt es nicht. Die Lehrer sind meist Priester, oder wenigstens Geistliche, zuweilen Regulare. Man hört nicht, daß die Ausgehobenen oder freiwillig Eintretenden in den verschiedenen Truppen angehalten würden, das Erlernte auszubilden, das Versäumte nachzuholen.

In den höheren Schulen wird vorzüglich das Latein getrieben. Es ist die Kirchensprache überall, die Gelehrtensprache theilweise, in Rom sogar noch bei einigen Gerichtshöfen die Gerichtssprache, die ehemalige lingua nobile des ganzen Volks.

Griechisch wird dagegen sehr wenig, orientalische Sprachen werden nur in Special-Instituten gelehrt, aber deutsch in den höheren venetianisch-lombardischen Schulen, weil deutsch die Geschäfts- und Militärsprache der Gesammt-Monarchie ist. Dagegen wird das Italienische in allen außer Italien befindlichen Instituten der Monarchie gelehrt, und ist diesseits der Alpen verbreiteter als das Deutsche bis jetzt in der Lombardei. Diese wechselseitige Annäherung kann in einem Gesammtstaate, wie der österreichische es ist, nicht verfehlen heilsame Früchte zu tragen, und es beweist die Stärke der Regierung eben so sehr als die neulich erlassene Amnestie, daß sie zum Studium einer Literatur aufmuntern darf, welche sich so großer geistiger Unabhängigkeit erfreut. Wirklich schon zeichnet die lombardische Jugend beider Geschlechter sich durch eine weit allgemeinere Bildung aus, als man sie im übrigen Italien findet, und hiezu mag nebst der geographischen Lage des Landes vorzüglich jene Zuthat deutschen Wesens beitragen.

Die Söhne der Reicheren machen überall beinahe ihre Schule zu Hause bei einem Erzieher, dem Hausgeistlichen, zuweilen auch in Collegien, welche die Jesuiten für den Adel ausschließlich in mehreren bedeutenden Städten anzulegen nicht verfehlt haben.

Die Naturwissenschaften werden spärlich und mangelhaft vorgebracht, die Geistlichkeit glaubt, daß sie schlechte Christen machen. Der Ordensbruder, welcher entschiedenes Talent für sie hat, wird zwar in allem möglichst gefördert, aber als Gegenstand des *allgemeinen Unterrichts* liebt man sie nicht.

Turnen gehört ebenfalls zu den verbotenen, Fechten zu den kaum geduldeten Disciplinen, Tanzen aber wird gestattet, und ausführlich gelehrt; auch Schauspiele werden in den Collegien zuweilen aufgeführt.

Die Methoden des Lehrens sind in der Regel noch die alten scholastischen, und namentlich hängen die Jesuiten noch so fest an dem Schulplane des Stifters ihrer Gesellschaft, daß die zwei hellsten Köpfe derselben, die Patres Pancaldi und Rezzi ausgewiesen wurden, weil sie erklärt hatten, sie halten für unumgänglich nöthig, das vorschreitende Prinzip, das Lehrbedürfniß der neuen Zeit in den Bereich des Unterrichts der Jesuitenschulen aufzunehmen. Daß in den italienischen, von der Gesellschaft geleiteten möglichst retardirt, daß so gelehrt wird, daß der Schüler müde ist, wenn er

ankömmt, hindert nicht, daß in der Schweiz die vorzüglich für französische Jünglinge berechneten Collegien sich auf alle Weise bemühen, mit den Erziehungs-Anstalten Frankreichs und Deutschlands gleichen Schritt zu halten. Das gerade zeichnet die Gesellschaft aus, daß sie Allen Alles seyn und daher nichts Allgemeingültiges anerkennen will, als die Nothwendigkeit, ihr sich zu unterwerfen.

Universitäten.

Die Universitäten spiegeln den Zustand der Nation im Allgemeinen ab. Einst dienten sie zu Vorbildern für alle ähnlichen Anstalten Europa's, jetzt sind sie in ihrem uranfänglichen Zustande befangen, und fühlen dennoch die Nothwendigkeit, sich zu verjüngen, ohne noch die alte Kraft und Unabhängigkeit zu besitzen, durch welche diese Verjüngung kommen müßte, da Kirche und Wissenschaft sich entzweit haben.

Eine Universitas studiorum, im Sinne von Berlin oder Leyden, oder auch nur von Göttingen, darf man in Italien nicht suchen; die alten Fakultäten lehren nach alter Weise halb Latein, halb Italienisch. Doch gewinnt Letzteres mit jedem Jahre mehr Grund. Die Vorlesungen sind unentgeltlich, die Ferien lange, der Feiertage viele. Die öffentlichen Büchersammlungen, die übrigen Hilfsanstalten mit Ausnahme der Hospitale sind höchst mangelhaft, es ist noch, wie vor Zeiten in Deutschland, der Lehrer die Hauptsache. Privatdocenten werden durch ergänzende Professoren ersetzt, welche ix allen Fächern ihrer Fakultät vortragen müssen, wo durch Krankheiten, Todesfälle oder sonstige Behinderungen eine Lücke entstanden ist.

Die Professoren sind im Allgemeinen sehr mäßig bezahlt, haben keine weitere Laufbahn vor sich und treiben wohl nebenbei noch andere Geschäfte als Haupterwerb. Ihre Vorträge werden sehr strenge beaufsichtigt von weltlicher sowohl als geistlicher Polizei.

Die Staatswissenschaften, das Staatsrecht sogar, Statistik, überhaupt alle neueren in Deutschland später angefügten Disciplinen haben noch keine Lehrstühle auf den italienischen Hochschulen, nur Einiges ist hiefür neuerlich in Padova, Pavia und

Turin geschehen. Auch Philosophie, Geschichte und Naturwissenschaften werden überall sehr mangelhaft gelehrt; in Rom steht die Physik noch als **Physica sacra** im Verzeichnisse der Vorlesungen, und wenn dort das Copernikanische System jetzt geduldet wird, so ist es dennoch so wenig amtlich anerkannt, als zu den Zeiten Galileis. Nur erst seit der französischen Verwaltung hat die Archäologie in Rom einen Lehrstuhl.

Es ist allen Lehrgegenständen das Prinzip: Glauben und beim Alten bleiben, aufgeprägt. Daher wird ein kühner Forscher nicht leicht Lehrer, ein Lehrer aber weit häufiger ein tüchtiger Fachmann, ein fleißiger Bearbeiter des alten Vorhandenen, als ein Beförderer der Wissenschaft durch Zweifel, neue Ansichten oder Combinationen werden. Was in Deutschland von den Universitätslehrern in dieser Hinsicht zuviel geschehen dürfte, geschieht bestimmt in Italien zu wenig. Die Studenten sollen für ihre Fächer gehörig abgerichtet werden; wollen sie allgemeine Bildung erwerben, so ist das ihre Sache, sie mögen es auf eigene Gefahr thun; so wollen es die Regierungen, so treiben es die Professoren gezwungen, oder freiwillig.

Daß die österreichische Regierung bei der neuen, durch die Restauration herbeigeführten Organisation die Hochschulen Pavia und Padova nicht in Mailand oder Venedig vereinigt, daß Toskana sein Pisa, ja sein Siena als solche beibehalten, und Rom die Bildungsanstalten des wiederhergestellten Kirchenstaats nicht centralisirt hat, ist unbegreiflich, wenn man bedenkt, wie sehr eine Vereinigung unter den Augen der Regierung aus politischen Gründen wünschenswerth, ja nothwendig erscheinen mußte. Die ausgedehnteren Hospitale, Bibliotheken, Sammlungen und Gerichtshöfe hätten einen sehr scheinbaren Vorwand abgegeben.

Ein großer Theil der milden Stiftungen für Studirende ist durch die französische Besitznahme aufgesogen worden. Doch bestehen noch Einige, aber nicht in dem Umfange, in welchem Deutschland sie erhalten hat. Die Studenten sind äußerlich ungleich zahmer als die deutschen, innerlich eben so liberal und unitarisch gesinnt als diese je waren, in verbotenen Büchern sehr wohl bewandert und häufig auch geheimen politischen Verbindungen nicht fremd.

Akademien.

Wenn eine Akademie die Stelle eines Generalstaabs vertreten, die Bewegungen der Forscher leiten, die Ergebnisse zusammenfassen soll, so scheint sie ihren eigentlichen Zweck neben Ehrung der Wissenschaft und Belohnung ihrer ausgezeichnetsten Jünger am fruchtbringendsten zu erfüllen.

Bei der großen Zahl von Akademien, welche Italien, ihr eigentliches Vaterland, zählt, fehlt eine in diesem Sinne errichtete beinahe gänzlich. Die meisten sind in der Form, im Ablesen und Beklatschen unbedeutender Hervorbringungen untergegangen. Die sogenannte italienische Akademie hat keine Versammlungen, ja ihre Mitglieder müssen statutenmäßig über ganz Italien zerstreut seyn. Sie zählt im Fache der Naturwissenschaften sehr viele verdiente Männer und bekannte Namen. Sie und das untergegangene Institut in Mailand beweisen zur Genüge, was Italien in diesen Fächern zu leisten fähig ist.

Es ist überhaupt etwas Rührendes in der Weise, wie so viele ausgezeichnete Männer in diesem Lande sich den Naturwissenschaften widmen, ich möchte sagen, devoviren. Nicht unterstützt von den Regierungen, von der Geistlichkeit mit scheelen Augen beaufsichtigt, von fremden Literaturen ganz oder theilweise abgeschnitten, vom Pöbel zuweilen als halbe Zauberer angesehen, widmen sie sich einsam und friedlich einer gewissenhaften, geduldigen, anhaltenden Beobachtung. Oft lauscht das Ausland ihrer Gutmüthigkeit das Ergebniß ihrer Forschungen ab, und veröffentlicht es, ohne sie zu nennen; oft erfahren sie, daß das, was sie entdeckt zu haben glauben, längst in anderen Ländern bekannt sey; zu einem Versuche fehlt das Geld, zu einem anderen die Oertlichkeit, wegen eines dritten verstoßen sie es bei den Zeloten, und dennoch werden sie nicht müde, Werksteine für den Bau der Ewigkeiten herbeizutragen, und finden einzelne willige, andächtige Schüler, welche versprechen, den Abgehenden in gleicher dornenvoller Bahn zu ersetzen.

Die bourbonische Akademie zu Neapel könnte hier vorzüglich wegen der Ergebnisse der Ausgrabungen von Pompeji und Herkulanum genannt werden. Es gibt, was die Form ihrer Abhandlungen betrifft, unter ihren Mitgliedern noch jetzt viele,

welche an Weitläufigkeit dem berühmten Verfasser des Quartanten über das antike Tintenfaß nichts nachgeben. Ein armer Teufel Namens Lippi wurde aus ihr ausgestoßen, weil er behauptet hatte, Herkulanum müsse durch Wasser untergegangen seyn, was doch nicht so albern war, da man die Erzbilder unversehrt gefunden hatte, und die Handschriften wenigstens nicht verbrannt waren. An die Durchforschung der untersten Schichte über den Gebäuden dachte Niemand. Sie kömmt nach meiner vollsten Ueberzeugung von einer Erdlawine, welche die vulkanischen Regengüsse und das Erdbeben zusammen über die Stadt ergossen. Dieses Beispiel mag genügen, mit welcher Umsicht hier in einer Specialität von Leuten verfahren wird, welche sonst sich eines schnellen geübten Blicks, einer durch unzählige Analogien im gemeinen Leben getragenen Divination erfreuen.

Von den römischen Akademien verdienen nur zwei Erwähnung, die **Lincei nuovi** und die **Archeologica**. Die **Lincei** beschäftigen sich mit den Naturwissenschaften und werden durch die Thätigkeit und Umsicht ihres Stifters, des Abbate Scarpellini allein gehalten. Zu Preisvertheilungen und ausgedehnten Versuchen reichen die Fonds nicht, die Akademie hat mehr die Aufgabe, ein altes Licht nicht erlöschen zu lassen, als ein neues anzuzünden; dennoch fragt die Regierung sie zuweilen um Rath.

Die archäologische Akademie ist zur Zeit der französischen Besetzung entstanden, und erfüllt ihren so wichtigen und ehrenvollen Beruf nur sehr unvollständig, wie aus ihren bekannt gemachten Akten ersehen werden kann. Einer, von Ausländern vorzüglich, gebildeten ähnlichen Gesellschaft, ist sie mehr hindernd und feindlich, als mittheilend und nacheifernd entgegengetreten. Nicht als ob den Mitgliedern Kenntnisse, Ortserfahrung und selbst guter Wille mangelten, wohl aber mangelt ein umfassender Ueberblick der ganzen Alterthumswissenschaft und die Unparteilichkeit, welche griechischen, hetrurischen und phönizischen Alterthümern dasselbe Recht und eben so gründliche Durchforschung widerfahren läßt, als den römischen.

Florenz verdient hier genannt zu werden mit seiner bekannten und in neueren Zeiten wegen Verknöcherung hart angefochtenen Sprach-Akademie (**A. della crusca**), weil dieser der von Napoleon ausgesetzte Decennalpreis auf das beste Werk in italienischer

Prosa noch jetzt von der toskanischen Regierung zur Verleihung überlassen ist, wobei es jedoch vor einigen Jahren zu unangenehmen Erörterungen über die Frage kam, ob derselbe Schriftsteller, Botta, zwei Preise erhalten könne?

Was das Verdienst um die italienische Sprache betrifft, so ist es gewiß, daß jede lebende Sprache in ewiger Umbildung, Ausbildung und Bereicherung befangen ist und befangen seyn muß, daß es also verdienstlicher wäre, das neue Bedürfniß aus dem noch unbenützten Schatze der Idiotismen, oder mit neuen rationellen Wortbildungen zu befriedigen, als über jeden neu scheinenden Ausdruck zu markten. Eine zweite Akademie, welche zu Florenz Lebenszeichen gibt, und schon manches Gute im Stillen gewirkt hat, ist die der Georgophili. Sie setzt Preise aus, stellt Versuche an, und wäre durch ihre Lage in der Mitte Italiens und den speculativen Geist der toskanischen Gutsbesitzer am meisten geeignet, eine landwirthschaftliche Musterwirthschaft, eine Lehr- und Versuchsanstalt für ganz Italien zu leiten.

Turin besitzt eine von der Regierung dotirte Akademie, welche aber nach dem Impulse ihrer Obern mehr abstrakten Forschungen als praktischer Einwirkung auf die Aufklärung und gründliche Geistesbildung des Volks zugewendet ist.

Aus Vorstehendem ist ersichtlich, daß die Akademien weder durch Preise noch durch Beispiel, weder durch Einfluß auf die Maßregeln der Regierung noch auf den Gang der Geistesbildung des Volks die Wirkung üben, welche man von ihnen erwarten könnte, und welche man ihnen wünschen muß.

Es wäre kaum zu entschuldigen, wenn nicht hier auch der Kunst-Akademien erwähnt würde, deren Italien sehr viele und die ältesten der Welt zählt. So wie sie jetzt sind, verhindern sie zwar den Untergang der Kunstübung, aber vielleicht noch mehr das Emporstreben eines unabhängigen Genius, welcher auf nie betretener Bahn dem Ziele zueilt. Es ist überall schon Dagewesenes, weniger Tiefe als bei den Deutschen, weniger technische Fertigkeit als bei den Franzosen bemerkbar. Noch immer zeichnen sich die Venetianer im Sinne für lebhafte harmonische Farben, die Toskaner im Plastischen, die Neapolitaner in phantasiereicher, beinahe unmittelbarer Auffassung des Antiken aus. Die **Academia di S. Luca** in Rom ist noch jetzt das Compromißgericht

für ganz Europa, wenn es Fragen über Echtheit alter Gemälde gilt, obwohl die Kenntnisse ihrer Mitglieder in allen nicht-italienischen Schulen sehr mangelhaft sind.

Auch die Tonkunst hat durch die Verarmung der Kirche so viel verloren, daß nach Mattei's in Bologna Ableben nur noch in Neapel eine gründliche Compositionsschule gefunden wird. Stets wird mehr das Ausland als Italien selbst, die Tonsetzer bereichern, aber immer werden sie dahin zurückkehren, wenn sie nicht, wie Bellini, in voller Jugendblüthe abgerufen werden.

Noch viel Talent ist übrig; auf, weckt es nur, die Welt wird's kennen! Auf diese Weise möchten wir Klopstock's Worte gegen Die parodiren, welche berufen sind, über Italien zu herrschen.

Bibliotheken.

Es fehlt nirgends in Italien an alten und für die Zeiten der Errichtung reichlich zugemessenen Stiftungen für öffentliche Bibliotheken. Nicht nur Regierungen, Hochschulen und Klöster, auch einzelne Städte, Hospitale, reiche Privatfamilien und patriotische Bürger haben bedeutende literarische Schätze der öffentlichen Benützung gewidmet. Man sammelt mit größerer Liebe als anderwärts literarische Seltenheiten, und es gehen deren weniger als im Norden durch Feuer zu Grunde, auch waren die bürgerlichen Kriege nicht so wüthend, die von Ausländern auf italienischem Boden ausgefochtenen nicht so zerstörend wie anderwärts.

Die Benützung wird, außer an den ungebührlich vermehrten Feiertagen überall freundlich gestattet, und der Leser, Excerpirer und Collationirer sind viele. Die Hauptgegenstände ihrer Forschungen sind begreiflicherweise solche, durch welche sie den Regierungen und der Geistlichkeit (zu welcher jene häufig gehören) nicht mißfallen.

In den Fächern, welche in neuerer Zeit besonders fruchtbringend waren, in Philosophie, Staatswissenschaften, Technologie 2c. findet man häufig kaum den Hausbrauch, welchen anderwärts ein Fachmann beständig neben sich stehen hat.

Die meisten Bibliotheken haben von nicht-italienischer Literatur nur Repositorialbücher, und auch diese häufig nur bis zum Zeitpunkte vor 1789. Nur selten sieht man ein reges Streben,

die so fühlbaren Lücken mit einiger Vollständigkeit auszufüllen. Kataloge, wie z. B. der Göttinger ist, sucht man bei allem Fleiße, bei aller Selbstaufopferung vieler Bibliothekare vergebens. Man findet unter diesen merkwürdig unterrichtete Specialitäten, aber, wegen der Schwierigkeit, mit den literarischen Weltmärkten zu verkehren, wenige eigentliche Bibliographen. Valery hat über das Verhältniß der italienischen Büchersammlungen zur Neuzeit ziemlich vollständige und mit Unparteilichkeit, aber billiger Schonung dargelegte Notizen in seinem Reisewerke bekannt gemacht, auf welches der verwiesen werden kann, welcher specieller Nachweisungen bedarf.

Die Zahl der verbotenen Bücher, die Unmöglichkeit, mit den alten oder gar mit verkleinerten Mitteln das stets wachsende Bedürfniß nach dem Laufenden und die entstandenen Lücken zugleich zu befriedigen, der innere Unwille vieler italienischer Gelehrten über die Abnahme der Achtung für ihre, eine literarische Katholicität ansprechende lateinische Sprache, der Mangel an Fertigkeit, die neueren Sprachen zu lesen und zu sprechen, und besonders die Richtung der Regierungen, welche das italienische Volk möglichst beim Alten erhalten, und von allen Neuerungen, welche nicht gerade der Staatskasse Gewinn bringen, abhalten möchten, diese vielen Gründe wirken vereint, die Bibliotheken mehr für die Forscher nach alten unbekannten Schätzen interessant zu machen, als für solche, welche den Schatz ihres Wissens überhaupt bereichern wollen. Weil die literarisch-strebsamen Menschen sich nicht auf das werfen dürfen, auf was sie wünschten sich werfen zu können, so nehmen sie wenigstens was sie können: Curiosa inedita, italienische Schriften des 14ten und 15ten Jahrhunderts, Antiquitäten, Ortsgeschichte und Biographie zum Gegenstande ihrer Thätigkeit, und es ist bei dieser Sachlage kein Wunder, daß man häufiger erfährt, es sey irgendwo entdeckt worden, daß nicht ein Deutscher oder Engländer, sondern ein Italiener diese oder jene Erfindung gemacht habe, als daß etwas Neues, Fruchtbringendes wirklich von einem italienischen Gelehrten erfunden wird.

Bei der jetzigen Lage der Halbinsel muß der Freund der Menschheit noch Gott danken, daß das heilige Feuer durch die so gestalteten und benützten Bibliotheken doch immer erhalten, und das Studium der alten Klassiker der Trost und die geistige

Kräftigung eines niedergehaltenen, so vielfach gedemüthigten Volks wurde. —

Die Staatsgewalten und die Schulen.

Wenn ein großer Theil des öffentlichen Unterrichts von den Priestern gegeben, die Gesammtheit aber von ihnen wenigstens beaufsichtigt wird, so bleibt den Staatsgewalten nur übrig, nachzuhelfen, oder einzuschreiten, wo sie glauben können, daß sie in ihrer Wesenheit benachtheiligt oder bedroht seyen.

Diese Aufsicht der Geistlichkeit sichert die Regierungen in so weit, als ihr Interesse mit dem der katholischen Kirche parallel geht, vor Ausbreitung schädlicher Doktrinen. Den Kindern wird überall schon im Katechismus leidender Gehorsam eingeschärft, und die äußeren Andachtsübungen werden möglichst vervielfältigt, um dem unbequemen Denken ein Gegengewicht zu geben. Dennoch halten die Regierungen strenger auf ihr Oberaufsichtsrecht in kirchlichen Dingen als man im Auslande glaubt, Oesterreich und Toskana mit standhafter Handhabung der Josephinischen Grundsätze, Neapel mit den altspanischen, von Tanucci noch weiter ausgebildeten; Sardinien zeigt der Geistlichkeit größere, Modena die größte Unterwürfigkeit; in dem Kirchenstaate sind bekanntlich beide Gewalten verwachsen.

In demselben Verhältnisse sind die Schulen dem stationären Prinzipe unterworfen, ist die Einwirkung der Regierungsgewalt minder mächtig.

Die Theologie wird überall nach alter Weise gelehrt. Die Regierungen lassen dieses geschehen, wählen aber die Bischöfe nur aus erprobt ergebenen Geistlichen.

Die Rechtsgelehrsamkeit wird so betrieben, daß an Vereinfachung der Gesetzgebung, Rechtspflege und der Formen der Rechtsgeschäfte noch sehr wenig gedacht ist, was nicht Wunder nehmen darf, denn es ist überall so, wo man die Juristen walten läßt. Aus der Advokatur ergänzt sich der Staatsdienst großentheils; auch die Kirche hat schon vielen ausgezeichneten Advokaten ihren Purpur verliehen, und dem Advokaten Lambertini sogar die Tiara.

Die Arzneikunde und die Naturwissenschaften haben begreiflicherweise sich am unabhängigsten ausbilden können und ausbilden

müssen. Die Gabe, zu beobachten, zu combiniren, zu errathen, ist dem Italiener überhaupt eigen, und diese Laufbahn ist die einzige, in welcher ein ausgezeichneter Kopf seinen Weg mit einiger Unabhängigkeit machen kann. Denn der gute Arzt wird auch von denen geschont, welche wähnen, er müsse vermöge seiner Kunst schon ein schlechter Christ seyn, und deren sind sehr viele.

Die Naturwissenschaften werden von den Regierungen nicht gefördert wie sie es verdienten. Man ignorirt gewöhnlich ihre Verehrer; wenn man aber ihres Rathes bedarf, so nimmt man ihre Existenz als bekannt an, und macht dieselben Forderungen an sie, welche man nach Unterstützung, Aufmunterung, oder wenigstens alsdann machen könnte, wenn man sie nicht gehindert hätte.

Die Mitbewerbung anderer freieren Staaten macht es täglich weniger möglich, mit der halben Bildung auszukommen, welche allein der erneuerte Katholicismus seinen Jüngern gestatten will. Um den Staatsbedarf aufbringen zu können, muß man Kunstfleiß, um in diesem sich halten zu können, Kenntnisse haben. Daher sind die Lücken des in Italien allgemein befolgten Systems überall sichtbar, und die heimlich aus eingeschwärzten verbotenen Büchern, aus eiligen Reisen, aus dem Umgang mit Ausländern erworbene unvollständige Einweihung in die Ideen der Neuzeit, verbunden mit dem beleidigten Nationalgefühle, welches sich der Fähigkeit zum Höchsten und der Unfähigkeit der Mitbewerbung gegen weit jüngere Kulturen zugleich bewußt ist, werden jetzigen italienischen Regierungen gefährlicher werden, als es eine ruhige, gleichmäßige, unbeschränkte, aber organische Ausbildung je geworden wäre.

Zeitschriften.

Eines der Hauptwerkzeuge der neueren Zeit, die periodische Literatur, ist in Italien in einem höchst mangelhaften Zustande. Sie ist weder so praktisch-national wie in England, noch so dem Treiben des Tags gewidmet wie in Frankreich, noch so nach Allgemeinheit strebend wie in Deutschland.

Hieran sind wieder theils die halbinselförmige Lage des Festlands und die Abschließung der Inseln, theils die Richtung des Volks, vorzüglich aber sind die Regierungen daran Schuld. Das

Ausland berührt nur in wenigen mühseligen Uebergängen der Alpen und durch ein viel zu wenig befahrenes Meer die alte, positive, in sich festgeschlossene Kultur. Von den Ostküsten des adriatischen Meers her ist keine lebhafte literarische Einwirkung zu hoffen. Die Verbindungen durch die Post sind unvollkommen, kostspielig und langsam, und dagegen der Provinzialhauptstädte zu viele, um sie in einem Leipzig neutralisiren oder in einem Paris concentriren zu können. Der sorgfältig genährte Provinzialgeist hinderte bis jetzt literarische Vereinigungen, und für die Art der Geistesthätigkeit, welche die Zeitschriften fördern, ist Italien zu alt, zu träge und zu stolz. Die meisten und viele der Besten denken: „Wenn's fertig ist, kommt's wohl auch bis zu mir.“ Inzwischen bewies die **Minerva napoletana** in der kurzen Periode zwischen der Revolution von 1820 und dem Einrücken der Oesterreicher, was das jetzt lebende Geschlecht bei Preßfreiheit zu leisten im Stande wäre. Weit weniger sprechen die Hervorbringungen der **Giovanne Italia** an. Auf die Massen waren auch diese Zeitschriften nicht berechnet.

Man kann in den wenigen, noch dazu meist von Fremden unternommenen Lesekabinetten, z. B. in dem von Viessieux zu Florenz bemerken, daß bei weitem die meisten Besucher Engländer oder sonst Ausländer sind. Da unter allen ausländischen Literaturen die französische weitaus die verbreitetste ist, so holt der Italiener, welcher Ansprüche auf Bildung macht, aus ihr, was er bedarf, um sich leidlich auf dem Laufenden zu erhalten. Hiezu dient vorzüglich die **Bibliothèque universelle** von Genf.

Gleichfalls von Ausländern hervorgerufen und gehalten war die Antologie von Florenz, welche das literarische Leben des Auslands mit dem Italiens vermitteln wollte und wirklich sehr viel Löbliches leistete. Sie wurde 1833 von der toskanischen Regierung unterdrückt, weil über einen Artikel, welcher bereits die Censur passirt hatte, von einem auswärtigen Diplomaten Klage geführt worden war.

Das **Giornale arcadico** erscheint zu Rom und würde ohne Unterstützung der Regierung sich nicht halten können. Es ist gänzlich farblos, gibt Gutes und Schlechtes, Altes und Neues, Sonnette, Grabschriften und Trauerreden, zuweilen wohl auch etwas sehr Gutes unter vielem Unbrauchbaren.

Der **Progresso** zu Neapel hat einen stärkeren Anlauf genommen, und in seinen ersten Heften Manches geliefert, was eine größere Aufmerksamkeit des europäischen Publikums verdient hätte, als ihm geworden ist.

Seit einigen Jahren erscheinen halbamtliche Annalen des Königreichs beider Sizilien. So unvollkommen sie noch sind, muß man sie dennoch als einen bedeutenden Schritt zum Besseren ansehen.

Zu Mailand erscheint die **Bibliotheca italiana.** Sie ist, wie es scheint, bestimmt, die moralische Beherrschung der ganzen Halbinsel durch Oesterreich und das Andenken an das Königreich Italien zu bethätigen. Begreiflicherweise ist ihr Ton sehr zahm, die Richtung ist mehr rückwärts in die literarische Vorzeit als gegen die Verarbeitung dessen, was die Zeit bewegt; doch hat diese Zeitschrift das Verdienst, daß sie von Zeit zu Zeit Notiz von Erscheinungen der deutschen Literatur nimmt.

Das **Eco** erscheint ebenfalls in Mailand und mahnt an ein deutsches Unterhaltungsblatt. Zuweilen gibt es werthvolle Aufsätze, im Ganzen aber kann es ebenfalls unbedeutend genannt werden.

Einige Zeitschriften, welche besonderen Fächern gewidmet sind, der Arzneikunde, den Alterthümern rc. füllen den Kreis, welchen sie sich vorgezeichnet haben, zweckmäßiger aus.

Im Ganzen ist der Absatz der italienischen Zeitschriften gering, das Honorar gleich Null, die Intonation verfehlt; die Originalaufsätze sind gewöhnlich zu breit, die Notizen vom Fremdlande verspätet, weil man sie oft aus dritter Hand erhalten hat. Der in Deutschland längst verschollene Streit zwischen Classicismus und Romanticismus wird in diesen Zeitschriften noch lebhaft geführt, und zwar mit vieler Leidenschaft und wenig Klarheit.

Freie Vereine, Lesekabinette, Circulations-Bibliotheken und unternehmende Austräger werden nicht, oder nur unter Beschränkungen geduldet, welche der Zeitschrift-Literatur tödtlich sind.

Trotz allen diesen hindernden Umständen wird dennoch im Auslande von den in Italien erscheinenden Zeitschriften zu wenig Notiz genommen. Sie möchten zwar kaum für Speisung einer **Revue italienne** (nach Art der **Revue britannique**) hinreichen, verdienten aber doch nicht, nur zuweilen heimlich auf Raub gebaut zu werden.

Durch die Oertlichkeit wäre wohl die Bibliothèque universelle von Genf am meisten geeignet, das italienische Neueste dem Auslande, das des übrigen Europa's Italien bekannt zu machen.

Buchhandel.

Auch in Italien ist die Thätigkeit des Buchhandels genau im umgekehrten Verhältniß der Strenge der Censur. Ehemals war daher Venedig seine Freistätte für Italien. Daß der Kanton Tessin jetzt dieses nicht werde, dafür sorgt die ausgebildetere Bücherpolizei unserer Tage. Auch hielt der altvenetianische Buchhandel sich in ehrfurchtsvoller Entfernung von den Lebensfragen der Politik.

Somit sind nun Mailand und Florenz die Sitze der größten buchhändlerischen Thätigkeit. Ihre Gegenstände sind vorzugsweise Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen (besonders W. Scott), seltener aus dem Deutschen, neue Auflagen der Klassiker der italienischen Literatur, Schriften für Gewerbe, auffallend wenige Schul- und Volksbücher und pädagogische Schriften, mehr noch Abhandlungen über frühere Geschichte, Alterthümer, ausgezeichnete Männer. Druck und Papier sind gewöhnlich gut, oft ausgezeichnet.

Der Sortimentshandel wird nicht auf deutsche Weise betrieben, und es ist schwer, auswärts gedruckte Werke sich zu verschaffen. Zu Neapel konnte ich aller sorgfältigen Nachfrage ungeachtet weder die Werke Piazzi's noch die Napoli Signorellis auftreiben, sogar Commissionäre und Antiquare ließen mich im Stiche. Jene waren in Palermo gedruckt, diese in Neapel selbst.

Von auswärtiger Literatur ist ohnehin nur Weniges aufzutreiben, außer wenn zuweilen ein Verleger oder der Verkäufer eines bankerotten Fonds eine Partie Exemplare um Schleuderpreise und mit großer Wagniß auf den italienischen Markt sendet.

Daher füllen die meisten italienischen Buchhändler überschiessende Zeit und Raum mit Antiquariatsgeschäften aus, und befassen sich lieber mit denselben, als daß sie mit außeritalienischen Buchhandlungen verkehren. Commissionen werden sehr ungleich, aber immer theuer berechnet. Dagegen kauft man oft werthvolle Nachschlagebücher und Bibliothekwerke wohlfeil in dem Buchladen.

Beinahe nirgends trifft man gute Landkarten, weder zum Schulgebrauche noch Specialkarten.

Bei jeder Gelegenheit zeigt der italienische Buchhandel seine Sehnsucht nach Befreiung; während dem kurzen Zeitraume der neapolitanischen Revolution, der bologneser Municipalisirung, ja in Sizilien zu L. Bentink's Zeit verfehlte er nicht, Lebenszeichen zu geben. Die nun im Auslande gedruckten Hervorbringungen der geflüchteten Italiener werden als Flugschriften so compreß wie möglich gedruckt, um sie unter dem Hemde des Matrosen, in ausgehöhlten Holzscheitern oder in dem Boden von Zuckerkisten eingelegt, einbringen zu können.

Ein neues Werk, welches in Italien erschien, nach einigen Jahren, eines, welches im Auslande gedruckt wurde (wie Botte's Geschichte) sogleich nachzudrucken, gilt ganz und gar nicht für ehrlos. Unter heimlich gedruckte Bücher, denn es gibt deren dennoch, wird gewöhnlich „Londra“ oder „Filadelfia“ gesetzt, gleichsam als utinam!

Hochverpönte Bücher sind übrigens beinahe überall und immer zu kaufen. Nur muß der Käufer ein sicherer bekannter Mann seyn. Oft besorgen es Unterhändler.

So wenig ein Schriftsteller vom Honorar leben könnte, so wenig kann die Mehrzahl der Buchhändler sich ohne Hülfe der Druckerei, des Antiquariats ꝛc. halten.

Einer eigenthümlichen Schwierigkeit unterliegt die Bekanntmachung der Verlags- oder neuen Sortimentsartikel, indem es beinahe nirgends Intelligenzblätter, und in den ersten Städten durchgängig nur Eine Zeitung gibt, welche nur in Mailand, Venedig und Neapel täglich, in Rom, Genua, Florenz und Turin aber nur zwei oder dreimal wöchentlich erscheinen darf.

Ueberhaupt liegt ein ungleich größerer Theil des Volks über der Isothermlinie des Lesebedürfnisses, ungefähr in demselben Verhältniß, welches bei den katholischen Südfranzosen, den Spaniern und Portugiesen stattfindet.

Auffallend scheint es, daß in Corsika von dem dort doch ganz freien Buchhandel weder für lokale noch für allgemeine italienische Literatur Etwas geschehen ist, was zur allgemeinen Kunde gekommen wäre.

Censur, Index, Inquisition.

Die Maßregeln gehen Hand in Hand, durch welche bezweckt wird, daß im Inlande nichts wider Religion und Staat gedruckt werde, daß man vom Auslande keine Bücher einführe, welche in dieser Hinsicht gefährlich seyn könnten, und endlich, daß die dennoch vorhandene Ketzerei vertilgt werde.

Die Censur ist in dem lombardisch-venetianischen Königreiche und in Toskana nach den österreichischen Censurgesetzen geübt, und diese sind für Italien noch die freisinnigsten unter allen und haben gewöhnlich doch das Gute, daß man weiß, woran man ist, und nicht mehr behelligt wird, wenn das Buch einmal das Imprimatur erlangt hat. In den sardinischen Staaten, dem Herzogthum Modena und dem Königreich beider Sizilien ist die Censur schon mehr in den Händen der Priester und willkürlicher, im Kirchenstaate ist sie beides völlig. Die Censoren glauben am pflichtgetreuesten für ihr Amt, am sichersten für ihre Person zu handeln, wenn sie möglichst viel streichen, und es wurde sogar einmal ein Buchhändler von der römischen Censur ermahnt, die Opern Metastasio's nicht nachzudrucken. **Perché eccita le donne a far l'amore.** Die Familie Demidof verwahrt noch die eigenhändigen Correcturen, welche französische Theaterstücke erfuhren, ehe sie auf dem Privattheater des verstorbenen Staatsraths Demidof zu Rom aufgeführt werden durften. In einem Stücke stehen die Worte an eine Dame gerichtet: „**Vous avez de l'esprit comme un ange!**"

Der Censor setzte hiefür:

„**Vous avez de l'esprit comme un Héros.**"

Der Censor war damals Prälat und ist jetzt Kardinal. Ein anderer Censor Roms verwechselte den Italiener Galvani mit dem Reformator Calvin. Daß solche buchstäblich wahren, aber freilich kaum glaublichen Lapsus vorkommen, mag aus der jetzigen Lage der römischen Regierung zu erklären seyn, daß aber zu gleicher Zeit Bücher gedruckt und wieder gedruckt werden dürfen, welche den krassesten Aberglauben, die schädlichsten Vorurtheile zu verbreiten bestimmt sind, das ist kaum begreiflich, denn eine ursprünglich auf Civilisation gegründete, und jetzt noch nur durch die öffentliche Meinung bestehende Regierung sollte ihr Verhältniß

zur Zeit besser kennen. Sie ist nicht mehr lebenskräftig genug, um sich Ungebührliches erlauben zu dürfen.

Der Index ist das Verbot, Bücher zu verkaufen, zu besitzen und zu lesen, in welchen ketzerische und übellautende Sätze vorkommen. Man ist weit entfernt, diesem Verbote in Rom das System und die Ausdehnung zu geben, welche man auswärts ihm zuschreibt. Es genügt, daß ein Buch von keinem Leser als gefährlich angezeigt und hierauf von der Congregation geprüft werde, damit es nie auf dem Index erscheine. So wurde im Jahr 1828 Born's unerreichte Monachologia in dem offenen Buchladen Salviucci's zu Rom in einer Versteigerung erstanden. Dagegen sind andere Schriften eines anrüchigen Verfassers in odium auctoris voraus verboten. Das Nachtheiligste und Entmuthigendste ist die Weise der Censoren ausländischer Bücher, einzelne Theile größerer Werke zurück zu halten. Ueberhaupt ist es politisch nicht räthlich, oft Bücher erga Schedam kommen zu lassen, wenn man sich nicht mit deren Widerlegung abzugeben hat. Man wird dadurch sehr verdächtigt und unangenehme Folgen bleiben selten aus.

Die Inquisition besteht nur in Rom, wo sie den Namen Sant' uffizio trägt; sie beschränkt sich auf Ketzerei, Mißbrauch der Gnadenmittel, Zauber und Hexenwerk, und hat nie die politische Richtung genommen, welche die spanische Regierung ihr gegeben hatte. Eher war sie für die Geistlichkeit ein Zaum, wie das Collegium der Zehner für die Adeligen Venedigs. Inzwischen haben ihre Grundsätze eine solche Dehnkraft, daß sie noch jetzt, wenn die Umstände es erlauben würden, gerade so handeln würde wie in ihren schönsten Tagen. Sie macht wenig in Rom von sich reden. In Neapel konnte sie nie eingeführt werden.

Die Verbindung dieser drei Reagentien gibt dem geistigen Leben Italiens die erwähnte Richtung nach der Vergangenheit, nach Werken der Phantasie, nach einsamem Forschen und Nachdenken. Sie bewirken, wie alles Böse in dieser Welt, zuweilen ein Gutes, welches sie ganz nicht bezweckten: die starken Geister sind durch sie allein auf sich angewiesen, und minder der Gefahr, zu verflattern, ausgesetzt, als in protestantischen Ländern. Ihre Wissenschaft wird dadurch eine Art Gottesdienst.

Gelehrte; Reisen.

Wenn wir die vielen ausgezeichneten Schriftsteller ausnehmen, welche ihr Vaterland wegen der politischen Zerwürfnisse freiwillig oder gezwungen verlassen haben, so ist die Zahl der Gelehrten, welche aus Italien ausziehen, um im Auslande den Kreis ihrer Kenntnisse zu erweitern, im Verhältniß sehr geringe, um so mehr, als manche Fächer des Wissens aus oben angeführten Gründen jetzt in Italien weder so leicht noch so vollständig angebaut werden können, als im Auslande. Die Regierungen gestatten in der Regel das Studiren auf außeritalienischen Hochschulen nicht, und wenn sie es gestatten, so hat der Zurückkehrende das Vorurtheil wider sich, Grundsätze eingesogen zu haben, welche den jetzigen Regierungen entgegen sind, und nicht mit Unrecht, denn, wie man zu sagen pflegt: der Thaler gehöre dem linken Centrum an, so könnte man behaupten: die Wissenschaften seyen protestantisch. Das politische, merkantilische und wissenschaftliche Uebergewicht des Nordens über den Süden Europa's hat seinen Ursprung in der Befreiung des Glaubens und dem Auswandern der Kapitale, Fähigkeiten und Kenntnisse aus katholisch gebliebenen und intolerant regierten Ländern in protestantische, wovon für Italien schon die nahe Schweiz Zeugniß ablegt.

Schon ausgebildete Männer, welche zu Vervollständigung ihres Wissens reisen sollten, haben selten die Mittel, noch seltener die Kraft, sich aus gewohnten Umgebungen loszureißen. Auch fehlt ihnen sehr häufig die Kenntniß der lebenden Sprachen, und die selbstbehülfliche Dreistigkeit, welche nur frühe und häufige Befahrung der Landstraßen gibt. Wenn man denn doch Einigen dieser Gelehrten in der Welt begegnet, so erstaunt man gewöhnlich über die Masse und Klarheit ihres Wissens, ihre Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit, und darüber besonders, wie unendlich viel besser sie reden, als sie schreiben. Die ausgezeichneten Römer, welche durch Napoleon nach Paris zu kommen genöthigt wurden, erregten durch ihren Geist Bewunderung, und die Cholera veranlaßte Sendungen von Aerzten über die Alpen, welche die Ergebnisse ihrer Forschungen mit Klarheit, Bescheidenheit und Scharfsinn zusammenfaßten und wenigstens offen gestanden, daß

man Wesen der Krankheit und unfehlbares Heilmittel noch ganz nicht kenne.

Außer einigen Sendungen für partielle Zwecke, wie z. B. die Durchforschung der Archive zum Behufe der piemontesischen Geschichte, und einigen nach England gesendeten Thierärzten, Mechanikern rc., welchen der König beider Sizilien die Reise bezahlte, kommen keine und besonders keine regelmäßigen Reisestipendien vor. Sie wären vor Allem nöthig, um Italiens Gelehrte mit dem übrigen Europa in Verkehr, und das geistige Leben dort wieder auf das Laufende zu bringen. Wenn jetzt auch die Regierungen den Willen hätten, junge Männer zu weiterer Ausbildung ins Ausland zu senden, so würde sie schon die Rücksicht davon abhalten, daß diese zu Paris und London auf unzählige politische Flüchtlinge stoßen würden und in Gefahr wären, entweder sich zu compromittiren, oder für Spione gehalten zu werden.

Die Emigrationen haben die gefeiertsten Namen, einen Foscolo, Pecchio, Botta, Rossi, Orioli, Libri rc. ins Ausland getrieben, und die Hoffnung der nächsten Jahrzehnte ist durch Verfolgung, Versprengung und Einkerkerung gerade der besten Köpfe zerstört. Mancher mag einst bereichert mit Ansichten und Erfahrungen zurückkehren, welche er ohne die Flucht ins Fremdland nie erworben hätte; für die geistige Entwicklung ist aber die Aktion, und mehr noch die Reaktion ein wahres, ein großes bejammernswerthes Unglück geblieben, die ausgezeichnetsten Talente wurden durch mittelmäßige in Lehrstellen und Staatsämtern ersetzt, also gewissermaßen der Beschränktheit eine Prämie ertheilt, und die Regierungen gewöhnten sich, in den wissenschaftlich gebildeten Männern ihre Feinde zu sehen. So wird die unglückselige Wirkung wieder zu noch unglückseligerer Ursache! Hoffen wir, daß das schöne Beispiel der lombardischen Amnestie bald allgemeine Nachahmung finden möge.

Stellung der Geistesbildung zur Gesellschaft.

Aus dem bereits Erwähnten läßt sich mit Sicherheit auf die untergeordnete Stellung schließen, welche die Schriftstellerei in der italienischen Gesellschaft einnimmt. Die Honorare gewähren keine unabhängige Existenz, viele Gegenstände darf, mehrere will, einige kann man nicht im Gespräche berühren, nur Dichter, Künstler

und Alterthumsforscher werden als solche anerkannt und zuweilen recht unbändig gepriesen, während Naturforscher, Staatsökonomen, Philosophen, ja selbst Sternkundige bescheiden in der Ecke stehen. Daher findet man in Italien so viele Männer, an welchen es befremdet, daß sie nichts geschrieben haben, während man anderwärts so viele findet, welchen man wünschen möchte, sie hätten nichts geschrieben. Nur wahrer innerer Drang, oder eine Eitelkeit, welcher der italienische Stolz häufig entwächst, können auf die dornenvolle Bahn der Schriftstellerei treiben, und der Autor muß sein Werk verschenken, nur damit einige Notiz davon genommen werde.

Aber auch einer Art gelehrter Arbeiten, der, bei welcher man eine gesicherte Existenz, hinlängliche Muse und wöhnliche Abgeschiedenheit haben muß, hat die Aufhebung oder Verarmung der Klöster geschadet. Theils findet der Gelehrte in ihnen nicht mehr den angenehmen Rückzugsort wie ehemals, theils sind mit den Klosterbibliotheken die sichersten Käufer jener Werke verschwunden. Das treffliche Institut der Mauriner war leider nie einheimisch in Italien.

Schriftsteller also, welche weder den Regierungen nützen, oder diesen wenigstens ihre Feder verkaufen, befinden sich in einer Lage, zu welcher mehr als gewöhnlicher Muth und eine Selbstverleugnung gehört, deren Durchführung in einem an Sinnengenüssen so reichen Lande doppelt schwer ist, besonders da das Bücherschreiben gewiß nicht viel einträgt, wahrscheinlich aber sehr viel kosten kann. Wo man mit so Wenigem leben, wo man arm seyn kann, ohne sich elend zu fühlen, da gibt man der Lehre: „Friß deine Knödel, Knecht, und halt' dein Maul" (But eat your pudding, slaves, and hold your tongues) leichter Gehör, als im bedürfnißvollen Norden.

Verhältniß zu den Massen.

Aus demselben Grunde nehmen die Massen von dem Treiben der ausgezeichneten Köpfe weniger Notiz als anderswo. Volksschriften, populäre Zeitungen, freie Vereine, in welchen die verschiedenen Abstufungen der Gesellschaft sich ausgleichen, entfernt von einander Wohnende sich persönlich kennen lernen, fehlen,

keine Ausübung des Wahlrechts bringt die Intelligenz und den gesunden Menschenverstand der Massen in Berührung, es bleibt also, um auf diese zu wirken, nur die Kanzel und die Bühne. Die Kanzel ist ihrer früheren Unabhängigkeit beraubt, seit der Katholicismus sich so fest mit dem Absolutismus verbunden hat. Das Schauspiel ist so strenger Censur unterworfen, daß nur wenig Ergötzliches, nichts Anregendes erscheinen darf. Aus demselben Grunde mag die früher so beliebte improvisirte Comödie nach und nach erloschen seyn; denn im geduldigen, planmäßig durch Menschenalter fortgesetzten, aber im Augenblicke kaum fühlbaren Zusammenschnüren der Bande waren die italienischen Gewalthaber unerreichte Meister. Nur den Pasquino und die unzerstörbare Lebenskraft des Volks vermochten sie nicht zu gewältigen.

So ist bei trostloser Gegenwart die Zukunft doch nicht ohne Hoffnung, und wenn einestheils dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, so ist anderntheils auch für die Erhaltung des guten Samens im sichernden Grunde bis zum Aufleuchten eines neuen Lenzes gesorgt.

Wenn es durch Vorstehendes gelungen ist, billigere Beurtheilung des Nachbarvolks zu bewirken; so ist der Verfasser hinlänglich belohnt. Er erlaubt sich mit den Fragen zu schließen: Was wäre aus jedem anderen Volke der Welt bei ähnlichen günstigen und ungünstigen Schicksalen geworden? Ist es nicht ein wahres Wunder, daß das italienische Volk noch so viel geistiges Leben sich zu erhalten vermochte?

F. K.

Ueber die Hochebene von Bogota.

Von

Alexander v. Humboldt.

Die Andeskette, wie alle großen Gebirgsketten der alten Welt, bietet mehr oder minder ausgedehnte Hochebenen dar. Sie liegen stufenweise über einander und sind meist durch enge Schluchten (Thäler, welche senkrecht die Axe der Gebirge durchschneiden) verbunden. Diese sehr bekannte Erscheinung wiederholt sich im Kleinen selbst am Abhange isolirt stehender Berge. Was aber der Andeskette eigenthümlicher ist, und sich in gleichem Maaße nirgends in dem Alten Continent wiederholt, ist der Umstand, daß dort große, reiche und wohlbevölkerte Städte in den Hochebenen selbst gegründet sind, fast reihenweise geordnet, in gleichen Abständen vom Aequator, zwischen 36° südlicher und eben so viel nördlicher Breite, von Chili bis Neu-Mexiko hin. Die Ursache dieser sonderbaren Städtegründung muß man suchen in der Richtung der frühesten Völkerwanderungen, in der Furcht aller Bergvölker, in die heißen, nahe gelegenen Ebenen hinabzusteigen, in der Wahl der nährenden Pflanzen, welche ein Gegenstand des Ackerbaues geworden sind. Die europäischen Ansiedler folgten überall der alten Cultur, sie haben die eroberten Städte erweitert, doch selten ihnen neue Namen gegeben. Wenn man Caracas, Popayan, Mexico, Bogota, Quito, La Paz und Potosi nennt, so reihet man in dieser Folge Stationen an einander, die sich senkrecht zu Luftschichten von 2800 bis fast 13,000 Fuß Höhe über der Meeresfläche erheben, meteorologische Warten, gewiß einst

Sitze wissenschaftlicher Cultur, in welchen durch permanente Bewohnung die wichtigsten Aufschlüsse über den mittleren Zustand der Atmosphäre, nach Verschiedenheit der Höhe und geographischen Breite, erlangt werden können. Die asiatischen Bergländer zeigen uns höher bewohnte Dorfschaften und Meierhöfe am nördlichen Abhange des Himalaya, wie in West-Tübet am Küenlun und in dem Plateau von Pamer gegen den Bolor hin, aber keinesweges die Reihe großer Städte, denen ähnlich an Wichtigkeit und Größe, deren wir eben erwähnten. Kaschmir liegt nach Victor Jacquemont 5000, nach Baron v. Hügel 5400 Fuß hoch; es erreicht also noch nicht die unbedeutende Höhe der Stadt Popayan. Der Paß, auf dem der talentvolle Burnes zwischen Kabul und Balkh den Hindu-Kho (a stupendous chain of mountains, sagt er) bei dem alten Bamyan überschritt, ist auf dem höchsten Punkte fast tausend Fuß niedriger, als das Straßenpflaster der oberen Stadt Potosi. Ob Hlassa die Höhe von La Paz erreicht, scheint mir, nach Temperaturverhältnissen, überaus zweifelhaft.

Die Erkenntniß der wunderbaren Gestaltung des Neuen Continents hat, seit der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, zuerst alle großen Probleme der physischen Erdbeschreibung angeregt; sie hat auf das unwidersprechlichste diese Wissenschaft gegründet. Scharfsinnigen Beobachtern, wie dem Geographen von Amasia, war es freilich nicht entgangen, daß die Abnahme der Temperatur eben so sehr von der Erhebung über der Meeresfläche, als von der geographischen Breite eines Ortes abhängt. Er allein im Alterthume spricht sich im Allgemeinen darüber aus. „Gibt es (sagt Strabo, indem er von den Producten von Aria und Baktriana handelt) dort auch kalte Erdstriche, so darf uns das nicht Wunder nehmen; denn auch in südlicheren Gegenden sind die Berge kalt, und überhaupt ist es jeder hohe Boden, wenn er auch eine Ebene ist." An einem anderen Orte fügt derselbe Geograph hinzu: „Cappadocien, wenn gleich südlicher als Pontos, ist doch kälter, ja Bagadiana, der allersüdlichste Theil und dazu eine völlige Ebene, bringt kaum noch Fruchtbäume hervor." [1] Nicht nach Beobachtungen, sondern aus theoretischen Gründen schreibt Strabo (und diese Stelle ist sehr merkwürdig), wie Polybius, die gemäßigte Wärme der unter

[1] Strabo, lib. I. pag. 73. lib. XII. pag. 539. Casaub.

dem Aequator selbst liegenden Länder ihrer Höhe zu.[1] Der von Herodot geleugneten Schneeberge jenseits des Wendekreises des Krebses gedenkt zuerst und allein die Adulische Inschrift. Im Neuen Continent wurde der ewige Schnee der Tropen-Region zuerst in dem Gebirge von Citarma (Nevados de Santa Marta) gesehen, neun Jahr nach Columbus erster Entdeckung, und zwar von Rodrigo de Bastidas.[2] Diese Erscheinung machte großes Aufsehen und Petrus Martyr de Anghiera ahnete schon, daß die untere Grenze des ewigen Schnees umgekehrt mit der Breite an Höhe zunehmen müsse. Er spricht davon in einem Briefe an den Sohn des Grafen Tendilla, im December 1513, wie auch in dem, für den Papst Leo X. geschriebenen Buche[3] de rebus Oceanicis. „Defluebat, heißt es in letzterem, flumen Gaira ex alto nivali monte, quo altiorem nemo ex ducis Roderici (Bastidae) comitibus ajebat se vidisse unquam. Neque aliter putandum est, si nivibus albescebat in ea regione, quae intra decimum gradum distat ab aequinoctiali linea.“ Für die so mangelhafte Geschichte der physischen Erdbeschreibung war es nicht ganz unwichtig, die von mir aufgefundenen zwei ältesten Erwähnungen der Schneeregion zwischen den Wendekreisen, im alten und neuen Welttheile, hier beiläufig zu berühren.

Die Hochebenen, welche den steilen Abfall einer Gebirgskette unterbrechen und den Menschen die Bewohnbarkeit der Erdfläche gleichsam erweitern, können in ihrer Stufenfolge allerdings dazu beitragen, das selbst für die Refraction in kleinen Winkeln so wichtige Gesetz der Wärmeabnahme zu berichtigen, aber man darf nicht vergessen, daß alle Hochebenen ihr eigenes Klima haben, daß sie auf die Absorption und die Strahlung der empfangenen Wärme anders wirken, als der Abhang einer Kette. Unmittelbare Beobachtungen[4] haben mich gelehrt, daß in Hochebenen von einigen

---

[1] Lib. II. pag. 27.

[2] Erwiesen in dem Prozeß gegen die Erben des Admirals S. Navarrete, Col. de los Viages T. III. pag. 34 und 592.

[3] Oceanica ed. Colon. (1574) Dec. II. lib. 2. p. 140. Dec. III. lib. 3. pag. 258. Anghiera, Opus Epist. (ed. Amstel. 1670.) pag. 291. pag. 532.

[4] Mem. d'Arceuil T. III. pag. 592 und meine Fragmens asiatiques T. III. pag. 525—529.

Quadratmeilen Oberfläche die mittlere Jahrestemperatur[1] zwischen 1°,5. bis 2°,3. höher ist, als an dem ununterbrochenen Berggehänge. Ja, in einem und demselben Plateau sind die Punkte, welche am Rande liegen, wie Boussingault sehr richtig bemerkt hat, schon bisweilen um 1°2, kälter, als die Mitte. Herabsteigende Luftströme, welche die Gestalt des Abhanges und seine Stellung zu der Richtung der herrschenden Winde veranlassen, tragen zu diesem Unterschiede bei; sie werden dem Ackerbau schädlich, besonders der Cultur europäischer Cerealien und des Mayses; ja in Hochebenen, die, wie die peruanischen Felder um Caramarca, über 7800 Fuß hoch liegen, wird das Erfrieren durch nächtliche Strahlung des Bodens gegen einen heiteren, dunstfreien Himmel, durch den Einfluß unbewegter und überaus dünner Luftschichten vermehrt. Aber außer diesen allgemeinen, von der absoluten Höhe abhängenden Verhältnissen ist das individuelle, locale Klima der Bergebenen durch ihren Vegetationszustand, durch die Gestalt der umgebenden nächsten Felsmassen, ihre Verkettung und Farbe, durch den periodischen Gang der Störungen im electrischen Gleichgewicht der Atmosphäre bedingt. Jene kleinen Tafelländer sind nicht sowohl Inseln im freien Luftmeere, sie sind vielmehr Ebenen, die am Fuße mächtiger Felsenwände, gleichsam schroffer, mannigfach geformter Vorgebirge, hingestreckt liegen. Numerische Resultate der mittleren Tag- und Nachttemperaturen geben, bei dem verwickelten Gange der meteorologischen Prozesse, allein kein treues Bild der localen Klimate. Auch von der Seite bietet, in der glücklichen Tropenzone, die kleinste Raumfläche die höchstmöglichste Mannigfaltigkeit von Naturerscheinungen dar, sey es in den meteorisch vorübergehenden, oder in den durch innere Entwickelung sich ewig erneuernden des organischen Lebens.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen will ich bei einer einzelnen Hochebene von mittlerer Höhe verweilen, und aus meinem noch ungedruckten Tagebuche einiges über die Bewohnbarkeit, die Vegetation und die geognostischen Schichtungsverhältnisse derselben zusammenstellen. Das Plateau, Llanura de Bogota, nach den alten Mythen der Ureinwohner der Boden eines ausgetrockneten

---

[1] In diesem Aufsatze sind alle Temperaturangaben nach dem hunderttheiligen Thermometer, alle Fuße in altem Pariser Maaße. Die Meilen sind geographische, deren 15 auf einen Aequatorialgrad gehen.

Sees Funzha, liegt 8130 Fuß über dem Meeresspiegel. Es bietet in seiner ganz söligen, etwa 15—18 geographische Quadratmeilen großen Fläche, vier merkwürdige Phänomene dar: den prachtvollen Wasserfall des Tequendama, der von der Region immer grüner Eichen in eine Kluft stürzet, zu welcher baumartige Farren und Palmen bis an den Fuß der Cataracte hinaufgestiegen sind; ein mit Mastodontenknochen überfülltes Riesenfeld, Campo de Gigantes; Steinkohlenflötze und mächtige Steinsalzschichten. Das Vorkommen der beiden letztgenannten Formationen erregt um so mehr Verwunderung, als sie eine Höhe erreichen, ohngefähr der gleich, welche man erhält, wenn man unseren Brocken auf den Gipfel der Schneekoppe thürmet.

Aus dem mit der herrlichsten Tropenvegetation geschmückten Thale des großen Magdalenastroms gelangt man, den zahllosen Crocodilen (Caymanes) und, was mehr noch erfreut, dem dichten Schwarm der Mosquitos entkommen, in zwei Tagen, aus der Tierra caliente in die Tierra fria der Hochebene von Bogota. Man verläßt ein Klima von 27°,7 mittlerer Temperatur, und steigt in eine Zone von 14°,5. Der Weg war bis 1816 fast ein bloßer Wasserriß, eine Kluft, in der bisweilen nicht zwei Maulthiere sich begegnen konnten, und doch führte derselbe nach der Hauptstadt des Landes, deren Bevölkerung achtundzwanzig bis dreißigtausend Einwohner ist. Als die Spanier wieder auf einige Zeit in den Besitz von Neu-Granada kamen, ließen sie, um die militärische Communication zu erleichtern, und in Folge einer grausamen politischen Reaction, den Weg von Honda nach Bogota durch Sträflinge aus der republicanischen Partei erweitern und ausbessern. Er gewann seitdem eine andere Gestalt. Auf diese Weise entstand schnell, während eines blutigen Bürgerkrieges, was die Vicekönige in fast dreihundertjährigem friedlichem Besitze nicht hatten unternehmen wollen.

Das Städtchen Honda, bei dem die Flußfahrt endet, wenn man von Carthagena de Indias oder von Santa Marta nach Bogota reiset, liegt am Zusammenflusse des Rio Guali, der zugleich Granit- und Trachytgeschiebe führt, mit dem Rio Magdalena. Boussingault gibt dem Städtchen, dessen Einwohner durch Kröpfe verunstaltet sind, nach mittleren Barometerständen eine Höhe von 636 Fuß über dem Meere; danach hätte die Magdalena in der

Voraussetzung eines Laufes von 125 geographischen Meilen (mit d'Anville ¼ auf die Krümmungen gerechnet) 5 Fuß Gefälle auf die Meile. Durch die beiden anmuthigen und temperirten Thäler von Guaduas und Villeta, von denen, sonderbar genug, das entferntere, südöstlichere das tiefere ist, steigt man von Mave ununterbrochen durch einen dichten Wald zur Hochebene auf. Anfangs erscheinen, etwa von einer unteren Grenze von 4200 Fuß Höhe an, einzelne Stämme von Cinchona (Bäume von Fieberrinde), später zwischen dem Acerradero und Noble findet man die schönen dunkeln Gebüsche der Neu-Granadischen Eiche. Bei dem Dorfe Facatativa tritt man in das Plateau, eine cultivirte, fast baumlose, unabsehbare Ebene, in welcher Chenopodium Quinoa, Kartoffeln und Waizen (dieser fünfzehn bis zwanzigfältiges Korn gebend) sorgsam angebaut werden. Einzelne niedrige Hügel, wie der Cerro de Suba und Cerro de Facatativa, stehen als Inseln zerstreut auf dem alten Seeboden. Bis zur Hauptstadt hat man volle vier Meilen. Die Mitte der Hochebene ist etwas gesenkt und sumpfig. Hier liegt das Dorf Funzha, unter der spanischen Herrschaft einst Bogota genannt, ein Dorf, das vor der Conquista der Hauptsitz der alten Muyscas war. Seit der Revolution und Unabhängigkeit von Neu-Granada oder Cundinamarca hat man die geographischen Benennungen geändert. Der Name des Dorfes Bogota ist auf die Hauptstadt übergegangen, die von ihrem ersten Gründer Gonzalo Ximenez de Quesada (weil er aus Santa Fe in der schönen Vega de Granada gebürtig war) Santa Fe de Bogota genannt wurde. In der neuen Ordnung der Dinge wollte man, wie bei allen Colonial-Revolutionen, die Erinnerung an das Mutterland vertilgen. Das Gebiet durfte nicht mehr Neu-Granada, die Hauptstadt nicht mehr Santa Fe heißen. Dem Lande wurde der indische Namen Cundinamarca gegeben, ich glaube nicht sehr sprachrichtig, denn der älteste Name unter der Herrschaft des Zaque war Cundirumarca. Ich folge der neuen, jetzt allgemein angenommenen geographischen Nomenclatur.

Die Stadt Bogota, von Alleen riesenmäßiger Daturen umgeben, liegt dicht an einer fast senkrecht abgestürzten Felswand. Ueber der Stadt hängen an derselben Felswand, fast in 2000 Fuß Höhe, nesterartig zwei Kapellen, Monserrate und Guadalupe, die ich bestiegen, um sie barometrisch zu messen, und von denen man eine

herrliche Aussicht auf die ganze Gebirgsebene und die Schneeberge der gegenüberliegenden mittleren Andeskette (der von Quindiu) genießt. In Südwesten sieht man fast ununterbrochen eine Dampfsäule aufsteigen. Sie bezeichnet den Punkt, wo der ungeheure Wasserfall des Tequendama liegt. Der Charakter der ganzen Landschaft ist großartig, aber melancholisch und öde.

Der Anblick jener in den ewigen Schnee reichenden Kette erinnert recht lebhaft daran, wie Berggipfel, auch wenn sie unter den kleinsten Winkeln am Horizont erscheinen, dennoch einen majestätischen Eindruck hervorbringen. Was über dem nahen Waldgebirge emporragt, jenseits des Magdalenathales, in 21 Meilen Entfernung, ist im Westen der abgestumpfte Kegel des Vulkans von Tolima, der nach meiner bei Ibague ausgeführten trigonometrischen Messung fast 17200 Fuß hoch und daher wohl der höchste Berg des Neuen Continents nördlich vom Aequator ist. Weiterhin, auf den Tolima folgend, erkennt man gegen W. N. W. zuerst eine Reihe von drei kleineren Bergkuppen, dann eine Mesa, das heißt einen langgedehnten dachförmig abfallenden Rücken.

Die untere Schneegrenze erscheint, wie immer in solcher Ferne, ohne alle Ungleichheit, in horizontaler Richtung, rein abgeschnitten. Sie berührt kaum die Gipfel der drei kastellartigen Kuppen; nur die Mesa ist, wie der Kegelberg, von einem großen weit leuchtenden Schneemantel umgeben. In Bogota nennt man jene Kuppen Paramo de Ruiz, die lange Mauer Mesa oder Paramo de Erve, auch Herveo. Ueber die Richtigkeit der letzteren Benennung ist aber, bei Gelegenheit eines neuen vulkanischen Ausbruchs [1] im Paramo de Ruiz, ein noch ungeschlichteter Streit entstanden. Tolima ist nach dem Cotopaxi der schönste, regelmäßigst geformte Kegelberg, den ich unter allen Vulkanen gesehen. Die Schneedecke umhüllt alle Unebenheiten des Abhanges; Roulin hat das Verdienst, in einem Manuscripte des Padre Simon die Beschreibung einer

---

[1] Ausbruch von 1828, gesehen von den Höhen des Raizal bei Guaduas, wie auch zu Marmato, westlich von Rio Cauca. S. meine Fragmens asiatiques. T. 1. p. 157 und II. p. 602.

Ein genauer Beobachter, Herr Carl Degenhardt, der erst im vorigen Jahre den Bergwerks-Distrikt von Marmato verlassen hat, versicherte mich, daß noch jetzt Rauchsäulen aufsteigen.

Eruption des Tolima vom 12. März 1595 aufgefunden zu haben; ich sage das Verdienst, denn nördlich vom Vulkan Purace bei Popayan (Breite 2° 17') war bisher, in der ganzen Andeskette bis nach Costa Rica und Nicaragua hin, kein einziger, in historischen Zeiten thätiger Vulkan bekannt. Die Entfernung vom Tolima bis Purace ist 40 geographische Meilen. Beide Trachytberge gehören zu derselben Kette, nämlich zu der mittleren Cordillere. Solche Betrachtungen geben einem Schneeberge, der am Horizonte aufsteigt, ein eigenes Interesse, und nach dem großartigen Eindruck, den man empfangen, traut man anfangs kaum seinen Instrumenten, wenn man sieht, daß der Gipfel der Pyramide von Tolima in dem oberen Theile der Stadt Bogota, ohne Correction für Strahlenbrechung, nur unter einem Höhenwinkel von 32 Minuten über dem Horizont erscheint.

Die Schnelligkeit, mit der so oft auf der hohen Ebene, ohne alle Veränderung in der Richtung des Windes, wohl durch senkrechte Luftströme und durch Wechsel in der electrischen Spannung der Atmosphäre, dichte Nebel (Paramitos) auf die größte Heiterkeit plötzlich folgen, macht dort trigonometrische Messungen und astronomische Beobachtungen sehr unbequem. Oft ist man in einer Stunde mehrmals in diese Nebel gehüllt. Auch ist der Anblick der Zahlen, welche die mittlere Temperaturverhältnisse ausdrücken, dort erfreulicher als der Lebensgenuß, den man von dem sogenannten ewigen Frühlingsklima, das heißt von der Gesammtheit der Modificationen des Luftkreises in den hohen Ebenen der Tropen empfängt. Die mittlere Jahreswärme von Bogota ist 14°,5; also 3° kälter als in Popayan und selbst $^7/_{10}$ Grad kälter als in Quito.[1] Das letztere Verhältniß ist sehr auffallend, denn Bogota liegt zwar 2556 Fuß höher als Popayan, aber noch 850 Fuß niedriger als Quito. Ist es nur die geschütztere Lage in einem engen Thale am Fuß des Vulkans von Pichincha, welche der Stadt Quito (trotz ihrer Höhe) ein minder kaltes Klima gibt? Auffallend scheint es freilich, daß Boussingault, welcher die mittlere Luftwärme unter den Tropen sehr

---

[1] Ich folge der sehr genauen Arbeit von Boussingault, die in den Annales de Chimie, Juillet 1833 enthalten ist. Ich selbst fand ehemals für Bogota 14°,3, für Popayan 18°,7, für Quito 14°,4. S. mein Mémoire sur la distribution de la chaleur et sur les lignes isothermes in Mem. de la société d'Arceuil, T. III. p. 529.

scharfsinnig nach der Bodentemperatur in sehr geringer Tiefe mißt, für Quito, Riobamba und Lactacunga statt 14° oder 13°,5 zwischen 15°,2 und 16°,4 findet. Ueberall steht man hier über dem großen vulkanischen Herde der Provinz Quito, aber bei der geringen und langsamen Durchwärmung mächtiger Gesteinslagen und bei dem Gleichgewichte, welches in langen Perioden die Ausstrahlung herzustellen strebt, wagt man kaum diese höhere Temperatur von Quito den innern Erdkräften zuzuschreiben.

Die Tageswärme ist gewöhnlich in Bogota, in jedem Theile des Jahres, zwischen 15° und 18°, die Nachtwärme zwischen 10° und 12°. Unter + 2°½ ist das Thermometer wohl nie gesehen worden, auch in Quito, bei 8980 Fuß Höhe, sinkt es (12 Fuß über dem Boden) nicht bis zum Nullpunkte herab. Da die klimatischen Einflüsse auf alle Lebensprocesse des Organismus mehr von der Vertheilung der Wärme unter die verschiedenen Jahres- und Tageszeiten, als von der mittleren Temperatur des Ortes abhängen, so sind Vergleichungen der Hochebenen unter den Wendekreisen mit Punkten der gemäßigten und kalten Zone, die wenig über der Oberfläche des Meeres erhaben sind, nur unter gewissen Einschränkungen zu empfehlen. Die jährliche Mittelwärme von Bogota bei 8130 Fuß Höhe und 4° 36′ Breite ist die jährliche Mittelwärme von Rom, sie ist aber in allen Monaten des Jahres so gleichförmig, daß sie z. B im Jahr 1823 in 10 Monaten nur um 1°, in 12 Monaten nur um 2°,4 schwankte.[1] Der wärmste Monat war 16°,6; der kälteste 14°,2. Ebenso war es fünfzehn Jahre früher[2] In älteren Beobachtungen von Caldas finde ich in sieben aufeinanderfolgenden Monaten nur 9/10 Grad Unterschied. Ebenso ist es mit dem Drucke der Luft: wenn man in einem ganzen Jahre den Stand des Barometers in den Wechselstunden seines regelmäßigen Uhrganges beobachtet, um 9 Uhr Morgens, wo das Quecksilber am höchsten, und um 4 Uhr Nachmittags, wo es am niedrigsten steht, so findet man in keinem Monate mittlere Differenzen, die um mehr als eine Linie verschieden wären. In 10 Monaten sind sie bisweilen nur 17/100 einer Linie.

---

[1] In Rom ist die Schwankung 16°, der Januar hat 7°,8, der Juli 23°,7 mittlere Wärme.

[2] Relation hist. T. III. pag. 302.

Der häufige Nebel, welcher in der Hochebene von Bogota besonders an ihren Rändern herrscht, tränkt die Pflanzen und gibt ewige Frische der Vegetation. Herborisationen an den steilen Felsmassen, auf welchen die beiden zierlichen, den heiligen Jungfrauen von Monserrate und Guadalupe gewidmeten Kapellen in 9900 und 10122 Fuß Höhe erbaut sind, gehören zu den Genüssen, deren Andenken schwer verlischt. Hier beginnt die myrtenblättrige Vegetation der Paramos. Unter dem Schatten von **Vallea stipularis** von Weinmannien und schirmförmig ausgebreiteten Escallonien fanden wir die prachtvollen Blüthen von Alstroemerien, Passifloren, neuen Arten von Fuchsia und Rherien. Jede dieser Kapellen, die durch eine tiefe Felskluft (**el Boqueron**) getrennt sind, hat ihre eigene Art von Passifloren; die eine Kapelle hat die Curubita, mit der man an großen Festen die Altäre schmückt, (**Tacsonia speciosa**); die andere hat die schöne **Tacsonia mollissima**, welche ihrer eßbaren Früchte wegen in Popayan cultivirt wird. Den Felsen dicht bedeckend, wuchern hier gruppenweise **Myrica pubescens**, Gaultherien, purpurblüthige Thibaudien, **Hypericum brathys** von Smith, und unser schönes Genus Aragoa mit tannen- und cypressenartigen, schmalen Blättern. Von den fieberheilenden Cinchonen verirret sich keine mehr auf diese Höhen: denn **Quina naranjada** (**Cinchona lancifolia, Mut.**), die man vor meiner Reise nach Loxa mit **C. condaminea** verwechselte und für die ächte **C. officinalis** von Linnée hielt, verließ uns schon in dem Eichenwalde, lange ehe wir die Hochebene von Bogota erreichten. Dagegen steigt, und diese Erscheinung ist sehr auffallend, eine hohe Alpenpflanze, der wollige Frailejon (**Espeletia grandiflora**) bis zum oberen Theil der Stadt Bogota herab. Die größere Zahl dieser neuen Gewächse ist in meinem und Bonpland's Werke: **Plantes équinoxiales** abgebildet. Obgleich die Kapellen von Monserrate und Guadalupe (an absoluter Höhe fast der des Aetna gleich) zweitausend Fuß senkrecht über der Hauptstadt liegen, so wird doch häufig von den Gläubigen dahin gewallfahret. Die sonderbare Oertlichkeit dieser Stationen macht sie für gleichzeitige Beobachtung der stündlichen magnetischen Abweichung und der stündlichen Barometer-Oscillationen überaus empfehlungswerth. Ich habe mit großer Sorgfalt eine Vergleichung der magnetischen Inclination und der Intensität der magnetischen Kraft angestellt. Beide waren etwas kleiner in der oberen Station, die

Oscillationen in Verhältniß von 226 : 224. Die Inclination war in Bogota 27°,15, in der Kapelle Guadalupe aber 26°,80 (hundertheilige Div.) Auch das Gesetz der Wärmeabnahme zu verschiedenen Stunden des Tages und der Nacht wäre hier trefflich zu prüfen.

Aus der Felskluft, durch welche die beiden Wallfahrtsorte getrennt werden, stürzt das Flüßchen San Francisco herab, durchströmt die Stadt, wie zwei andere Bäche (die Caños de San Agostin und del Arzobispo), und vereinigt sich in der Mitte der Ebene (Llanura) mit dem Hauptflusse Rio de Funzha oder Rio de Bogota. Letzterer empfängt alle von der östlichen Gebirgswand kommenden Wasser, theilt die Ebene, von Norden gegen Süden fließend, in zwei Hälften und findet endlich durch eine plötzliche Wendung gegen Südwesten eine enge Oeffnung in der angrenzenden Bergkette. Er bildet hier den berühmten Salto oder Wasserfall von Tequendama und fließt dann am westlichen Abhange der östlichen Cordillere, neun Meilen lang (durch eine Kluft, die sich allmälig in ein Thal erweitert), dem Magdalenastrom zu. Die Confluenz ist 12 Meilen oberhalb Honda.

Die Hochebene von Bogota hat, wie ihr eigenes Klima, so auch ihre eigenen Mythen. Sie bildet gleich der Hochebene von Meriko (dem alten Tenochtitlan) ein geschlossenes Becken, aus dem die Wasser nur an einem einzigen Punkte einen Ausfluß finden. Beide enthalten in ihrem Schuttboden die fossilen Knochen elephantenartiger Thiere der Vorwelt, doch die Llanura de Bogota in größerer Zahl. Dem Becken von Meriko, das 1100 Fuß minder hoch, und ringförmig von Trachyt- und Porphyrketten umgürtet ist, entströmen die Wasser nur durch den künstlichen, 1607 begonnenen Durchbruch bei Huehuetoca, welcher die Wasser in den Rio de Tula und mit diesem in die Südsee führt. Dagegen ist der Paß, in dem sich die Cataracte von Tequendama bildet, ein natürlicher: es ist eine gangartige Felsspalte, entweder mit der Hebung der ganzen Bergkette in Verbindung stehend oder in urweltlicher Zeit durch spätere, noch jetzt hier nicht ungewöhnliche Erderschütterungen entstanden. Würde der Paß von Tequendama geschlossen, so wandelte sich gewiß, trotz der Verdunstung, der kleine Sumpf von Funzha in einen Alpensee um. So war es, laut der Tradition der Eingebornen, im Anfange der Dinge. Ehe der Mond der Begleiter unseres Planeten wurde, lebte das Volk der Muyscas oder Mozcas

in roher Sitte, ohne Pflanzenbau und ohne Götterverehrung. Da erschien, von dem Gebirge hinter Bogota herabgestiegen, ein langbärtiger Mann anderen Geschlechts als die Muyscas. Er hatte drei Namen, unter denen der Name Botschika (Bochica) der gefeiertste war. Der heilige Mann kam also, wie Manco Capac, von Osten her aus den Grasfluren des Rio Meta, vielleicht aus der Waldgegend des Orinoco, wo hohe Felswände bis zum Rupunury und Essequibo hin mit symbolischen Zeichen und Bildern bedeckt sind. Wie Manco Capac (und so beginnen alle Mythen, die den Völkern das unbegriffene Phänomen eines Ueberganges zur Ansiedelung und Gesittung lösen sollen) lehrte Botschika die Gebirgsbewohner sich kleiden, Mays und Quinoa säen, und gesellt durch religiösen Cultus, wie durch Glauben an die Heiligkeit gewisser Orte, sich in ein Volk zu verschmelzen. Botschika war begleitet von einem Weibe, das, wie er, drei Namen führte, aber alles bösartig störte, was der heilige Mann zum Glücke der Menschen ersonnen hatte. Durch ihre Zauberkünste ließ Huythaca den Fluß Funzha anschwellen. Die ganze Hochebene wurde ein See und nur wenige Menschen retteten sich auf das nahe Gebirge. Da erzürnte der Alte und verjagte das unglückbringende Weib. Huythaca verließ die Erde und wurde der Mond, welcher den ersten proselenischen Muyscas, wie den ersten Arcadiern, nicht geleuchtet hatte. Botschika, des Menschengeschlechts sich erbarmend, öffnete nun mit starker Hand bei Canoas eine Felswand, ließ den Funzha hinabstürzen und trocknete so die ganze Hochebene. Die Cataracte, das Naturwunder der Gegend, ist also sein großartiges Werk. Botschika sammelte die durch die Lokalfluth zerstreuten Menschen, lehrte sie Städte bauen, führte den Sonnendienst und eine eigene, von mir an einem andern Orte [1] beschriebene Einschaltungsmethode der Mondjahre ein: er gründete eine politische Verfassung, die an den uralten Priesterstaat von Meroe und an das spät erst buddhistische Tübet erinnert, indem er die Obergewalt unter einen weltlichen Herrscher, [2] den Zaque, und einen geistlichen, den

[1] Vues des Cordillères et Monumens des peuples indigènes de l'Amérique T. I. pag. 88. T. II. pag. 226.

[2] Der erste weltliche Fürst der Muyscas hieß Huncahua, der Weise: er gründete die jetzige Stadt Tunja, die nach ihm den Namen Hunca

Oberpriester von Iraca (östlich von der Stadt Tunja), theilte. Seine Mission war nun vollendet. Er zog sich in das heilige Thal von Iraca zurück und lebte dort, wie Buddha und der aztekische Wundermann Quetzalcoatl, in beschaulicher Andacht und in schweren, sich selbst aufgelegten Büßungen hundert Muyscas-Cyclen, das heißt zweitausend Mondjahre.

Diese Mythe, ein geognostischer Roman, wie ihn die ältesten heiligen Bücher so vieler Völker (und oft neben einem historischen) darbieten, ist theils durch die Localverhältnisse des hohen Beckens von Bogota und die Ueberschwemmungen des Flüßchens Funzha, theils durch die symbolisirende Tendenz der frühesten Menschheit erzeugt. Unter allen Zonen, in Vorder-Asien, in den Hochebenen und Kesselthälern von Hellas, ja in Inseln der Südsee von geringem Umfange, finden wir dieselben geognostischen und moralisch-politischen Mythen wieder. Botschika und Huythaca sind das gute und böse Prinzip. Sie kämpfen gegen einander. Botschika ist ein Heliade, wie Manco-Capac, vielleicht die menschgewordene Sonne selbst. Huythaca, das feuchte Prinzip, erregt die Fluth und wird der Mond. Botschika, das erwärmende, trocknende Prinzip, verjagt die Wasser, gibt ihnen Abfluß, indem er eine Felsenspalte öffnet. Botschika, als Trimurti, hat drei Namen, auch zeigten die Priester

---

erhielt. Die ersten spanischen Ankömmlinge nannten sie Tunca. Der Name Bogota ist nach Roulin verstümmelt aus dem Muysca-Worte bakata das heißt Feldgrenze, Ende des Bebauten, weil unter der Herrschaft der Eingebornen die Bergkette hinter der jetzigen Hauptstadt bakata genannt wurde. Huncahua unterwarf sich das Land von den Gebirgen von Opon bis zu den Grassteppen von San Juan de los Llanos. Ich habe im Text die alte Verfassung des Muysca-Staates nicht mit der Verfassung von Japan verglichen, in der man lange fälschlich den Dairi ein geistliches, den Seogun ein weltliches Oberhaupt genannt hat. Diese Vertheilung der Gewalt hat in Japan nie existirt. Der Seogun ist der Feldherr, der sich seit dem zwölften Jahrhundert die Oberherrschaft angemaßt hat, der Dairi ist das Haupt des entthronten Stammes. Der Dairi, einst weltlicher Alleinherrscher, ist aber göttlichen Ursprungs und seine Person ist so heilig, daß man ihm die Nägel nur im Schlafe abschneidet, was im Japanischen Hofdialekte „dem Kaiser die Nägel stehlen“ heißt. (S. Nipon o dai itsi Ran, 1834 pag. 436.)

(Lamas) von Iraca oder Sogamozo den ersten spanischen Eroberern, den Begleitern des Adalantado, Ximenez de Quesada, Idole, in welchen der Sonnensohn mit drei Köpfen abgebildet war. Botschika ist dabei eine Personificirung, ein Repräsentant menschlicher Gesittung, eine große historische Gestalt, erdacht, um ihr einfach und bequem, als plötzliche Erfindung, alle geistlichen und bürgerlichen Einrichtungen, wie das zur Anordnung der Feste (Opfer- und Wallfahrts-Epochen) so nothwendige Kalenderwesen, zuzuschreiben. Was sich allmälig gebildet und entwickelt hat, wird gedacht als simultan, durch einen fremden Wundermann oder Ankömmling hervorgerufen. So verschieden auch immer die Grade der Civilisation seyn mögen, zu denen die Menschheit sich erhebt, auf dem Rücken der Cordilleren, oder an den Ufern des Mittelmeeres, in Griechenland, Klein-Asien oder Aegypten, überall finden sich die Spuren desselben Ganges der Ideen, überall die wiederkehrenden Formen des Glaubens und phantasiereicher Erdichtung.

Die alte geognostische Mythe der Muyscas, eines kaum der Barbarei entgangenen oder vielleicht halb in dieselbe zurückgesunkenen Volkes, hat, aus dem physikalischen Gesichtspunkte betrachtet, wenigstens den Vorzug, daß sie die Oeffnung des Thales und den Abfluß des Alpensees einer auf einmal und gewaltsam wirkenden Kraft zuschreibt. Diese Ansicht entspricht den Bedingungen des Naturphänomens, der Gestaltung des Felsenthores. Die Schichten des Kalksteins liegen horizontal. Die Spalte scheint neuer als die Erhärtung und Hebung, es ist nicht eine Lücke, welche unter ungleichen Winkeln einschießende Flötzlagen, indem sie herausgeschoben wurden, zwischen sich zurückließen. Es ist eine Spaltung, ein Querthal, erzeugt durch dieselben geheimnißvollen Kräfte, die sich in jeder Reaction des innern Erdkörpers gegen seine Oberfläche (die Erdrinde) offenbaren. Hat sich die Oeffnung von einer anfangs engen Spalte allmälig zu ihrer jetzigen Dimension von 36 Fuß durch den Stoß der Wasser erweitert, wie einige wissenschaftlich gebildete Einwohner und fleißige Beobachter der Lokalverhältnisse mich überreden wollten? Ich bezweifle diese allmäligen Bildungen und hydraulischen Wirkungen des Stoßes. Die Aufgabe ist hier keine isolirte, sie wiederholt sich in jedem Alpenthale des Alten und Neuen Continents. Die jetzt rinnenden Wasser (so weit berufene Namen sie auch als Flüsse tragen) haben sich enge Furchen in breiten Thälern

ausgegraben; sie schlängeln sich durch die weiten Räume dieser Thäler. Es sind kleine Naturphänomene, welche den alten, die Unterbrechung des allgemeinen Reliefs bestimmenden Ursachen fremd blieben. Das System allmäliger Wirkungen und der schwachen Kräfte, die langer Dauer bedürfen (ein wissenschaftliches System, das periodisch wiederkehrt und im klassischen Alterthume sich auf Delta-Bildung, auf Anschwemmungen und Höhlensinter gründete), befriedigt wenig bei dem Anblick der Erdtrümmer, die uns heute zum Wohnplatz dienen. Der „Regentropfen" durchbohret wohl durch langes Fallen einen Stein, er gibt aber der Rinde unseres Planeten nicht ihre jetzige physiognomische Gestaltung.

Der weitberufene Wasserfall des Tequendama verdankt seinen imposanten Anblick dem Verhältniß seiner Höhe zu der Wassermasse, die in zwei Absätzen herabstürzt. Der Rio de Funzha, nachdem er sich bei Facatativa und Fontibon in einen mit schönen Wasserpflanzen bedeckten Morast ausgebreitet, zieht sich wieder bei Canoas zu einem engern Bette zusammen. Ich fand seine Breite dort 130 Fuß. Bei großer Dürre schien mir das im Salto de Tequendama herabfallende Wasserprofil, wenn man sich eine senkrechte Fläche durch den Fluß gelegt denkt, von 700 bis 780 Quadratfuß. Die große Felswand welche dem Salto gegenüber steht, und die durch Weiße und Regelmäßigkeit der Flötzlagen an Jurakalkstein erinnert, das wechselnde Spiel des farbig gebrochenen Lichtes in der Dunstwolke, welche stets über den Cataracte schwebt, die perlartige Zertheilung der herabstürzenden Wassermasse, das Zurückbleiben ihrer Cometenartigen Schweife, das donnernde, von den Bergen wiederhallende Getöse, das Dunkel der tiefen Felskluft, der Contrast zwischen der oberen nördlichen Eichenvegetation und den Tropenformen am Fuße des Salto, alles dieß giebt dieser nicht zu beschreibenden Scene einen individuellen, großartigen Charakter. Nur bei sehr hohem Stande stürzen die Wasser auf einmal senkrecht und von der Felswand abgebogen, in den Abgrund. Wenn dagegen der Fluß seichter ist (und so fand ich ihn bei dem Besuche dieser Gegend) ist das Schauspiel größer und erfreulicher. Die Felswand hat nämlich zwei Vorsprünge, einen in 5, den andern etwa in 30 Toisen Tiefe. Diese verursachen einen wahren cascadenartigen Fall, wobei sich unten alles in ein Schaum- und Dampfmeer verliert. Wenn man sich nahe an den äußersten Rand der Felsbank wagt, von welcher der Fluß hinabfällt

so sammelt man in Menge ein Pflänzchen aus der Richardschen seltenen Familie der Podostemeen, ein neues Geschlecht Marathrum mit vielfach gefiederten, feinen, fast haarförmigen Wurzelblättern, die in die tobenden Wasser tauchen. [1]

Die genaue Bestimmung der Höhe des Salto ist wegen der Lokalität ein sehr schwieriges Problem. Der Fall der Steine, da man dieselben nicht ganz senkrecht fallen lassen kann, sondern ihnen eine Wurfkraft mittheilt, hat mich wenig befriedigt. An das Messen einer Basis in der engen Felskluft (Quebrada) ist vollends nicht zu denken. Dazu verhindert die schlangenförmige Richtung der Kluft die Ansicht des ganzen Falles und die Bestimmung des ganzen Höhenwinkels. Das einzig anzuwendende Mittel schien daher das mühevolle Herabsteigen von Canoas in das Thal von Povasa, wozu ich drei Stunden brauchte. Obgleich sehr viel Wasser während des Falles verloren geht, so war doch der Strom noch unten so reißend, daß das Barometer nur in großer Entfernung vom Fuß des Falles von mir aufgestellt werden konnte. Die Schätzung des fehlenden Gefälles nach Distanz und nach Zählung der einzelnen stufenförmigen Caskaden, machte das Resultat, welches ich damals erhielt, sehr ungewiß. Wenn man den Salto von unten sieht, so erinnert er an einen Silberteppich, dessen Saum nur hie und da die Erde berührt. Herr Roulin hat die Operation, die ich versuchte, glücklicher wiederholt; er hat sich dem Fuße des Salto mehr genähert als ich, ungefähr bis auf 20 Toisen Entfernung, seitwärts am Felsrande, wo er sich dann mit dem Fuße in gleichem Niveau glaubte. Ich ziehe daher gern sein später erhaltenes größeres Resultat (870 Fuß) dem meinigen vor. Die Temperatur des Wassers fand ich oben und unten vollkommen gleich, was ich wegen der Kälte erregenden Verdunstung nicht vermuthete. Sie war 15°,6.

Ich habe mehrmals die senkrecht abgestürzte Kalksteinwand genannt, die sich jenseits des Salto von Tequendama gegen Osten aus dem Abgrund erhebt und welche die von Gmelin in Rom gestochene schöne Kupferplatte recht malerisch darstellt. [2] Es ist hier

---

[1] Marathrum foeniculaceum, Humb. et Bonpl. (Pl. aequin. T. I. tab. 11.)

[2] Humboldt, Vues des Cordillères ou Atlas pittoresque du Voyage aux Regions équinoxiales. Planche VII. (fol.)

der Ort, das Verhältniß dieser Kalkstein-Formation zu den älteren, vielleicht sie unterteufenden, zu schildern. Ganz nahe bei den herrlichen Weizenfeldern von Canoas liegt ein Steinkohlenflötz, vielleicht das höchste in der bekannten Welt. Einige Meilen gegen Nordost, in der Mündung der Thäler von Usme und Fuischa (letzteres war einst der Landsitz des Vicekönigs von Neu-Granada) bringt die Pflugschaar oft aus sehr geringer Tiefe riesenmäßige fossile Knochen elephantenartiger Thiere an das Licht. Es ist das Campo de Gigantes, wie es schon die ersten spanischen Ankömmlinge genannt haben. An dem entgegengesetzten Ende der Hochebene, gegen Norden bei Zipaquira, wird ein mächtiges Steinsalzlager abgebaut. Aus allgemeinen Betrachtungen über den Zusammenhang dieser merkwürdigen geognostischen Verhältnisse folgt, daß Steinsalz- und Kohlenflötze hier nicht Lokalbildungen, Erzeugnisse aus einem ausgetrockneten Alpensee (dem Funzha der Muysca-Mythe) sind, sondern daß diese Bildungen mit größeren Phänomenen verkettet sind, mit solchen, die sich auf ganze Länderstrecken beziehen. Diese Phänomene erneuern sich, so zu sagen, weit hin über Berg und Thal, und gehören dem tiefen Flußbette des Magdalena-Stromes, wie den Ebenen des Meta und Orinoco (westlich und östlich von der großen Cordillere) gleichmäßig zu. Nach geognostischen Ansichten, die einer längst verflossenen Zeit zugehören, einer Zeit, in der die noch wenig ausgebildete Wissenschaft die Formationen fast nur nach ihrer Auflagerung und äußeren Gestaltung, oder nach einer scheinbaren Analogie mit gewissen Typen benannte, schienen mir in der Hochebene von Bogota drei Flötzformationen auf einander zu folgen: von unten nach oben gezählt, Sandstein, Gips und Kalkstein.

Die Sandsteinformation wird überall sichtbar in der östlichen Gebirgswand hinter der Stadt Bogota, wie gegen den nördlichen Ausgang der Bergebene hin, wo hoch am Gebirge der kleine Alpensee Guatavita liegt. Der Kalkstein scheint sich weniger hoch zu erheben. Der Fels, auf dem die Kapelle von Monserrate steht, ist bis zur Spitze Sandstein, dagegen ist am Cerro de Guadalupe der Fuß und nur das erste Drittel Kalkstein. Boussingault und Roulin, als sie ihre für astronomische Ortsbestimmungen wichtige Expedition nach den Llanos des Meta machten, überstiegen die ganze östliche Cordillere zwischen Bogota und den Quellen des Meta, welcher in den Orinoco einmündet. Sie fanden überall auf der Höhe

Sandstein. Sie sagen dazu, daß dieser oft muschelreich[1] war. Der Paramo, den man übersteigt, führte sonst irrig in Bogota den Namen Chingasa: er verdient aber mehr den Namen des Paramo de Chiguachi (corrumpirt Choachi) wegen des weiter östlich liegenden Dorfes Chiguachi am Fuß des Paramo, ein Dorf, das aber schon so niedrig liegt, daß Zuckerrohr dabei gebaut werden kann. Dieser Sandstein ist eine mächtige, weit ausgedehnte Formation. Ich bin derselben ununterbrochen von Bogota bis in das Magdalenathal, über Pandi und die natürliche Brücke von Fusagasuga hinabsteigend, gefolgt. Etwas nördlicher, bei Villeta, ruht sie auf Thonschiefer mit Kupfererzen.[2] Die Verbreitung einer und derselben Sandstein-Formation, aus beiden Thälern und Ebenen, den östlichen und westlichen, sich erhebend und quer über ein Gebirge von wenigstens 12000 Fuß Höhe fortsetzend, ist eine wichtige Thatsache, eine der vielen, die für die Erhebung der Andeskette sprechen. Pentland hat ganz ähnliche Verhältnisse auf der hohen Bergebene von Titicaca beobachtet. Aus dem Littoral von Chili steigt ein Gips-, Steinkohlen-, Steinsalz- und Kupferhaltiges Sandstein-Gebilde (er nennt es New Red Sandstone) über die Cordillere weg und erreicht die östlichen Ebenen des Rio Beni, gleichsam das Becken des Amazonenflußes.

Auf dem Plateau von Bogota und 6000 Fuß tiefer, unterhalb Pandi, gegen Melgar hin im Magdalenenthale, ist der Sandstein gelblich weiß, quarzreich, feinkörnig, mit thonigem Bindemittel, so rein von Kalktheilen, daß er nicht mit Säuren brauset. Bei Honda sah ich feinkörnige Schichten mit Lettenlagen und groben Conglomeratschichten wechseln, die eisenhaltig und gelblich braun waren. Sie schlossen 2 bis 3 Zoll große eckige Stücke von Lydischem Stein, Thonschiefer, Gneis und Lagerquarz ein. Auch weit oberhalb Honda, bei Espinal, zeigten sich dieselben Conglomeratschichten. Wenn, wie ich glaube, sowohl der Sandstein bei Zambrano am Magdalenaflusse,

---

[1] Auch an tieferen Punkten, auf dem Cerro del Portachuelo (auf einer Höhe von 5730 Fuß) fand ich im Sandstein viele mikroskopische Trochiten (?)-Versteinerungen.

[2] Am Wege von Bogota nach Honda, zwischen Hatillo und Guaduas hat Roulin 8—10 zöllige Ammoniten (Goniatiten, Buch?) in schwarzem (Uebergangs-?) Kalkstein gefunden.

kaum 16 Meilen vom Meere entfernt, als der kohlenschieferhaltige Sandstein vom Rio Sinu zu derselben Formation gehören, so ist auch eine globuleuse Struktur hier anzuführen, wie man sie an mehreren Punkten in Deutschland findet. Etwas elliptische Kugeln sehr feinkörnigen Sandsteins (von 2 bis 3 Fuß Durchmesser) mit schalig abgesonderten Stücken (ich zählte oft 12 bis 15 dieser Lagen) sind nämlich in grobkörnigem Sandstein bei Zambrano eingebacken. Nirgends fand ich diese Flötzformation von einer anderen unterteuft. Der Sandstein ruht unmittelbar auf turmalinhaltigem Granit am Peñon de Rosas, am Rio Magdalena und bei Mariquita; auf Gneis am Rio Lumbi nahe der Silbergrube von S. Anna; auf Uebergangs-Thonschiefer zwischen dem Alto de Gascas und dem Eichenwalde des Alto del Roble, im Wege von Bogota nach Honda. Auf der Hochebene bei Facatativa, wie auch am westlichen Abhange der Cordillere bei Pandi, soll der Sandstein Höhlen enthalten.

In dem Sandsteingebilde, das ich beschreibe, aber freilich nicht unmittelbar von diesem, sondern von mächtigen Lagen Schieferthon bedeckt, kommen wahre Steinkohlen (nicht Lignite) vor, von denen mehrere abgebaut werden. Wie das Steinsalz, von dem ich weiter unten reden werde, liegen diese Reste einer urweltlichen Vegetation in sehr verschiedenen Höhen. Ich kenne sie zwischen 3000 und 8300 Fuß Erhebung über dem Meere: zwischen la Palma und Guaduas; bei Velez und Leiva; in der Hochebene von Bogota unfern dem Wasserfall des Tequendama und bei Chipa, im inselförmigen Hügel von Suba, wie auch eine halbe Stunde westlich vom Steinsalzwerke Rute bei Zipaquira. Spuren von vegetabilischen Abdrücken sind allerdings in dem Dachsteine dieser hochliegenden Steinkohlen gefunden worden, aber noch keine Farren, keine Lycopodiaceen oder deutliches Coniferen-Holz. Die Schieferkohlenflötze bei Guaduas sollen 4 bis 5 Lachter Mächtigkeit erreichen.

Der Sandstein ist an vielen Punkten bedeckt mit Gipsflötzen. Sie sind mächtig in dem Steinsalzberge von Zipaquira, vereinzelt, zertrümmert und halb weggewaschen an andern Punkten der Hochebene, im Thal von Usme, wie hoch am Cerro de los Tunjos. Das Steinsalz ist hier, wie überall in beiden Continenten, mit dem charakteristischen graulich blauen, von Erdpech, Selenit, Schwefelkies und natürlichem Schwefel in großen Massen durchzogenen Salzthone bedeckt. Die ganze Steinsalzniederlage von Zipaquira, die ich auf

Anregung des Vicekönigs Mendinueta in einer eigenen, spanisch abgefaßten Abhandlung beschrieben, ist sammt dem Gypse und Salzthon an 700 Fuß mächtig. Diese Mächtigkeit ist neuerlichst durch einen, längst von mir vorgeschlagenen Abbau an tiefern Punkten bestätigt worden. Sphäroidische, sehr abgeplattete, innen hohle oder mit Krystallen von Spath-Eisenstein angefüllte Concretionen von 18 bis 20 Zoll Durchmesser liegen in dem Salzthone. Auch erhält derselbe oft, durch eingebackene eckige Stücke verhärteten Thones, (Schliefs) ein porphyr- oder breccienartiges Ansehen.

Zipaquira ist aber, wie schon oben erwähnt, nicht ein isolirtes geognostisches Phänomen. Auf fast gleicher Höhe gehen Steinsalzflötze zu Tage aus bei Enemocon, westlich von Gachansipa, und bei San Juan zwischen Sesquiler und Chaleche; ja tief am entgegengesetzten östlichen Abfall der Cordillere von Bogota, gegen die Provincia de los Llanos hin, finden sich Salzthon und reines Steinsalz bei Chamesa. Zählt man zu den vier, schon entblößten Steinsalzflötzen die vielen ausbrechenden Salzquellen zwischen dem Rio Negro (der, die smaragdreiche Provinz Muzo bewässernd, zum Magdalenathale gehört) und den Llanos von Casanare, gegen den Meta und Orinoco hin, so zeigen sich hier gangartige Spalten, die in einer eigenen, aber breiten Zone (von Westen nach Osten gerichtet) die mächtige östliche Andeskette durchziehen [1] und in ganz verschiedenen Höhen Steinsalz, gypshaltigen Salzthon und Jodführende Salzquellen an die Oberfläche gebracht haben. So unvollkommen auch noch unsere Karten von diesen Gegenden sind, so dienen sie doch schon dazu, sich über diese Salzzone von Cundinamarca, die an die große vulkanische Spalte in Mexico erinnert, zu orientiren. [2] In der mittleren Cordillere, in der von Quindiu und Tolima, entsprudeln Salzquellen am westlichen Abhange (vielleicht

---

[1] Hier die Reihenfolge, in welcher die Steinsalzflötze, um sie von den Salzquellen zu unterscheiden, mit größeren Lettern gedruckt sind: Pinceima am Rio Negro, Zipaquira, Enemocon, Tausa, Mina de San Juan, Gacheta, Medina, Chita, Chamesa und El Receptor. Die drei letzteren Punkte liegen am Eingange der Llanos de Casanare, gegen den Rio Crabo hin. Das Ganze bildet eine breite Zone (nicht eine Spalte), die eine und dieselbe Richtung hält.

[2] Siehe in meinem geographischen Atlas Nr. 19 und 24.

durch in der Nähe wirkende vulkanische Kräfte gehoben) auf offenen Spalten dem Granite selbst. Ich hatte auf meiner Reise von Carthago nach Popayan bereits von einer solchen Erscheinung gehört. Sie erregte damals noch mehr Erstaunen, da man von den Salzquellen im Porphyr und von der natürlichen Steinsalz-Produktion am Rande des brennenden Vesuv-Kraters noch keine Kunde hatte. Ein sehr aufmerksamer und scharf beobachtender Reisender, Herr Carl Degenhardt, wird diesen Gegenstand bald durch Zeichnungen erläutern. Die Salzquelle kommt bei El Quarzo (westlich von dem Ursprung des, in den Rio de Nares fließenden Rio Negro) aus dem Granit unmittelbar hervor.

Die Sandstein-Formation und vielleicht an einigen Orten auch der wenig verbreitete unzusammenhängende Gyps ist mit dichtem Flötzkalksteine bedeckt. Er steigt von der Bergebene bis Melgar und Tocayma in das tiefe Magdalenathal hinab, wo er versteinerungsreicher als in den hohen Theilen der Cordillere zu seyn scheint. Bei Tocayma fand ich in diesem Kalkstein die ersten Ammoniten, die sich mir unter den Tropen gezeigt hatten.

Das Schuttland, welches das Plateau von Bogota bedeckt, ist aus der Zertrümmerung des Sandsteins entstanden. Glücklicherweise ist es an vielen Punkten mit Letten und Mergel gemengt, und daher dem Bau europäischer Cerealien sehr günstig. In ärmern quarzreichern Strichen wuchern unter dem Schatten einzelner Stämme von **Alnus ferruginea** niedere Grasarten, **Pharus scaber**, **Poa infirma** und **Olyra cordifolia**, wie kleine Arten von **Tagetes**, **Viola** und **Hemimeris**. In dem Gigantenfelde, wo ich mehrere Tage lang habe nach fossilen Knochen graben lassen, ruhen im aufgeschwemmten Lande Reste von Mastodonten, nach Cuviers Untersuchung meist **Mastodon angustidens**.[1] Die in Mexico auf der Hochebene gefundenen Reste gehören dagegen wahren Elephanten (untergegangener Arten) an. Recht auffallend ist es, daß in dem tropischen Theile des Neuen Continents (nicht in der nördlichen und südlichen gemäßigten Zone) die meisten bisher aufgefundenen fossilen Gebeine von Elephanten und Mastodonten dem hohen Rücken der Cordillere, und also der Tierra Fria, und nicht den heißen angrenzenden Ebenen

---

[1] Cuvier Rech. sur les Ossemens fossiles (1821) T. I. p. 157, 261 u. 264.

eigenthümlich sein. Bleiben sie in diesen unter der üppigen Vege-
tationsdecke mehr versteckt? Sind sie durch die Erhebung der Gebirge
entblößt worden? Wenigstens scheinen die, zur Gattung gehörigen
Mastodonten- und Elephanten-Knochen auf dem Rücken der Andeskette,
zwischen ähnlichen Knochen am Schneerande nördlich und westlich, in
Hirsch- und Kameelarten, für eine solche Erhebung zu zeugen.

Ich habe die Bestimmung der Kalkformationen nach bloßen Lagerungsverhältnissen beschrieben, ohne sie einzeln nach dem Parallelismus oder mehr nach ihrem Verhältniß zu wohlbekannten europäischen Typen zu benennen. Eine solche Vorsicht ist nöthig zu einer Zeit, wo die genauere Kenntniß zoologischer Kennzeichen aus charakterisirenden Fossilien der fast einzig sichere Wegweiser geworden ist. Ich hielt damals die in den Cordilleren so mächtige, weit verbreitete Sandstein-Formation mit ihren Steinkohlen und ihrem aufliegenden Steinsalze für rothen Sandstein (todtes Liegende), den Kalkstein an der Felswand des Wasserfalls von Tequendama theils für gewöhnlichen Zechstein, theils für Jurakalkstein. Wir wissen jetzt, daß Steinkohle mit wahren Farren, mit Monocotyledonen und Coniferen-Holze (wie das Steinsalz) durch viele verschiedenartige Formationen geht. Das Steinsalz kennen wir, wie noch neuerlichst Herr von Dechen[1] schön entwickelt hat, vom Gypse der Zechsteinbildung unter dem Stinkstein (bei Köstritz) an, durch den englischen bunten Sandstein, den schwäbischen Muschelkalk und den lothringischen Keuper, bis in die untere Kreide. Zu den wenigen Versteinerungen, die ich aus der Tropengegend der neuen Welt mitgebracht, kommen jetzt allmählig reichere und viel wichtigere Zugaben. Dem Kalkstein von Mexico, Neu-Granada und Peru, die man als Zechstein und Jurakalk ansprach, steht dasselbe Schicksal bevor, welches die Kalksteine unserer Schweizeralpen erfahren haben, die seit dreißig Jahren von Uebergangskalk, durch viele Mittelstufen durchgehend, größtentheils als umgewandelter Lias oder gar als Kreideschichten erkannt worden sind. Ist die untere Kreide auch in der Andeskette, aus dem Amazonenthale ansteigend, über große Höhen verbreitet? Ist die mächtige Quarzformation von Peru, die ich beschrieben, Quadersandstein oder sind vielleicht die neuesten Flötzformationen

---

[1] Karsten, Archiv für Mineralogie. B. I. (1838) S. 234.

ohne Zwischenglieder auf todtes Liegende gelagert? Bei immer anwachsendem Material zur Untersuchung wird diese wichtigen Probleme bald der Geognost[1] zur Lösung bringen, welcher auch in dem Studium der Versteinerungen die physiologischen und geognostischen Ansichten bisher mit gleicher Klarheit und gleichem Glücke verfolgt hat.

Berlin, im März 1838.

[1] Leopold von Buch.

Trostworte für Kleingläubige.

Die endlosen Klagen über die Gefahr einer Auflösung der bürgerlichen Gesellschaft könnten am Ende zu dem Glauben treiben, als wäre diese in Wirklichkeit bedroht, und die verschiedenartigen Angriffe zu der Meinung, man halte sie nun für leichter zerstörbar als früher, und man brauche nur die Stöße recht oft und recht kräftig zu wiederholen, so werde und müsse sie zusammenbrechen.

Zugegeben, daß man kein unbedingter Lobredner entschwundener Zeiten zu seyn brauche, um Manches unbequem, ungehörig, ja bedenklich im gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustand zu finden; zugegeben ferner, daß die Versuche einer Restauration eher den Glauben an die Unmöglichkeit, restauriren zu können, herbeiführen müßten, als die Hoffnung nähren, daß dem wankenden Gebäude eine neue tüchtige Grundlage untergezogen werden könne.

Wenn der Freund der Menschheit in diesen Wirren sich nach Trost umsieht, so wird er diesen *in der Geschichte* finden, wenigstens was den deutschen Volksstamm betrifft, in seiner weitesten Bedeutung genommen.

Man hat den Geschichtschreiber mit Recht einen umgedrehten Propheten genannt. Wenn schon nie dieselbe Erscheinung zweimal mit gleichen Bedingungen und Folgen wiedergekehrt ist, so blieben dennoch die Faktoren dieselben, und wenn die gemachten oft so schmerzlichen Erfahrungen den Einzelnen, dem Staate, der Menschheit nur zu oft verloren gehen, so gehen sie doch nicht *Allen und überall* verloren. Hätte Jeder sie stets gegenwärtig, so

müßte jeder frische Muth, jedes eigenthümliche kräftige Auftreten verschwinden und alles Leben sich abrollen, wie eine algebraische Formel, und so darf, so wird es dem Menschen nie erscheinen.

Gehen wir von den gegenwärtigen Zuständen zurück in die Vergangenheit, erforschen wir ihren Ursprung, ihr Wechselverhältniß, ihre Ausbildung und fortwährende Umänderung. Es wird sich überall herausstellen, daß aus jedem Absterben ein neues Leben, aus jedem Uebel ein Gutes und aus dem Unerträglichsten das Erfreulichste geboren worden seye, und daß wir zwar den Gang der Weltgeschichte nicht vorauszusagen vermögen, wohl aber bereits eine hinlängliche Länge der Curve vor uns haben, um die Entwickelung des Menschengeschlechts aus dem Vergangenen für das Zukünftige mit einiger Wahrscheinlichkeit berechnen zu können.

Fassen wir die Klagen, welche so laut erschallen, unter ihren Hauptveranlassungen zusammen. Absterben des religiösen Glaubens und der Kirchlichkeit, Verschwinden der Volksthümlichkeiten, Eindringen einer bleiernen Prosa ins Leben, Vermischung der Stände und Berufe, Mangel an Achtung für alles Geschichtliche, für alle Ueberordnung, Jagen nach Geld und Genüssen, Entäußerung von alter Zutraulichkeit und Rechtlichkeit, in den Gesetzgebungen Weitläufigkeit ohne zweckmäßig wirkende Kraft, in den Wissenschaften unendlicher Spreu bei wenigem Kern, im gewöhnlichen Leben viel Heuchelei und Schein, wenig Genuß und Ergebniß, in der Ehe stets mehr Convenienz und weniger Liebe, in der Kinderzucht viel Unterricht und wenig Erziehung, der lebende große Mann verhöhnt und einsam, der todte in Erz auf den Markt gepflanzt. —

Wahrlich, wären diese Uebel so wirklich, als sie meist es zu seyn scheinen, man müßte an sich und Andern verzweifeln, und der Beschränkteste wäre schon darum der Glücklichste, weil er wenigstens später als die Andern die Augen gegen das Medusenhaupt aufschlagen würde. Dem denkenden und empfindenden Menschen aber bliebe nicht einmal mehr eine Freistätte in einem Trappistenkloster, um über sich und sein Geschlecht in ewiger Trauer nachdenken und den Tod als einziges Rettungsmittel mit Sehnsucht erwarten zu können.

Sollte hier vor Allem nicht die Bemerkung eingeschaltet werden müssen, daß wir nur in Zeiten der Ruhe über uns

selbst nachzudenken pflegen, und daß der Mensch nur sich und sein Befinden genau zu beobachten braucht, um sich unwohl zu fühlen?

Man behauptet, der religiöse Glaube sey abgestorben, die Kirchlichkeit nahezu verschwunden.

Unterscheiden wir zuerst, von welchem der christlichen Bekenntnisse dieses gelten solle. Die morgenländisch-griechische Kirche bleibt in ruhiger Unbeweglichkeit, und wenn auch viele Sekten sich von ihr ausgesondert haben, so betraf der Streit stets mehr die Form als die Grundlage, und der Vorwurf des Zerfallens und der Unkirchlichkeit trifft wohl sie am wenigsten, eher der, daß sie sich weder wissenschaftlich zu begründen, noch praktisch den Bedürfnissen der Zeit anzuschließen verstehe. Der Grund dieser Uebel mag in der Scheidung des höheren, aus Mönchen allein genommenen Klerus von der niedern Geistlichkeit bestehen, welcher jedes Vorrücken in höhere Stellen durch die Ehe abgeschnitten ist. Die römisch-katholische Kirche, wie sie seit der Trienter Kirchenversammlung sich neu ausgebildet hat, verdient zwar die Vorwürfe nicht mehr, von welchen die italienischen Classiker des 15ten und 16ten Jahrhunderts wimmeln, doch vernimmt man noch das Sprichwort: „Je näher bei Rom, desto schlechter der Christ," und der wahre Eifer für die Kirche scheint sich wirklich mehr in entfernten Gegenden, in Irland, Brabant und Polen, zu zeigen, als unter den Völkern romanischen Stammes. Bei diesem zerfällt die Geistesrichtung meist in den unbedingtesten Unglauben, wie die Encyklopädisten ihn gelehrt haben und in Jansenismus, welchen man wohl nicht mit Unrecht oft einen verlarvten Protestantismus genannt hat. In Deutschland dagegen sucht das Dogma der römischen Kirche sich auf eine wissenschaftliche Grundlage zu stellen, und wenn man hier auf halbem Wege stehen geblieben ist, so war ein Verbot aus Rom hieran Schuld. Kein Unbefangener wird leugnen, daß die wissenschaftliche Ausbildung des deutschen Klerus seit 25 Jahren bedeutend vorgeschritten, daß seine Aufführung untadelhafter, sein Streben nach Besserem ungleich lebendiger seye, als früher. Wenn er es auch nicht offen gesteht, so zeigt er es deutlich durch die That, wie viel er den wissenschaftlichen Strebungen der Protestanten und ihrem Nebenstehen verdanke. Der Protestantismus endlich braucht nur seinem natürlichen

Gange überlassen zu werden, um in Forschung und Vorschritt seine organische Ausbildung zu vollenden. Man befreie ihn nur von hochkirchlichem Drucke, von ungehörigen Agenden, von kleinlicher Bevormundung, und die Kraft und Theilnahme der Gemeinde wird von selbst wiederkehren, wird da, wo sie nie verschwunden war, sich noch verstärken. Die große Kraft der evangelischen Kirche liegt darin, daß sie der Wissenschaftlichkeit nicht entbehren kann, daß ihr gesammter Klerus durch Familienbande dem Volke angehört und einen Gelehrtenstand gestiftet und durch Jahrhunderte fortgepflanzt hat. Mögen immerhin Schwärmgeister aus der evangelischen Kirche in großer Anzahl hervorgehen. Große ewige Wahrheiten scheiden sich nur nach langem Streiten aus und die Vielfältigkeit und Verschiedenheit der Sekten bringt durch Mitbewerbung von selbst größere Innigkeit, wahre Duldung und Uebung jeder christlichen Tugend. Daß die Alleinherrschaft Einer Kirche dasselbe vermöge, wäre wenigstens noch zu beweisen.

Und angenommen, es zeige sich in allen Formen des Christenthums Etwas, was den Wehen einer Wiedergeburt ähnle, so ist unverkennbar, daß im Judenthum, im Islam, ja in den uralten Glaubensformen der Hindus sich Aehnliches offenbare. Ueberall fühlt sich das Bestehende von einer gewaltigen Zeit, von einer Abründung der Eigenthümlichkeiten überholt, mit welchem es streben muß, sich ins Gleichgewicht zu setzen, wenn es nicht untergehen will. Der vermehrte Verkehr, der Handel, welcher Stände und Völker einander nähert und wechselsweise Achtung der praktischen Tugenden, zugleich aber Duldung der dogmatischen Verschiedenheiten lehrt, die Vorschritte der Naturwissenschaften, durch welche ein Dogma nach dem andern in gewaltiges Gedränge kommt — wie können diese zusammenwirkenden Bedingungen zu etwas anderem führen, als zur Rückkehr zu den einfachen allgemein verständlichen Urformen der Religion, welche zuerst die ganze Menschheit umfaßte?

Wo Alles auf höhere Ursache, auf fortwährende und in kolossalen Verhältnissen organische Entwicklung hinweist, dürfen uns weder das Gezänke der Schule, noch verfehlte Rückgriffe in eine bereits abgethane Vergangenheit irre machen. Genug, daß eine kaum merkbare Convergenz von Linien besteht, welche man seither als parallel annahm.

Viele fürchten, das gesellschaftliche Gebände müsse zusammenstürzen, weil die Stützen der verschiedenen Volksthümlichkeiten täglich morscher werden.

Diesen könnte man vor Allem erwiedern, daß erhöhte, allen Völkern gemeinschaftliche Bildung schon an und für sich besser dazu dienen müsse, das Allgemeine zu sichern, als die Verschiedenheit, welche sich seither in den Volksthümlichkeiten vorzüglich herausgestellt hat.

Ein Stamm, welcher im Laufe der Zeit sich zum Völkchen oder Volke vermehrt, wird sich von selbst in schroffen Umrissen, in unzähligen Eigenthümlichkeiten der Gestalt, Geistesgaben, Sitten und Ansichten von anderen auszeichnen, und je länger er in vereinzeltem, ungemischtem Zustande beharrt, desto hartnäckiger und schärfer wird das in ihm sich gestalten, was man bei Thieren Race zu nennen pflegt. Auch zurückgegangene Civilisation und nachfolgende Isolirung auf vorhergegangene Mischung werden sich diesen uranfänglichen Zuständen wieder in den meisten Beziehungen nähern, wie das Beispiel der Mainotten, der Sardinier und der Korsen beweist. So lange die Bedürfnisse beschränkt sind, die Nahrung ohne viele Arbeit einfach aber nicht spärlich sich darbietet, wird dieser Stamm nicht nur in seiner Eigenthümlichkeit beharren, sondern auch in derselben, ohne Beimischung fremden Bluts, sich veredeln können. Sobald aber die Bedingungen des allgemeinen Weltverkehrs auch auf ihn anwendbar sind, sobald der Boden für Pflugschar und Spaten in Anspruch genommen wird, sobald das Volk vom Baume der Erkenntniß genascht hat, wird das Bedürfniß allmähliger Auffrischung durch fremdes Blut bei den Menschen so sehr fühlbar werden, als bei den Thieren, deren Arbeit sie in Anspruch nehmen, und es wird nur durch zweckmäßige geistige und körperliche Kreuzung der Verlust an Kräften ersetzt werden können, welche die vermehrte Anstrengung aufzehrt. Wo die Bedürfnisse der Zeit dieser Kreuzung zu sehr voraneilen, wie in Spanien, im neapolitanischen Gebirge und in Sicilien, da wird das Volk namenlos unglücklich mitten unter reichlichen Gaben der Natur. Dagegen bildet gleichförmige Beschäftigung und dasselbe Klima auch aus verschiedenartigen Bestandtheilen bald etwas Eigenthümliches, wie der Norden und Westen Nordamerikas zur Genüge beweist.

Und ist es denn ein so beklagenswerthes Ereigniß, daß Frankreich der englischen Weise von Jahr zu Jahr sich mehr nähert, daß Holland, die Schweiz, Dänemark, ja Belgien den Einfluß Deutschlands in dem Grade mächtig zu verspüren, in welchem dieses selbstbewußt sich ausbildet und vorschreitet? Ist es zu bedauern, daß die Anwohner der See überall allgemeinen Ansichten, fremdem geistigen Erwerbe zugänglicher sind, als der Hirte des Gebirgs? Kein Volk besitzt Alles, keine Provinz kann der andern ganz entbehren, wir sind ja von Natur auf Austausch, auf wechselseitiges Ergänzen gewiesen, und um so glücklicher je ausgebreiteter dieser Tausch ist. Der rauhe, mäßige und kräftige Hochländer, der in großen Städten die schwere Arbeit um reichlichen Lohn verrichtet, und diesen in sein Thal zurückbringt, er hätte ja in diesem nicht sein Leben fristen können. Er und der Lohnsoldat, welcher noch jetzt im Süden der sicherste Hort der Regierungen ist, sie mußten ihre Volksthümlichkeit aufgeben, die theure Heimath auf Jahre verlassen, nur um existiren zu können.

Oder sollen wir das Beispiel der sogenannten demokratischen Kantone der Schweiz anführen? Da finden wir bei kaum merklichen Abgaben, bei festem Beharren am Alten, bei den uranfänglichen Saumwegen die ausgebildetste Oligarchie, den krassesten Aberglauben und alle Verderbtheit des ausgebildeteren gesellschaftlichen Zustandes, ohne die Vorzüge des nicht ausgebildeten und nur von Phantasten als idyllisch aufgefaßten.

Der Säumer des Gebirgs, welcher in der Stadt behaglich im Kaffeehause seine Tasse schlürft, der Hirte, welcher den Rauch seiner Pfeife in die frische Morgenluft bläst, die Abbruzzesin, welche englischen Stockfisch für den nächsten Fasttag sorgfältig auf dem Wochenmarkte ausliest, sie alle sprechen durch die That die Unmöglichkeit der Isolirung, die Nothwendigkeit des Austausches und somit das Todesurtheil aller ganz durchgeführten und selbstständigen Volksthümlichkeiten aus. Manche aber möchten so gerne das Ergebniß ohne die Bedingungen, von einem unzertrennlichen Ganzen nur gerade das, was ihnen anständig wäre, ein China ohne seinen Hong im Süden und seine Mauer im Norden.

Gleichen Fehler begehen die, welche über das Verschwinden alles Poetischen aus dem heutigen Leben zu klagen lieben. Sie umgeben sich so gerne mit allen Genüssen, welche nur eine gesteigerte

Handels- und Gewerbsthätigkeit, also die beklagte Prosa selbst, anzubieten vermögen, wünschten aber nur, daß diese Genüsse nicht auch von denen gesucht würden, welche unter ihnen stehen. Sie vergessen, daß das Volk einst elend und arm, der Rechtszustand unsicher, die rohe Gewalt das nächste Auskunftsmittel waren, daß jene aus fernen Zeiten so poetisch herüberschimmernde Ritterschaft in ihren Genüssen auf den Ertrag des eigenen Feldes beschränkt, und zu Kenntniß und Gesittung vielleicht kaum auf der Stufe ordentlicher Landwirthe unserer Zeit war.

Und sollte unsere Zeit keine Seiten haben, welche die Nachwelt eben so poetisch wird auffassen können, wie wir die der Vorzeit? Wahrlich diese Fähigkeit, sich schnell und ohne große Mühe und Kosten in fremde Welttheile zu versetzen, sich mit Kenntnissen aller Art zu bereichern, an den Genüssen aller Völker Theil zu nehmen, dieses allgemeine und gleichmäßig erwachte Interesse an jedem gesellschaftlichen Vorschritt, auch sie sind großartig, sind des Schweißes der Edeln werth. Den kommenden Geschlechtern werden der Tyroler Aufstand durch seine religiöse und lokale Beschränkung, die Bewaffnung aller Deutschen 1813 durch die Vereinigung aller Oppositionen in eine nationale, die große Woche von Paris durch Selbstbeherrschung und politischen Takt der Kämpfenden gewiß sehr poetisch erscheinen, wie schon jetzt das Walten Napoleons allen alten Kriegern erscheint, welche unter seinen Adlern willig oder unwillig ihre Sporen verdient haben.

Der Baum der Menschheit treibt nicht nur Blüthen, sondern es gestalten sich aus diesen auch Früchte; damit diese reifen, müssen die Blüthen fallen. Aber er treibt auch nicht alle Blüthen zu derselben Zeit, auf demselben Zweige, und die Früchte, welche vor andern reifen, sind bestimmt zuerst zu fallen, oft ohne ihre Vollkommenheit erlangt zu haben.

Wer aber dem deutschen Vaterlande eine poetische Zeit wünscht, wie die der Philippe in Spanien, die Zeit Ariosto's und Tasso's in Italien, die Ludwigs XIV. in Frankreich war, der bedenkt nicht, daß Vernichtung aller politischen Rechte, unaufhaltbares, obschon im Beginnen kaum merkliches Sinken, Verfolgung des freien Gedankens und reich vergoldete Unsittlichkeit die bevorzugten Geister in jenen Zeiträumen ins Gebiet der Dichtkunst getrieben haben, und daß jene nur darum eine poetische Welt um sich her schufen, weil

die Wirklichkeit ihr reizbares Gemüth erdrückt haben würde. Ein geübtes Ohr hört aus ihren Gesängen den Schmerzesschrei über ihre Zeit und das Schicksal ihres Volks heraus. Auch unsere Zeit bietet hie und da ähnliche Erscheinungen, eben so die der ersten Imperatoren. Nachdem Cato sich erdolcht hatte, begannen die Dichter zu singen.

Mit der Klage über das Eindringen der Prosa ist die über die Vermischung aller Stände und Berufe nahe verwandt. Ehe man sie laut werden läßt, wäre wohl zu bedenken, ob man selbst sich frei fühle vom Hange, dem Utilismus und Industrialismus für sich selbst eine vortheilhafte Seite abzugewinnen, ob die höheren Stände — und diese allein klagen hierüber — nicht selbst die Mehrzahl des Volks in diese Bahn gestoßen und genöthigt haben, wie es namentlich bei den Holländern durch den Kampf mit Spanien, bei den Hugenotten in Frankreich durch die Ausschließung von allem Staats- und Heerdienste, bei den Juden in der ganzen Christenheit der Fall war. Und wenn diese Richtung ein zwar erklärter und geschichtlich wohl begründeter, aber dennoch ein höchst unbequemer Uebelstand wäre, so würde er gleichwohl unbestreitbar wenigstens Eine sehr heilsame Folge haben. Das Talent nämlich wird fortan in der Lage seyn, sich seine Bahn brechen zu können. Jede große Katastrophe liefert den unumstößlichen Beweis, daß die nothwendige Zuthat ausgezeichneter Geistes- und Charakterkräfte stets vorhanden seye, und von selbst in üppiger Reichlichkeit sich entfalte, sobald hiezu die äußeren nothwendigen Bedingungen die Veranlassung geben. Nun aber scheint ein langdauernder und mit Beharrlichkeit festgehaltener Friedenszustand eine Compensation für jene Bedingungen in sich selbst suchen zu müssen. Wir wissen es nur zu gut, wie theuer große Männer durch die Revolutionen erkauft werden, welche jene heben und zu Tage bringen mußten; wir müssen also ihnen im friedlichen Gebahren die Möglichkeit geben, auch ohne Umwälzungen ihre Stelle zu finden. Wenn jetzt jeder leidlich öffentlich spricht, jeder reine Wäsche trägt, und sich im Eilwagen als wohlerzogener Mann beträgt, so können wir hierin kein Unglück sehen, und wenn der Diener sich nicht mehr prügeln läßt, wie zu Moliere's Zeiten so ist es ein Beweis, daß Gesinde und Gesindel nicht mehr so nahe verwandt sind als damals.

Anregung des Vicekönigs Mendinueta in einer eigenen, spanisch abgefaßten Abhandlung beschrieben, ist sammt dem Gypse und Salzthon an 700 Fuß mächtig. Diese Mächtigkeit ist neuerlichst durch einen, längst von mir vorgeschlagenen Abbau an tiefern Punkten bestätigt worden. Sphäroidische, sehr abgeplattete, innen hohle oder mit Krystallen von Spath-Eisenstein angefüllte Concretionen von 18 bis 20 Zoll Durchmesser liegen in dem Salzthone. Auch erhält derselbe oft, durch eingebackene eckige Stücke verhärteten Thones, (Schliefs) ein porphyr- oder breccienartiges Ansehen.

Zipaquira ist aber, wie schon oben erwähnt, nicht ein isolirtes geognostisches Phänomen. Auf fast gleicher Höhe gehen Steinsalzflötze zu Tage aus bei Enemocon, westlich von Gachansipa, und bei San Juan zwischen Sesquiler und Chaleche; ja tief am entgegengesetzten östlichen Abfall der Cordillere von Bogota, gegen die Provincia de los Llanos hin, finden sich Salzthon und reines Steinsalz bei Chamesa. Zählt man zu den vier, schon entblößten Steinsalzflötzen die vielen ausbrechenden Salzquellen zwischen dem Rio Negro (der, die smaragdreiche Provinz Muzo bewässernd, zum Magdalenathale gehört) und den Llanos von Casanare, gegen den Meta und Orinoco hin, so zeigen sich hier gangartige Spalten, die in einer eigenen, aber breiten Zone (von Westen nach Osten gerichtet) die mächtige östliche Andeskette durchziehen [1] und in ganz verschiedenen Höhen Steinsalz, gypshaltigen Salzthon und Jodführende Salzquellen an die Oberfläche gebracht haben. So unvollkommen auch noch unsere Karten von diesen Gegenden sind, so dienen sie doch schon dazu, sich über diese Salzzone von Cundinamarca, die an die große vulkanische Spalte in Mexico erinnert, zu orientiren. [2] In der mittleren Cordillere, in der von Quindiu und Tolima, entsprudeln Salzquellen am westlichen Abhange (vielleicht

---

[1] Hier die Reihenfolge, in welcher die Steinsalzflötze, um sie von den Salzquellen zu unterscheiden, mit größeren Lettern gedruckt sind: Pinceima am Rio Negro, Zipaquira, Enemocon, Tausa, Mina de San Juan, Gacheta, Medina, Chita, Chamesa und El Receptor. Die drei letzteren Punkte liegen am Eingange der Llanos de Casanare, gegen den Rio Crabo hin. Das Ganze bildet eine breite Zone (nicht eine Spalte), die eine und dieselbe Richtung hält.

[2] Siehe in meinem geographischen Atlas Nr. 19 und 24.

durch in der Nähe wirkende vulkanische Kräfte gehoben) auf offenen Spalten dem Granite selbst. Ich hatte auf meiner Reise von Carthago nach Popayan bereits von einer solchen Erscheinung gehört. Sie erregte damals noch mehr Erstaunen, da man von den Salzquellen im Porphyr und von der natürlichen Steinsalz-Produktion am Rande des brennenden Vesuv-Kraters noch keine Kunde hatte. Ein sehr aufmerksamer und scharf beobachtender Reisender, Herr Carl Degenhardt, wird diesen Gegenstand bald durch Zeichnungen erläutern. Die Salzquelle kommt bei El Quarzo (westlich von dem Ursprung des, in den Rio de Nares fließenden Rio Negro) aus dem Granit unmittelbar hervor.

Die Sandstein-Formation und vielleicht an einigen Orten auch der wenig verbreitete unzusammenhängende Gyps ist mit dichtem Flötzkalksteine bedeckt. Er steigt von der Bergebene bis Melgar und Tocayma in das tiefe Magdalenathal hinab, wo er versteinerungsreicher als in den hohen Theilen der Cordillere zu seyn scheint. Bei Tocayma fand ich in diesem Kalkstein die ersten Ammoniten, die sich mir unter den Tropen gezeigt hatten.

Das Schuttland, welches das Plateau von Bogota bedeckt, ist aus der Zertrümmerung des Sandsteins entstanden. Glücklicherweise ist es an vielen Punkten mit Letten und Mergel gemengt, und daher dem Bau europäischer Cerealien sehr günstig. In ärmern quarzreichern Strichen wuchern unter dem Schatten einzelner Stämme von **Alnus ferruginea** niedere Grasarten, **Pharus scaber**, **Poa infirma** und **Olyra cordifolia**, wie kleine Arten von **Tagetes**, **Viola** und **Hemimeris**. In dem Gigantenfelde, wo ich mehrere Tage lang habe nach fossilen Knochen graben lassen, ruhen im aufgeschwemmten Lande Reste von Mastodonten, nach Cuviers Untersuchung meist **Mastodon angustidens**.[1] Die in Mexico auf der Hochebene gefundenen Reste gehören dagegen wahren Elephanten (untergegangener Arten) an. Recht auffallend ist es, daß in dem tropischen Theile des Neuen Continents (nicht in der nördlichen und südlichen gemäßigten Zone) die meisten bisher aufgefundenen fossilen Gebeine von Elephanten und Mastodonten dem hohen Rücken der Cordillere, und also der Tierra Fria, und nicht den heißen angrenzenden Ebenen

[1] Cuvier Rech. sur les Ossemens fossiles (1821) T. I. p. 157, 261 u. 264.

eigenthümlich sind. Bleiben sie in diesen unter der üppigen Vegetationsdecke mehr versteckt? Sind sie durch die Erhebung der Gebirge entblößt worden? Wenigstens scheinen die, mit Goldsand gemengten Mastodonten- und Rhinoceros-Knochen auf dem Rücken der Uralkette, zwischen ähnlichen Knochen im Schuttlande östlich und westlich, im Irtysch- und Kamathale, für eine solche Erhebung zu zeugen.

Ich habe die Auflagerung der Flötzformationen nach bloßen Raumverhältnissen beschrieben, ohne sie einzeln nach dem Parallelismus oder vielmehr nach ihrer Identität mit wohlerkannten europäischen Typen zu benennen. Eine solche Vorsicht ist nöthig zu einer Zeit, wo das genaue Studium zoologischer Kennzeichen und charakterisirender Fossilien der fast einzig sichere Wegweiser geworden ist. Ich hielt sonst die in den Cordilleren so mächtige, weit verbreitete Sandstein-Formation mit ihren Steinkohlen und ihrem aufliegenden Steinsalze für alten Sandstein (todtes Liegende), den Kalkstein an der Felswand des Wasserfalls von Tequendama theils für gypshaltenden Zechstein, theils für Jurakalkstein. Wir wissen jetzt, daß Steinkohle mit wahren Farren, mit Monocotyledonen und Coniferen-Holze (wie das Steinsalz) durch viele verschiedenartige Formationen geht. Das Steinsalz kennen wir, wie noch neuerlichst Herr von Dechen[1] schön entwickelt hat, vom Gypse der Zechsteinbildung unter dem Stinkstein (bei Köstritz) an, durch den englischen bunten Sandstein, den schwäbischen Muschelkalk und den lothringischen Keuper, bis in die untere Kreide. Zu den wenigen Versteinerungen, die ich aus der Tropengegend der neuen Welt mitgebracht, kommen jetzt allmählig reichere und viel wichtigere Zugaben. Dem Kalkstein von Mexico, Neu-Granada und Peru, die man als Zechstein und Jurakalk ansprach, steht dasselbe Schicksal bevor, welches die Kalksteine unserer Schweizeralpen erfahren haben, die seit dreißig Jahren von Uebergangskalk, durch viele Mittelstufen durchgehend, größtentheils als umgewandelter Lias oder gar als Kreideschichten erkannt worden sind. Ist die untere Kreide auch in der Andeskette, aus dem Amazonenthale ansteigend, über große Höhen verbreitet? Ist die mächtige Quarzformation von Peru, die ich beschrieben, Quadersandstein oder sind vielleicht die neuesten Flötzformationen

---

[1] Karsten, Archiv für Mineralogie. B. I. (1838) S. 224.

ohne Zwischenglieder auf todtes Liegende gelagert? Bei immer anwachsendem Material zur Untersuchung wird diese wichtigen Probleme bald der Geognost[1] zur Lösung bringen, welcher auch in dem Studium der Versteinerungen die physiologischen und geognostischen Ansichten bisher mit gleicher Klarheit und gleichem Glücke verfolgt hat.

Berlin, im März 1838.

---

[1] Leopold von Buch.

Trostworte für Kleingläubige.

Die endlosen Klagen über die Gefahr einer Auflösung der bürgerlichen Gesellschaft könnten am Ende zu dem Glauben treiben, als wäre diese in Wirklichkeit bedroht, und die verschiedenartigen Angriffe zu der Meinung, man halte sie nun für leichter zerstörbar als früher, und man brauche nur die Stöße recht oft und recht kräftig zu wiederholen, so werde und müsse sie zusammenbrechen.

Zugegeben, daß man kein unbedingter Lobredner entschwundener Zeiten zu seyn brauche, um Manches unbequem, ungehörig, ja bedenklich im gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustand zu finden; zugegeben ferner, daß die Versuche einer Restauration eher den Glauben an die Unmöglichkeit, restauriren zu können, herbeiführen müßten, als die Hoffnung nähren, daß dem wankenden Gebäude eine neue tüchtige Grundlage untergezogen werden könne.

Wenn der Freund der Menschheit in diesen Wirren sich nach Trost umsieht, so wird er diesen in der Geschichte finden, wenigstens was den deutschen Volksstamm betrifft, in seiner weitesten Bedeutung genommen.

Man hat den Geschichtschreiber mit Recht einen umgedrehten Propheten genannt. Wenn schon nie dieselbe Erscheinung zweimal mit gleichen Bedingungen und Folgen wiedergekehrt ist, so blieben dennoch die Faktoren dieselben, und wenn die gemachten oft so schmerzlichen Erfahrungen den Einzelnen, dem Staate, der Menschheit nur zu oft verloren gehen, so gehen sie doch nicht Allen und überall verloren. Hätte Jeder sie stets gegenwärtig, so

müßte jeder frische Muth, jedes eigenthümliche kräftige Auftreten verschwinden und alles Leben sich abrollen, wie eine algebraische Formel, und so darf, so wird es dem Menschen nie erscheinen.

Gehen wir von den gegenwärtigen Zuständen zurück in die Vergangenheit, erforschen wir ihren Ursprung, ihr Wechselverhältniß, ihre Ausbildung und fortwährende Umänderung. Es wird sich überall herausstellen, daß aus jedem Absterben ein neues Leben, aus jedem Uebel ein Gutes und aus dem Unerträglichsten das Erfreulichste geboren worden seye, und daß wir zwar den Gang der Weltgeschichte nicht vorauszusagen vermögen, wohl aber bereits eine hinlängliche Länge der Curve vor uns haben, um die Entwickelung des Menschengeschlechts aus dem Vergangenen für das Zukünftige mit einiger Wahrscheinlichkeit berechnen zu können.

Fassen wir die Klagen, welche so laut erschallen, unter ihren Hauptveranlassungen zusammen. Absterben des religiösen Glaubens und der Kirchlichkeit, Verschwinden der Volksthümlichkeiten, Eindringen einer bleiernen Prosa ins Leben, Vermischung der Stände und Berufe, Mangel an Achtung für alles Geschichtliche, für alle Ueberordnung, Jagen nach Geld und Genüssen, Entäußerung von alter Zutraulichkeit und Rechtlichkeit, in den Gesetzgebungen Weitläufigkeit ohne zweckmäßig wirkende Kraft, in den Wissenschaften unendlicher Spreu bei wenigem Kern, im gewöhnlichen Leben viel Heuchelei und Schein, wenig Genuß und Ergebniß, in der Ehe stets mehr Convenienz und weniger Liebe, in der Kinderzucht viel Unterricht und wenig Erziehung, der lebende große Mann verhöhnt und einsam, der todte in Erz auf den Markt gepflanzt. —

Wahrlich, wären diese Uebel so wirklich, als sie meist es zu seyn scheinen, man müßte an sich und Andern verzweifeln, und der Beschränkteste wäre schon darum der Glücklichste, weil er wenigstens später als die Andern die Augen gegen das Medusenhaupt aufschlagen würde. Dem denkenden und empfindenden Menschen aber bliebe nicht einmal mehr eine Freistätte in einem Trappistenkloster, um über sich und sein Geschlecht in ewiger Trauer nachdenken und den Tod als einziges Rettungsmittel mit Sehnsucht erwarten zu können.

Sollte hier vor Allem nicht die Bemerkung eingeschaltet werden müssen, daß wir nur in Zeiten der Ruhe über uns

selbst nachzudenken pflegen, und daß der Mensch nur sich und sein Befinden genau zu beobachten braucht, um sich unwohl zu fühlen?

Man behauptet, der religiöse Glaube sey abgestorben, die Kirchlichkeit nahezu verschwunden.

Unterscheiden wir zuerst, von welchem der christlichen Bekenntnisse dieses gelten solle. Die morgenländisch-griechische Kirche bleibt in ruhiger Unbeweglichkeit, und wenn auch viele Sekten sich von ihr ausgesondert haben, so betraf der Streit stets mehr die Form als die Grundlage, und der Vorwurf des Zerfallens und der Unkirchlichkeit trifft wohl sie am wenigsten, eher der, daß sie sich weder wissenschaftlich zu begründen, noch praktisch den Bedürfnissen der Zeit anzuschließen verstehe. Der Grund dieser Uebel mag in der Scheidung des höheren, aus Mönchen allein genommenen Klerus von der niedern Geistlichkeit bestehen, welcher jedes Vorrücken in höhere Stellen durch die Ehe abgeschnitten ist. Die römisch-katholische Kirche, wie sie seit der Trienter Kirchenversammlung sich neu ausgebildet hat, verdient zwar die Vorwürfe nicht mehr, von welchen die italienischen Classiker des 15ten und 16ten Jahrhunderts wimmeln, doch vernimmt man noch das Sprichwort: „Je näher bei Rom, desto schlechter der Christ," und der wahre Eifer für die Kirche scheint sich wirklich mehr in entfernten Gegenden, in Irland, Brabant und Polen, zu zeigen, als unter den Völkern romanischen Stammes. Bei diesem zerfällt die Geistesrichtung meist in den unbedingtesten Unglauben, wie die Encyklopädisten ihn gelehrt haben und in Jansenismus, welchen man wohl nicht mit Unrecht oft einen verlarvten Protestantismus genannt hat. In Deutschland dagegen sucht das Dogma der römischen Kirche sich auf eine wissenschaftliche Grundlage zu stellen, und wenn man hier auf halbem Wege stehen geblieben ist, so war ein Verbot aus Rom hieran Schuld. Kein Unbefangener wird leugnen, daß die wissenschaftliche Ausbildung des deutschen Klerus seit 25 Jahren bedeutend vorgeschritten, daß seine Aufführung untadelhafter, sein Streben nach Besserem ungleich lebendiger seye, als früher. Wenn er es auch nicht offen gesteht, so zeigt er es deutlich durch die That, wie viel er den wissenschaftlichen Strebungen der Protestanten und ihrem Nebenstehen verdanke. Der Protestantismus endlich braucht nur seinem natürlichen

Gange überlassen zu werden, um in Forschung und Vorschritt seine organische Ausbildung zu vollenden. Man befreie ihn nur von hochkirchlichem Drucke, von ungehörigen Agenden, von kleinlicher Bevormundung, und die Kraft und Theilnahme der Gemeinde wird von selbst wiederkehren, wird da, wo sie nie verschwunden war, sich noch verstärken. Die große Kraft der evangelischen Kirche liegt darin, daß sie der Wissenschaftlichkeit nicht entbehren kann, daß ihr gesammter Klerus durch Familienbande dem Volke angehört und einen Gelehrtenstand gestiftet und durch Jahrhunderte fortgepflanzt hat. Mögen immerhin Schwärmgeister aus der evangelischen Kirche in großer Anzahl hervorgehen. Große ewige Wahrheiten scheiden sich nur nach langem Streiten aus und die Vielfältigkeit und Verschiedenheit der Sekten bringt durch Mitbewerbung von selbst größere Innigkeit, wahre Duldung und Uebung jeder christlichen Tugend. Daß die Alleinherrschaft Einer Kirche dasselbe vermöge, wäre wenigstens noch zu beweisen.

Und angenommen, es zeige sich in allen Formen des Christenthums Etwas, was den Wehen einer Wiedergeburt ähnle, so ist unverkennbar, daß im Judenthum, im Islam, ja in den uralten Glaubensformen der Hindus sich Aehnliches offenbare. Ueberall fühlt sich das Bestehende von einer gewaltigen Zeit, von einer Abründung der Eigenthümlichkeiten überholt, mit welchem es streben muß, sich ins Gleichgewicht zu setzen, wenn es nicht untergehen will. Der vermehrte Verkehr, der Handel, welcher Stände und Völker einander nähert und wechselsweise Achtung der praktischen Tugenden, zugleich aber Duldung der dogmatischen Verschiedenheiten lehrt, die Vorschritte der Naturwissenschaften, durch welche ein Dogma nach dem andern in gewaltiges Gedränge kommt — wie können diese zusammenwirkenden Bedingungen zu etwas anderem führen, als zur Rückkehr zu den einfachen allgemein verständlichen Urformen der Religion, welche zuerst die ganze Menschheit umfaßte?

Wo Alles auf höhere Ursache, auf fortwährende und in kolossalen Verhältnissen organische Entwicklung hinweist, dürfen uns weder das Gezänke der Schule, noch verfehlte Rückgriffe in eine bereits abgethane Vergangenheit irre machen. Genug, daß eine kaum merkbare Convergenz von Linien besteht, welche man seither als parallel annahm.

selbst ... liche Gebäude müsse zusammen-
sein ... verschiedenen Volksthümlichkeiten
zu ...

... erwiedern, daß erhöhte, allen
Kir... schon an und für sich besser
... eine zu sichern, als die Verschie-
niss... den Volksthümlichkeiten vorzüglich
ble...

sich ... Laufe der Zeit sich zum Völkchen
die ... sich von selbst in schroffen Umrissen,
und ... der Gestalt, Geistesgaben, Sitten
da... auszeichnen, und je länger er in ver-
B... Zustande beharrt, desto hartnäckiger und
U... sich gestalten, was man bei Thieren
ge... Auch zurückgegangene Civilisation und
jed... vorhergegangene Mischung werden sich
D... wieder in den meisten Beziehungen
ve... der Mainotten, der Sardinier und der
ni... lange die Bedürfnisse beschränkt sind, die
un... einfach aber nicht spärlich sich darbie-
S... nicht nur in seiner Eigenthümlichkeit
der ... in derselben, ohne Beimischung fremden
fer... Sobald aber die Bedingungen des
als ... auch auf ihn anwendbar sind, sobald
die ... und Spaten in Anspruch genommen
die ... Volk vom Baume der Erkenntniß genascht hat,
ma... allmähliger Auffrischung durch fremdes Blut
gen... so sehr fühlbar werden, als bei den Thieren,
sch... in Anspruch nehmen, und es wird nur durch
und ... und körperliche Kreuzung der Verlust an Kräften
war... können, welche die vermehrte Anstrengung aufzehrt.
wir... der Zeit dieser Kreuzung zu sehr voraneilen,
Kl... neapolitanischen Gebirge und in Sicilien,
füh... menlos unglücklich mitten unter reichlichen
... agegen bildet gleichförmige Beschäftigung
... aus verschiedenartigen Bestandtheilen bald
... wie der Norden und Westen Nordamerikas

Und ist es denn ein so beklagenswerthes Ereigniß, daß Frankreich der englischen Weise von Jahr zu Jahr sich mehr nähert, daß Holland, die Schweiz, Dänemark, ja Belgien den Einfluß Deutschlands in dem Grade mächtig zu verspüren, in welchem dieses selbstbewußt sich ausbildet und vorschreitet? Ist es zu bedauern, daß die Anwohner der See überall allgemeinen Ansichten, fremdem geistigen Erwerbe zugänglicher sind, als der Hirte des Gebirgs? Kein Volk besitzt Alles, keine Provinz kann der andern ganz entbehren, wir sind ja von Natur auf Austausch, auf wechselseitiges Ergänzen gewiesen, und um so glücklicher je ausgebreiteter dieser Tausch ist. Der rauhe, mäßige und kräftige Hochländer, der in großen Städten die schwere Arbeit um reichlichen Lohn verrichtet, und diesen in sein Thal zurückbringt, er hätte ja in diesem nicht sein Leben fristen können. Er und der Lohnsoldat, welcher noch jetzt im Süden der sicherste Hort der Regierungen ist, sie mußten ihre Volksthümlichkeit aufgeben, die theure Heimath auf Jahre verlassen, nur um existiren zu können.

Oder sollen wir das Beispiel der sogenannten demokratischen Kantone der Schweiz anführen? Da finden wir bei kaum merklichen Abgaben, bei festem Beharren am Alten, bei den uranfänglichen Saumwegen die ausgebildetste Oligarchie, den krassesten Aberglauben und alle Verderbtheit des ausgebildeteren gesellschaftlichen Zustandes, ohne die Vorzüge des nicht ausgebildeten und nur von Phantasten als idyllisch aufgefaßten.

Der Säumer des Gebirgs, welcher in der Stadt behaglich im Kaffeehause seine Tasse schlürft, der Hirte, welcher den Rauch seiner Pfeife in die frische Morgenluft bläst, die Abbruzzesin, welche englischen Stockfisch für den nächsten Fasttag sorgfältig auf dem Wochenmarkte ausliest, sie alle sprechen durch die That die Unmöglichkeit der Isolirung, die Nothwendigkeit des Austausches und somit das Todesurtheil aller ganz durchgeführten und selbstständigen Volksthümlichkeiten aus. Manche aber möchten so gerne das Ergebniß ohne die Bedingungen, von einem unzertrennlichen Ganzen nur gerade das, was ihnen anständig wäre, ein China ohne seinen Hong im Süden und seine Mauer im Norden.

Gleichen Fehler begehen die, welche über das Verschwinden alles Poetischen aus dem heutigen Leben zu klagen lieben. Sie umgeben sich so gerne mit allen Genüssen, welche nur eine gesteigerte

Viele fürchten, das gesellschaftliche Gebäude müsse zusammenstürzen, weil die Stützen der verschiedenen Volksthümlichkeiten täglich morscher werden.

Diesen könnte man vor Allem erwiedern, daß erhöhte, allen Völkern gemeinschaftliche Bildung schon an und für sich besser dazu dienen müsse, das Allgemeine zu sichern, als die Verschiedenheit, welche sich seither in den Volksthümlichkeiten vorzüglich herausgestellt hat.

Ein Stamm, welcher im Laufe der Zeit sich zum Völkchen oder Volke vermehrt, wird sich von selbst in schroffen Umrissen, in unzähligen Eigenthümlichkeiten der Gestalt, Geistesgaben, Sitten und Ansichten von anderen auszeichnen, und je länger er in vereinzeltem, ungemischtem Zustande beharrt, desto hartnäckiger und schärfer wird das in ihm sich gestalten, was man bei Thieren Race zu nennen pflegt. Auch zurückgegangene Civilisation und nachfolgende Isolirung auf vorhergegangene Mischung werden sich diesen uranfänglichen Zuständen wieder in den meisten Beziehungen nähern, wie das Beispiel der Mainotten, der Sardinier und der Korsen beweist. So lange die Bedürfnisse beschränkt sind, die Nahrung ohne viele Arbeit einfach aber nicht spärlich sich darbietet, wird dieser Stamm nicht nur in seiner Eigenthümlichkeit beharren, sondern auch in derselben, ohne Beimischung fremden Bluts, sich veredeln können. Sobald aber die Bedingungen des allgemeinen Weltverkehrs auch auf ihn anwendbar sind, sobald der Boden für Pflugschar und Spaten in Anspruch genommen wird, sobald das Volk vom Baume der Erkenntniß genascht hat, wird das Bedürfniß allmähliger Auffrischung durch fremdes Blut bei den Menschen so sehr fühlbar werden, als bei den Thieren, deren Arbeit sie in Anspruch nehmen, und es wird nur durch zweckmäßige geistige und körperliche Kreuzung der Verlust an Kräften ersetzt werden können, welche die vermehrte Anstrengung aufzehrt. Wo die Bedürfnisse der Zeit dieser Kreuzung zu sehr voraneilen, wie in Spanien, im neapolitanischen Gebirge und in Sicilien, da wird das Volk namenlos unglücklich mitten unter reichlichen Gaben der Natur. Dagegen bildet gleichförmige Beschäftigung und dasselbe Klima auch aus verschiedenartigen Bestandtheilen bald etwas Eigenthümliches, wie der Norden und Westen Nordamerikas zur Genüge beweist.

Und ist es denn ein so beklagenswerthes Ereigniß, daß Frankreich der englischen Weise von Jahr zu Jahr sich mehr nähert, daß Holland, die Schweiz, Dänemark, ja Belgien den Einfluß Deutschlands in dem Grade mächtig zu verspüren, in welchem dieses selbstbewußt sich ausbildet und vorschreitet? Ist es zu bedauern, daß die Anwohner der See überall allgemeinen Ansichten, fremdem geistigen Erwerbe zugänglicher sind, als der Hirte des Gebirgs? Kein Volk besitzt Alles, keine Provinz kann der andern ganz entbehren, wir sind ja von Natur auf Austausch, auf wechselseitiges Ergänzen gewiesen, und um so glücklicher je ausgebreiteter dieser Tausch ist. Der rauhe, mäßige und kräftige Hochländer, der in großen Städten die schwere Arbeit um reichlichen Lohn verrichtet, und diesen in sein Thal zurückbringt, er hätte ja in diesem nicht sein Leben fristen können. Er und der Lohnsoldat, welcher noch jetzt im Süden der sicherste Hort der Regierungen ist, sie mußten ihre Volksthümlichkeit aufgeben, die theure Heimath auf Jahre verlassen, nur um existiren zu können.

Oder sollen wir das Beispiel der sogenannten demokratischen Kantone der Schweiz anführen? Da finden wir bei kaum merklichen Abgaben, bei festem Beharren am Alten, bei den uranfänglichen Saumwegen die ausgebildetste Oligarchie, den krassesten Aberglauben und alle Verderbtheit des ausgebildeteren gesellschaftlichen Zustandes, ohne die Vorzüge des nicht ausgebildeten und nur von Phantasten als idyllisch aufgefaßten.

Der Säumer des Gebirgs, welcher in der Stadt behaglich im Kaffeehause seine Tasse schlürft, der Hirte, welcher den Rauch seiner Pfeife in die frische Morgenluft bläst, die Abbruzzesin, welche englischen Stockfisch für den nächsten Fasttag sorgfältig auf dem Wochenmarkte ausliest, sie alle sprechen durch die That die Unmöglichkeit der Isolirung, die Nothwendigkeit des Austausches und somit das Todesurtheil aller ganz durchgeführten und selbstständigen Volksthümlichkeiten aus. Manche aber möchten so gerne das Ergebniß ohne die Bedingungen, von einem unzertrennlichen Ganzen nur gerade das, was ihnen anständig wäre, ein China ohne seinen Hong im Süden und seine Mauer im Norden.

Gleichen Fehler begehen die, welche über das Verschwinden alles Poetischen aus dem heutigen Leben zu klagen lieben. Sie umgeben sich so gerne mit allen Genüssen, welche nur eine gesteigerte

Handels- und Gewerbsthätigkeit, also die beklagte Prosa selbst, anzubieten vermögen, wünschten aber nur, daß diese Genüsse nicht auch von denen gesucht würden, welche unter ihnen stehen. Sie vergessen, daß das Volk einst elend und arm, der Rechtszustand unsicher, die rohe Gewalt das nächste Auskunftsmittel waren, daß jene aus fernen Zeiten so poetisch herüberschimmernde Ritterschaft in ihren Genüssen auf den Ertrag des eigenen Feldes beschränkt, und zu Kenntniß und Gesittung vielleicht kaum auf der Stufe ordentlicher Landwirthe unserer Zeit war.

Und sollte unsere Zeit keine Seiten haben, welche die Nachwelt eben so poetisch wird auffassen können, wie wir die der Vorzeit? Wahrlich diese Fähigkeit, sich schnell und ohne große Mühe und Kosten in fremde Welttheile zu versetzen, sich mit Kenntnissen aller Art zu bereichern, an den Genüssen aller Völker Theil zu nehmen, dieses allgemeine und gleichmäßig erwachte Interesse an jedem gesellschaftlichen Vorschritt, auch sie sind großartig, sind des Schweißes der Edeln werth. Den kommenden Geschlechtern werden der Tyroler Aufstand durch seine religiöse und lokale Beschränkung, die Bewaffnung aller Deutschen 1813 durch die Vereinigung aller Oppositionen in eine nationale, die große Woche von Paris durch Selbstbeherrschung und politischen Takt der Kämpfenden gewiß sehr poetisch erscheinen, wie schon jetzt das Walten Napoleons allen alten Kriegern erscheint, welche unter seinen Adlern willig oder unwillig ihre Sporen verdient haben.

Der Baum der Menschheit treibt nicht nur Blüthen, sondern es gestalten sich aus diesen auch Früchte; damit diese reifen, müssen die Blüthen fallen. Aber er treibt auch nicht alle Blüthen zu derselben Zeit, auf demselben Zweige, und die Früchte, welche vor andern reifen, sind bestimmt zuerst zu fallen, oft ohne ihre Vollkommenheit erlangt zu haben.

Wer aber dem deutschen Vaterlande eine poetische Zeit wünscht, wie die der Philippe in Spanien, die Zeit Ariosto's und Tasso's in Italien, die Ludwigs XIV. in Frankreich war, der bedenkt nicht, daß Vernichtung aller politischen Rechte, unaufhaltbares, obschon im Beginnen kaum merkliches Sinken, Verfolgung des freien Gedankens und reich vergoldete Unsittlichkeit die bevorzugten Geister in jenen Zeiträumen ins Gebiet der Dichtkunst getrieben haben, und daß jene nur darum eine poetische Welt um sich her schufen, weil

die Wirklichkeit ihr reizbares Gemüth erdrückt haben würde. Ein geübtes Ohr hört aus ihren Gesängen den Schmerzesschrei über ihre Zeit und das Schicksal ihres Volks heraus. Auch unsere Zeit bietet hie und da ähnliche Erscheinungen, eben so die der ersten Imperatoren. Nachdem Cato sich erdolcht hatte, begannen die Dichter zu singen.

Mit der Klage über das Eindringen der Prosa ist die über die Vermischung aller Stände und Berufe nahe verwandt. Ehe man sie laut werden läßt, wäre wohl zu bedenken, ob man selbst sich frei fühle vom Hange, dem Utilismus und Industrialismus für sich selbst eine vortheilhafte Seite abzugewinnen, ob die höheren Stände — und diese allein klagen hierüber — nicht selbst die Mehrzahl des Volks in diese Bahn gestoßen und genöthigt haben, wie es namentlich bei den Holländern durch den Kampf mit Spanien, bei den Hugenotten in Frankreich durch die Ausschließung von allem Staats- und Heerdienste, bei den Juden in der ganzen Christenheit der Fall war. Und wenn diese Richtung ein zwar erklärter und geschichtlich wohl begründeter, aber dennoch ein höchst unbequemer Uebelstand wäre, so würde er gleichwohl unbestreitbar wenigstens Eine sehr heilsame Folge haben. Das Talent nämlich wird fortan in der Lage seyn, sich seine Bahn brechen zu können. Jede große Katastrophe liefert den unumstößlichen Beweis, daß die nothwendige Zuthat ausgezeichneter Geistes- und Charakterkräfte stets vorhanden seye, und von selbst in üppiger Reichlichkeit sich entfalte, sobald hiezu die äußeren nothwendigen Bedingungen die Veranlassung geben. Nun aber scheint ein langdauernder und mit Beharrlichkeit festgehaltener Friedenszustand eine Compensation für jene Bedingungen in sich selbst suchen zu müssen. Wir wissen es nur zu gut, wie theuer große Männer durch die Revolutionen erkauft werden, welche jene heben und zu Tage bringen mußten; wir müssen also ihnen im friedlichen Gebahren die Möglichkeit geben, auch ohne Umwälzungen ihre Stelle zu finden. Wenn jetzt jeder leidlich öffentlich spricht, jeder reine Wäsche trägt, und sich im Eilwagen als wohlerzogener Mann beträgt, so können wir hierin kein Unglück sehen, und wenn der Diener sich nicht mehr prügeln läßt, wie zu Moliere's Zeiten so ist es ein Beweis, daß Gesinde und Gesindel nicht mehr so nahe verwandt sind als damals.

Daß unsere Zeit nur zu häufig der geschichtlichen Grundlage ermangle, kann zugegeben werden. Aber die gute alte Zeit zerarbeitete und schwächte diese zu sehr, mit zu beharrlicher Folgerechtigkeit, als daß es möglich wäre, diese auf Einmal so wiederherzustellen, wie die Sachlage es erfordern würde.

Daß überall das Bedürfniß einer Wiederherstellung erkannt, und viel klarer erkannt werde als früher, beweisen nicht nur die Forschungen der Gelehrten, die Arbeiten vieler Vereine, es beweist es selbst die Sprache, welche der Ausdruck des allgemeinen Strebens ist, und fortwährend sich bereinigt und durch glückliche Rückgriffe bereichert und kräftigt; es beweisen es die schönen Künste, die Wiederherstellungen schön gelegener Ritterburgen, die Aemsigkeit der Sammler, ja selbst die Richtung der Moden. Kein Volk hat je systematischer und fanatischer gegen seine Vorzeit gewüthet, als die Franzosen dieses thaten. Und dieses Volk, welchem wir nur zu lange und zu oft nachgeahmt hatten, sucht nun in seiner Vorzeit die Grundzüge seines gesellschaftlichen Zustands wieder auszugraben, und wenn nicht herzustellen, doch sich klar zu machen.

Daß der deutsche Volksstamm stets seine Vorzeit mit Liebe betrachtete, mit Pietät ehrte, beweisen unzählige Züge seiner Geschichte und die ganze Gestaltung des Lebens der Reichsstädte, in welchen keine Richtung verkümmert oder aufgedrungen werden, sondern Alles sich selbstständig ausbilden konnte. Holland und England gingen hierin noch weiter, und selbst das blutjunge Nordamerika holt sich fortwährend das Sterlingsgewicht zu Abwiegung seiner gesellschaftlichen, wissenschaftlichen und politischen Zustände aus dem Mutterlande, und hängt fester an diesem, und an dessen altbegründeten Ansichten, als es bekennen will.

Zuweilen war das Verlassen des alten Herkommens ein nothwendiger Schritt zum Besseren, und Niemand wird wohl im Ernste behaupten, daß die alten Hörigkeitsverhältnisse, das getheilte Eigenthum des Bodens, die endlosen Verschiedenheiten der bäuerlichen Leistungen, der jetzt durchgeführten Befreiung und Vereinigung des Bodens vorzuziehen seyen.

Die vorzüglichste und einzig nothwendige geschichtliche Grundlage ist die des wohlerworbenen Rechts, und diese hat Deutschland, Gott seye dafür gelobt, nie verloren, und wenn auch oft mit

Weitläufigkeit und Schwerfälligkeit, doch stets mit gutem Glauben und Liebe an ihr fortgebaut.

Das Abgestorbene ist darum nicht minder abgestorben, wenn es auch als Mumie erhalten, oder als Reliquie am Halse getragen wird, und Klagen über das Naturnothwendige und Unwiederbringliche geziemen sich um so weniger, je mehr wir auf erweiterte Weltansicht Anspruch machen. Es handelt sich für uns um Festhaltung des organischen Typus, um Ausscheidung des Zufälligen und ewig Wechselnden vom Wesentlichen und Ewigen, und wie keinem Baume ein ganz gleiches Ebenbild aus Wurzelschoß oder Fruchtkeim entwächst, obgleich diese am Charakter der Gattung festhalten, so ist auch in der menschlichen Natur und in ihrem Aggregat, der Volksthümlichkeit das Bleibende dem Veränderlichen, die Nothwendigkeit der Freiheit entgegensetzt.

So erhält sich das geschichtliche Prinzip selbst bei den Völkern, welche es am wenigsten ehren, besonders durch die Frauen, und wo es beinahe erloschen scheint, wird es mit neuem Glanze hervortreten, wenn seine Stunde gekommen seyn wird. Es ist oft dem wünschenswerthen Vorschritt hinderlich, daß die Massen so beharrlich und zähe sind, aber noch weit öfter tritt der Fall ein, daß man ihnen Glück dazu wünschen muß, daß sie so zähe sind, und alles Ungehörige und Fremdartige oft in lange dauernder Heilung doch am Ende aussondern, und den angewiesenen Weg in den sonderbarsten Krümmungen doch wiederfinden.

Es ist besonders merkwürdig, wenn in den Landen, welche einst den Protestantismus in sich aufgenommen hatten, und dann durch den Willen der Herrscher zum Katholicismus zurückgeführt wurden, der äußerlich längst verwischte Protestantismus sich im Innern der Familien als stille Opposition erhält, wie der Elsaßer nicht aufhören kann, dem deutschen Vaterlande anzugehören, welches ihn verließ und aufopferte, wie der Deutsche in Nordamerika seine angewachsenen Eigenschaften dort festhält und ausbildet.

Gewiß bei solchen Erscheinungen dürfen wir nicht fürchten, daß unser Volk je sich selbst untreu werden werde. Es ist sich treu geblieben, während alle Regierungen ihm untreu wurden, es wird in Zukunft um so mehr sich treu bleiben, da diese nun ihren Standpunkt und ihre Pflichten besser erkannt haben.

Die, jedem Gemeinwesen unentbehrliche Unter- und Ueberordnung würde sich von selbst machen, wenn die, welche zu befehlen hatten, stets ihre Pflicht und ihre ganze Pflicht erfüllt haben würden. Denn das Volk begehrt es nicht besser, als denen zu gehorchen und die Sorge für sein Wohl zu überlassen, welche sich wirklich damit befassen. Es glaubt aber verlangen zu können, daß der Befehlende obenanstehe in Klugheit, Rechtlichkeit, Leidenschaftslosigkeit und feiner Sitte. Das Sprüchwort: „wie der Herr so der Diener" bezieht sich nicht nur auf Fürst und Staatsbeamten, auf Hausfrauen und Dienstmädchen, sondern auf alle Untenstehenden den Höhergestellten gegenüber.

Oft hat anscheinende Ruhe und Theilnahmlosigkeit von Seite der Beherrschten verblendete Regierungen getäuscht, und sie bis zu dem unheilbringenden Punkte kommen lassen, wo die öffentliche Meinung sich ohne Scheu von ihnen trennte. Die Gräuel der nachfolgenden Revolutionen bieten von selbst die Kritik des vorhergegangenen bürgerlichen Zustands. Germanische Völker schütteln fremde Obergewalt ab, lassen aber alles Uebrige beim Alten (die vereinigten Niederlande und Nordamerika), die Franzosen löschten Namensbenennungen aus und schafften den Kalender ab.

Nachdem jede Zwischengewalt vernichtet war, die Regierung für Alles sorgen, Alles leiten, Alles verantworten wollte, waren ihre Pflichten auf eine Höhe gesteigert, welche auch der reinste Wille, auch das mehr als gewöhnliche Talent nicht mehr erreichen konnten. Die Forderungen für allgemeine Zwecke machten die höchste Anstrengung der geistigen und körperlichen Kräfte nöthig, und diese Anstrengung müßte nothwendig zu größerer Ausbildung derselben, und diese zu Selbstbewußtseyn führen.

Somit wurde das beinahe unmöglich, was man in früheren Zeiten patriarchalisch-väterlich regieren nannte.

Man hat diesem Ausdruck nur zu oft die Bedeutung des Gehorchens aus einem unbedingten Glauben an die gute Absicht der Regierung, einer Unterordnung verstanden, welche über die Grenzen des Rechts hinaus zu gehen hätte. Bei der Ausbildung der gesellschaftlichen Verhältnisse, welche unser Jahrhundert bietet, möchte eine solche Regierung sehr schwer zu handhaben seyn, so wenig ein herangewachsener Jüngling sich wie ein Kind wird behandeln lassen. Jedes Alter, jede Bildungsstufe erfordern eine

eigenthümliche Behandlung, und wenn auch der reife Mann nie aufhören soll, seinen Vater zu ehren, und ihn in der Regel auch ehren und sich ihm unterordnen würde, so lange dieser im vollen Genusse seiner Geisteskräfte ist, so wäre dennoch eine ganz durchgeführte Vergleichung der väterlichen und der Regierungsgewalt dieser gefährlicher, als sich beim ersten Anblicke herausstellen möchte.

Wir erblicken in der allgemeinen Wehrpflicht und in den freien Vereinen das beste Gegengewicht gegen die ungebührlichen Strebungen, alle Ueberordnung zu vernichten. Der Krieger lernt nach einfachen Formen seine Persönlichkeit einem allgemeinen großen Zwecke unterordnen und seine Pflicht in strenge abgestufter Verantwortlichkeit unter Befehlshabern zu erfüllen, welche zu gehorchen haben wie er, aber ihm gegenüber die Intelligenz, das Rechts- und Sittlichkeitsprinzip zu vertreten und in Todesverachtung ihm voranzugehen haben. Wir halten diese Schule für die wirksamste, welche ein Mensch haben kann, der Vornehme, weil er dadurch die Masse kennen, achten und führen lernt, der Aermste, weil er nur hiedurch als Glied des Ganzen und doch auf sich selbst und seine besten Kräfte angewiesen, dasteht.

Die freien Vereine sind dagegen das Mittel, das ausgezeichnete Einzelnwesen in seiner Besonderheit in die geeignete Thätigkeit zu bringen, die kleinen Eitelkeiten zu befriedigen und den Unbeschäftigten nutzbar zu machen, welcher sonst grollend von allem Oeffentlichen sich ferne gehalten, vielleicht aus Thatentrieb und Langeweile mit derselben Kraft wider die Staatszwecke gearbeitet haben würde, welche er nun nur der Ehre wegen fördert.

Diese freien Vereine sind darum so wichtig, weil sie hinreichen, wohin die Regierungen nie hinreichen werden, wenigstens nicht für die Dauer mit Folgerechtigkeit und der Besonderheit, welche der Zweck fordert. Ihr Wirken bezeichnet das Zurücktreten der Staatsgewalt in ihr wahres beständiges Bette, und sie vermögen zu ersetzen, was bei Vereinfachung der Staatsformen, bei Nivellirung der Zwischengewalten verloren gegangen war. Karavanen schaaren sich den Räubern der Wüste, Klöster einem wilden Feudalwesen, gefährliche geheime politische Gesellschaften einer zerfallenden Regierung oder einer Kirche gegenüber, welche den Forderungen der Zeit nicht mehr zu entsprechen vermag, freie Vereine

aber sind die Ergänzung einer weise sich selbst beschränkenden Staatsgewalt, ihre Vorschule und ihre Stütze. Sie erscheinen überall in letzter Instanz als Bürgerbewaffnung, wenn der erste Zweck des Staats, Sicherheit der Personen und des Eigenthums, bedroht ist, die Regierungsgewalt aufgehört hat thätig zu seyn, und das schlimmste aller Uebel, Pöbelherrschaft, droht.

Die freien Vereine sind ferner für eine Zeit von der größten Bedeutung, welche die Menschen in große sich bekämpfende Parteien scheidet; denn sie bieten die Möglichkeit dar, sich auf einem andern Boden als dem des Kampfs, kennen, schätzen und schonen zu lernen.

Wenn man die Schriftsteller aus den Zeiten unmittelbar vor dem dreißigjährigen Kriege liest, so findet man in ihnen genau dieselben Klagen über Kipper und Wipper, über ausschweifenden Luxus in Tafel und Kleidung und jede Ueppigkeit, welche jetzt uns in die Ohren schallen. Nur hatten jene Zeiten eine gegründete Ursache zur Klage mehr als unsere: die Völlerei. Dagegen ist das Börsenspiel ein neu hinzugekommenes Thema, welches die Alten nicht kannten.

In Zeiten des Ueberflusses und der Ruhe gehen die Menschen unwillkürlich dem Genusse nach, und wollen sich starke Gemüthsbewegungen erkünsteln, wenn die Zeiten ihnen nicht dergleichen bringen; ja selbst zwischen blutigen Gefechten sucht der Krieger Karten und Würfel hervor.

Was sonst an diese gesetzt wurde, wird nun, um den Zufall weniger, der eigenen Klugheit aber mehr Spielraum zu geben, in Börsengeschäften umgetrieben. Wenn es stets Menschen gegeben hat, welche es sehr bequem fanden, im Schlafrocke reich zu werden, so gab es doch nie ein so verführerisches Spiel als das mit Staatspapieren, weil der Weitersehende, der Besserunterrichtete, der mit starken Kapitalien auftretende so ausnehmend viel voraus hat vor denen, welche im gewöhnlichen Wege kaufen und verkaufen. Es ist so angenehm Andere zu überlisten, jeden Börsentag seinen Vortheil zu realisiren, sein Kapital von einem Papier auf ein anderes zu übertragen und somit der Langeweile der ausschließlichen Beachtung Eines Kredits überhoben zu seyn. Man wird jedoch bereits auf allen Handelsplätzen finden, daß die Zahl der Dilettanten in diesem Handel zusehens abnimmt. Sie haben

herausgerechnet, daß die Bankiers allein in die Länge gewinnen, wie bei den Glücksspielen auch, daß man zwar als einfacher Spekulant Einmal sehr viel gewinnen kann, aber im Verlaufe verlieren muß. Sie sind entweder in Genossenschaft mit den Bankhaltern getreten, oder spielen nur noch um den Kaffee, nicht mehr um das Mittagsessen, wie das französische Sprichwort anräth.

Zudem glauben wir bemerken zu müssen, daß bei dem Aktienschwindel doch am Ende eine Eisenbahn, ein Kohlenschacht, ein großes Fabrikgebäude entsteht, und zwar nicht der Promessenkäufer an ihnen gewinnen wird, wohl aber das Gemeinwesen, wenn jene Anstalten aus den leerbleibenden Händen der Getäuschten in reine und fleißige eines Fachmanns übergegangen seyn werden.

Die Masse der Staatspapiere, die Vorabnahme auf Rechnung einer ungewissen Zukunft, bringt eine Genossenschaftlichkeit des Kredits, eine unabweisliche Aufmerksamkeit eines Schuldners auf den andern, und ein unverrücktes Streben hervor, den Friedenszustand zu erhalten und zu kräftigen, jede Störung möglichst zu beseitigen und durch Hebung des Wohlstands sich die Mittel zu sichern, die Rentenzahlung auf dem Laufenden zu erhalten. Es ist demnach ein Glück für die Welt, daß auch nicht ein bedeutender Staat ohne Schulden ist und einen baaren Schatz liegen hat, er könnte und würde die übrige Welt in ganz andere Verlegenheiten bringen, als Friedrich der Große 1740 und 57 die Regierungen, welche er mit Krieg überzog.

Wir möchten nicht gerne Unrecht thun, können aber doch nicht verschweigen, wie es uns scheine, die Klage über Verschwinden der alten Herzlichkeit und Zutraulichkeit rühre vorzüglich von denen her, welchen eine sonst sehr bequeme Maske abgenommen worden seye. Wir meinen hier die sogenannten guten alten Deutschen, welche der überwiegenden Mehrzahl nach die Derbheit als Mittel gebrauchten, für etwas gehalten zu werden, was sie ganz nicht waren.

Der vermehrte Verkehr bildet von selbst die Kunst der Menschenbehandlung, der richtigen Schätzung aus. In Handel und Wandel gibt und nimmt man nun gewiß mehr Kredit als vordem, ja nach dem Urtheil Sachverständiger zu viel. Der wahre Ehrenmann schließt heutzutage desto fester sich an Seinesgleichen,

je nothwendiger dieses Anschließen wird, je weniger jetzt religiöse und gesellschaftliche Vorurtheile ihm entgegenstehen.

Niemand wird wohl im Ernste die Zeiten zurückwünschen, wo man den Gasthöfen aus dem Wege ging, um bei Bekannten und Verwandten sich einzulagern, aber Niemand wird behaupten können, daß bei wirklichem Bedürfnisse, bei augenblicklicher Noth, Theilnahme, Hülfe und Beistand seltener gefunden werden, als ehemals. Nur unterscheidet man schärfer, und hütet sich mit mehr Vorsicht vor Täuschung. Wenn sonst der eintretende Fremdling schon deßhalb willkommen war, weil er einige Veränderung in ein einsames, eintöniges Leben brachte, etwas Neues zu erzählen wußte, so wird nun die Thüre nur dem geöffnet, welcher entweder als geprüfter Freund, oder als augenblicklich Bedrängter anklopft. Die Gastfreundschaft der alten Zeit ward stets im umgekehrten Verhältnisse des Verkehrs gefunden, und wir glauben nicht, daß man die Völker um ihre Lage zu beneiden habe, welche noch jetzt sie — und allein aus diesem Grunde — üben.

Wenn die Gesetzgebung sehr im Argen liegt, so ist die Trägheit der Regierungen, der Thätigkeit der Juristen gegenüber, daran Schuld. Sie theilt dieses Schicksal mit der Arzneikunde, welche durch Aerzte unverständlich wurde, mit der Gottesgelehrtheit, welche die Geistlichen mit tiefsinnigen Distinctionen umbauten, ja mit der Weltweisheit, welche Alles zu lehren scheint, nur nicht weise für diese Welt zu seyn.

Aber auch hier ist die inwohnende Heilkraft der menschlichen Natur so sichtbar, daß man den Sieg über alle Unnatur trotz der Abgötterei voraussagen kann, welche mit alten und fremden Gesetzbüchern noch heute getrieben wird. Sie mögen unerreichtes Muster für ihre Zeiten und die Völker seyn, welchen sie gegeben wurden; ihre Hauptgrundsätze werden ewig seyn, aber jede Zeit, jedes Volk hat seine eigenen unabweislichen Bedürfnisse, und eine Gesetzgebung kann so wenig für ewig festgesetzt werden als eine Sprache.

Die französischen Gesetzbücher setzten bekanntlich sehr wenig Neues fest, faßten aber das Alte einfach und klar zusammen, und müssen doch nicht so ganz verwerflich seyn, weil man sich bewogen fand, sie auch da beizubehalten, wo die französische Oberherrschaft durch Kriege vernichtet worden war. Denn man hat einsehen gelernt, daß Bestimmtheit der größten Subtilität,

Verständlichkeit der tiefsten Gelehrsamkeit vorzuziehen sey, und daß mit schneller Beendigung der Rechtsstreite und mit wohlfeiler Rechtspflege dem Ganzen mehr gedient sey, als mit einer Gründlichkeit der Entscheidung, welche bis auf die 12 Tafeln zurückgeht.

Das Gegengewicht gegen die Oberflächlichkeit, welche leicht aus einer behenden Aburtheilungsweise entsteht, ist in klarer vollständiger Aufzählung der Gründe und alsdann in wörtlicher Erklärung der Gesetze, besonders aber in der Oeffentlichkeit zu suchen, welche auf die Richter eben so vortheilhaft wirket, als auf das Volk.

Diese Oeffentlichkeit wird endlich überall durchdringen, denn sogar unbeschränkte Regierungen werden einsehen lernen, daß nur durch sie die Ueberzeugung vom Bestehen eines wirklichen Rechtszustands in den Völkern fest wurzeln kann, und ohne diese Ueberzeugung mangelt auch einer scheinbar kräftigen Regierung die Grundlage ihres Wesens.

Mit dieser Oeffentlichkeit wird eine Vereinfachung der Formen, eine Art Formularjurisprudenz, und eine Zurückführung auf wenige, Allen verständliche Grundsätze eintreten und besonders wird das große Unglück der langen Dauer aller Rechtsstreite verschwinden. Wir bekennen unumwunden, daß wir eine türkische Justiz, ja oft ein Halme-Ziehen der Streitenden dem Schneckengange der heutigen Rechtspflege vorziehen würden. Dieses Uebel gehört aber nicht unserer Zeit an. Es ist aus der guten alten Zeit herübergeschleppt und in unsern Tagen eher vermindert als verstärkt worden.

Wenn man errathen will, welchen Gang die Gesetzgebung der künftigen Zeiten nehmen wird, so muß man den Handel, welcher täglich an Ausdehnung, Wichtigkeit und Einfluß auf die Regierungen zunimmt, in der Ausbildung seiner Herkommensrechte betrachten. Er hat es verstanden, diese Gesetzgebung sich neben den Folianten der Juristen zu erhalten, und Napoleons Handelskodex ist weiter nichts, als Niederschreibung und Einordnung des Vorhandenen. So wie der Handel zu allgemeiner religiöser Duldung führte, so wird er auch vermögen, das positive Recht deutlicher, einfacher und bindender zu machen, als es bis jetzt in allen ihn nicht unmittelbar berührenden Beziehungen gewesen ist.

Auch das Strafrecht wird von lauter Gerechtigkeit ungerecht, durch zu viele Gelehrsamkeit zweckwidrig. Die Untersuchungen dauern so lange, die Relationen werden so weitläufig verfaßt, daß man den größten Schurken zu bemitleiden anfängt über die Länge seines Untersuchungsverhaftes, ehe die Strafe erfolgt.

Hier wird das Geschworenen-Gericht vielleicht neben gelehrten Richtern die beste Heilung des Uebels bringen. Wenn nämlich dem Angeschuldigten die freie Wahl zwischen gelehrten Richtern in zwei Instanzen und den Geschworenen in Einer gelassen wird, so ist schwer einzusehen, was gegen dieses altdeutsche, und in Verbindung mit der Oeffentlichkeit so unendlich wichtige Institut vorgebracht werden könnte.

Wie sehr das Gefühl der legislativen Nothwendigkeiten in unserer Zeit lebendig seye, beweist nichts mehr, als das Beispiel der Nordamerikaner. Der wildeste Geselle läßt sich ohne die geringste Weigerung von dem Stabe des Constables berühren und verhaften, während in Rom, wenn eine Mordthat auf offener Straße begangen wird, die Furcht, als Zeuge vor Gericht geschleppt zu werden, jede Neugier, jede menschliche Regung zur Hülfeleistung überwiegt und alle Zuschauer zu eiliger Flucht treibt.

Da nach und nach jeder Bürger Handel treibt, und Waffen trägt, so kann er mit Recht verlangen, im Bürgerlichen wie die Kaufleute, im peinlichen standrechtlich behandelt zu werden, und ungefähr dahin deuten die Heilmittel, welche unsere Zeit mehr als jede andere diesem wunden Flecke des gesellschaftlichen Körpers angedeihen läßt. Sie hat den Vorwurf nicht verschuldet, er trifft vier Jahrhunderte vor dem unsern. Da er aber dennoch so häufig vernommen wird, so schien nicht unzweckmäßig, ihn als Beispiel der Unbilligkeit hier abzuhandeln.

Die Wissenschaften scheinen freilich an innerem Gehalt in dem Verhältnisse zu verlieren, in welchem sie anfangen Gemeingut zu werden, und scheinen fortan dazu bestimmt zu seyn, als Scheidemünze einzulaufen.

Aber sie scheinen nur in dieser nachtheiligen Stellung zu seyn. Der wahre Erwerb wird in der Fluth überflüssigen und populär seynsollenden Geschreibes nicht bemerkt, und dieses hat denn doch auch seine günstige Folgen. Hie und da eignet sich ein fähiger Kopf den geistigen Gewinn aus diesen Schriften zu,

und verarbeitet ihn auf seine Weise, sey es auch nur zu Vervollkommnung seines Gewerbs.

Den merklichen Vorschritt in den Naturwissenschaften, der Geschichts- und Alterthumsforschung, der Staatswirthschaft, der Kriegswissenschaft wird kein Unbefangener zu läugnen vermögen. In allem was Erbe der Zeit ist, sind wir schon von selbst reicher als die, welche vor uns auf Erden wandelten, und werden es täglich mehr. Was der Mensch nur aus sich selbst schöpfen kann, vermag nur in Kampf und Krieg, nur in Zeiten allgemeiner Bewegung sich zu erschließen. Diese Zeiten aber werden die Klagenden so wenig zurückwünschen als wir. Die Früchte des Baums kann man im Treibhause erzwingen, die Früchte der Menschheit aber verlangen ihre Jahrszeit, ihre Sonne und Gottes freie Luft.

Jetzt vermag wenigstens jeder das ihm anvertraute Pfund umzutreiben. Auch dem Aermsten wird der Zutritt zu den Hauptthoren des Wissens gestattet, oft aufgenöthigt. Während eines Jahrhunderts war die Unterdrückung freier Geistesbildung im katholischen Deutschland an der Tagesordnung. Dieses hatte die natürliche Folge, daß die ganze Literatur Deutschlands protestantisch wurde, daß alle Namen, welche das Vaterland mit Stolz als seine Dichter und Schriftsteller nannte, ausschließlich der evangelischen Glaubensform angehörten, während die höchstbegabtesten Menschen, als der geistigen Knechtschaft anheimgefallen, verfolgt wurden, verkümmerten oder wenigstens in sinnliche Genüsse versanken, in welchen sie Trost für ihr Zerfallenseyn mit ihrer äußeren Lage gesucht hatten. Dieses geschah noch bei Menschengedenken, und geschieht nun nicht mehr. Wenn auch noch nicht überall Preßfreiheit als die wirksamste Sicherheitsklappe der Staatsmaschine angesehen wird, so ist dennoch eine Rückkehr des vorigen Drucks nicht mehr zu fürchten, und namentlich macht in Deutschland das, was uns politisch als unmächtig erscheinen läßt, eine gänzliche und gleichförmige Unterdrückung unmöglich. Philipp II. und Ludwig XIV. machte Jeder einen Wilhelm von Nassau zu dem was dieser wurde, Ludwig XV. Friedrich den Großen und dieser Josef II.

Wie in den Wissenschaften, so ist auch im heutigen Leben überhaupt ein Streben nach Gleichheit, Allgemeinheit und persönlicher

Unabhängigkeit unverkennbar, Uebersiedelungen, Ueberspringen von einem Erwerbszweig auf einen andern, Reisen, vermehrte Ansprüche an gesellschaftliche Geltung, sind von plethorischer Ueberfüllung aller Stände in langem Friedenszustand unzertrennlich. Wer sonst in ein Freicorps trat, oder den preußischen Werbern sich überantwortet hätte, muß nun im bürgerlichen Leben seine Stelle suchen, seine Nahrung finden. Wer in Klöstern sonst ganz stille geschwärmt hätte, thut es nun schwarz auf weiß. Die Sonne eines langen Friedens ruft neben üppigem Pflanzenwuchse auch allerlei Ungeziefer ins Leben. Nun wünscht aber doch wohl Niemand, daß es ewig Winter seyn möchte, nur damit die Mükken ihn nicht behelligen. Unsere so sehr gelästerte Zeit wird vielleicht der Nachwelt wie ein verlorenes Paradies erscheinen, wenn die große Mehrzahl der Uebel, von welchen hier die Rede ist, verschwunden seyn wird, wenn es sich aber um endliche und vollständige Lösung der Fragen handeln wird, welche unsere Zeit sorglich, ja ängstlich umgeht, und mit Recht, da friedliche Verständigung weiter führt als rohe Gewalt, und manche Lösung schon durch die Zeit herbeigeführt wird, wenn man vermag, diese zu gewinnen.

Die Heuchelei und Unwahrheit unserer Zeit ist dieselbe, welche unsere Ahnen verabscheuten und haßten; sie hat nur eine andere Larve vor ihr scheußliches Antlitz gebunden und muß der erstarkten öffentlichen Meinung mehr Opfer zollen als früher, was wir für ein gutes Zeichen halten müssen.

Die Gehaltlosigkeit unseres Lebens dürfte eher scheinbar seyn, als wirklich. Wir haben solche bewegte Zeiten, solche beispiellose Umwälzungen erlebt, daß der einfache Gang der Zeiten uns fade und ungeschmack vorkömmt, wie dem, welcher sich im fernen Osten an überwürzte Speisen gewöhnen mußte, die tägliche Kost des väterlichen Herds.

Daß überall der Markt überführt, der Gewinn herabgedrückt, die Mitbewerbung durch jedes Mittel thätig wird, darf als nothwendige Folge der vermehrten Bevölkerung, des entwickelten Gewerbfleißes angesehen werden. Das Uebertreiben frißt sich selbst auf, und wenn Unschuldige dadurch Schaden leiden, so wollen wir hoffen, daß sie dadurch wenigstens klug werden. Die Gemüthsruhe der Deutschen offenbart sich sogar unter den überfreien

Anglo-Amerikanern. Die Mehrzahl fährt gewiß fort, in langsamem beharrlichem Erwerb, in Sparsamkeit und Mäßigung ihr Heil zu suchen, und für die Dauer zu finden.

Die Bände der Verwandtschaft und der Ehe sind durch die allgemein gesteigerten Bedürfnisse und die daraus entspringende Selbstsucht gelockert, aber sie sind dieses nicht erst in unseren Zeiten. Die reichen Landleute behandeln seit Jahrhunderten die Verheirathungen ihrer Kinder wie eine Art Viehkaufs, und wenn man nun das Kind bei dem rechten Namen zu nennen wagt, so muß erst entschieden werden, ob es aus Freimuth oder aus Schamlosigkeit veröffentlicht werde. Es ist durch den allgemein verbreiteten Luxus allerdings schwer geworden, den Hausstand mit der frühern Einfachheit durchzuführen, und der unnatürliche Zustand eingetreten, daß man das Nothwendige entbehren muß, um zu scheinen, als besitze man das Ueberflüssige. Aber zu allen Zeiten hat die reiche Erbin, auch wenn sie höckrig oder skrophulös war, unter stattlichen Freiern wählen können, während das sittsamste liebenswürdigste arme Mädchen nicht unter die Haube kam.

Bedenken wir, daß dem 19. Jahrhundert zwar die Versorgungsorte für alternde Mädchen und egoistische Hagestolze, die Klöster, beinahe überall fehlen, also durch diesen Mangel das Uebel größer erscheint als früher, bedenken wir aber auch, daß der scheußliche Zwang zur Ehelosigkeit in den stehenden Heeren meist verschwunden ist, indem die Dienstzeit in billige Grenzen eingeschränkt wurde, und daß bereits im Versenden wirklicher Kolonisten nach Australien der grellste Uebelstand gehoben, oder wenigstens seine Hebung versucht wurde. Dieses ist schon an und für sich sehr viel. Es beweist, daß die Regierung das Uebel kennt, ihm abhelfen will und die rechten Mittel zur Abhülfe angewendet hat, welcher mehr Menschen unterthan sind, als es je dem alten Rom waren.

Wir werden weiter unten zu entwickeln suchen, wie der zukünftige Hang der menschlichen Gesellschaft wahrscheinlich wieder zu früheren und häufigeren Ehen führen werde. Mit diesen wird das geschichtliche Prinzip von selbst wieder in die Familien zurückkehren. Der Enkel wird wieder durch die Großeltern das Traditionelle erhalten und ebenso auf seine Nachkommen fortpflanzen, während jetzt beinahe jede Haushaltung von vorn anfängt, und

die Kinder möglichst frühe in Pensionen gesendet werden, aus welchen sie höchstens Sonntags ihre Eltern zu Gesicht bekommen.

Der Unterricht ist in demselben Uebermaß ausgedehnt worden, in welchem man die Erziehung vernachlässigt hat. Die Kinder sollen Alles lernen, aber man lehrt sie nicht was sie am häufigsten im Leben brauchen. Es erscheint als so dringende Nothwendigkeit, daß der Unterricht praktischer werden müsse, daß wir keinen Augenblick daran zweifeln, daß er es werden werde. Die Kleinkinderschulen sind bereits ein sehr großer Schritt zu besserer Erziehung, die Turnanstalten deßgleichen, nur wünschten wir diese auch auf das weibliche Geschlecht ausgedehnt.

Es ist überall mehr guter Wille und klareres Erkennen der Uebelstände, als früher bemerkbar bei den Behörden sowohl als bei den Schriftstellern. Wie vieles Gute nehmen wir kalt hin als unabweisliche Pflicht einer Regierung, wofür unsere Väter recht sehr dankbar gewesen wären!

Wir können endlich nicht zugeben, daß große Männer der Gegenwart minder geehrt und mehr verfolgt werden, als zu den Zeiten unserer Väter. Sie werden stets einsam und beneidet in der Mitwelt stehen. Ihre Heimath ist die Nachwelt. Wir ehren die Vergangenheit mehr als unsre Altvordern, daß aber auch der Lebende zu schwindelnder Höhe erhoben, und so lange darauf erhalten werde, als er der Grundlage seiner Größe nicht untreu werde, davon liefert gerade unsere Zeit ein Beispiel, wie keine andere es aufzuweisen hat.

Somit treffen die bedeutendsten Befürchtungen den Zustand eines Uebergangs, welcher sich auf natürlichem Wege leicht, auf erzwungenem aber gewaltsam und schmerzhaft macht. Statt wie Einige behaupten, zu weit gegangen zu seyn, sind wir hie und da in halber Entwicklung stehen geblieben, und haben die Erfahrung nicht genützt, daß der zurückgestoßene Strom die Ufer überschwemmen muß, wenn er durchbricht, ehe er seinen natürlichen Lauf wieder aufnehmen kann. Wir müssen vorwärts Alle in Allem, und die Uebelstände unserer bürgerlichen Gesellschaften werden sich [illegible] Krämpfe heben, wenn der Handel überall von unnatürlichen [illegible] befreit seyn wird. Zehnmal mehr baufähiges Land als [illegible], wartet auf Bebauer und diese wird die vorsor-[illegible]palt, der auf seinen Vortheil bedachte Handelsmann

hinübersenden. Wenn die Auswanderungen organisirt seyn werden, so ist bereits dem kranken Körper durch Ableitung überflüssiger und schädlicher Lüfte die Möglichkeit der Heilung gegeben. Die allgemeine Wehrpflicht wird die stärkere und festere Gliederung der Staaten, lange dauernden Friedenszustand und Unabweislichkeit der Intelligenz auch fernerhin verbürgen.

Die Gesammtheit eines gesunden lebenskräftigen Volks hat stets vermocht, die krankhaften Stoffe am Ende auszustoßen, und wenn es durch gewaltsame Umwälzungen geschehen mußte, so war es nicht ihre Schuld. Sie hat etwas vom Individuum. Man sehe nur wie unsere Kinder, gleich jenen vor Jahrhunderten, ihre Spiele nach der Jahrszeit mit einer unbewußten Zweckmäßigkeit wechseln, wie jedes Aeußerste in Menschen, Vereinen, Vorfällen sogleich ein Gegengewicht findet, und man lerne hoffen und vertrauen und ehrlich anerkennen, daß die heutige Welt nicht nur nicht schlechter seye, als die früherer Jahrhunderte, sondern selbstbewußter und daher in mancher Beziehung besser!

H. E.

---

die Kinder möglichst frühe in Pensionen gesendet werden, aus welchen sie höchstens Sonntags ihre Eltern zu Gesicht bekommen.

Der Unterricht ist in demselben Uebermaß ausgedehnt worden, in welchem man die Erziehung vernachlässigt hat. Die Kinder sollen Alles lernen, aber man lehrt sie nicht was sie am häufigsten im Leben brauchen. Es erscheint als so dringende Nothwendigkeit, daß der Unterricht praktischer werden müsse, daß wir keinen Augenblick daran zweifeln, daß er es werden werde. Die Kleinkinderschulen sind bereits ein sehr großer Schritt zu besserer Erziehung, die Turnanstalten deßgleichen, nur wünschten wir diese auch auf das weibliche Geschlecht ausgedehnt.

Es ist überall mehr guter Wille und klareres Erkennen der Uebelstände, als früher bemerkbar bei den Behörden sowohl als bei den Schriftstellern. Wie vieles Gute nehmen wir kalt hin als unabweisliche Pflicht einer Regierung, wofür unsere Väter recht sehr dankbar gewesen wären!

Wir können endlich nicht zugeben, daß große Männer der Gegenwart minder geehrt und mehr verfolgt werden, als zu den Zeiten unserer Väter. Sie werden stets einsam und beneidet in der Mitwelt stehen. Ihre Heimath ist die Nachwelt. Wir ehren die Vergangenheit mehr als unsre Altvordern, daß aber auch der Lebende zu schwindelnder Höhe erhoben, und so lange darauf erhalten werde, als er der Grundlage seiner Größe nicht untreu werde, davon liefert gerade unsere Zeit ein Beispiel, wie keine andere es aufzuweisen hat.

Somit treffen die bedeutendsten Befürchtungen den Zustand eines Uebergangs, welcher sich auf natürlichem Wege leicht, auf erzwungnem aber gewaltsam und schmerzhaft macht. Statt wie Einige behaupten, zu weit gegangen zu seyn, sind wir hie und da in halber Entwicklung stehen geblieben, und haben die Erfahrung nicht genützt, daß der zurückgestoßene Strom die Ufer überschwemmen muß, wenn er durchbricht, ehe er seinen natürlichen Lauf wieder aufnehmen kann. Wir müssen vorwärts Alle in Allem, und die Uebelstände unserer bürgerlichen Gesellschaften werden sich ohne Krämpfe heben, wenn der Handel überall von unnatürlichen Fesseln befreit seyn wird. Zehnmal mehr baufähiges Land als Europa enthält, wartet auf Bebauer und diese wird die vorsorgende Staatsgewalt, der auf seinen Vortheil bedachte Handelsmann

hinübersenden. Wenn die Auswanderungen organisirt seyn werden, so ist bereits dem kranken Körper durch Ableitung überflüssiger und schädlicher Lüfte die Möglichkeit der Heilung gegeben. Die allgemeine Wehrpflicht wird die stärkere und festere Gliederung der Staaten, lange dauernden Friedenszustand und Unabweislichkeit der Intelligenz auch fernerhin verbürgen.

Die Gesammtheit eines gesunden lebenskräftigen Volks hat stets vermocht, die krankhaften Stoffe am Ende auszustoßen, und wenn es durch gewaltsame Umwälzungen geschehen mußte, so war es nicht ihre Schuld. Sie hat etwas vom Individuum. Man sehe nur wie unsere Kinder, gleich jenen vor Jahrhunderten, ihre Spiele nach der Jahrszeit mit einer unbewußten Zweckmäßigkeit wechseln, wie jedes Aeußerste in Menschen, Vereinen, Vorfällen sogleich ein Gegengewicht findet, und man lerne hoffen und vertrauen und ehrlich anerkennen, daß die heutige Welt nicht nur nicht schlechter seye, als die früherer Jahrhunderte, sondern selbstbewußter und daher in mancher Beziehung besser!

H. E.

Frankreichs Handel mit dem Auslande, insbesondere mit Deutschland.

Schon seit langer Zeit gibt die französische Mauthverwaltung eine jährliche tabellarische Uebersicht der Ein- und Ausfuhr heraus; aber erst im Jahr 1838 hat sie angefangen, Dezennaltabellen zu verfertigen, damit man den Gang des Handels mit dem Auslande während einer Reihe von zehn Jahren überschauen könne. Diese unter dem Titel **Tableau décennal du commerce de la France avec les Colonies et les puissances étrangères, publié par l'administration des Douanes 1827 — 1836. Paris 1838, imprimerie royale,** in einem aus zwei Abtheilungen bestehendem Foliobande erschienene Arbeit muß unendliche Zeit und Mühe erfordert haben, und ist wahrscheinlich der Anfang ähnlicher Arbeiten, die von zehn zu zehn Jahren erscheinen werden, so daß zehn solcher Uebersichten hinreichen werden, um den Gang des Handels während eines ganzen Jahrhunderts zu beurtheilen. Da die Tabellen aus den amtlichen Angaben zusammengetragen worden sind, so verdient der Inhalt volles Zutrauen. Nur darf man dabei nicht außer Acht lassen, daß auch die sorgfältigste Berechnung selten ganz fehlerlos ist, und daß, wo man sich auf den Fleiß und die Genauigkeit subalterner Kalkulatoren verlassen muß, man doch immer einige Irrthümer voraussetzen kann. Ferner vergesse man nicht, daß auch die wachsamste Verwaltung nicht allen Unterschleifen vorbeugen kann, und daß der Schleichhandel ebenfalls

beträchtliche Ein- und Ausfuhren veranlaßt, welche natürlich nicht mit in Berechnung kommen. Eben so wenig sind manche von Reisenden in und aus Frankreich gebrachten Waaren einer genauen Berechnung unterworfen worden. Die Dezennaltabellen geben folglich nur die an der Mauth deklarirten Waaren an, können also den wahren Verkehr Frankreichs mit dem Auslande nur um einige Millionen weniger, als es wirklich der Fall ist, zu erkennen geben. Es wäre interessant, genau zu wissen, um wie viel Procente hier die Ein- und Ausfuhr zu gering berechnet wird; es ist aber nicht möglich, dieses Verhältniß zu bestimmen. Das beste Mittel, der Wahrheit sehr nahe zu kommen, wäre, die Ein- und Ausfuhrverbote aufzuheben und die Mauthzölle so viel als möglich herabzusetzen. Dazu sind bereits mehrere Schritte in den letzten Jahren geschehen, und vielleicht sind deßhalb die Tabellen der letzten Jahre richtiger als diejenigen der frühern Jahre, weil nunmehr der Schleichhandel kein so lebhaftes Interesse mehr hat als zuvor, die Mauthschranken zu umgehen. Allein es werden noch manche Jahre vergehen, ehe die großen Handelsstaaten zu der Ueberzeugung gelangen, daß der Handel voller Freiheit bedarf, und daß alle Schranken nur einigen Privatinteressen förderlich sind.

Zum richtigen Gebrauche der französischen Dezennaltabellen muß man noch wissen, daß die Mauthverwaltung nach einer, seit langer Zeit üblichen Abschätzungsart verfährt, wornach die Waaren unter gewisse Rubriken gebracht werden, so verschiedenartig sie sonst seyn mögen. So z. B. begreift die Rubrik mercerie, Krämerwaare, vielleicht zwanzig ganz verschiedene Sachen in sich, womit ehemals die Zunft der merciers oder Krämer handelte, und die seitdem stets unter dem Namen mercerie im französischen Handel begriffen worden sind, obschon sie heut zu Tage von verschiedenen Professionisten geliefert werden.

Auch in Hinsicht der Ortsbestimmungen verfährt die französische Mauth in ihren Angaben etwas summarisch. Die päpstlichen Staaten z. B. werden nirgends angeführt; aber nach der mir ertheilten Auskunft sind sie unter der Rubrik Toscana einbegriffen, welche wahrscheinlich auch die kleineren italienischen Staaten, als Lucca u. a. in sich befaßt. Was Deutschland betrifft, so scheint Allemagne die Bundesstaaten zu bedeuten, aber doch auch nicht die gesammten Bundesstaaten, denn die Hansestädte haben eine

eigene Rubrik, villes anséatiques. Preußen und Oesterreich haben jedes eine besondre Rubrik; ob aber ersteres bloß das Königreich bedeuten soll, oder auch die dem deutschen Bunde einverleibten Provinzen, ist nicht recht einleuchtend; wahrscheinlich ist es jedoch, daß bloß das Königreich Preußen oder doch die Seeprovinzen Preußens unter der Rubrik Prusse verstanden werden sollen, und daß diese Rubrik sich hauptsächlich auf den Seehandel mit Preußen bezieht. In Hinsicht Oesterreichs ist es so ziemlich ausgemacht, daß das lombardisch-venezianische Königreich mit einbegriffen ist, da keine Specialrubrik für die Lombardey vorhanden ist. Eben so ist unter dem Wort Sardaigne das Gesammte der sardinischen Staaten, also die Insel Sardinien, Genua, Piemont und Savoyen zu verstehen. Eine letzte Bemerkung muß noch vorangeschickt werden zur richtigen Deutung der Dezennaltabellen. Die Ausfuhr und zum Theil auch die Einfuhr wird immer auf den beiden gegenüberstehenden Seiten doppelt angegeben, auf der linken Seite nämlich summarisch, oder nach dem sogenannten commerce général, das heißt ohne Rücksicht auf den Ursprung der Waaren, also ohne Unterscheidung der französischen oder fremden Herkunft derselben. Dagegen findet man immer auf der rechten Seite dieselbe Tabelle genau wiederholt, aber mit Hinweglassung der Waaren fremden Ursprungs, also mit bloßer Bezeichnung der Menge und des Werthes der ein- oder ausgeführten französischen oder französirten Waaren. Wenn nämlich für die fremde Waare der Mauthzoll erlegt worden ist, so wird sie als französische betrachtet. Zuweilen ist der Unterschied zwischen den Angaben der doppelten Tabelle unbedeutend; zuweilen ist er aber wesentlich; es müssen mithin stets beide Tabellen mit einander verglichen werden, wenn man genau wissen will, was für fremde und französische Waaren ein- und ausgeführt werden, und worin der bloße Transitohandel besteht.

Dies vorausgeschickt, können wir nun zu den wichtigen Resultaten übergehen, welche die tabellarischen Zusammenstellungen des französischen Handels mit dem Auslande liefern.

Was zuerst auffällt, ist die bedeutende regelmäßige Zunahme dieses Handels während der letzten zehn Jahre (von 1827 bis 1836).

Millionenweise nimmt sich dieser Handel in den zehn Jahren folgendermaßen aus:

Jahr.	Einfuhr.	Ausfuhr.	Zusammen.	Handel zu Lande.	Handel zur See.
	Mill. Fr.	Mill. Fr.	Mill. Fr.	Mill. Fr.	Mill. Fr.
1827	566	602	1,168	357	811
1828	608	610	1,218	372	846
1829	616	608	1,224	363	861
1830	638	573	1,211	352	859
1831	513	618	1,131	343	788
1832	653	696	1,349	389	960
1833	693	766	1,459	442	1017
1834	720	715	1,435	443	992
1835	761	834	1,595	503	1092
1836	906	961	1,867	572	1295
Totalsumme	6674	6983	13,657	4136	9521

Man ersieht aus dieser Zusammenstellung, daß sich Ein- und Ausfuhr so ziemlich die Wage halten, daß beide durch die Julirevolution einen Stoß erlitten haben, erstere im Jahr 1831, letztere bereits im Jahr 1830 selbst, und daß beide vom Jahr 1835 bis 1836 einen außerordentlichen Aufschwung genommen haben. Für die Einfuhr beträgt die Erhöhung im letzten Jahre 145 Mill. Fr., eine wirklich erstaunenswerthe Erscheinung; für die Ausfuhr beträgt die Zunahme im letzten Jahre 127 Millionen. Während des Dezenniums hat der ausländische Handel Frankreichs um 60 Procent zugenommen.

Es folgt auch noch aus obiger Vergleichung, daß der französische Seehandel während eben dieses Dezenniums mehr als das Doppelte des Landhandels ausmacht. Aus einer folgenden Tabelle sieht man jedoch, daß der Transport der Waaren mehr dem Auslande als dem französischen Reiche zu gute gekommen ist.

Jahr.	Millionenwerth der Ein- u. Ausfuhr durch französische Schifffahrt. Einfuhr.	Ausfuhr.	Millionenwerth der Ein- u. Ausfuhr durch fremde Schifffahrt. Einfuhr.	Ausfuhr.
1827	230·1	235·1	465	446
1828	242·9	218·9	462	386
1829	241·2	217·8	459	402
1830	254·4	188·9	443	416
1831	203·6	199·2	395	393
1832	247·4	243·1	492	468
1833	278·2	239·9	518	499
1834	301·5	239·9	541	451
1835	268·3	264·3	533	559
1836	307·9	277·2	585	710

Hier ist wieder der Aufschwung der Ausfuhr durch fremde Schifffahrt im letzten Jahre zu bemerken. Sie hat um 151 Mill. zugenommen, wogegen die Ausfuhr durch französische Schifffahrt sich nur um 13 Millionen vermehrt hat. Ein anderes Verhältniß ergibt sich dagegen aus der Vergleichung der beiderartigen Einfuhr. Hier beträgt die Zunahme der fremden Schifffahrt 52 Millionen, dagegen die der französischen Schifffahrt 39 Millionen.

Aus der Vergleichung der Tonnenzahl der französischen Schifffahrt mit derjenigen der fremden Schifffahrt folgt, daß erstere während des Dezenniums nur um 30 Proc. zugenommen hat; dagegen hat die Tonnenzahl der fremden Schifffahrt ungefähr um 60 Procent, also ums Doppelte zugenommen. Hält man sich bloß ans letzte Jahr (1836), während dessen die Tonnenzahl der französischen Kauffahrteischiffe 911,640, diejenige der ausländischen Kauffahrteischiffe aber 1,459,781 betragen hat (die bedeutendste Zahl im ganzen Dezennium), so sieht man England an der Spitze mit 611,000 Tonnen, dann folgen die nordamerikanischen Freistaaten mit 230,000, Schweden und Norwegen mit 178,000, Sardinien mit 122,000. Andernseits hatten die französischen Kolonien 343,000 Tonnen. Späterhin soll auch die Schifffahrt der kleinern Mächte angegeben werden. Hier die Uebersicht der angekommenen und abgesegelten Schiffe mit Angabe ihrer Mannschaft.

	Ankunft.		Abfahrt.	
Jahr.	Schiffe.	Mannschaft.	Schiffe.	Mannschaft.
1827	74,659	333,795	72,850	325,024
1828	77,499	359,685	75,381	338,222
1829	77,283	349,134	74,033	330,792
1830	81,968	366,865	78,214	349,455
1831	78,384	348,711	75,526	332,114
1832	84,187	382,113	81,202	357,545
1833	87,180	389,958	84,682	374,352
1834	80,942	306,158	78,449	358,692
1835	75,202	354,762	72,167	335,057
1836	79,658	383,114	78,996	371,301

Ein flüchtiges Durchlaufen dieser Tabelle reicht schon hin, um die Bemerkung zu machen, daß sich die Zahl der Schiffe nur um einige tausend während des Dezenniums vermehrt hat, und dennoch haben wir früher gesehen, daß die Vermehrung der Tonnenzahl sich einerseits auf 30 und andernseits auf 60 Procent

beläuft; es müßte nun noch ausgemittelt werden, ob die eben angegebene Vermehrung der Schiffe genau mit derjenigen der vorhin angezeigten Tonnenzahl übereinstimmt. Hiezu fehlen aber die Mittel. Bei allen diesen Berechnungen ist der Küstenhandel (Cabotage) außer Acht gelassen; schon dieser allein hat in jedem der zehn Jahre über 2 Mill. Tonnen betragen.

Zu welchen ungeheuern Summen sich der Werth der im Dezennium ein- und ausgeführten Waaren, also im Allgemeinen der Handel mit dem Auslande belaufen hat, zeigt folgende Tabelle.

Jahr.	Allgemeiner Handel. Franken.	Specieller Handel. Franken.	Erlegter Mauthzoll. Franken.	Schifffahrts-zölle. Franken.	Neben-zölle. Franken.
1827	1,168,205,504	920,960,738	95,136,806	2,753,598	778,214
1828	1,217,599,953	964,976,259	105,612,043	2,971,983	698,233
1829	1,224,172,043	987,600,768	101,028,086	3,236,146	656,336
1830	1,211,002,497	942,144,026	99,020,715	3,291,136	629,811
1831	1,130,995,462	829,763,020	93,004,274	2,313,307	613,571
1832	1,349,154,473	1,012,508,462	102,319,465	2,932,777	583,410
1833	1,459,592,064	1,050,562,525	102,893,195	2,681,444	700,065
1834	1,434,899,374	1,013,925,425	102,486,309	2,775,507	842,149
1835	1,595,148,914	1,097,684,186	103,668,031	2,940,809	823,451
1836	1,866,860,115	1,193,349,033	106,793,709	3,054,511	949,766

In den zehn Jahren hat die französische Mauth eingenommen 1,011,962,634 Franken, und außerdem sind von der Schifffahrt erlegt worden an Gebühren 28,951,118 Fr. und an Nebenzöllen 7,275,006 Fr.; in Summa 1,048,188,758 Fr. Im Durchschnitte genommen hat die Mauth in jedem der zehn Jahre 101,196,263 Franken eingenommen, oder wenn man lieber eine runde Zahl will, so hat ihr Einkommen 100 Mill. betragen, also ein 9tel oder ein 10tel der gesammten Einnahme des Staats. Würde die Mauth abgeschafft, so müßten die jährlichen 100 Millionen entweder durch andere Auflagen ersetzt oder die Staatsausgaben um 100 Millionen vermindert werden, das heißt, es müßte eine gänzliche Umwandlung in den Finanzen vorgehen. Dazu ist kein Anschein vorhanden, und wahrscheinlich wird ein so ergiebiger Zweig der Staatseinkünfte noch lange mit großer Sorgfalt von den Finanzministern gepflegt werden. Wenn man nun bedenkt, daß die jährlichen 100 Millionen von einer Gütermenge erhoben werden, deren Werth auf 480 Mill. angeschlagen wird, daß also ungefähr der Zoll um 21 Procent den Werth der Waaren erhöht, so muß man erstaunen,

wie ungeachtet eines so starken Druckes noch ein so lebhafter und stets sich mehrender Handel stattfinden kann. Zu dem besagten Einkommen von 100 Mill. tragen die natürlichen Consumtionsartikel etwas über 44/100 (im Jahr 1836 nur etwas über 43/100), die fabrizirten Sachen etwa 17/100, die dem Gewerbfleiße nöthigen Materialien aber nur 12/100 bei. Der auf die Ausfuhr gelegte Zoll bringt im Durchschnitte nur 1,300,000 Fr., also etwas mehr als den hundertsten Theil der sämmtlichen Mauthzölle, ein, und wird zu 1/4 Proc. des Werthes der ausgeführten Waaren angeschlagen. Was den Transitohandel betrifft, so wird dieser über sechs Grenzorte Frankreichs geführt, und zwar über Straßburg, Marseille, Havre, Bayonne, Lauterburg und Saint-Louis. Diese haben im Jahr 1836 Waaren von folgendem Gewichte erhalten:

Straßburg . . .	8,238,000	Kil. (zu 2 Pfd.)
Marseille . . .	6,685,000	" " " "
Havre	6,000,000	" " " "
Bayonne . . .	2,183,000	" " " "
Lauterburg . . .	1,426,000	" " " "
Saint-Louis . .	1,197,000	" " " "

Straßburg, welches den süddeutschen Handel besorgt, ist also bei weitem der wichtigste Punkt für den Transitohandel, wenigstens was das Jahr 1836 betrifft. Dies ist es erst seit Kurzem geworden; denn im Jahr 1832 betrug der Straßburger Transitohandel nur noch 223,000 Kil., wogegen Marseille schon 5,021,000 Kil. transitirte. Zu Havre betrug der Transito damals 3,938,000 und zu Bayonne 1,276,000 Kil. In diesen beiden Grenzorten ist er also nicht einmal aufs Doppelte gestiegen. Dagegen waren zu Lauterburg im Jahr 1832 nur 110,000 Kil. Waaren angekommen; hier hat sich also der, ebenfalls aus Deutschland kommende Transito beinahe vervierzehnfacht. Zu Saint-Louis belief er sich im J. 1832 auf 276,000 Kil.; hier hat sich der Handel ungefähr verfünffacht. Es bleibt also ausgemacht, daß von den sechs zum Transitohandel bestimmten Grenzörtern die beiden, welche Deutschland zunächst liegen, in den vier letzten Jahren den größten Aufschwung genommen haben. Hier ist aber nur die Einfuhr gemeint. Nimm man die Ausfuhr des Transitohandels in Betracht, so findet man, daß die ersten drei Orte, welche zusammen im Jahr 1836 mehr als 21 Mill. Kilogrammen Waaren eingeführt, im Durchschnitte jedes nur etwa 1 Mill. Kil. ausgeführt haben. Für die Ausfuhr

des Transitohandels sind Hüningen und Saint-Louis die wichtigsten Grenzorte.

Es ist nun Zeit, den französischen Handel in seinen Verhältnissen mit dem Auslande, und besonders mit Deutschland, zu betrachten. Seehandel kann Frankreich nur mit zwei deutschen Mächten, nämlich mit Preußen und den Hansestädten treiben.

Was Preußen betrifft, so ist im Allgemeinen zu bemerken, daß nach den Ergebnissen des letzten Dezenniums die preußische Einfuhr in Frankreich weit mehr die fabrizirten Konsumtionsartikel, als die dem Gewerbfleiße nöthigen Materialien betrifft. Bei der Ausfuhr nach Preußen hingegen belaufen sich die Naturprodukte zuweilen aufs Doppelte der fabrizirten Gegenstände.

In den fünf letzten Jahren hat sich der Seehandel Preußens mit Frankreich folgendermaßen gestaltet:

	Preußische Einfuhr.		Preußische Ausfuhr.		Schiffe	
Jahr.	Allgem. Handel.	Spec. Handel.	Allg. Handel.	Spec. Handel.	Eingelaufen.	Ausgel.
	Franken.	Franken.	Franken.	Franken.		
1832	23,368,918	18,484,296	10,681,054	9,037,642	255	83
1833	20,491,292	12,506,238	7,401,060	6,748,980	202	60
1834	19,678,582	12,511,548	7,597,441	7,025,988	243	50
1835	23,062,642	13,152,785	9,627,934	8,578,504	305	71
1836	29,304,969	16,112,569	8,348,339	7,097,541	266	60

Man sieht, daß der Werth der Einfuhren in jedem der fünf Jahre mehr als das doppelte, im letzten Jahre weit über das dreifache des Werthes der Ausfuhren betrug. Anders verhielt es sich mit Nebenländern, z. B. Holland, dessen Einfuhr in Frankreich während des Jahrs 1836 sich auf 8,284,827 Fr. (allg. Handel) und 6,810,343 Fr. (spec. Handel) belief, wogegen seine Ausfuhr 15,315,684 Fr. (allg. Handel) und 13,476,069 Fr. (spec. Handel) betrug. Belgien aber naht sich Preußen in jenem umgekehrten Verhältnisse, übertrifft es jedoch bei weitem in der Wichtigkeit seines Handels mit Frankreich, welches sich leicht aus seiner Nachbarschaft, aus seiner Fruchtbarkeit und aus seiner Sinnverwandtschaft mit Frankreich erklären läßt. In eben dem Jahre 1836 hat Belgien in Frankreich eingeführt für 83,939,083 Fr. (allg. Handel) und für 76,383,105 Fr. (spec. Handel); es hat dagegen ausgeführt nur für 45,761,570 Fr. (allg. Handel) und 34,764,075 Fr. (spec. Handel). Frankreich treibt mit Belgien

beinahe doppelt so viel Handel als mit Preußen und den Hansestädten zusammen.

Mit letztern (den Hansestädten) hat sich Frankreichs Handel in der zweiten Hälfte des Dezenniums folgendermaßen ausgenommen:

Jahre.	Einfuhr.	Ausfuhr (aus Frankreich).	Schifffahrt. Eingelauf.	Schifffahrt. Ausgelauf.
	Franken.	Franken.	Schiffe.	Schiffe.
1832	15,204,775	16,688,515	390	260
1833	8,560,775	18,045,071	114	289
1834	6,536,394	14,442,989	113	230
1835	10,745,640	16,190,194	149	232
1836	16,942,546	20,714,585	182	225

Man bemerkt hier einiges Schwanken wie bei Preußen; dies wird sich in der Folge, wenn von den einzelnen Handelszweigen die Rede seyn wird, noch mehr ausweisen; obschon der Handel Frankreichs mit beiden Ländern im Fortschreiten begriffen ist, so sind doch die Jahre von einander oft sehr verschieden. Es erfolgt ein plötzliches Sinken oder Steigen, zuweilen schleicht sich der Handel einige Jahre lang so ziemlich gleichmäßig fort, bis er plötzlich einen Stoß bekömmt, ohne daß man die Ursache dieses unvorhergesehenen Sinkens oder Steigens deutlich einsieht. Weit regelmäßiger steigt Frankreichs Handel mit den deutschen Bundesstaaten, oder der Landhandel mit Deutschland, wenigstens was die Einfuhr betrifft, die Ausfuhr hingegen hat abgenommen, wie aus folgenden Angaben erhellt.

Jahre.	Einfuhr.	Ausfuhr.
	Franken.	Franken.
1832	22,385,405	49,552,925
1833	28,367,138	41,945,770
1834	33,131,063	45,281,433
1835	57,521,463	36,014,452
1836	70,021,340	39,764,040

In der Einfuhr der Waaren aus Deutschland sind bald die Naturprodukte, bald die fabrizirten Artikel in größerer Anzahl. Bei der Ausfuhr nach Deutschland hingegen belaufen sich die fabrizirten Artikel auf das vierfache der Naturprodukte und rohen Materialien. Das starke Zunehmen der Ausfuhr aus Deutschland läßt sich theils aus der zunehmenden Bevölkerung und Consumtion, sowie aus dem zunehmenden Wohlstande Frankreichs, theils aus

dem immer steigenden Handel Frankreichs mit Nordamerika, wovon später die Rede seyn soll, erklären. Warum aber in den fünf Jahren die französische Ausfuhr nach Deutschland um zehn Millionen Franken abgenommen hat, muß vielleicht in dem unruhigen und unsichern Stande einiger östlichen Länder Europa's gesucht werden, welche manche französische Waaren aus Deutschland bekamen, vielleicht aber auch in dem Grunde, daß über Marseille jetzt ein höchst wichtiger Handel mit der Levante getrieben wird, wodurch also manche Waaren, die sonst nur durch die Messen Deutschlands nach dem Morgenlande gelangten, jetzt durch das Mittelländische Meer dahin geführt werden. Daß jetzt Marseille der erste Handelshafen Frankreichs ist, sieht man aus einer einzigen Jahresübersicht. Im J. 1836 belief sich nämlich die Tonnenzahl der Marseiller Schifffahrt auf 540,000, zu Havre war sie nur 330,000, zu Bordeaux 224,000, zu Nantes 89,000 Tonnen stark. Also die vier Hafen zusammen hatten eine Schifffahrt von 1,183,000 Tonnen, wogegen alle andern Häfen Frankreichs nur 624,000 Tonnen Schifffahrt hatten.

Der Ein- und Ausfuhrhandel mit Oesterreich steigt, wiewohl langsamer als der Einfuhrhandel mit den deutschen Bundesstaaten, wie folgende Angaben beweisen.

Jahre.	Einfuhr aus Oesterreich.	Ausfuhr nach demselben.	Eingelaufen.	Ausgelaufen.
	Franken.	Franken.	Schiffe.	Schiffe.
1832	34,175,448	7,417,805	134	47
1833	48,243,379	6,657,401	118	56
1834	35,995,049	5,217,315	121	87
1835	41,804,542	6,785,539	142	59
1836	43,124,777	9,896,698	150	62

Die Einfuhr besteht größtentheils aus Naturprodukten, und über die Hälfte der Ausfuhr betrifft dieselbe Waarenart.

Mit England treibt Frankreich natürlich einen starken Handel, der jedoch dies Besondere hat, daß erstlich die Einfuhr aus England bei weitem nicht so beträchtlich ist, als die Ausfuhr nach demselben, daß bei ersterer die Naturprodukte den Gewerbprodukten ein wenig überlegen und bei letzterer (der Ausfuhr nämlich) die Naturprodukte fast doppelt so stark sind, als die fabrizirten Waaren. Da nämlich beide Länder einen starken Gewerbfleiß treiben, auf einander eifersüchtig sind, und ihre wechselseitigen Gewerbprodukte stark verzollen, so muß sich der Handel wohl gezwungener Weise

vorzüglich mit den Naturprodukten abgeben. Im Handel beider Länder miteinander bemerkt man zuweilen zwischen zwei Jahren bedeutende Unterschiede in Ein- und Ausfuhren; man muß den Grund davon in politischen Begebenheiten, innern Bewegungen, z. B. Finanzmaßregeln, Schwanken des Staatskredits u. s. w. suchen. Hier folgen die Angaben des Handels mit England:

Jahr.	Einfuhr aus England.	Ausfuhr nach demselben.	Schifffahrt. Eingelaufen.	Schifffahrt. Ausgelaufen.
	Franken.	Franken.	Schiffe.	Schiffe.
1832	43,952,925	101,737,420	2670	3701
1833	39,741,659	116,195,858	2565	3719
1834	53,488,305	93,766,289	3269	4242
1835	61,288,292	99,570,826	3719	4178
1836	68,134,177	115,249,476	4195	4147

Die Handelsgeschäfte zwischen Frankreich und der Schweiz haben in dem letzten Dezennium so bedeutend zugenommen, daß die Einfuhr, besonders der Fabrikwaaren, ums vierfache, die Ausfuhr nach der Schweiz ums doppelte gestiegen ist. Bei der Ausfuhr haben ebenfalls die Fabrikwaaren überhand genommen. Im Jahr 1827 belief sich die Einfuhr aus der Schweiz nur etwas über 17 Mill. Fr. und die Ausfuhr etwas über 36 Millionen. Im J. 1836 erblicken wir hingegen eine schweizerische Einfuhr von 82,999,004 Fr. und eine Ausfuhr nach der Schweiz im Werth von 76,486,299 Franken. Hier scheint sich also Ein- und Ausfuhr allmählig ausgleichen zu wollen.

Auch mit Spanien wird kein unbeträchtlicher Handel getrieben, so zerrüttet dieses Land schon seit langer Zeit ist; was würde aus diesem Handel nicht werden, wenn die spanischen Finanzen sich in blühendem Zustande befänden und Spanien der Ruhe genösse, nicht der trägen und hinbrütenden der vorigen Zeit, sondern der Ruhe anderer Länder, welche sich durch Gewerbfleiß und Handel bereichern. Im J. 1836 belief sich die Einfuhr aus Spanien in Frankreich auf 44,426,346 Mill. und die Ausfuhr auf 93,230,153 Fr.

Hollands Handel mit Frankreich ist, wie schon oben bemerkt, in Vergleich des belgischen nur unbedeutend. Die holländische Einfuhr betrug im J. 1836 nur 8,284,827 Fr. und die französische Ausfuhr nach Holland 15,315,684 Fr. Hieraus sieht man, wie wichtig es für Frankreich ist, Belgien in seinem jetzigen Zustande, welcher

den Handelsverhältnissen so günstig ist, aufrecht zu halten und zu beschützen. Belgien ist einer der besten Kunden Frankreichs, einer der vorzüglichsten Lieferanten von Materialien und Abnehmer seiner Waaren. Als Holland und Belgien noch vereint waren, hatte der wechselseitige Handel wenig Thätigkeit und Bedeutung; sein großer Aufschwung muß vom Revolutionsjahre 1830 an datirt werden.

Aber mit keinem Lande der Welt macht Frankreich jetzt bedeutendere Geschäfte und treibt einen ausgebreiteteren Handel als mit den nordamerikanischen Freistaaten. Auch diesem Lande hat Frankreich einst geholfen, seine Unabhängigkeit zu erwerben, und die jetzige französische Regierung erntet die Früchte dessen, was die Regierung Ludwigs XVI. ausgesäet hatte. Die Triebfedern der damaligen Politik waren die Rivalität mit England und die öffentliche Meinung, welche sich zu Gunsten der Freiheit und Unabhängigkeit der englischen Kolonien in Nordamerika laut aussprach. Zwar hoffte man dadurch auch einige Handelsvortheile zu gewinnen, war jedoch weit entfernt zu ahnen, welche außerordentliche Entwickelung dem französischen Handel mit Nordamerika bevorstehe. Und wenn man bedenkt, daß die Bevölkerung Nordamerikas ansehnlich wächst, und daß in minder als dreißig Jahren diese Bevölkerung doppelt so stark seyn kann, als jetzt, so läßt sich nicht absehen, wie hoch der Handel zwischen beiden Ländern noch steigen, und welchen Einfluß er auf den gesammten Gewerbfleiß und Handel Europas ausüben wird. Nordamerika muß Frankreich mit dem größten Theile des Bedarfs an Baumwolle, die jetzt das wichtigste Material der Gewebefabrikation ist, mit Tabak und andern Naturprodukten versehen, und Frankreich liefert den Nordamerikanern dagegen die meisten Luxuswaaren, welche der nordamerikanische Gewerbfleiß nicht hervorzubringen vermag. Im J. 1836 betrug die Einfuhr aus den Vereinigten Freistaaten in Frankreich 110,769,640 Fr. und die französische Ausfuhr nach Nordamerika 238,874,057 Fr. Es ist also klar, daß das gute Einverständniß mit den Freistaaten wichtiger ist, als das mit irgend einem andern Lande, und daß kein europäisches Kontinentalland den Franzosen ähnliche Märkte darbietet, wie Nordamerika. Dies fühlt man auch in Frankreich recht wohl, und daher richtet sich die allgemeine Aufmerksamkeit so sehr nach Havre, dem

vorzüglichsten Hafen für den Verkehr mit der neuen Welt, welcher also unfehlbar für den französischen Seehandel von der größten Wichtigkeit seyn muß. Nicht mit Unrecht sucht man daher schon seit mehreren Jahren Havre und Paris in nähere Verbindung zu bringen, und es ist bereits in der letzten Session der gesetzgebenden Kammern die Genehmigung zur Anlegung einer Eisenbahn von Paris nach Havre ertheilt worden, wiewohl Frankreich noch vielfältiger Erfahrung und Belehrung bei so ungeheuren Unternehmungen bedarf. Mit den andern amerikanischen Staaten hat Frankreich natürlich weit weniger Verkehr als mit den Vereinigten Freistaaten, indeß ist derselbe doch keineswegs unbedeutend; aber wahrscheinlich werden die Handelsverhältnisse zwischen Frankreich und den neuen Staaten Südamerikas nicht nach dem Maaßstabe des Wachsthums der Handelsverhältnisse mit den United States sich ausbreiten. In Hinsicht Merikos standen im Jahr 1836 Ein- und Ausfuhr ungefähr auf gleichem Fuße; beide betrugen nämlich über 8 Millionen. Bedeutender waren für den französischen Handel Cuba und Brasilien. Erstere Insel, mit Einschluß der noch übrigen spanischen Inselkolonie Portorico, verführte nach Frankreich für 10,038,743 Fr. und erhielt dagegen 14,873,914 Fr. für Waaren; 89 Kolonialschiffe liefen ein und 47 aus. Von Brasilien erhielt Frankreich für 10,034,472 Fr. Waaren, also nicht mehr als aus Cuba und Portorico; aber es sendete Waaren dahin im Werthe von 25,220,789 Fr. Die Ausfuhr nach Brasilien wird also schon bedeutend. Der französische Handel mit seinen eigenen Kolonien im Jahr 1836 ergibt sich aus folgender Zusammenstellung:

	Einfuhr nach Frankreich. Franken.	Ausf. aus dems. Franken.	Schifffahrt. Eingel. Schiffe.	Schifffahrt. Ausgel. Schiffe.
Algier	2,434,326	13,762,907		
Senegal	2,890,771	6,123,166	30	42
Bourbon	16,134,257	7,569,044	78	68
Besitzungen in Indien .	3,544,104	237,026	9	7
Guadeloupe	23,641,254	20,203,758	165	156
Martinique	15,428,532	15,655,825	125	115
Franz. Guiana . . .	3,051,555	2,758,345	28	29
St. Pierre u. Miquelon	7,519,509	5,423,288	481	491

(Die Angaben der ausgelaufenen Schiffe von Besitzungen in Indien bis St. Pierre u. Miquelon sind mit der Klammer bezeichnet: franz. Schiffe.)

Bei der Einfuhr aus letzterer Kolonie mögen die Fischereien wohl den einzigen Artikel ausmachen. Im Ganzen hat Frankreich im

Jahr 1836 für 13,290,100 Fr. Fische von Außen erhalten und davon für 3,201,735 Fr. wieder ausgeführt.

Es ist nicht ohne Interesse, einige specielle Waaren der Einfuhr in Frankreich durchzugehen, und dabei die Länder zu bemerken, welche das Meiste davon geliefert haben. An Kolonialwaaren wurde im Jahr 1836 für 103,281,723 Fr. eingeführt; hievon ging zur Verzehrung über für 66,651,753 Fr. Das andre blieb also in den Entrepots oder wurde in verschiedene europäische Länder ausgeführt. Hierunter waren 22,725,875 Kil. Kaffee und 79,260,600 Kil. Rohzucker aus den französischen Kolonien. Guadeloupe allein hat beinahe 36 Mill. Kil. geliefert.

Man sieht hieraus, wie wichtig die Aufrechthaltung dieser Zuckerkolonie für Frankreich ist, und kann es der gesetzgebenden Macht nicht verdenken, wenn sie es nicht wagt, der Runkelrübenzuckerfabrikation den Schutz angedeihen zu lassen, welchen diese so laut anspricht. Von den obengenannten 22 Mill. Kil. Kaffee ging ungefähr die Hälfte in Consumtion. Cuba und Portorico hatten über 5 Mill. geliefert, Brasilien über 3 und Haiti beinahe 4 Mill. Kil. — Gewürze erhält Frankreich weniger als andere Länder, weil der Franzose die erhitzenden Naturprodukte in den Speisen nicht liebt.

An Getränken hat das so reichlich mit Weinbergen versehene Frankreich wenig zu beziehen nöthig, und kann im Gegentheile seinen Ueberfluß andern Ländern zukommen lassen. Deßhalb wurde im besagten Jahre nur für 1,684,064 Fr. Getränk ein- und für 72,333,104 Fr. ausgeführt. Unter letztern war kaum für 2 Mill. fremdes Getränk.

An Tabaksblättern und Stengeln hat Frankreich vom Auslande 5,830,625 Kilogr. bezogen, und zwar ⅘ dieser Menge von den Vereinigten Freistaaten; die Hansestädte, welche in manchen Jahren gar nichts liefern, haben diesmal 242,796 Kil. zu dem Bedarfe der Staatsfabriken eingeführt. Den ganzen Bedarf von rohem Kampfer (9949 Kil.) hat Frankreich auch von den Hansestädten erhalten, so wie das Opium (9949 Kil.) von Egypten und der Türkei. Bedeutender ist der Verbrauch der Chinarinde; hievon sind 195,496 Kil. eingeführt worden, meistens aus Chili. Seinen Theebedarf (149,240 Kil.) bezog Frankreich direkt aus China und den philippinischen Inseln; nur ein geringer Theil der Einfuhr

(568 Kil.) kam aus England. Unter der oben erwähnten Tabakseinfuhr sind 10,387,838 Cigarren, meistens aus Kuba und Portorico kommend, nicht mit einbegriffen. Elegante junge Leute, welche sich ein Gewissen daraus machen würden, mit einer Pfeife zu erscheinen, halten es nicht unter ihrer Würde, täglich eine oder mehrere Cigarren zu rauchen; daher nimmt die Einfuhr derselben beträchtlich zu, obschon auch die Pariser Tabaksfabrik eine ungeheure Menge Cigarren, freilich schlechtere liefert. Oben ist die Rede von der Einfuhr des Rohzuckers gewesen. Außer jener Summe hat Frankreich im Jahr 1836 vom Auslande 7,291,342 Kil. weißen Zucker erhalten, wozu jedoch die französ. Kolonien nur einen geringen Theil, nämlich 65,422 Kil. beigetragen haben.

An Metallen bekam Frankreich in dem oft erwähnten Jahre den Werth von 53,042,855 Fr. aus vielen Gegenden. Von 21,899,588 Kil. Eisenerz und Rohguß lieferten England und Belgien, jedes beinahe die Hälfte. Aber von den 8,262,134 Kil. Stangeneisen wurde beinahe die Hälfte von Schweden geliefert. Kupfer wurde aus allen Welttheilen bezogen, in einer Masse von 6,260,928 Kil.; hievon lieferte Rußland mehr, England etwas weniger als ein Drittel. Seinen Bleibedarf bezog Frankreich zu 5/6 aus Spanien, das übrige kam aus England und den Hansestädten, so wie das Zinn zur Hälfte aus Holland oder vielmehr aus dem holländischen Ostindien kam. Dagegen ist das Zink größtentheils ein deutscher Einfuhrartikel. Von den 10,451,491 Kil. (einer beträchtlichen Menge, die wohl durch den Gebrauch des Zinks zur Bedachung der Gebäude erfordert wird) hatte nämlich Preußen 5,509,045 Kil., und die Hansestädte 2,457,246 Kil. geliefert. Das übrige war aus England gekommen. Quecksilber kömmt meistens aus Spanien (140,130 Kil. im Jahr 1836). Nur im Jahr 1834 haben die Hansestädte 126,750 Kil. geliefert, seitdem und zuvor aber gar nichts. Woher kam diese Menge eines Metalles, mit welchem sie sonst keinen Handel zu treiben scheinen? An Marmor hat Frankreich einen großen Reichthum; dennoch zieht es eine Menge schönen Marmors aus Belgien. Seitdem das Erdharz zu Trottoirs und Straßenpflaster gebraucht wird, sieht sich Frankreich in andern Ländern nach diesem Materiale um; die Türkei und Toskana haben seit einigen Jahren angefangen etwas zu liefern. Das meiste, das man braucht,

wird aber aus Frankreich selbst gezogen. Auch mit Korn ist Frankreich gewiß sehr reichlich versehen; dennoch wird oft noch viel eingeführt. So betrug im Jahr 1836 die Waizeneinfuhr 158,540,589 Litres, wovon über 59 Mill. aus Rußland, 32 Mill. aus den österreichischen Staaten kamen. Im Jahr 1833 haben letztere sogar 300 Mill. Lit. geliefert, also beinahe das doppelte der gesammten Waizeneinfuhr des Jahrs 1836; aber im darauffolgenden Jahre gar nichts. Ueber die Hälfte der Einfuhr des Reises (13,556,091 Kil. im Jahr 1836) kommt aus den Sardinischen Staaten, das übrige hauptsächlich aus den nordamerikanischen Freistaaten. Die Versorgung der Franzosen mit Pfefferkuchen haben fast ausschließlich die Belgier, denn von den eingeführten 13,801 Kil., kamen 12,958 aus Belgien. Holland hat beinahe $^4/_5$ der eingeführten 5,195,313 Kil. Käse geliefert, und die Schweiz den größten Theil des übrigen. In Hinsicht der Eyer scheint eine starke Concurrenz zwischen Deutschland und Belgien zu herrschen, welche beide fast die gesammten 462,458 Kil. geliefert haben.

Ein nicht unerheblicher Handelsartikel sind bekanntlich die Blutigel, deren Verbrauch wegen des hohen Ansehens einer gewissen Schule, welche diese Thiere im Uebermaaß anwendet, in der jetzigen Zeit außerordentlich gestiegen ist. Im Jahr 1836 sind deren 19,736,800 Stück eingeführt worden, die beinahe 600,000 Fr. gekostet haben, Hievon sind

8,484,950	Stück	aus	Oesterreich,
5,038,000	„	„	Sardinien,
2,418,300	„	„	der Schweiz,
2,132,100	„	„	Griechenland,
418,900	„	„	Algier,
158,000	„	„	der Türkei,
154,800	„	„	Deutschland,
71,000	„	„	Belgien,
30,000	„	„	Preußen

gekommen. Hier ist starke Concurrenz, in welcher einige europäische Mächte zu unterliegen scheinen. So lieferte Rußland im Jahr 1832 noch 1 Mill. Blutigel, seitdem aber gar nichts mehr. Dagegen ist Algier seit 1831, und die Türkei seit 1836 als Lieferant aufgetreten. Deutschland lieferte anfangs die Blutigel millionenweise, muß aber wohl seine Sümpfe und Teiche größtentheils

erschöpft haben. Die Abnahme seiner Blutigelausfuhr nach Frankreich zeigt sich in folgendem Verhältniß:

Jahr	1827	=	18,000,000	Stück,
„	1828	=	22,000,000	„
„	1829	=	39,000,000	„
„	1830	=	32,000,000	„
„	1831	=	2,100	„
„	1832	=	1,291,000	„
„	1833	=	9,000	„
„	1834	=	17,000,000	„
„	1835	=	13,000,000	„

Es scheint als ob die Julirevolution im Jahr 1830, oder die Cholera den deutschen Blutigelhandel gestört hätten; er hat sich seitdem nicht wieder erhohlt.

Ein wichtigerer Handelszweig ist der der rohen Häute, von denen im Jahr 1836 aus der Fremde 5,045,909 Stück eingeführt worden sind. Hievon kamen 1,953,020 vom **Rio de la Plata**, 820,295 aus Brasilien, 353,820 aus den Vereinigten Freistaaten und 106,362 aus den Hansestädten. Bei dieser Lieferung nimmt Deutschland also den vierten Platz ein; dagegen hat es den ersten bei der Lieferung des Pelzwerkes, dessen Einfuhr im Jahr 1836 auf 950,111 Franken geschätzt wurde. Hievon kamen auf Deutschland oder vielmehr den deutschen Bund 670,502 Franken, auf England 83,893 und die Hansestädte 22,658 Franken. Bei der weit wichtigeren Wolleneinfuhr, die fürs Jahr 1836 zu 37,938,564 Fr. angeschlagen wurde, wetteifert Deutschland wieder mit Spanien und Belgien. Die eingeführte spanische Wolle war nämlich 13,168,208 Fr., die belgische 8,623,907 und die deutsche 5,968,333 Fr. werth.

Seinen höchst wichtigen Seidenbedarf bezieht Frankreich, da seine eigene Produktion zu den zahlreichen Fabriken nicht hinreicht, hauptsächlich aus Italien. Im Jahr 1836 wurde derselbe zu 68 Mill. Franken angeschlagen. Hiebei ist die gefärbte Seide, deren Werth zu 3,498,470 Fr. geschätzt wurde, nicht einbegriffen. Von der rohen Seide liefert das österreichische Italien, von der gezwirnten Sardinien den Hauptheil.

Von 27 Mill. Metres gesägten Bauholzes kamen 13 Mill. aus Norwegen. Zwei Drittel der 3 Mill. Kil. Mahagoniholz hatte

die Insel Haiti geliefert. Von 754 Masten, das Stück zu 100 Fr., hatte Preußen 384, Rußland 310 Stück geliefert.

Rußland und Toskana versorgen Frankreich mit gehecheltem Hanfe (6,269,905 Kil. im Jahr 1836). Belgien hat fast die ausschließliche Lieferung des Flachses (die Einfuhr desselben Jahres war 1,059,674 Kil., worunter 941,170 Kil. aus Belgien kamen; letzteres hatte außerdem noch 180,613 Kil. feinen Flachses geliefert). Aber den gesponnenen Hanf und Flachs bezieht Frankreich aus England, wo bekanntlich dieser Industriezweig die größte Vollkommenheit erhalten hat. Unter den eingeführten 1,639,662 Kil. rohen Hanf und Flachsgarns kamen 973,168 Kil. aus England, 513,769 aus Belgien, und nur 75,634 aus Deutschland; und von den 267,539 Kil. gebleichten Garns beider Art hatte England 151,106 Kil., Preußen 62,039 und Belgien 54,124 Kil. geliefert.

Es sind erst wenige Jahre her, seitdem England die Oberhand in diesem Gewerb- und Handels-Zweige gewonnen hat. Man bemerke den außerordentlichen Aufschwung desselben im letzten Dezennium.

Ausfuhr nach Frankreich Jahr	von rohem engl. Garn. Kil.	Von gebleichtem Garn. Kil.
1827	8	6
1828	"	12
1829	285	22
1830	2188	338
1831	9328	2121
1832	16,554	11,160
1833	193,146	65,668
1834	519,439	109,774
1835	782,003	111,769

In Hinsicht des Zwirnes zu Spitzen hatte Deutschland sonst einige Vortheile. So lieferte es im Jahr 1827 an Frankreich noch 392 Kil., seitdem nichts mehr. Ebenso lieferte Preußen 147 Kil., und seitdem beinahe eben so wenig als die Bundesstaaten. Dagegen tritt im Jahr 1836 zum erstenmale Toscana, das zuvor nichts geliefert hatte, mit 499 Kil. auf, (die gesammte Einfuhr betrug 621 Kil.). In der Lieferung des gebleichten Zwirnes hält sich Preußen noch etwas aufrecht, indem es von den eingeführten 7517 Kil. 4851, also viel über die Hälfte lieferte. Aber auch hierin nimmt seine Lieferung ab; denn im Jahr 1829 betrug sie noch 10,664 Kilogramm.

Die Einfuhr des feinen Baumwollengarnes war in Frankreich vor dem Juni 1834 verboten; seitdem das Verbot aufgehoben ist, nehmen die englischen Versendungen zu; schon in den sechs Monaten des Jahrs 1834 betrugen sie 9554 Kil., im folgenden Jahre stiegen sie auf 44,879 Kil. Im Jahr 1836 beliefen sie sich jedoch nur auf 22,619 Kil., da die ganze Einfuhr nicht 24,751 Kil. überstieg. Wahrscheinlich hat England nun gegen die französ. Baumwollenspinnereien, welche sich ebenfalls merklich vervollkommnen, anzukämpfen. Von anderm Baumwollenzwirne waren 43,202 Kil. eingekommen, wovon England 25,043, und Deutschland 15,438 geliefert hatte. Letzteres gewinnt auch an Absatz; im Jahr 1833 betrug derselbe nur noch 350 Kil., im folgenden Jahr stieg er schon auf 21,183 Kil., fiel aber im Jahr 1835 auf 12,048 Kil.

Die Einfuhr der Leinwand verdient wegen der Theilnahme Deutschlands an derselben eine ausführliche Betrachtung. Die französ. Mauth theilt die Leinwand erstlich in rohe und gebleichte, und beide wieder nach ihrem gröbern oder feinern Gespinnste in mehrere Klassen ab.

Einfuhr der rohen Leinwand.

a) 8 — 12 drähtige	2,044,950 Kil. Hievon waren 1,997,424 aus Belgien, 49,538 aus Deutschland, 30,876 aus Preußen.
b) 12 — 16 drähtige	333,848 Kil., wovon 306,865 aus Belgien, 19,711 aus England, 4902 aus Deutschland.
c) 16 — 18 drähtige	42,605 Kil., wovon 39,262 belg., 1058 hanseat. und 201 preuß.
d) 18 — 20 drähtige	10,903 Kil. wovon 9577 belg., 723 engl.
e) 20 drähtige und darüber	4665 Kil. im Werthe von 139,950 Fr., wovon 3495 belg., 791 preuß.

Einfuhr gebleichter Leinwand.

a) 8 — 12 drähtige	428,943 Kil. wovon 196,801 engl., 122,368 belg. 10,863 deutsche.
b) 12 — 16 drähtige	156,464 Kil. wovon 69,998 belg., 29,738 schweizer, 25,021 hanseat., 14,299 engl. und 13,123 deutsche.
c) 16 — 18 drähtige	22,006 Kil. wovon 11,542 belg., 3369 schweiz., 2195 deutsche.
d) 18 — 20 drähtige	12,524 Kil. wovon 8194 belg., 1089 engl., 1342 deutsche.
e) 20 drähtige und darüber	9548 Kil. wovon 2994 belg., [illegible] engl., 1799 hanseat.

Man sieht hieraus, daß Deutschland in der Lieferung der feinen Sorten nur den dritten Platz einnimmt; dieß war im Anfange des Dezenniums nicht immer so. In der zweiten Klasse z. B. sub b. lieferten die Hansestädte im Jahr 1830 30,033 Kil., und die Bundesstaaten im Jahr 1829 15,282 Kil., und sub c. versendeten im Jahr 1830 die Hansestädte 9215 Kil. nach Frankreich. England dagegen tritt erst in den letzten Jahren hervor, und hat sich zur ersten oder zweiten Stelle aufgeschwungen. An Tischleinwand erhielt Frankreich im Jahr 1836 = 30,556 Kil., wovon 13,267 aus Belgien und 9423, die größte Menge in den 10 Jahren, aus Deutschland kamen.

Mit Spitzen versieht Belgien fast ausschließlich die französische Nation. Seine einzigen Concurrenten beinahe sind die Deutschen. Der Werth der im Jahr 1836 eingeführten Spitzen belief sich auf 2,290,786 Franken, davon kamen 2,048,264 Fr. auf Belgien (die höchste Summe in den 10 Jahren), 212,810 Franken auf die Hansestädte, und 15,927 auf den deutschen Bund, welcher im Jahr 1834 für 267,983 Franken Spitzen geliefert hatte. Dieß war das Höchste; seitdem ist er diesem Gipfel nicht mehr nahe gekommen. Spitzen werden wahrscheinlich in eben so großer Anzahl durch Schleichhandel, als auf dem öffentlichen Wege, in Frankreich eingeführt. Die Einfuhr der mit der Hand und der Spindel gewebten war vor 1834 ganz verboten; seitdem werden sie in ziemlicher Menge hereingebracht, im Jahr 1836 kamen derselben für 131,419 Franken herein, wovon 79,850 Fr. für englische, 35,595 Fr. für hanseatische, 7085 Fr. für deutsche Spitzen bezahlt wurden. Im Jahr 1834 hatte der deutsche Bund für 74,064 Franken dergleichen Spitzen eingeschickt.

Was an Musselin und baumwollenen Halstüchern eingeführt wird, ist fast lauter Schweizerwaare.

Von Kasimir und Merinos, so viel deren auch in Frankreich selbst verfertigt wird, kömmt doch noch eine bedeutende Menge aus England und Deutschland. Im Jahr 1836 betrug die Einfuhr 76,985 Kil. (3,618,295 Franken an Werth), wovon 52,447 aus England, 15,077 aus den Hansestädten und 5575 aus Preußen kamen. Letzteres liefert, im Wetteifer mit England, auch wollene Shawls, aber nicht in bedeutender Menge. Die Kasimirshawls, deren Einfuhr erst seit 1834 erlaubt ist, weil man

sie doch nicht verhindern konnte, kommen natürlich alle aus den englischen Besitzungen und Indien, entweder direkt, oder durch die englischen Kaufleute. Im Jahr 1836 zählte Frankreich für diesen Artikel 1,024,325 Franken.

Der Seidenzeuge bekömmt Frankreich eine große Menge vom Auslande, obschon sie für Frankreich selbst einer der Hauptgegenstände der Ausfuhr sind. Im Jahr 1836 betrug die Einfuhr der einfachen Seidenstöffe 23,684,430 Franken. Die Waaren wogen 215,315 Kil., wovon 86,005 aus der Schweiz, 41,020 aus England, 39,548 aus Sardinien und 31,587 aus Preußen kamen. Letztere Summe war die höchste der Lieferungen während des Dezenniums. Im Jahr 1834 hatte Preußen 21,026 Kil., und im folgenden Jahr 26,174 Kil. geliefert. Die preuß. Einfuhr scheint also zu steigen. Von den eingeführten 7119 Kil. sogenannter façonnirter Seidenzeuge war die Mehrzahl, 4228, preußisch (im vorigen Jahre 4879 Kil.). England hatte 2023 Kil. geliefert; aber England scheint zuletzt die Oberhand gewinnen zu wollen. Im Jahr 1831 führte es nur 12 Kil. solcher Stoffe aus; es hat sich also schnell emporgearbeitet. An Gaze wurden 2791 Kil. eingeführt, wovon 1738 aus der Schweiz, 947 aus Preußen kamen. Da im Jahr 1827 Preußen nur 7 Kil. einführte, so läßt sich daraus folgern, daß dieser Gewerbszweig sich hebt. Bedeutend muß schon die Verfertigung der sogenannten melirten Seidenstöffe in Preußen vorgerückt seyn. Unter den im Jahr 1836 nach Frankreich eingeführten 70,500 Kil., deren Werth sich beinahe auf 5 Millionen Franken belief, waren 50,816 Kil. preußischer, und 14,157 hanseatischer Stoffe dieser Art. Preußen sendete vor 1832, und die Hansestädte vor 1834 nichts von diesen Zeugen ein. Ersteres hat seitdem in seinen Sendungen stets zugenommen, und zwar in folgendem Verhältnisse:

Jahr	1832	=	9246	Kil.
„	1833	=	15,963	„
„	1834	=	20,098	„
„	1835	=	39,303	„

Hier ist offenbarer Fortschritt. In den Seidenspitzen sucht Deutschland der Schweiz nachzukommen, welche im Jahr 1836 an Frankreich für 70,500 Fr. absetzte, die Hansestädte (in diesem Jahr zum erstenmale) für 43,393 Fr. und die Bundesstaaten für

15,230 Fr. (im Jahr 1834 für 35,748 Fr., die höchste Summe im Dezennium). Eine erst seit 1833 begonnene deutsche Einfuhr ist die der Seidentülle, die 12,033 Kil. im Jahr 1836 betrug, und auf 900,000 Fr. geschätzt wurde. Dagegen ist die Lieferung der Seidenbänder (194,861 Kil.) größtentheils in den Händen der Schweizer, und Preußen hat nur mit 20,791 Kil. dazu beigetragen, aber seine Lieferung ist im Steigen. Im Jahr 1834 hatte sie nur 7910 Kil., im vorhergehenden Jahre aber 15,091 Kil. betragen. Deutschland hat die Oberhand in der Lieferung der baumwollenen Tülle und Gaze. Unter den eingebrachten 99,563 Kil. (an Werth 19,912,600 Fr.) waren 76,466 deutsche und 19,785 englische. Auch dieß ist für Deutschland ein neuer Ausfuhrartikel; im Jahr 1832 betrug derselbe an der französischen Mauth nur noch 97 Kil. Ferner versieht Deutschland seinen Nachbar ziemlich regelmäßig mit Mineralwasser. Von den eingeführten 433,538 Kil. kamen 252,609 aus den Bundesstaaten, und 140,868 Kil. aus Preußen, (wahrscheinlich aus den Rheinprovinzen). Im Jahr 1831 lieferte Preußen nur noch 44,000 Kil.; aber dann stieg diese Ausfuhr plötzlich im folgenden Jahre auf 183,000. Ebenso versorgt Deutschland die Franzosen mit kleinen Spiegeln (die großen verfertigt Frankreich selbst). Sie bleiben aber nicht in Frankreich, da die Franzosen sich nicht mit so kleinen Spiegeln begnügen, sondern die französischen Kaufleute versenden sie nach dem südlichen Europa und nach Amerika. Im Jahr 1836 betrug die deutsche Spiegeleinfuhr beinahe eine halbe Mill. Franken an Werth. Ueber die Hälfte der in Frankreich eingeführten eisernen Werkzeuge, Spielzeuge, musikalischen Instrumente kömmt aus Deutschland. So waren im Jahr 1826 unter 301,969 Kil. Sicheln 191,091 Kil. aus den Bundesstaaten (im Jahr 1829 sogar 225,703 Kil.) und 40,074 aus Preußen, (im Jahr 1834 72,814 Kil., und im folgenden Jahr 75,268) und unter 406,307 Kil. Feilen und Reibeisen 243,284 Kil. aus den Bundesstaaten. Preußische Messerschmiedearbeit wird erst seit 1831 eingeführt, und scheint an Gunst zu gewinnen. Juwelierarbeit in Gold und Silber kömmt größtentheils aus der Schweiz. Zur Silberschmiedearbeit (824,209 Grammen im Jahr 1836) tragen aber eine Menge Länder bei, vorzüglich Spanien und England. Ersteres lieferte 379,735 Grammen (im Jahr 1835

sogar 1,159,525 Gr.), und letzteres 217,052 Gr. (im Jahr 1827 sogar 1,566,768 Gr.)

Dampfmaschinen (im Jahr 1836 für 1,778,163 Fr.) kamen bisher größtentheils aus England. Da man nun in Frankreich selbst sie verfertigen lernt, so wird diese Einfuhr wohl allmählig nachlassen. In der Uhrmacherei hat die Schweiz den Vorzug. Nach der Angabe kamen im Jahr 1836 an goldenen Uhren 33,974 Stück, und an silbernen 103,511 Stück herein; aber wahrscheinlich passirten noch eben so viele durch, ohne sich an der Mauth zu zeigen.

Dagegen hat Deutschland die Lieferung der hölzernen Uhren; die Gesammteinfuhr derselben belief sich im Jahr 1836 auf 197,698 Stück. Es wird für den Leser unterhaltend seyn, hier die Uebersicht der ungeheuren Menge der im Dezennium aus Deutschland nach Frankreich, und von da bis nach Amerika weiter versendeten hölzernen Uhren zu bekommen.

Jahr	Stück
1827	87,000
1828	97,000
1829	79,000
1830	101,000
1831	91,000
1832	101,000
1833	145,000
1834	163,000
1835	172,000
1836	195,058

Die Schwarzwälder Industrie ist also unfehlbar im größten Fortschritte begriffen.

Französische Hutmacher und Putzmacherinnen bedürfen einer außerordentlichen Menge von Strohhüten; grobe wurden deren 983,178 Stück, und feine 216,158 Stück aus Toscana und den nordamerikanischen Freistaaten eingeführt; außerdem bezog Frankreich noch aus Nordamerika, aus der Schweiz, aus Spanien und aus Deutschland 223,688 Kil. gröbere und feinere Strohflechten, um Hüte daraus zu machen.

Obschon Frankreich die ganze Welt mit Modesachen versieht, so kömmt doch auch etwas Mode aus der Fremde herein, aber

freilich so wenig, daß es der Erwähnung kaum werth ist, im Jahr 1836 für 15,306 Fr., wozu Deutschland für 2814 Fr. beigetragen hatte. Aber dieses Sümmchen hat Frankreich bald wieder erhalten, wie wir späterhin sehen werden. Sogar die Besen bleiben von Seiten der Königl. Mauth-Verwaltung nicht unbeachtet, und sie belehrt uns, daß Frankreich deren im Jahr 1836 910,952 Stück erhalten hat. Belgien, der Hauptbesenlieferant, hat 429,514 Stück, Toskana 342,504 und Sardinien 38,099 eingesendet. Dagegen gingen auch einige tausend Besen wieder aus Frankreich, unter andern hundert Stück nach den Hansestädten.

Will man sich nun auch nach der Lieferung geistiger Waare erkundigen, welche die Mauth abwiegt wie Wolle und Eisen, so erfährt man, daß Frankreich im Jahr 1836 128,578 Kil. Bücher in todten und fremden Sprachen erhalten hat, und daß dieselben 900,046 Fr. werth waren. Bei dieser Lieferung steht Deutschland oben an, und ist im Fortschreiten begriffen, wie man aus folgender Angabe sehen kann.

Einfuhr im Jahr	Kil. Bücher aus Deutschland
1832	30,940
1833	34,908
1834	44,565
1835	40,840
1836	44,393

England hatte im letzten Jahre 31,894 Kil. und Spanien 20,292 Kil. geliefert. Der sonst unbedeutende spanische Bücherverkehr mit Frankreich fängt an sich zu heben, seitdem Spanien Preßfreiheit hat, und etwas liefern kann, was des Ausführens werth ist.

Von 8128 Kil. Kupferstichen, lithographischer Blätter und Musikalien hatte England 3879 Kil., Deutschland 2183 und Oesterreich 390 Kil. geliefert; von den 612 Kil. Landcharten England 263 Kil. und Deutschland 104 (im Jahr 1831 276). Mit Musikpapier wird Frankreich meistens von Sardinien, so wie mit buntem Papier von Deutschland aus versehen.

Bisher haben wir die Wirkung des fremden Gewerbfleißes auf Frankreich betrachtet, jetzt muß man auch die Kehrseite sehen, die uns die Wirkung des französischen Gewerbfleißes auf das Ausland zeigt. Die Ausfuhr erstreckt sich über eine unzählige Menge von

Natur= und Gewerbprodukten, von denen auch manche, an sich unerheblich scheinende zu einem bedeutenden Handel Anlaß geben. An Menschenhaaren z. B. wurden im Jahr 1836 10,194 Kil. (im Jahr 1832 sogar 16,758 Kil.) versendet. Hievon bekam England 6266 Kil. Die Schweiz erhielt von Frankreich 11,668 Milchschweinchen (im Jahr 1834 sogar 18,450 Stück). Eben so erhielt Sardinien 6756 Kil., Spanien 7007 Kil., und beide Sizilien 3968 Kil. zubereitete Schreibfedern. Aber die Federn zum Putze, die weißen besonders, bekömmt zur Hälfte wenigstens Amerika; im Jahr 1836 bezogen die Vereinigten Freistaaten 741 Kil. von den 1444 Kil., die aus Frankreich ausgeführt wurden, und die eine ungeheure Menge Federn fassen mußten. Von den schwarzen Schmuckfedern ist auch Preußen ein bedeutender Abnehmer, vermuthlich wegen des Gebrauchs der schwarzen Federn im Heere. Von 1108 Kil. erhielt Preußen 294 Kil. (im Jahr 1835 sogar 324 Kil., im Jahr 1833 aber nur 192 Kil.)

Ich habe oben von der ungeheuren Menge von Blutigeln gesprochen, welche Frankreich vom Auslande bezieht. Diese bleiben jedoch nicht alle zur Verfügung der Anhänger der Broussaisschen Heilmethode: 1,015,245 Stück (im Jahr 1835 über 1,200,000) wurden im Jahr 1836 wieder ausgeführt, und zwar nach Spanien, den Vereinigten Freistaaten, Martinique und Brasilien. 35,000 gingen sogar nach Deutschland, welches sonst, wie wir gesehen haben, Frankreich mit einer außerordentlichen Menge dieser Thierchen versah. Spanien machte sonst wenig Gebrauch davon; es scheint aber, daß es nun anfängt, sich um die in andern Ländern üblichen Heilmittel etwas zu bekümmern.

Obschon Millionen von Austern in Frankreich verspeist werden, so wurden doch 387,150 Stück ausgeführt, wovon über 300,000 nach Belgien gingen. Nicht völlig 6000 gelangten nach Deutschland, welches keinen regelmäßigen Geschmack daran zu finden scheint; denn in manchen Jahren wird nichts dahin versandt; in den Jahren 1827 und 28 bekam es 11,000 Stück, und im Jahr 1829 sogar 12,030; dies war aber auch das höchste im Dezennium. Besser gehen im deutschen Handel die feinen Perlen ab. Von den 64,090 Grammen derselben, welche im Jahr 1836 aus Frankreich geführt wurden, bekam England 23,670 Grammen, Deutschland 19,000, und Oesterreich 16,720 Gr. Das

aus Frankreich kommende rohe Fischbein geräth großentheils in die Hansestädte (40,124 Kil. von den im Jahr 1836 ausgeführten 54,000 Kil.). Die Südamerikanische Vanille bekömmt Deutschland größtentheils von Frankreich; in den 10 Jahren von 1827 bis 1836 beliefen sich die Summen auf 863, 1417, 1350, 1040, 1621, 2234, 2443, 1786, 2348 und 2424 Kil. Außerdem bekamen im letzten Jahre die Hansestädte 838 Kil. und Preußen 200 Kil.

Von 2,286,967 Kil. französischen Obstes bekam Belgien 703,673 Kil., Sardinien 627,740 Kil., England 616,517, und Preußen 40,624, (im Jahr 1827 sogar 101,137 Kil., seitdem aber immer weniger); außerdem wurden 3,315,936 Kil. trocknen Tafelobstes außer Landes geschickt, und zwar 963,202 Kil. nach England, 608,181 nach Nordamerika, 360,825 nach Rußland und 20,848 Kil. nach Preußen, (im Jahr 1835 sogar 100,424 Kil. die stärkste Zahl des Dezenniums). Von 1,238,332 Kil. eingemachter oder vielmehr eingezuckerter Früchte, einem bedeutenden Artikel der französischen Conditorei, gingen 701,809 nach Nordamerika, 84,746 nach Cuba und Portorico, 75,103 nach England, 28,787 nach Guadeloupe, 18,057 nach den Hansestädten und 8483 nach Preußen. Die Rubrik der Früchte ist noch nicht zu Ende; denn es kommen noch über 400,000 Kil. Nüsse verschiedener Art, die meistens nach den Vereinigten Freistaaten und nach England gelangen, und 2,155,434 Kil. Mandeln, wovon im Jahr 1836 nach den Vereinigten Freistaaten 980,929 Kil., nach den Hansestädten 244,412 Kil. (die bedeutendste Menge in den letzten 10 Jahren), nach England 143,629 Kil., nach Rußland 111,436 Kil. und nach Preußen 46,237 Kil. bestimmt waren.

Mehr als vierthalb Millionen Kil. Hülsenfrüchte gelangen aus Frankreich nach Spanien, den französischen Kolonien und der Schweiz. Von 691,480 Kil. Reis kam die Hälfte nach Spanien, welches im Gegentheile Frankreich mit Reis versehen sollte; 151,704 Kil. wurden nach Algier versendet, dessen Boden ebenfalls der fremden Zufuhr nicht nöthig haben sollte. 36,061 Kil. wurden von den Hansestädten, 9378 Kil. von Rußland, 7753 Kil. von Preußen bezogen.

Weizen versendete Frankreich im Jahr 1836 für mehr als 21 Mill. Franken, oder über 105 Mill. Lit., im vorhergehenden

Jahre sogar 116 Mill. Lit., im Jahr 1834 hingegen nur 15, und im vorhergehenden Jahre nur 12 Mil. Lit. Jener Vorrath versah Spanien, Sardinien, die Schweiz und Algier. Ueberdieß wurde noch für mehr als fünftehalb Mill. Franken Weizenmehl ins Ausland verkauft; beinahe ein Viertel ging nach Algier, das Uebrige nach den französischen Kolonien und nach Sardinien.

Zucker ist für Frankreich ein bedeutender Handelsartikel. An nicht weißem Rohzucker wurden im letzten Jahre des Dezenniums 6,681,730 Kil., wovon ungefähr nur eine Mill. nicht französischer Kolonialzucker war, ausgeführt. Hievon bekam Sardinien 2,460,477 Kil., Belgien 1,612,673 Kil. An weißem Zucker wurde ein 6tel weniger, nämlich 5,275,369 Kil. ausgeführt. Sardinien, ein beständiger Kunde Frankreichs, erhielt hievon 2,112,974 und Oesterreich 584,775 Kil. Der Hauptabnehmer der französischen Zuckermelasse aber ist Deutschland. Von den im Jahr 1836 ausgeführten 3,556,774 Kil. gingen 2,131,945 Kil. nach den Hansestädten (im Jahr 1835 nur 1,807,457 Kil.) und 335,035 Kil. nach Preußen, welches das Jahr zuvor 1,725,706 Kil., im Jahr 1827 sogar 3,765,079 Kil., seitdem aber keine so starke Partie mehr bezogen hatte. Französische Bonbons und andere aus Zucker gemachten Süßigkeiten verbreiten sich in alle Welttheile, und gelangen bis zur Südsee. Im Jahr 1836 wurden 354,716 Kil. davon, über 600,000 Fr. am Werth, ausgeführt, wovon jedoch nur 227,822 Kil. französischen Ursprungs waren. Hievon bekamen die Vereinigten Freistaaten, die man bei sehr vielen Handelsartikeln Frankreichs immer an der Spitze der Kunden findet, 87,577 Kil., Guadeloupe 85,360 Kil., England 15,391, Senegal 11,365, Englisch Indien 12,236, die Insel Bourbon 12,180, Belgien 11,394, die Hansestädte 6799, Holland 6262, die Bundesstaaten 3038 (im Jahr 1830 sogar 18,245 Kil., im folgenden Jahre 15,508, und im Jahr 1834 14,542 Kil.), Preußen 2875, und Oesterreich nur 525, vermuthlich weil Oberitalien auch dergleichen Süßigkeiten wohl zu verfertigen versteht. Ein bemerkenswerther, durch die Revolution in unserem Jahrhundert hervorgebrachter Umstand ist es, daß Spanien, welches sonst die Cacaoländer besaß, jetzt seinen Bedarf zum Chokolademachen aus Frankreich beziehen muß, und ein Hauptabnehmer dieses Artikels geworden ist. Von den im Jahr 1836 ausgeführten 1,728,689 Kil. Cacao (im Jahr 1827

sogar 1,911,117 Kil.) bezog Spanien 907,637 Kil., die Schweiz 371,889 Kil., Sardinien 133,647 Kil., Oesterreich 110,805 Kil. und die Hansestädte 39,574 Kil. Eben so sonderbar ist es, daß eine Partie Cacao nach Amerika zurückgeht; Brasilien erhielt nämlich von der eben erwähnten Menge 4339 Kil. und sogar Merico, was man kaum glauben sollte, hat in verschiedenen Jahren des letzten Dezenniums eine Partie Cacao aus Frankreich erhalten (153,196 Kil. im Jahr 1828, 27,909 Kil. im Jahr 1830 und 15,395 im J. 1835). Es wäre interessant zu erfahren, durch welchen Zufall Meriko vor zehn Jahren in die Nothwendigkeit versetzt worden ist, eine so ungeheure Menge Cacao, nämlich über 3000 Zentner aus Frankreich zu beziehen, da Frankreich sie wahrscheinlich aus Meriko geholt hatte.

Obschon die französische Insel Bourbon ihrer Kaffeeproduktion halber berühmt ist, so versendet Frankreich doch wenig französischen Kaffee (im Jahr 1836 nur 2850 Kil.), aber dessenungeachtet treibt es mit dem Auslande einen Kaffeehandel im Werthe von mehr als 10 Mill. Franken. Im J. 1835 betrug die Ausfuhr 9,012,993 Kil., dies war aber auch die stärkste Ausfuhr in den letzten 10 Jahren. Im J. 1836 betrug sie nur 8,570,063 Kil.; hievon bekam die Schweiz 3,295,146 Kil., in die Türkei, welche ehemals, da sie Moka noch besaß, selbst großen Kaffeehandel treiben konnte, 1,820,315 Kil., Oesterreich 1,017,851 Kil. (die bedeutendste Menge im Dezennium), Sardinien 850,528 Kil., Toskana 304,324 Kil., Algier 203,024 Kil. (die Ausfuhr dahin nimmt jährlich zu) und die Hansestädte 166,373 Kil. (im Jahr 1828 2,236,477 Kil., die größte Menge im Dezennium, im Jahr 1833 1,445,485 Kil., im Jahr 1834 118,977 Kil. und im Jahr 1835 961,202 Kil.). Die deutschen Bundesstaaten erhielten nur 47,584 Kil. und Preußen sogar nur 628 Kil.

Im Jahr 1827 hatten die Bundesstaaten von Frankreich noch eine sehr starke Partie Kaffee bezogen, nämlich 505,969 Kil. und im Jahr 1828 noch 257,072 Kil. Seitdem hat die Ausfuhr aus Frankreich nach ganz Deutschland bedeutend abgenommen. Da nun aber der Gebrauch des Kaffee's bei den Deutschen noch eben so stark ist, als zuvor, so läßt sich daraus schließen, daß jetzt ein anderer Lieferant, vermuthlich England, es übernommen hat, Deutschland mit dem größten Theile des Kaffeebedarfs zu versorgen.

Eben so hat die Ausfuhr des Pfeffers und Piments aus Frankreich nach Deutschland abgenommen. Im Jahr 1827 bekamen die Hansestädte noch 91,626 Kil., im Jahr 1836 nur 2529 Kil.; und die deutschen Bundesstaaten, welche im Jahr 1827 noch 36,888 Kil. Pfeffer aus Frankreich bezogen hatten, beschränkten sich im letzten Jahre des Dezenniums auf 1702 Kilogramm. Auch in der Versendung der Tabaksblätter aus Frankreich nach Deutschland bemerkt man eine ähnliche Abnahme. Im Jahr 1829 bezogen die deutschen Bundesstaaten noch 230,439 Kil. und im folgenden Jahre sogar 434,855 Kil. Am Ende des Dezenniums wurde aber gar kein Tabak aus Frankreich mehr dahin gesendet. Dagegen muß jetzt Spanien, die ehemalige Besitzerin so guter Tabaksländer und auch noch jetzt Herrscherin über gute Tabakskolonien, sich zuweilen an Frankreich wenden, um seine Fabriken mit dem nöthigen Material zu versehen. So ändert sich die Lage der Dinge in Folge der Staatsumwälzungen!

Thee empfingen die Hansestädte im Jahr 1836 von Frankreich 71,486 Kil., Zimmt 16,505 Kil. (im Jahr 1835 gar nichts) und Gewürznelken 2629 Kil. Im J. 1827 hatten sie von letzterm Gewürze 109,364 Kil. und im J. 1832 sogar 176,896 Kil. (über das Doppelte der Gewürznelken, die Frankreich selbst consumirt) erhalten; aber im Jahr 1835 war die Lieferung auf die Kleinigkeit von 302 Kil. beschränkt. Von der französischen Ausfuhr des fremden Gummi, bestehend aus 567,572 Kil. (das französische Gummi abgerechnet), bekamen die Hansestädte beinahe ein Fünftel, nämlich 109,072 Kil., im J. 1831 sogar 178,756 Kil.; in einem andern Jahr aber nur 445 Kil.; zwischen dieser höchsten und niedrigsten Angabe schwanken die Lieferungen der andern Jahre. Auch von dem französischen Terpentin-Ertrag sind die Hansestädte bedeutende Abnehmer. Von den im Jahr 1836 ausgeführten 1,353,988 Kil. erhielten sie 377,246 Kil., die stärkste Partie in den 10 Jahren. Holland nahm 334,395 Kil. und Belgien 193,098 Kil.

Chinarinde bekamen die Bundesstaaten 20,932 Kil. und die Hansestädte 15,409 Kil., und von den ausgeführten 47,826 Kil. Sarsaparille bekam Oesterreich 13,679 Kil. und die Hansestädte 9,367 Kil. Baumöl versendet Frankreich für mehr als 7 Mill. Fr., aber kaum ein Viertheil der Ausfuhr besteht aus französischem

Produkte. Das meiste geht nach Nord- und Südamerika; Sardinien und Belgien bekommen das übrige.

Bauholz geht größtentheils nach den französischen Kolonien; jedoch bekommt Preußen (wahrscheinlich aus Lothringen) eine bedeutende Partie dünner Bretter. Von den 230,277 Mètres, welche die Ausfuhr des Jahrs 1836 betrug, erhielt es 129,465 (im J. 1834 sogar 232,602 und im folgenden 230,309 Mètr.). Von 976,056 Mètres anderer Bretter unbestimmter Dicke erhielt es 368,680 Mètr. (In den drei vorigen Jahren war die Ausfuhr noch weit stärker gewesen; denn sie betrug 426,044, 462,602 und 436,871 Mètres).

Das in Frankreich verarbeitete Korkholz geht nach vielen Ländern, sogar nach der Insel Bourbon und nach Indien. Im Jahr 1836 wurden davon 875,475 Kil. ausgeführt, im Werthe von mehr als drittehalb Mill. Franken; 147,794 Kil. gingen nach den Vereinigten Freistaaten, 98,503 Kil. nach Rußland, 75,921 Kil. nach Sardinien, 75,613 Kil. (im Jahr 1831 sogar 121,843 Kil. und im folgenden 117,825 Kil.) nach den deutschen Bundesstaaten und 62,982 Kil. (im Jahr 1834 sogar 149,425 Kil.) nach den Hansestädten.

So wie Deutschland den französischen Handel mit Waid versieht, so versendet dieser eine beträchtliche Menge von Farbeholz (mit Ausnahme des Fernambuc) nach den deutschen Staaten.

Hier folgt die Uebersicht desjenigen, was in den letzten 10 Jahren nach Deutschland versendet worden ist.

Ausfuhr im Jahr	nach Preußen.	Oesterreich.	den Hansestädten.	den Bundesstaaten.
	Kil.	Kil.	Kil.	Kil.
1827	273,335	324,628	330,116	—
1828	679,662	74,064	166,340	1250
1829	21,246	248,042	27,373	—
1830	379,236	84,571	31,378	1450
1831	280,208	234,681	124,173	—
1832	819,836	1,678,219	195,448	—
1833	1,634,204	1,057,208	109,997	—
1834	118,421	806,634	212,490	—
1835	657,379	329,263	27,721	2650
1836	2,451,809	222,343	233,423	1250

Die Ausfuhr nach den Bundesstaaten ist also unbedeutend; diese erhalten aber dagegen viel Krapp zum Rothfärben, dessen

Gebrauch immer mehr zunimmt und wahrscheinlich noch mehr zunehmen wird, da ein Italiener, Namens Brochieri, jetzt anfängt, vermittelst eines chemischen Verfahrens den Färbestoff aus der Pflanze zu ziehen. Von gemahlenem Krapp erhielt Deutschland die folgenden Quantitäten:

Jahr.	Preußen.	Hansestädte.	Bundesstaaten.
	Kil.	Kil.	Kil.
1827	1,052,280	33,445	617,214
1828	996,586	10,266	679,136
1829	863,707	13,401	768,148
1830	853,260	41,571	717,914
1831	971,809	28,921	353,671
1832	1,212,925	38,053	863,227
1833	608,825	31,600	1,713,348
1834	575,024	83,265	1,603,727
1835	934,495	208,128	617,707
1836	504,992	339,765	694,246

Oesterreich erhielt in den drei letzten Jahren folgende Quantitäten: 299,639, 649,945 und 642,915 Kil. Die größte Abnehmerin im letzten Jahre war aber die Schweiz, welche 2,854,883 Kil. Krapp aus Frankreich erhielt.

Von dem aus Frankreich ausgeführten Mahagoni und anderm fremden Holze bekömmt Deutschland wenigstens die Hälfte. Im Jahr 1836 erhielt Preußen 188,379 Kil. (im J. 1827 nur 50 Kil. und im J. 1835 22,063 Kil.), und nach den Hansestädten wurden versandt 131,587 Kil. (im J. 1827 nur 77,328, im Jahr 1834 aber 454,029 Kilogramm und im folgenden 72,514 Kil.). Dieser Handel scheint also mit dem Dezennium begonnen zu haben.

Ein auffallender Handelsartikel sind Distelköpfe zum Wollkratzen. Man erstaunt, wenn man liest, daß derselben für 1,690,520 Fr. ausgeführt worden sind. Preußen hat seit zehn Jahren eine ungeheure Menge Disteln aus Frankreich bezogen, und zwar:

im Jahr	Kilogramm.
1827	106,209
1828	67,413
1829	85,972
1830	140,377
1831	12,299

im Jahr	Kilogramm.
1832	291,979
1833	106,817
1834	132,243
1835	171,745
1836	252,267

Es ist also nicht zu verwundern, wenn man in Frankreich und Belgien, zum Behufe der Fabriken, Disteln auf den Feldern wie Korn bauen sieht.

Noch ist zu bemerken, daß Belgien fast die gesammte Ausfuhr von französischer Cichorie in Beschlag nimmt, um daraus schlechten Kaffee zu bereiten. Im Jahr 1836 empfing es von seinem Nachbar 1,480,219 Kil. trockner Cichorienwurzeln. Dieser Handel scheint neu zu seyn, wenigstens war er vor 1834 sehr unbedeutend; dann aber erschienen auf einmal auf der belgischen Grenze 475,039 Kil. französischer Cichorie. Wahrscheinlich reichte die belgische Cichorie nicht mehr zu für die große Menge von angeblichen Kaffeetrinkern.

Auch 15 Millionen Schiefer gehen aus Frankreich nach Belgien über; dies ist aber nur ein Tausch, denn Frankreich bekömmt ungefähr eben so viele Schiefer aus Belgien. Drei bis vier Millionen Dachziegel und zwei bis drei Millionen Bauziegel werden nach Sardinien und den französischen Kolonien, wie auch nach Haiti versandt. Trüffeln für ungefähr 180,000 Fr. gehen nach England, Rußland und einigen andern Ländern. Deutschland scheint kein besonderes Behagen daran zu finden. Die Ausfuhr des Gipses nach Deutschland ist sehr beträchtlich. Auch von 88,241 Kil. ausgeführten Steinöles erhielt es den größten Theil, nämlich 51,411 Kil. (im Jahr 1834 aber 77,456 Kil. und im folgenden sogar 84,427 Kil.). Dieser Handelszweig ist im Steigen, wozu das Nachforschen nach Erdharz wohl beitragen mag.

Auffallend ist, daß Frankreich, obschon es genöthigt ist, einen großen Theil seines Steinkohlenbedarfes aus dem Auslande zu ziehen, doch über 32 Mill. Kil. dahin verschickt, und zwar beinahe die Hälfte nach Belgien, welches so reichlich damit versehen ist. Wahrscheinlich eignen sich die französischen Steinkohlen zu gewissen Verrichtungen besser, als die belgischen, die in anderer Hinsicht wiederum vorzüglicher sind.

Deutschland, Oesterreich und Preußen haben viele Soldaten, folglich auch viele Gewehre; ihren Bedarf an Feuersteinen scheinen sie vorzüglich aus Frankreich zu beziehen, welches durch den Verkauf dieser kleinen Waare jährlich über 200,000 Fr. löset. Im J. 1834 bekam Oesterreich die ungeheure Quantität von 310,648 Kil. Feuersteinen; im J. 1836 war die Lieferung auf 114,483 Kil. beschränkt. Das übrige Deutschland erhielt 49,969 Kil., im J. 1828 aber 75,910 Kil. und im Jahr 1835 74,668 Kil. Die Einführung der Zündhütchen muß natürlich die Ausfuhr nach Deutschland beträchtlich vermindern. Eben so bekömmt Deutschland eine Menge Schwefel aus Frankreich. Von mehr als 3 Mill. Kilogramm ausgeführten gereinigten Schwefels erhielten im Jahr 1836 die nordamerikanischen Freistaaten 799,306 Kil., die Hansestädte 642,947 Kil. (im Jahr 1835 nur 341,482 Kil.), Holland 392,136 Kil., Preußen 201,260 Kil. (im Jahr 1829 133,963 Kil., im J. 1834 nur 984 Kil. und im folgenden 61,032 Kil.), die Schweiz 192,732 Kil., die Türkei 144,340 Kil., Englisch Indien 138,773 Kil. und die deutschen Bundesstaaten 112,824 Kil. (im J. 1830 sogar 192,588 Kil., im folgenden 103,949 Kil., im J. 1834 aber nur 78,516 und im Jahr darauf 94,633 Kil.); außerdem erhielten letztere 14,883 Kil. sublimirten Schwefel oder Schwefelblüthe.

Wir gehen nun zu den Metallen über, einem wichtigen Ausfuhrartikel für Frankreich. Von dem geschlagenen, gezogenen oder gewalzten Golde, wovon Frankreich im J. 1836 über 2 Mill. Fr. an Werth ins Ausland schickte, erhielt Deutschland beinahe ein Siebentel. Seit 10 Jahren hat es folgende Quantitäten aus Frankreich bezogen: 78,350 Grammen, 107,900, 127,356, 176,200, 174,500, 174,550, 123,392, 109,000, 116,100 und 184,900 Gr., Preußen empfing nur 14,450 Gr. Von dem auf Seide gesponnenen Golde, wovon Frankreich über eine Million Fr. an Werth ausführte, erhielt Deutschland aber nur 24,580 Gr. (im J. 1834 nur 2000 Gr.), wogegen die Schweiz, welche im Anfange des Dezenniums eine unbedeutende Quantität bezog, im J. 1836 die bedeutende Partie von 503,440 Gr. kommen ließ. Wahrscheinlich haben sich in den letzten Jahren schweizerische Fabriken erhoben, welchen dieser Artikel unentbehrlich ist. An geschlagenem und gezogenem Silber erhielt Deutschland nichts; alles ging nach Spanien und zu den Barbaresken.

Das Eisenerz, 681,500 Kil., wurde sämmtlich von Preußen angekauft, wohl für die Lothringen naheliegenden Gießereien; dagegen bezog die Schweiz fast das sämmtliche rohe Gußeisen, das aus Frankreich ging, so wie ein Drittel des Stangeneisens und über die Hälfte des Eisenblechs. Stahl ging meistentheils nach Spanien und der Schweiz, geschlagenes oder gewalztes Messing nach Belgien, der Schweiz und den Hansestädten (nach letztern erst seit 1832). Von 2,287,301 Kil. ausgeführten Bleis bezog Oesterreich, ein beständiger Ankäufer dieses Metalls, ungeachtet der Bergwerke von Idria, 523,462 Kil. (im Jahr 1831 sogar 1,042,623 Kil.). England kaufte den Hauptheil des ausgeführten Stangen- und Platten-Zinkes an. Eben so bekömmt England einen bedeutenden Theil des ausgeführten Quecksilbers.

Die Salzausfuhr ist für Frankreich beinahe 3 Mill. Fr. werth. Was davon nicht nach Saint-Pierre und Miquelon, zum Einsalzen des Stockfisches geht, wird von Dänemark, Norwegen, Holland, Schweiz, Preußen, England, Toskana, Algier und Brasilien aufgekauft.

Hier folgt die Salzversendung nach Preußen seit zehn Jahren:

im Jahr	Kilogramm.
1827	3,870,188
1828	4,144,109
1829	2,276,027
1830	3,200,522
1831	2,535,969
1832	2,646,720
1833	4,465,538
1834	6,113,964
1835	4,534,389
1836	3,478,390

England, Toskana und Algier kaufen ungefähr eben so viel als Preußen. Die Hansestädte, welche im Jahr 1835 nichts genommen hatten, nahmen im letzten Jahre 113,124 Kil. Sehr ungleich ist die jährliche Versendung des französischen Salzes nach Oesterreich. Im Jahr 1830 bekam es 100 Kil., im folgenden Jahre gar nichts, im J. 1832 aber 345,006 Kil., im folgenden 550,037 Kil., dann aber auf einmal die ungeheure Quantität

von 12,962,124 Kil. und im Jahr 1835 830,383 Kil. Es ist Schade, daß man den Grund dieses Schwankens nicht kennt. denn der Salzhandel ist sonst einer der regelmäßigsten, die es gibt, weil er sich nach den beständigen Bedürfnissen eines Landes richtet. Die Bundesstaaten pflegen ihr Salz nicht aus Frankreich zu beziehen; allein im J. 1833 nahmen sie 397,548 Kil. französischen Salzes, seitdem nichts mehr.

Cochenille versendet Frankreich für ungefähr 7 Mill. Franken. Deutschland bekömmt den Hauptheil dieses feinen Farbestoffes. Im Jahr 1836 bezogen die deutschen Bundesstaaten 38,977 Kil. (im J. 1834 sogar 50,134 Kil.), die Hansestädte 18,144 Kil. und Preußen 3990 Kil. (im J. 1831 sogar 81,025 Kil.). Die Türkei, welche eigentlich die Cochenille liefern sollte, empfing 18,144 Kil. von den Franzosen.

Nicht mindern Absatz findet in Deutschland der von Frankreich gelieferte Indigo, wovon für 8 Mill. Fr. ausgeführt wird. Die Hansestädte empfingen im Jahr 1836 von den ausgeführten 415,994 Kil. 139,257 (im J. 1833 nur 10 Kil., dann 1834 und im J. 1835 15,364 Kil.), die Schweiz 64,888 Kil., und die deutschen Bundesstaaten 58,166 Kil., die stärkste Partie in den zehn Jahren.

Sonderbar verhält es sich mit dem Handel des Berlinerblaus. Sonst versahen Deutschland und Preußen die französischen Materialisten damit. Noch im Jahr 1836 lieferten die deutschen Bundesstaaten 1307 Kil., Preußen aber, welches in den neun vorigen Jahren folgende Quantitäten nach Frankreich verschickt hatte: 2233 Kil., 1533, 2286, 1387, 6830, 11,180 und 4724 Kil., lieferte im letzten Jahre nichts. Im Gegentheil sandte Frankreich 1329 Kil. Berlinerblau nach Preußen und 1601 Kil. nach den Bundesstaaten. Einen Beweis, daß dies kein zufälliges Ereigniß, sondern die Folge eines zunehmenden Gewerbzweigs in Frankreich ist, liefern die steigenden Angaben der neun vorigen Jahre.

Im Jahr.	Versendung nach Preußen. Kilogramm.	nach den deutschen Bundesstaaten. Kilogramm.
1827	—	65
1828	32	262
1829	75	151

Im Jahr.	Versendung nach Preußen.	nach den deutschen Bundesstaaten.
	Kilogramm.	Kilogramm.
1830	309	737
1831	159	234
1832	633	349
1833	1177	1060
1834	384	998
1835	1877	2809

Dem sonst für Frankreich nicht uneinträglichen Puder hat die Revolution den Garaus gemacht. Nur die republikanischen Amerikaner und einige alten deutschen Köpfe scheinen sich noch mit französischem Produkte zu pudern. Es wurden im Jahr 1836 an Puder 17,815 Kil. ausgeführt, die nicht mehr werth waren, als 8908 Fr. Die Nordamerikaner bekamen 16,911 Kil. und Deutschland nur noch 30 Kil. (im J. 1827 nur 12 Kil., aber in den folgenden Jahren 228, 416, 441, 569 Kil. u. s. w.). Dagegen behält der französische Senft seinen alten Kredit in Deutschland, und es werden jährlich im Durchschnitt 15 bis 16,000 Kil. dahin versendet.

Welche Quelle des Reichthums für Frankreich seine Weinberge sind, ist bekannt. Für Gironde- (Bordeaux-) Weine in Tonnen lösete es im Jahr 1836 die Summe von 16,869,306 Fr., und für andere Weine, ebenfalls in Tonnen, nur etwas weniger, nämlich 16,359,604 Fr., also zusammen über 33 Mill. Franken; hierzu kommen nun noch 7,883,360 Fr. für Girondewein in Flaschen und 6,509,794 Fr. für andere Weine ebenfalls in Flaschen. Die gesammte Weinausfuhr belief sich folglich auf den Werth von 47 bis 48 Mill. Fr. Vom Weinessig und Branntwein soll späterhin die Rede seyn. Diese Weine werden nach allen Gegenden versendet, und jetzt ist auch Algier bereits ein so bedeutender Markt für dieses Naturprodukt, daß es im letzten Jahre bei den Versendungen derjenigen Weine, die nicht von der Gironde kommen, obenan stand; unter den Kunden für die Girondeweine hingegen behaupten die Hansestädte den ersten Rang. Wir wollen nun sehen, was Deutschland seit 10 Jahren an französischen Weinen erhalten hat. Man bemerke, daß in der folgenden Tabelle die Girondeweine in Flaschen ausgelassen sind, weil Deutschland weit weniger davon nimmt.

von 12,962,124 Kil. und im Jahr 1835 830,383 Kil. Es ist Schade, daß man den Grund dieses Schwankens nicht kennt. denn der Salzhandel ist sonst einer der regelmäßigsten, die es gibt, weil er sich nach den beständigen Bedürfnissen eines Landes richtet. Die Bundesstaaten pflegen ihr Salz nicht aus Frankreich zu beziehen; allein im J. 1833 nahmen sie 397,548 Kil. französischen Salzes, seitdem nichts mehr.

Cochenille versendet Frankreich für ungefähr 7 Mill. Franken. Deutschland bekömmt den Konsumtheil dieses feinen Farbestoffes. Im Jahr 1836 bezogen die deutschen Bundesstaaten 38,977 Kil. (im J. 1834 sogar 50,134 Kil.), die Hansestädte 18,144 Kil. und Preußen 3990 Kil. (im J. 1831 sogar 81,025 Kil.). Die Türkei, welche eigentlich die Cochenille liefern sollte, empfing 18,144 Kil. von den Franzosen.

Nicht mindern Absatz findet in Deutschland der von Frankreich gelieferte Indigo, wovon für 8 Mill. Fr. ausgeführt wird. Die Hansestädte empfingen im Jahr 1836 von den ausgeführten 415,994 Kil. 139,257 (im J. 1833 nur 10 Kil., dann 1834 und im J. 1835 15,364 Kil.), die Schweiz 64,888 Kil., und die deutschen Bundesstaaten 58,166 Kil., die stärkste Partie in den zehn Jahren.

Sonderbar verhält es sich mit dem Handel des Berlinerblaus. Sonst versahen Deutschland und Preußen die französischen Materialisten damit. Noch im Jahr 1836 lieferten die deutschen Bundesstaaten 1307 Kil., Preußen aber, welches in den neun vorigen Jahren folgende Quantitäten nach Frankreich verschickt hatte: 2233 Kil., 1533, 2286, 1387, 6830, 11,180 und 4724 Kil., lieferte im letzten Jahre nichts. Im Gegentheil sandte Frankreich 1329 Kil. Berlinerblau nach Preußen und 1601 Kil. nach den Bundesstaaten. Einen Beweis, daß dies kein zufälliges Ereigniß, sondern die Folge eines zunehmenden [illegible] zweigs in Frankreich ist, liefern die steigenden Angabe[illegible] vorigen Jahre.

Im Jahr.	Versendung nach Preußen. Kil.	nach den [illegible]
1827	[illegible]	[illegible]
1[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]

Im Jahr.	Versendung nach Preußen. Kilogramm.	nach den deutschen Bundesstaaten. Kilogramm.
[illegible]	[illegible]	[illegible]
1831	139	[illegible]
1832	633	349
1833	1177	[illegible]
1834	384	[illegible]
1835	1377	[illegible]

Dem sonst für Frankreich nicht unerträglichen Puder hat die Revolution den Garaus gemacht. Nur die republikanischen Amerikaner und einige alten deutschen Köpfe scheinen sich noch mit französischem Produkte zu pudern. Es wurden im Jahr 1836 an Puder 17,815 Kil. ausgeführt, die nicht mehr werth waren, als 8908 Fr. Die Nordamerikaner bekamen 16,911 Kil. und Deutschland nur noch 30 Kil. (im J. 1827 nur 12 Kil., aber in den folgenden Jahren 228, 416, 441, 569 Kil. u. s. w.). Dagegen behält der französische Senft seinen alten Kredit in Deutschland und es werden jährlich im Durchschnitt 15 bis 16,000 Kil. [illegible] versendet.

Welche Quelle des Reichthums für Frankreich [illegible] berge sind, ist bekannt. Für Gironde- (Bordeaux-) [illegible] Tonnen lösete es im Jahr 1836 die Summe von 16[illegible] und für andere Weine, ebenfalls in Tonnen, nur [illegible] nämlich 16,359,604 Fr., also zusammen über 33 [illegible] hierzu kommen nun noch 7,883,360 Fr. für [illegible] schen und 6,509,794 Fr. für andere Weine [illegible] Die gesammte Weinausfuhr belief sich folglich [illegible] 47 bis 48 Mill. Fr. Vom Weinessig [illegible] [illegible] die Rede seyn. Diese Weine werden [illegible] [illegible] und jetzt ist auch Algier bereits [illegible]

[illegible] Naturprodukt, daß es im [illegible] [illegible] derjenigen Weine, die nicht von [illegible] [illegible] unter den Kunden für die [illegible] [illegible] die Hansestädte den ersten [illegible] [illegible] Deutschland seit 10 Jahren [illegible] [illegible] in den [illegible]

Jahre.	Bundesstaaten. Litres.	Hansestädte. Litres.	Preußen. Litres.	
1827	—	12,127,273	2,024,612	Girondeweine.
„	1,340,558	1,860,327	735,510	andere Weine.
„	442,616	125,704	175,028	Weine in Flaschen.
1828	—	13,516,101	2,944,900	Girondeweine.
„	917,394	3,950,616	1,423,594	andere Weine.
„	451,870	97,778	175,219	Weine in Flaschen.
1829	—	10,401,887	3,046,216	Girondeweine.
„	1,030,483	2,245,214	893,801	andere Weine.
„	546,156	106,031	169,466	Weine in Flaschen.
1830	—	8,435,384	3,496,415	Girondeweine.
„	684,364	4,577,856	1,408,999	andere Weine.
„	371,213	118,160	303,137	Weine in Flaschen.
1831	—	7,035,402	2,523,224	Girondeweine.
„	899,844	5,895,463	1,241,153	andere Weine.
„	263,936	110,512	105,235	Weine in Flaschen.
1832	—	16,457,688	6,933,948	Girondeweine.
„	979,894	4,543,154	2,238,825	andere Weine.
„	329,194	108,212	354,167	Weine in Flaschen.
1833	—	23,806,275	3,383,888	Girondeweine.
„	1,230,474	4,656,395	2,024,261	andere Weine.
„	486,967	123,984	235,181	Weine in Flaschen.
1834	—	14,528,429	3,040,903	Girondeweine.
„	782,574	4,846,465	1,745,845	andere Weine.
„	216,024	133,174	497,739	Weine in Flaschen.
1835	—	9,188,191	4,108,995	Girondeweine.
„	425,192	3,297,840	1,518,439	andere Weine.
„	207,119	221,512	518,230	Weine in Flaschen.
1836	—	7,438,956	2,901,798	Girondeweine.
„	2,182,409	2,875,348	920,722	andere Weine.
„	288,842	332,494	703,552	Weine in Flaschen.

Von den Girondeweinen in Flaschen, welche meistens nach Amerika und England gehen, haben die Hansestädte in letztem Jahre nur 56,754 Ltr. und Preußen 66,842 Ltr. genommen. Oesterreich nimmt an dieser großen Weinconsumtion wenig Antheil. Im J. 1836 hat es an Girondeweinen in Tonnen 35,255 Ltr. bekommen; dies war das höchste im ganzen Dezennium. In Flaschen nahm es 25,320 Ltr. desselben Weines. Von den andern Weinen in Tonnen nur 79,019 Ltr. und in Flaschen 39,857. Auffallend ist der große Unterschied in der Weinconsumtion zwischen den Hansestädten und den Bundesstaaten, und man könnte erstere eines übergroßen Hanges nach fremden Weinen beschuldigen, wenn

man nicht wüßte, daß ein großer Theil der Einfuhr weiter geht und zum Theile nach eben den Bundesstaaten.

Von französischen Liqueurweinen nimmt Deutschland wenig; aber dagegen bekommt es eine ziemlich bedeutende Quantität von den ausgeführten 26 Mill. Litr. Branntwein, welche Frankreich jährlich über 16 Mill. Fr. einbringen. In diesem Fache zeigt sich auch Oesterreich als starker Liebhaber, wiewohl ein weit geringerer als England, die nordamerikanischen Freistaaten, die Schweiz, Sardinien und Spanien. Hier folgt die Versendung des französischen Branntweins nach den Hansestädten und Oesterreich in den zehn Jahren.

Jahr.	Hansestädte. Litres.	Oesterreich. Litres.
1827	678,837	436,006
1828	2,033,358	1,263,028
1829	2,105,942	352,391
1830	581,386	202,032
1831	167,949	26,532
1832	481,225	31,602
1833	563,384	289,631
1834	286,613	275,932
1835	600,912	306,211
1836	511,219	379,722

Die starke Verminderung, die man im J. 1831 und bei Oesterreich auch noch im folgenden Jahre bemerkt, kam wahrscheinlich von der Angst vor der Cholera her. In beiden Ländern scheint man sich aber bald wieder beruhigt zu haben und zum beliebten Franzbranntwein zurückgekehrt zu seyn. Die deutschen Bundesstaaten müssen außerordentlich nüchtern leben in Vergleich mit den Hanseaten und Oesterreichern. Sie haben im J. 1836 nicht mehr als 18,370 Ltr. direkt aus Frankreich bezogen; was sie aber sonst woher sich verschafft haben, bleibt natürlich unbekannt, wofern nicht etwa die preußische Mauth es weiß.

Französische Fayence geht meistens nach Amerika, Sardinien, Schweiz, Algier und den französischen Kolonien, und auch vom französischen Porcellan (beinahe 10 Mill. Fr. an Werth) sind die nordamerikanischen Freistaaten die stärksten Abnehmer. Nach diesem kommt Deutschland. Es hat seit zehn Jahren folgende Quantitäten aus Frankreich gezogen.

Jahr.	Hansestädte.	Bundesstaaten.	Preußen.
	Kilogr.	Kilogr.	Kilogr.
1827	74,808	32,928	6,332
1828	56,096	70,005	7,412
1829	63,129	89,212	10,729
1830	75,088	75,227	7,357
1831	47,926	73,028	9,208
1832	74,090	93,274	11,865
1833	83,059	95,131	20,650
1834	84,997	117,476	21,036
1835	98,671	80,359	30,546
1836	99,270	51,345	36,816

Das französische Porzellan hat also in den zehn Jahren offenbar an Gunst in Deutschland gewonnen.

Wir kommen nun an die so vielfältige Verarbeitung der Wolle, des Flachses, der Seide und an die Versendung der großen Menge von daraus entstandenen Fabrikaten.

Die gemeine französische Leinwand geht nach Spanien und nach Amerika, etwas auch nach Afrika und der Schweiz; in diesem Gewerbszweige hat Deutschland viel mehr zu verkaufen als anzuschaffen. Auch von der feinen Leinwand, als Batist und Linon, wovon Frankreich doch für mehr als 18 Mill. Fr. an Werth ausführt, bezieht Deutschland nur wenig; das Meiste geht nach England, den nordamerikanischen Freistaaten und den Kolonien. Die deutschen Bundesstaaten bezogen im J. 1836 nur 4483 Kil. (im J. 1832 aber 6749 Kil.), die Hansestädte 1177 Kil., Oesterreich 403, und Preußen 343 Kil. Die französischen Tuchfabriken lieferten im J. 1836 zur Ausfuhr für mehr als 30 Mill. Fr. an Werth. Das Meiste davon ging nach Sardinien, der Türkei, Spanien, Schweiz, beiden Sicilien, Egypten, Toskana und den nordamerikanischen Freistaaten. Die deutschen Bundesstaaten nahmen nur 17,657 Kil. (im vorhergehenden Jahre 17,394 Kil.), die Hansestädte 4416 Kil. und Preußen nur 972 Kil. (im J. 1834 aber 2649 Kil.). Außer dem eigentlichen Tuche wird noch für 8 Mill. Kasimir und Merinos ausgeführt, wovon die deutschen Bundesstaaten 3723 Kil. (im J. 1827 nur 775 Kil.), die Hansestädte 1143 (im J. 1834 gar nichts und im folgenden Jahr nur 497 Kil.), Preußen nur 558 Kil. und Oesterreich 514 Kil. nahmen. Außerdem empfingen die deutschen Bundesstaaten noch 1093 Kil. sogenannter broschirter Shawls, 10,510 Kil. melirter Wollenstoffe

und 497 Kil. Kaschemirshawls. Letzterer Artikel bringt den französischen Exportanten über 1,200,000 Fr. ein. Aber weit wichtiger noch für die Ausfuhr sind die französischen Seidenfabrikate. Bloß an einfachen Seidenstoffen überstieg die Ausfuhr im J. 1836 den Werth von 90 Mill. Fr. Deutschland hat hier den zweiten Platz als Abnehmer; den ersten haben die nordamerikanischen Freistaaten, welche von den ausgeführten 753,364 Kil. mehr als die Hälfte, nämlich 446,994 Kil., nahmen, also im Debet der französischen Fabrikanten mit ungefähr 50 Mill. Fr. zu stehen kamen. Man begreift nun, weßhalb die Lyoner Fabriken so gewaltig erschüttert wurden, als vor wenig Jahren so viele Fallissements in Nordamerika statt fanden. Dies ist augenscheinlich der Hauptkunde für sie. Nach den einfachen Seidenstoffen kommen die sogenannten façonnées, deren Ausfuhr im Jahr 1836 auf 26½ Mill. geschätzt wurde. Auch von diesen nimmt, nächst den nordamerikanischen Freistaaten, Deutschland den Franzosen das Meiste ab, wie man aus der nachstehenden Dezennaltabelle urtheilen kann.

Jahr.	Ausfuhr nach Deutschland von einfachen	von façonnirten Seidenstoffen.
	Kilogr.	Kilogr.
1827	50,562	36,406
1828	39,529	36,538
1829	34,024	41,490
1830	37,412	40,767
1831	35,958	33,689
1832	50,794	51,979
1833	41,750	47,265
1834	29,615	43,951
1835	34,954	37,723
1836	55,259	29,505

Die Hanseaten scheinen erst in den letzten Jahren sich mit dem Handel mit Seidenstoffen abgegeben zu haben. In den ersten Jahren des Dezenniums führten sie nur einige hundert Kilogramme Seidenstoffe aus Frankreich; aber im J. 1836 empfingen sie an einfachen Stoffen 5403 Kil. und an façonnirten 2927. Ungefähr eben so verhält es sich mit Preußen, das in den ersten Jahren sehr wenig nahm, im letzten Jahr aber 1471 Kil. einfacher und 389 Kil. façonnirter Seidenstoffe erhielt. Gold- und Silberbrokate gehen meistens nach Nord- und Südamerika, Spanien und der Türkei; indessen bekam Deutschland doch auch im letzten Jahr

151,000 Kil. davon, welche wohl großentheils von da in die Levante versendet wurden.

Die Ausfuhr von Geweben aus Seide und andern Fäden hat sich im Dezennium von 4 auf 14 Mill. Franken an Werth emporgeschwungen. Deutschland nahm 9776 Kilogramen derselben; ferner bezog es aus Frankreich für 41,696 Fr. Seidenblonden (im J. 1830 sogar für 158,760 Fr.), für 3352 Fr. Crep und 40,024 Kil. Seidenband (im J. 1832 sogar 64,534 Kil.). Die Ausfuhr dieses einzigen Artikels ist so bedeutend, daß man sie im Jahr 1836 zum Werthe von 56 Mill. Franken anschlug. Die Hansestädte erhielten 7251 Kil. solcher Bandfabrikate, Preußen aber nur 314 Kil. und Oesterreich 86 Kil.

Die in Frankreich jetzt allgemein getragenen Hüte von Seidenhaar scheinen nicht nach Deutschland zu kommen. Sie werden meistens nach Amerika versendet.

Nach den Seidenstoffen haben unstreitig jetzt die baumwollenen Gewebe die größte Wichtigkeit für die Industrie und den Handel Frankreichs. Hier muß man einen Augenblick stillstehen und einen Rückblick auf die Vergangenheit werfen. Als in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die bedruckten Kattunzeuge in Frankreich von England aus bekannt wurden und die Nation anfing, Gefallen daran zu finden, verbreitete sich ein panischer Schrecken unter den Fabrikanten der Wollen- und Seidengewebe; sie empörten sich beinahe gegen die Kattune, und behaupteten, die beiden ächten Zweige der Nationalindustrie würden zu Grunde gehen, wenn man die Einfuhr der Baumwollenzeuge in Frankreich erlaubte. Die Regierung, die in Handels- und Gewerbsachen nicht aufgeklärter war als die Fabrikanten, und die, wie alle damaligen Regierungen, mit dem Verbieten sehr rasch verfuhr, ließ sich durch das Geschrei der Fabrikanten bereden und verpönte die Einfuhr und den Verkauf der Zitze als ein schweres Verbrechen. Wer solche Zeuge verkaufte, wurde zu den Galeeren verdammt, und die Steuereinnehmer waren berechtigt, den Leuten die kattunenen Kleider auf dem Leibe zu zerreißen, in die Häuser zu dringen und alle mit Kattun überzogenen Meubeln zu zerstören. Diese Maßregeln waren allzu abgeschmackt, als daß sie hätten können ganz in Ausführung gebracht werden. Indessen wurde die Einfuhr doch immer verhindert. Im J. 1754 wagte es Jemand, in einer

Broschüre die armen Kattunzeuge zu vertheidigen; aber sogleich trat der stärkste Staatsökonom, Forbouanis, auf, um in einer Gegenschrift zu beweisen, daß der Gewerbfleiß in Frankreich zu Grunde gehen würde, wenn man die Einfuhr des Kattuns, den man toile peinte nannte, erlauben wollte. Es vergingen einige Jahre mit Hin- und Herschreiben; Flugschriften für und wider die Kattune erschienen in ziemlicher Menge; Abbé Morellet schrieb für sie und Baron Grimm, welcher in seiner bekannten Korrespondenz[1] von dieser Angelegenheit spricht, ergreift auch die Partei des Kattuns und des freien Handels. Man bemerke hier im Vorbeigehen, daß die sogenannte philosophische Sekte, zu welcher Baron Grimm und Morellet gehörten, und der man so viel Unheil zuschrieb, wie sie denn zuweilen auch zu weit gegangen seyn mag, im Grunde doch vorgearbeitet hat, um Frankreich alle Arten von Freiheit, deren es jetzt genießt, als Preß-, Gewissens- und Gewerbsfreiheit, zu verschaffen. Im Jahr 1758 endlich, als Silhouette die Finanzen Frankreichs übernahm, wurde die Regierung zum ersten Male vernünftig und erlaubte, was sie doch nicht verhindern konnte. Bloß ein Zoll wurde auf die Einfuhr des Kattuns gelegt, und seitdem ward der Gebrauch desselben allgemein, ohne daß deßhalb der Wollen- und Seidenfabrikation der geringste Abbruch geschehen ist. Damals aber war man noch weit davon entfernt zu ahnen, daß Frankreich selbst einer der stärksten Kattunfabrikanten in der Welt werden würde, und in der That ist es seit 25 Jahren zu dieser Höhe gelangt. Im J. 1836 führte es 2,356,121 Kil. bedruckter Baumwollzeuge aus, deren Werth die Summe von 61 Mill. überstieg. Ein Viertel dieser Ausfuhr ging nach den nordamerikanischen Freistaaten, das übrige nach Spanien, den Kolonien,

---

[1] Correspondance inédite de Grimm et de Diderot, et recueil de lettres, poésies, morceaux et fragmens retranchés par la censure impériale. Paris 1829, S. 14 und 102. Die beiden Aufsätze, worin Grimm die Handelsfreiheit vertheidigt, waren beim Abdrucke der Grimmschen Korrespondenz unter der Napoleonschen Herrschaft von dessen Censur unterdrückt worden. Napoleon ging in seinem Prohibitivsystem ungefähr auf eben den Punkt zurück, von wo man unter Ludwig XV. Regierung ausgegangen war. Aber kaum hatte mit seiner Regierung auch der Druck aufgehört, als der Handel mit starker Schnellkraft seinen freien Flug nahm.

Sardinien, Schweiz, Brasilien, Deutschland, Belgien u. s. w. Die Versendungen nach Deutschland, während der zehn Jahre, betrugen folgende Summen:

Jahre.	Ausfuhr nach dem deutschen Bunde.	Nach den Hansestädten.	Nach Preußen.
	Kil.	Kil.	Kil.
1827	44,988	20	5,172
1828	40,186	1,751	5,088
1829	48,194	2,218	9,572
1830	47,381	3,536	21,732
1831	100,980	250	3,416
1832	177,635	4,894	6,032
1833	78,109	805	7,904
1834	82,564	609	6,398
1835	86,268	7,390	7,432
1836	108,042	11,659	6,866

An Musselin bekamen die deutschen Bundesstaaten 8784 Kil. und an Bazin, Piqué und andern feinen Zeugen 4967 Kil. Frankreich versendet jährlich für mehr als 2 Mill. Fr. Tapetenpapier. Nach den Vereinigten Freistaaten ist Deutschland dasjenige Land, wohin die bedeutendste Ausfuhr geht. Von den im J. 1836 versendeten 921,580 Kil. erhielten die deutschen Bundesstaaten 68,723 Kil. (im J. 1829 sogar 133,414 Kil.), die Hansestädte 50,190 Kil. (im J. 1835 68,754), Preußen 14,621 Kil. (im J. 1833 37,568 Kil.), Oesterreich aber nur 459 Kil.

Die Bücherausfuhr nimmt zu, ungeachtet der Nachdruck im Auslande so sehr gewachsen ist. Sie ist jetzt beinahe 4 Mill. Fr. werth. Belgien, der größte Nachdrucker, erhält auch die meisten Exemplare von Originalauflagen, weil es doch nicht alles, was erscheint, nachdrucken kann. Dann folgen die Vereinigten Freistaaten, die Schweiz, Sardinien, Deutschland (im J. 1836 60,686 Kil. die bedeutendste Zahl in den zehn Jahren), Preußen 10,429 Kil., Oesterreich 8195, und die Hansestädte, die so viel Bordeauxweine nehmen, haben nur 6185 Kil. franz. Literatur zu sich genommen. Außerdem hat Deutschland noch 6831 Kil. Bücher in todten oder fremden Sprachen aus Frankreich erhalten, so wie 892 Kil. Musikalien (im J. 1834 aber 3189 Kil.) und 8959 Kil. Kupferstiche und lithographische Blätter.

An dem französischen Handel mit Fellen und Leder nimmt Deutschland wenig Antheil; aber Handschuhe kauft es nach Nordamerika

und England am meisten. Im J. 1836 betrug die Ausfuhr französischer Handschuhe nach dem deutschen Bunde 13,227 Kil. (im J. 1833 sogar 26,226 Kil.), den Hansestädten 2579, Preußen 3988 (im J. 1834 6402 Kil.); nach Oesterreich nur 204 Kil. Der Handschuhhandel mit dem Auslande ist für Frankreich 7 Mill. Fr. werth.

Goldschmiedarbeit bezieht Deutschland ebenfalls nach den Vereinigten Freistaaten am Meisten aus Frankreich (im Jahr 1836 48,982 Grammen; Oesterreich erhielt 11,670 Gr. und Preußen 9775). An Silberschmiedarbeit kamen nach Deutschland 263,960 Gr., nach Preußen 244,272 Gr., nach den Hansestädten 34,300 und nach Oesterreich 17,460 Gr. (im J. 1827 noch gar nichts); ferner an Juwelierarbeit mit Steinen erhielt Deutschland 10,718 Gr. und ohne Edelsteine 27,731 Gr. (im J. 1832 34,036 Gr.); an Silberjuwelenarbeit 51,807 Gr. Von letzterer nahm auch Preußen 6670 Gr. Auch die französische plattirte Arbeit findet in Deutschland einen regelmäßigen Absatz. Eilf Millionen ist der Werth der aus Frankreich ausgeführten Uhren. Der deutsche Bund bekam im J. 1836 15,420 Kil. derselben, die Hansestädte 12,066 und Preußen 3106 Kil. Krämerwaare, feine und grobe (unter welchem Namen, wie oben gesagt worden, die französische Mauth eine Menge von Dingen begreift), wird aus Frankreich über 12 Mill. Fr. an Werth ausgeführt. Deutschland bezieht davon einen nicht unbeträchtlichen Theil. Eben so unbestimmt ist in den französischen Mauthregistern die Rubrik: „verschiedene Artikel der Pariser Industrie," wovon im Auslande für mehr als 11½ Mill. Fr. verkauft wird. Nach den Vereinigten Freistaaten ist Deutschland hier wieder der Hauptabnehmer. Was dieser Artikel in Zeit von zehn Jahren dasselbe gekostet hat, kann man hier sehen

Jahre.	Bundesstaaten. Franken.	Hansestädte. Franken.	Preußen. Franken.	Oesterreich. Franken.
1827	351,791	144,120	24,903	18,467
1828	768,394	58,015	27,860	65,070
1829	1,079,560	117,043	48,860	120,379
1830	1,005,817	154,270	72,867	171,784
1831	895,020	92,080	113,960	115,130
1832	249,370	243,290	128,470	70,400
1833	1,149,130	218,920	142,580	115,620
1834	990,210	142,420	117,150	67,410
1835	590,220	362,600	145,800	43,540
1836	1,105,990	547,280	239,520	86,540

Unter diesen Artikeln des Pariser Gewerbfleißes, welche so große Summen ausmachen, sind aber die Moden- und Putzsachen nicht miteinbegriffen. Diese bilden in der Mauthverwaltung ein eigenes Kapital, und sicher kein unbeträchtliches; denn was im J. 1836 an Putzsachen ausgeführt worden ist, betrug beinahe 6 Mill. Fr. Hier finden wir die Deutschen als Ankäufer im dritten Rang. Zuerst wieder die nordamerikanischen Freistaaten, dann England und dann Deutschland, worauf nach dem Range Cuba, Brasilien, Belgien, die Schweiz, Preußen, die Hansestädte, Holland, Mexiko, Toscana, Rußland, Englisch-Indien u. s. w. folgen. Zuletzt erscheinen sogar in der langen Reihe der Modesüchtigen China, die philippinischen Inseln, Saint Pierre und Miquelon.

Wir wollen auch die Summen nachrechnen, welche Deutschland seit zehn Jahren für Pariser Putzsachen ausgegeben hat.

Jahre.	Bundesstaaten. Franken.	Preußen. Franken.	Hansestädte. Franken.	Oesterreich. Franken.
1827	139,680	18,349	35,632	20,522
1828	237,078	31,227	10,988	7,594
1829	254,319	21,137	24,716	39,383
1830	200,059	32,767	28,245	41,850
1831	125,862	21,106	22,237	33,339
1832	262,919	36,138	27,606	26,633
1833	295,790	38,345	38,789	46,524
1834	361,459	91,122	65,479	35,969
1835	376,667	125,303	133,697	40,539
1836	382,603	124,145	123,613	48,545

Also in Summa über eine Million Reichsthaler. Diese Zahlenreihe belehrt uns, daß die Sucht nach französischen Moden sich in allen deutschen Staaten sehr vermehrt hat, und daß der Ankauf der Moden am Ende des Dezenniums dreimal so stark war, als im Anfang, mit Ausnahme Oesterreichs, welches bloß seinen überhaupt schwachen Ankauf etwas mehr als verdoppelt hat. Wir wollen jedoch mit Niemand, am allerwenigsten mit den Damen, darüber rechten. Denn jener Umstand beweiset, daß der Wohlstand in allen deutschen Staaten zugenommen hat, und daß auch Frankreich in seinen Bestellungen aus Deutschland weiter geht als sonst; wäre dies nicht der Fall, so würden auch die Ankäufe von Moden, von „Artikeln der Pariser Industrie“ und so vielen andern

Sachen aus Frankreich nicht zu-, sondern abnehmen. Jene Vermehrung der Ausgaben beweist also auch eine Vermehrung der Einnahmen, und in dieser Hinsicht ist sie kein unerfreuliches Zeichen, und wenn die Damen liebenswürdig sind, so müssen die Herren etwas Nachsicht haben, und die hunderttausend Reichsthaler, welche für Putzsachen nach Frankreich gehen, als etwas Unumgängliches betrachten. Rechnen doch die Damen auch den Herren die bedeutenden Summen nicht nach, welche für Franzwein außer Landes gehen. Freilich ist obiges Facit noch nicht ganz vollständig; denn es stehen in den Mauthrollen noch einige dahin gehörige Posten, z. B. Schmuckfedern, Kleidungsstücke und dergleichen items, die aber von der prächtigen Modenausfuhr verdunkelt werden, und sich in deren Glanze verlieren.

Depping.

Germanische und romanische Natur-betrachtung.

Der ganze Charakter eines Volks und damit seine Geschichte im weitesten Sinn, sein Geschick, hängt innig damit zusammen, wie sich das Verhältniß des Menschen zu Allem, was ihn umgibt, das Verhältniß des Geistes zur Natur, in seiner innern Anschauung gestaltet. Den Nationen germanischen und romanischen Stammes scheint ein verschiedenes Schema der Welt eingebildet. Dies vorzüglich bedingt jenen polarischen Gegensatz zwischen den beiden Völkergruppen, der von jeher ihre Bestrebungen und Leistungen, im Geistigen wie im Leiblichen, so deutlich auseinander hält. Diese Spannung ist es aber am Ende, welche, herüber und hinüber sich entladend, die Geschichte, und in ihr Wissenschaft und Kunst fortbildet. Das Doppelwesen in den europäischen Nationen deutet auf weithin getrennte Quellen des Ursprungs, deren verworrene Zweige der Geschichtsforscher in der Nacht der Zeiten verliert; die Grundverschiedenheit in der Naturanschauung erscheint aber selbst als ein großes, naturgeschichtliches Problem, unauflöslicher als das historische; denn jener Dualismus in der Seelenstimmung fällt mit dem ewigen Räthsel des Geistes selbst zusammen. Die Wirkungen dieses Verhältnisses im Ganzen und Großen sind freilich dem allgemeinen Bewußtseyn nahe genug; aber diesem Gefühl deutliche Worte zu geben, möchte schon darum seine Schwierigkeiten haben, weil der Betrachtende sich von der eigenthümlichen Vorstellungsweise seines Volks nicht losmachen kann, und es dem Nichtdeutschen nie an Einreden fehlen

wird, wenn der Deutsche seine Ansichten von Geist und Natur als die höhern, umfassenderen, der Wahrheit verwandteren in Anspruch nehmen möchte.

In welchem Verhältnisse steht das, was im Menschen denkt und will, zu dem, was in ihm vegetirt, und zu dem, was vom Willen in Bewegung gesetzt wird? Sind zwei Naturen in uns oder nur Eine? wenn Eine, ist sie Geist oder Materie? wenn zwei, ist die Seele eine Urkraft, oder sind die Sinneneindrücke die einzige Quelle der Ideen, oder sind diese das zusammengesetzte Produkt origineller Geistesthätigkeit und der Sensationen? — dies sind die ewigen Fragen, welche von jeher der denkende Mensch sich aufgeworfen, so oder anders beantwortet, oder früher und später an der Lösung verzweifelt hat. Jeder Mensch hat seinen Gott, seine Poesie, sein Gewissen; aber die Grundverschiedenheit, welche am Ende alle Ansichten in zwei große Gruppen trennt, ist nun eben die, ob man den Geist als etwas Urkräftiges, Selbstthätiges betrachtet, oder ob man seine Thätigkeit, das Denken, bloß von den Eindrücken der Außenwelt abhängig macht; ob man glaubt, die beiden, mit Hieroglyphen bedeckten Pyramiden, deren Spitzen sich im Bewußtseyn zu berühren scheinen, seyen ungleichartig und außereinander gelegen, oder ob man sie mindestens für kommensurabel oder gar für identisch hält.

Aus diesen beiden Anschauungsformen fließen einerseits alle realistischen, empirischen, andererseits alle idealistischen, spiritualistischen Systeme in der Philosophie mit allen ihren Consequenzen für Selbstbestimmung und Sittlichkeit. Aber diese doppelte Richtung ist auch entscheidend für die allgemeine Naturbetrachtung und für die Methode des Naturstudiums.

Der menschliche Geist, wenn er sich auf die Natur richtet, sey es im Kleinsten oder im Größten, im Singulärsten oder im Umfassendsten, arbeitet mit zwei unzertrennlichen Funktionen: er sondert und verknüpft, er geht fortwährend aus dem Ganzen ins Einzelne, und aus dem Einzelnen ins Ganze. Auf dem Wechselspiel dieser zwei Faktoren beruht, nach Goethes Ausdruck, wie auf einem Aus- und Einathmen, das Leben der Wissenschaft und ihr Wachsthum. Als das Wünschenswertheste erscheint nun das Gleichgewicht zwischen diesen beiden Operationen, zwischen Analysis und Synthesis, zwischen dem Trieb in uns, der

das, was in der Natur mit und durcheinander ist, trennt, auseinander und neben einander stellt, und dem Trieb, der das Getrennte wieder zusammenfaßt, begreift, unter eine gemeinschaftliche Benennung bringt und auf Verwandtes bezieht. Aber das Wesen unseres Geistes bringt es mit sich, daß solches Gleichgewicht schon im Individuum mehr oder weniger gestört ist, und diese Störung zeigt sich noch auffallender, wenn man zwei Epochen der Wissenschaft und die idealen Persönlichkeiten verschiedengearteter Völker miteinander vergleicht.

Ein Mensch, eine Zeit, ein Volk, denen der Geist nichts ist als eine vom Bau und der Thätigkeit gewisser Organe bedingte Funktion, als eine Schwingung inmitten unzähliger, ungleichartiger Schwingungen in der Natur, werden sich beim Naturstudium nothwendig zur Analysis gezogen fühlen; sie werden in unendlicher Aufhäufung und allmählicher Bewältigung des Materials relative Wahrheit suchen; sie werden, wenn sie sich besinnen, den eigenen Synthesen, zu denen sie in der Form von Hypothesen und Theorien von unten nach oben gelangen, mißtrauen, die höhere, umfassende Synthese aber, welche eine keckere und freiere Betrachtung ihnen entgegenstellt, als Anmaßung und Vorurtheil, im buchstäblichen Sinne des Worts, abweisen. Wer den Gedanken von den Sensationen abhängig macht, wer in dem Aggregat von Erfahrungen, die sich auf der ursprünglich unbeschriebenen Tafel des Gehirns einzeichnen, die einzige Quelle der Erkenntniß erblickt, der muß den Geist in die Materie, die Natur in den Mechanismus herabziehen; er ist damit im Naturstudium auf eine Methode verwiesen, die sich möglichst der mathematischen nähert; er hebt eine Synthese der Natur nach der andern auf, während sie ihm immer eine neue entgegenstellt, und wenn er verzweifeln möchte, daß ihm überall der Geist entschlüpft, so tröstet er sich damit, daß sein System, wenn auch im Prinzip schwankend und unklar, doch in der Form scheinbar ist.

Dieser Ansicht gegenüber steht diejenige, welche dem Gedanken ursprünglich freie Thätigkeit, dem Geiste Autonomie zuschreibt. Nach ihr ist die Welt nach Gesetzen construirt, deren Typus in unserem Geiste liegt. Die Idee des Weltganzen spiegelt sich aber in jeder einzelnen Erscheinung ab: in der Natur wird alles beherrscht von einfachen Gedanken, nur die Form ist unendlich mannigfaltig.

Die Gesetze, denen die Seele in ihrer Thätigkeit gehorcht, fallen zusammen mit den allgemeinen Naturgesetzen, und so wird der Seele die Macht vindicirt, sich unmittelbar der Natur gegenüberzustellen, ihre Gedanken nachzudenken, und aus den überall in der Erscheinung zu Tage brechenden Analogien und Gegensätzen die auf ein oberstes und letztes Gesetz zurückweisenden Gesetze zu diviniren. Es zeigt sich nun aber, daß diese Betrachtungsweise der Erfahrung und Beobachtung, der Analysis, so wenig entbehren kann, als die entgegengesetzte der freien poetischen Thätigkeit des Geistes, und wenn dieß als ein polares Verhältniß erscheint, so bestehen die Uebertreibungen dieser Richtungen darin, daß jede die Bedeutung des entgegenstehenden Pols verkennt und seinem Zuge widerstrebt, und so kommt es, daß, wenn der krasse Empirismus den Geist nirgends finden kann, der Mysticismus Gefahr läuft, die Natur zu verlieren.

Seit dem merkwürdigen Jahrhundert, das die Erfindung der Druckerpresse, die Entdeckung der neuen Welt, und die offene Losreißung des Geistes vom Dogma umschließt, sind es vorzugsweise drei Völker, an deren geistiger Thätigkeit Geschichte, Künste und Wissenschaften sich fortleiten: Deutsche, Franzosen, Engländer. Diese Völker sind die geistigen Mittelpunkte, denen sich die übrigen mehr oder minder entschieden anschließen. Von jeher aber machte sich zwischen den Völkern germanischen und denen romanischen Ursprungs eine durchgreifend verschiedene Lebensansicht bemerklich: die erstern haben eben soviel Hang zum Spiritualismus und Idealismus, als letztere zum Realismus und Empirismus. Schon in den Beschreibungen, welche uns die römischen Geschichtschreiber um den Beginn unserer Zeitrechnung von Galliern und Germanen hinterlassen haben, ist dieser Gegensatz fühlbar. Um so leichter konnte das italische Blut, in Verein mit dem celtischen, das in die Masse geflossene fränkische Blut neutralisiren. Im Britten kämpft das doppelte Blut fort, und die beiden Elemente liegen in seinem Geiste als Widersprüche nebeneinander.

Was ein Volk von der letzten Ursache der Welt, von Geist und Materie denkt und glaubt, das ist sein eigentlicher spiritus familiaris. Das Gemeingefühl in dieser Beziehung ist es vorzüglich, was allen seinen Schöpfungen in Poesie, in Kunst und

Wissenschaft Styl und Farbe gibt. Aber der Poet, der Maler, der Geschichtschreiber, der Naturforscher gehorchen meist unbewußt dem Genius ihres Volks, und es hat selten gute Früchte getragen, wenn sie, die Tiefe außer sich suchend, bei den philosophischen Spekulationen des Tages in die Lehre gegangen sind. Selbst in der spekulativsten aller Nationen, in der deutschen, bleibt zwischen der Masse der geistigen Arbeiter und den Schöpfern oder Auslegern der sibyllinischen Bücher, der transscendentalen Wahrheiten und Theorien, eine Kluft befestigt. Der diesseits Stehende unter uns, den dies stört, weil er sich sonst tüchtig im Geiste fühlt, möge sich zu seinem Troste nur gleich daran erinnern, daß einem unserer größten, umfassendsten Geister, Goethen, das Organ für das abstrakte Philosophiren abging. Und manchem Begabten muß es schon ergangen seyn, wie dem Altmeister: indem man sich bemüht, die sublimsten Lehren der Modephilosophie zu fassen und wiederzugeben, treibt der individuelle Geist sein neckisch eigensinniges Spiel, und man bringt nur wunderliche Analoga zu Tag, über die der nachsprechende Adept schadenfroh lacht, und der Meister nachdenkend lächelt. — Die philosophischen Systeme, welche ein Volk in jeder Periode bei sich zur Entwicklung bringt, sind als seine umfassenden Selbstbekenntnisse zu betrachten. Sie sind der Ausdruck seines ganzen Denkens, Wollens und Glaubens; und wenn ihr Wesen zunächst dadurch bestimmt wird, welche Begriffe sich das Volk von Natur und Geist und ihrem Wechselverhältniß macht, so müssen sie wieder rückwärts auf die ganze Methode der Naturbetrachtung vom entschiedensten Einfluß seyn. So ist es für den Punkt, der uns hier beschäftigt, prototypisch, in welchen Systemen die drei Hauptvölker der neuern Zeit ihr höchstes Glauben und Wissen ausgeprägt haben.

Aber derselbe Antagoismus, der sich in der Naturbetrachtung zwischen den Ideenkreisen der verschiedenen Völker bemerklich macht und durch sein Wechselspiel das Leben der Wissenschaft erhält, tritt auch im Großen in den Phasen der Geschichte auf, und im ewigen Kampf zwischen der Prosa und der Poesie des Wissens, zwischen dem nüchterndеn, sondernden und von unten aufbauenden Empirismus, und dem von oben her enthusiastisch zusammenfassenden Idealismus bezeichnen sich die Perioden der Wissenschaften nach der überwiegenden Herrschaft des einen oder des andern Elements.

Der Spiritualismus des Christenthums hatte die Völker des Mittelalters kräftig umschlungen und erzogen; es mußte aber, selbst eine mächtige Synthese, von der Betrachtung und Erforschung der Natur ablenken. Der menschliche Geist sah sich um die Zeit seiner Wiedergeburt im fünfzehnten Jahrhundert in einem magischen Netz von Formeln gefangen: starre Tradition, Scholastik, Alchemie, Astrologie, Zauberei, und das Dogma selbst. Von welcher Seite man versuchen mochte, in die Natur zu dringen, stieß man auf die geweihten Marksteine der Ueberlieferung, und überall hin begegnete der vorwitzige Verstand nach wenigen Schritten hier der sakramentellen Formel eines Alten, dort dem unverbrüchlichen Siegel, das die Kirche an die Pforte des Naturheiligthums gelegt. — Aber die Entwicklungen des Menschengeschlechts folgen denselben Gesetzen wie die Naturprozesse: neben einer Richtung geht still und unbemerkt wachsend ihr Gegensatz her, bis sich in einer raschen Aufhebung des Gleichgewichts die Pole verwechseln. Das Neue verfolgt sofort seine eigenthümliche Bahn; aber der ewige Gegensatz schleicht nebenher und sammelt seine Kraft, bis in höherer Potenz ein neuer Umschlag erfolgt. So hatte dem supernaturalistischen Zuge, der die Völker des Mittelalters im Glauben und Wissen einen magischen Zirkel beschreiben ließ, längst, erst schüchtern, aber allmählig kecker und freier der Geist des Bemerkens und Vergleichens, der Ketzerei und des Zweifels entgegengewirkt. Auf einmal aber, nachdem einige entscheidende Entdeckungen und Erfindungen das Maß voll gemacht hatten, stand riesengroß dem Dogma die Protestation, und der Wissensformel die Skepsis gegenüber.

Wir sehen schon am Alterthum, wie es die Natur des Menschen mit sich zu bringen scheint, daß er, in eine neue Bahn geworfen, zuallererst seine Rechnung mit dem Himmel abzuschließen, sein Verhältniß zum Göttlichen auszumachen sucht, wie er erst dann zum Erkennen und Ordnen des Menschlichen, zur Reform des Staats fortschreitet, und erst zuletzt der äußern Natur sich zuwendet und sich in der Geschichte der sichtbaren Dinge versucht. So war es auch bei jener Revolution der Geister, welche die neuere Geschichte eingeleitet hat, und Huß ging vor Galilei, Luther vor Baco geraume Zeit vorher. Aus Luthers: „Gott helfe mir, ich kann nichts anders!" und aus Galileis:

„e pur si move!" spricht gleich energisch der allgemeine Geist des Widerspruchs gegen einen verlebten Zustand, und Baco von Verulam schrieb endlich das Programm der errungenen Freiheit des Geistes, und sprach es streng und klar aus, was fortan sein Tagewerk seyn müsse, nämlich Erfahrung. Baco erscheint recht eigentlich als der Herold einer Zeit, die, nachdem sie dem Mysterium und der Nachtseite der Natur den Rücken gekehrt, sich mit kecker Zuversicht in eine grenzenlose Bahn unendlicher Entdeckungen wirft, nachdem sie die Fahrzeuge verbrannt, die bisher den Genius der Menschheit getragen.

Baco gehorchte nur dem Trieb aller Geister, welche die eigentlichen Repräsentanten eines neu gewonnenen Inhalts einer Zeit sind, indem er den Riß zwischen Ueberlieferung und neu zu gewinnender Erfahrung unheilbar machte. Seine Art räumte noch weit radikaler im Gebiete des Wissens und Meinens auf, als die Luthers in den Mißbräuchen der Kirche; er negirte, indem er das unförmliche Wissensmaterial der verflossenen Jahrhunderte bei Seite schaffte, mit allen ihren Theorien auch ihren Geist und entwarf auf einer tabula rasa dem Menschen die Marschroute, die er an der Hand der Erfahrung durch Versuch und Analysis zu verfolgen habe. Wie es aber bei allen Sprüngen geht, welche der Mensch macht, so auch hier: man hatte vor lauter Methode die Natur nirgends fassen können; jetzt, da der Zaun starrer Begriffe gefallen war, meinte man, es komme Alles darauf an, die Methode zu vermeiden, und der sich selbst überlassene Geist verlor sich in grenzenloser Empirie. Die Autorität hatte überall dem Wesen die hohle Form untergeschoben; jetzt lautete der Wahlspruch: in nullius verba! Aber den verbis magistri konnte der Experimentator leichter aus dem Wege gehen als dem ewigen Synthetiker im Menschen selbst, der Phantasie; und so war das Feld der Wissenschaft, von dem die Riesenbäume der Scholastik und Cabbala abgetrieben worden, bald wieder mit einem wuchernden Unkraut von kleinlichen, unzusammenhängenden Hypothesen und Theorien bedeckt.

Die Entdeckung der neuen Welt hatte der Wissenschaft den materiellen Beweis für die wahre Gestalt der Erde geliefert, und dies hatte bald zur Ueberzeugung von ihrer Bewegung im Raume geführt. Es war, als ob der Geist dieser Begriffe, der

Anschauung des wahren Verhältnisses der Erde zur Welt, als eines festen Punktes bedurft hätte, um den Hebel an das gewaltige Gebäude der Ueberlieferung zu legen und die Welt neu zu construiren. Die Forschung war nach allen Seiten rüstig, aus den Zweigen des Wissens das antike und arabische Element auszutreiben, aus den Trümmern der Alchemie den Kern einer Chemie herauszulesen und in einer Astronomie die Formel der Natur zu finden, welche in der Astrologie von der voreiligen Formel des Menschengeistes so lange verhüllt worden war. Die Naturforschung des Zeitalters war ihrem Wesen nach vorzüglich auf Physik im weitesten Sinn gerichtet, und damit die mathematische Methode vorherrschend. Das Leben, der Organismus ist aber mit dieser nirgends zu fassen, und so blieb für den empirischen Forscher zwischen den Bewegungen der sogenannten todten und deren der lebenden Natur eine große Kluft befestigt. Während die Gesetze, denen die nicht organisirte Materie folgt, seit Newtons großen Entdeckungen sich in rascher Folge enthüllten, blieb der Organismus, von welcher Seite man ihn betrachten mochte, eine unfaßbare Synthese. Wenn die Metaphysik es wagte, die Gesetze des Lebens mit denen der todten Materie zu verknüpfen, so geschah es vorzugsweise auch wieder nach mathematischer Anschauungsweise. Aber auch in dieser allgemeinen Richtung ist der Unterschied der Nationalcharaktere nicht zu verkennen. Fortschritt in der Breite der Erfahrung, Empirie, Analysis war die Sendung des Jahrhunderts; aber, wie immer, so folgte auch hier das andere, höhere, begeisternde Element, die aus der Autonomie des Geistes fließende Synthese in kühnen Sprüngen dem immer breiter fließenden Strome der Erfahrung. Vergleicht man nun unter den großen Naturgesetzgebern der Zeit diejenigen, welche für die eigentlichen Vertreter ihrer Nationen gelten können, so namentlich Descartes mit Leibnitz, so stellt sich die dürre, wir möchten sagen mechanische Einbildungskraft des Franzosen mit seinen Wirbeln, Hacken und Schrauben der genetischen Phantasie des Deutschen, die sichtbar durch die abstruse Form der Leibnitz'schen Spekulation hindurchbricht, auffallend genug gegenüber. Auch ist es bedeutsam, wie der Deutsche Leibnitz das Losungswort aller seitdem ausgebildeten idealistischen Systeme ausgesprochen hat, indem er, das Locke'sche System bekämpfend, den

Wahlspruch des Sensualismus: „nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu," mit dem Satze beschränkte: „nisi intellectus ipse." Auch Descartes machte die Seele zur Quelle aller Wahrheit und zur höchsten Richterin über dieselbe; aber sein System fand in seinem eigenen Volke die Entwicklung nicht, deren es vielleicht fähig war, und seine Wirbel wurden vom geradlinigten Strome der Empirie verschlungen. — Der deutsche Keppler beurkundete mit den Spekulationen, durch die er Newtons Vorläufer wurde, siegreich die schöpferische Kraft des Gedankens, und er sprach ein Wort aus, das in seiner ganzen Tiefe zu messen, in allen seinen Consequenzen zu demonstriren, es eines ebenbürtigen Genius aus einem stammverwandten Volke bedurfte.

Es wäre nicht zu ermessen, welches der drei Hauptvölker im Verlauf des 17. und 18. Jahrhunderts das große Werk der Naturwissenschaften am meisten gefördert, welches mehr aufbauendes und erweiterndes Material herbeigeschafft, welches mehr ordnenden und befruchtenden Geist in die Masse gegossen. Man müßte die Entdeckungen und Erfindungen nicht nur zählen, sondern auch wiegen können, und dies ist insofern unmöglich, als Alles, was man Erfindung und Entdeckung nennt, nur die in einem Wirbel von Entwicklungen sich bildenden Knoten sind, welche der Verstand pour mémoire fixirt, während alle die Kräfte, die dazu mitgewirkt, wenn sie auch nicht latent bleiben, nachher in ihren Werthen keiner Berechnung unterliegen. Ein einziges geistreiches Wort, eine hingeworfene, scheinbar gewagte Analogie kann in fremdem Lande in einem Kopf eine Reihe von Associationen wecken, welche zu einem Resultate führen, das am Ende vielleicht erst im dritten Lande und in einem ganz andern Kreise des Wissens zu einer wahren Offenbarung des Geistes wird. Je mehr sich der Verkehr unter den Völkern ausgebreitet hat, ein desto bedeutenderes Moment für die Entwicklung der Wissenschaften ist dieses wechselseitige geistige Elektrisiren durch Berührung geworden. Diese Bethätigung herüber und hinüber förderte mächtig den Prozeß der Analysis, indem z. B. eine sinnreiche Methode des Experimentirens auf verschiedenen Punkten mit verschiedenem Geist und Glück auf denselben oder auch einen ganz verschiedenen Kreis von Phänomenen angewandt wurde, wobei die Resultate durch ihre Verschiedenheit nicht selten soviel und

mehr Licht verbreiteten als durch ihre Uebereinstimmung. Dieser Austausch von Ideen förderte aber auch das zusammenfassende Moment der höhern Naturanschauung, das, wenn es auch vom Empiriker verkannt wird, ihm selbst und für den Fortschritt der Wissenschaft so nothwendig ist als die Analysis selbst. Jede Nation bildete bei sich vorzugsweise diejenigen Wissenschaften aus, zu welchen sie ihre natürliche Anlage, ihre ganze Geistesrichtung am meisten befähigte. Indem sie dadurch an einzelnen Punkten in erhöhtem Maße Licht und Wärme entwickelte, strömten diese in andere Regionen über und brachten in andern Sphären der Forschung verwandte Keime zu höherer Entwicklung.

Indessen war man im Lauf des vorigen Jahrhunderts beim Aufbau der Wissenschaften von unten fast noch nirgends zu den Punkten gelangt, wo sich am Ende alle unter einander berühren; die einzelnen Disciplinen liefen, einerseits von mechanischen, andernseits von metaphysischen Begriffen lose zusammengehalten, parallel neben einander her, und die für jede aufgestellten allgemeinen Theorien blieben ohne lebendigen Bezug auf einander und auf ein Allgemeinstes. Baco's Grundsatz war, man habe sich wohl zu hüten, die Wissenschaften absolut von einander zu trennen, alle finden ihren Vereinigungspunkt in der allgemeinen Philosophie. Man sieht, daß diese Aufgabe eine unendliche ist. Es kann nur davon die Rede seyn, daß man die Naturwissenschaften in ihrer Gesammtheit in einem obersten Grundsatz abschließt, und sich dabei nicht verhehlt, daß damit nur ein augenblicklicher Ruhepunkt gegeben ist, jenseits dessen der Prozeß der Analysis, nur nach einem andern Plane, von neuem beginnt. Es fehlte nie, und am wenigsten in der deutschen Nation, an Versuchen zu einem solchen Abschluß; sie konnten aber beim allgemeinen Zustand der Wissenschaften, bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts herauf, nur unvollkommen ausfallen und mußten auf allen Seiten der Consequenz entbehren.

Noch standen die beiden großen Reiche der Natur in heterogener Abschließung einander gegenüber. Das eine gehorcht in seinen Bewegungen und in seiner Ruhe scheinbar todten, mechanischen Gesetzen. Hier, in Luft und Wasser, zerfließt die Materie für unsere Sinne in unfaßbarer Formlosigkeit; dort, in Erden und Metallen, liegen die kleinsten Theile wie zufällig neben

Wahlspruch des Sensualismus: „**nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu,**“ mit dem Satze beschränkte: „**nisi intellectus ipse.**“ Auch Descartes machte die Seele zur Quelle aller Wahrheit und zur höchsten Richterin über dieselbe; aber sein System fand in seinem eigenen Volke die Entwicklung nicht, deren es vielleicht fähig war, und seine Wirbel wurden vom geradlinigten Strome der Empirie verschlungen. — Der deutsche Keppler beurkundete mit den Spekulationen, durch die er Newtons Vorläufer wurde, siegreich die schöpferische Kraft des Gedankens, und er sprach ein Wort aus, das in seiner ganzen Tiefe zu messen, in allen seinen Consequenzen zu demonstriren, es eines ebenbürtigen Genius aus einem stammverwandten Volke bedurfte.

Es wäre nicht zu ermessen, welches der drei Hauptvölker im Verlauf des 17. und 18. Jahrhunderts das große Werk der Naturwissenschaften am meisten gefördert, welches mehr aufbauendes und erweiterndes Material herbeigeschafft, welches mehr ordnenden und befruchtenden Geist in die Masse gegossen. Man müßte die Entdeckungen und Erfindungen nicht nur zählen, sondern auch wiegen können, und dies ist insofern unmöglich, als Alles, was man Erfindung und Entdeckung nennt, nur die in einem Wirbel von Entwicklungen sich bildenden Knoten sind, welche der Verstand **pour mémoire** fixirt, während alle die Kräfte, die dazu mitgewirkt, wenn sie auch nicht latent bleiben, nachher in ihren Werthen keiner Berechnung unterliegen. Ein einziges geistreiches Wort, eine hingeworfene, scheinbar gewagte Analogie kann in fremdem Lande in einem Kopf eine Reihe von Associationen wecken, welche zu einem Resultate führen, das am Ende vielleicht erst im dritten Lande und in einem ganz andern Kreise des Wissens zu einer wahren Offenbarung des Geistes wird. Je mehr sich der Verkehr unter den Völkern ausgebreitet hat, ein desto bedeutenderes Moment für die Entwicklung der Wissenschaften ist dieses wechselseitige geistige Elektrisiren durch Berührung geworden. Diese Bethätigung herüber und hinüber förderte mächtig den Prozeß der Analysis, indem z. B. eine sinnreiche Methode des Experimentirens auf verschiedenen Punkten mit verschiedenem Geist und Glück auf denselben oder auch einen ganz verschiedenen Kreis von Phänomenen angewandt wurde, wobei die Resultate durch ihre Verschiedenheit nicht selten soviel und

mehr Licht verbreiteten als durch ihre Uebereinstimmung. Dieser Austausch von Ideen förderte aber auch das zusammenfassende Moment der höhern Naturanschauung, das, wenn es auch vom Empiriker verkannt wird, ihm selbst und für den Fortschritt der Wissenschaft so nothwendig ist als die Analysis selbst. Jede Nation bildete bei sich vorzugsweise diejenigen Wissenschaften aus, zu welchen sie ihre natürliche Anlage, ihre ganze Geistesrichtung am meisten befähigte. Indem sie dadurch an einzelnen Punkten in erhöhtem Maße Licht und Wärme entwickelte, strömten diese in andere Regionen über und brachten in andern Sphären der Forschung verwandte Keime zu höherer Entwicklung.

Indessen war man im Lauf des vorigen Jahrhunderts beim Aufbau der Wissenschaften von unten fast noch nirgends zu den Punkten gelangt, wo sich am Ende alle unter einander berühren; die einzelnen Disciplinen liefen, einerseits von mechanischen, andernseits von metaphysischen Begriffen lose zusammengehalten, parallel neben einander her, und die für jede aufgestellten allgemeinen Theorien blieben ohne lebendigen Bezug auf einander und auf ein Allgemeinstes. Baco's Grundsatz war, man habe sich wohl zu hüten, die Wissenschaften absolut von einander zu trennen, alle finden ihren Vereinigungspunkt in der allgemeinen Philosophie. Man sieht, daß diese Aufgabe eine unendliche ist. Es kann nur davon die Rede seyn, daß man die Naturwissenschaften in ihrer Gesammtheit in einem obersten Grundsatz abschließt, und sich dabei nicht verhehlt, daß damit nur ein augenblicklicher Ruhepunkt gegeben ist, jenseits dessen der Prozeß der Analysis, nur nach einem andern Plane, von neuem beginnt. Es fehlte nie, und am wenigsten in der deutschen Nation, an Versuchen zu einem solchen Abschluß; sie konnten aber beim allgemeinen Zustand der Wissenschaften, bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts herauf, nur unvollkommen ausfallen und mußten auf allen Seiten der Consequenz entbehren.

Noch standen die beiden großen Reiche der Natur in heterogener Abschließung einander gegenüber. Das eine gehorcht in seinen Bewegungen und in seiner Ruhe scheinbar todten, mechanischen Gesetzen. Hier, in Luft und Wasser, zerfließt die Materie für unsere Sinne in unfaßbarer Formlosigkeit; dort, in Erden und Metallen, liegen die kleinsten Theile wie zufällig neben

einander oder ordnen sich in starrer geometrischer Regelmäßigkeit. Im andern, im lebendigen Reiche, ist ein Strom, der aus unbekannter Quelle bricht, in tausendfache Strudel gebrochen, und jeder Strudel zerfällt wieder in unzählige Wirbel, und alle verfolgen constant die ursprünglich vorgeschriebene Richtung, und jeder reißt bestimmte Elemente der Außenwelt an sich und stößt sie verändert wieder aus. Hier, in Pflanzen und Thieren, wird die ewig wechselnde, theils durchgehende, theils im Wachsthum sich anlagernde Materie von der Form beherrscht, die frei ist in der Nothwendigkeit. Aus den Gesetzen der allgemeinen Attraktion, der Wärme, des Lichts, soweit sie ermittelt waren, aus dem chemischen Wissen, wie es im phlogistischen System vorlag, aus den Begriffen von den Lebenskräften, wie sie Haller vorzüglich zu entwickeln angefangen, war nirgends ein gemeinsamer Zug in den Bewegungen der Natur, nirgends ein gleichnamiges Leben in allen Veränderungen zu erkennen, oder auch nur zu ahnen. Aber durch einige glückliche Entdeckungen wurde auf einmal der Gang der Naturwissenschaften so beschleunigt, daß sie an zahlreichen Punkten zusammenstießen und fortan durchgängig einander Vorschub leisteten, statt daß früher nicht selten ihre Kreise sich perturbirt hatten. Diese Bewegung hat sich bis jetzt fortdauernd beschleunigt; dieser rasche Aufschwung datirt aber nicht viel weiter als von zwei Menschenaltern her.

Erst durch die pneumatische Chemie und die vollständigere Enthüllung der Gesetze der sogenannten imponderabeln Stoffe, der Wärme, der Elektricität, des Magnetismus, ward gleichsam ein gemeinschaftlicher Athem allen Naturwissenschaften eingehaucht, und erst von hieraus wurde eine umfassende naturphilosophische Betrachtung möglich. Durch den Sauerstoff, diesen Archäus der neuen Wissenschaft, war die alte Chemie gleichsam umgestülpt worden; die Entdeckungen der Gase und ihrer Eigenschaften, der chemischen Verwandtschaften und der constanten, sogenannten stöchiometrischen Verhältnisse, in denen die Elemente zu zweien und dreien stufenweise zu bestimmten Bildungen zusammentreten, hatten einen überraschenden Einblick in die Oekonomie der Natur im Großen wie im Kleinsten eröffnet. Auf die Physiologie der Thiere und Gewächse wurde hiedurch das kräftigste Licht geworfen, und im Spiel der Lebenskräfte wenigstens ein Analogon des in der übrigen

Natur herrschenden Wechsels erkannt. Doch den eigentlichen, die ganze Sichtbarkeit durchzitternden Puls der Natur griff die Menschenhand erst in den wunderbaren Gesetzen der elektrischen und magnetischen Materie, und noch tiefer, weil einfacher, in den Erscheinungen des Elektromagnetismus und Elektrochemismus. Der allumfassende Begriff der Polarität, des Gegensatzes ward sofort fast in allen Klassen von Naturerscheinungen von der Erfahrung anerkannt; die Wissenschaft schien nun reif zu einem provisorischen Abschluß, und so bemächtigte sich die deutsche Naturphilosophie jenes Begriffs, um in ihn als in eine Formel die Welt einzuschließen.

Diese kühne Construction der Welt erscheint nur als eine natürliche Entwicklung der allgemeinen Richtung des deutschen Geistes, angeregt durch die erfolgreichen Entdeckungen in Physik und Chemie, welche, der französischen Staatsumwälzung kurz vorangehend, in ihren praktischen Resultaten die Menschheit auf ihren neuen Bahnen so mächtig getragen haben. Aus dem Genius unseres Volks geboren, konnte diese Philosophie auch nur in ihm recht verstanden, und in ihrer Bedeutung gewürdigt werden. Aber derselbe Antagonismus, der die Völker trennt, macht sich auch zwischen den Individuen derselben Nation geltend, und so mußte auch unter uns die Naturphilosophie ihre Opponenten und Läugner finden, auch unter uns mußte, uud zwar zum Heile der Wissenschaft, der Empiriker seinen Standpunkt festhalten, während andernseits, und namentlich in neuester Zeit, die umfassenden deutschen Ideen in andere Nationen überfließen und dort das ideale Element bethätigen.

Seit es dem Menschen gelungen ist, jenes Ueberall und Nirgends, das uns hier als Licht und Wärme, dort als Elektricität und Magnetismus wahrscheinlich nur verschiedene Masken desselben Wesens zeigt, willkührlich so oder anders in die Erscheinung zu bannen, und es im Experiment mit dem Verschiedenartigsten in Conflikt zu bringen; seit die Laute, welche die Tortur des Versuchs diesem Proteus abzwingt, zu Orakelsprüchen geworden sind, welche den Sinn ganzer Reihen von Naturerscheinungen errathen lassen: seitdem hat eine neue Epoche der Naturwissenschaften begonnen, und die Völker arbeiten mit unerhörtem Wetteifer einander in die Hände. Wer auch nur obenhin überschlägt, was seit Entdeckung des Oxygens (1774)

allen Zweigen der Naturwissenschaft ohne Ausnahme an Umfang und Tiefe zugewachsen ist, was Alles dadurch für das materiell Nützlichste, wie das scheinbar Unnützeste, für Künste, Gewerbe, und die Bequemlichkeiten des Lebens und Verkehrs, wie für Spekulation und ideale Weltconstruction, gewonnen worden, der könnte, sey er nun ein thätig Eingreifender oder nur theilnehmend Zuschauender, erschrecken über die Rapidität einer wie auf Eisenbahnen erfolgenden Bewegung. Aber man weiß ja, daß in allen Entwicklungen des Menschengeschlechts auf eine rührige Zeit, in der man Baumaterial beiführt, zimmert, meißelt und in die Höhe richtet, eine Periode folgt, wo man Alles für fertig hält, sich sofort um die Benützung und Schmückung der innern Räume zankt, sie im Unfrieden bewohnt und die Baumeister lästert, bis es die Urenkel im unwohnlichen Gemäuer nicht mehr aushalten und zu Neubauten schreiten. — Wie dem sey, Geschichte und Wissenschaft unserer Tage mögen einen Gang nehmen, welchen sie wollen, die Nachwelt wird das laufende Jahrhundert in keinem Fall mit einem unehrenwerthen Namen bezeichnen. Auf die Titel, welche eine Zeit sich selbst beilegt, kommt es nicht an: sie werden, ob sie sich nun damit verläumdet oder überhebt, von der Geschichte kassirt.

Wie viel die verschiedenen, am Bau der Wissenschaften thätigen Völker, jedes an seinem Theil, materiell und virtuell zur Förderung des gegenwärtig im Bau begriffenen Werks beitragen, dieß unterliegt, so lange die Bewegung in vollem Gange ist, noch weit weniger einer statistischen Schätzung, als wenn es sich von abgeschlossenen Zuständen handelt. Immerhin aber läßt sich betrachten, wie sich die Völker, als Persönlichkeiten angesehen, als Baukünstler geberden, nach welchen Rissen und Methoden sie arbeiten, und worin sie vorzüglich die Festigkeit und den Bestand des Gebäudes suchen. In der folgenden Skizze müssen wir uns auf das Allgemeinste beschränken.

Der Geist der Forschung hatte in Frankreich, durch die Anregung des Cartesius, im siebzehnten Jahrhundert eines gewissen philosophischen Ernstes nicht entbehrt, und Frau von Staël in ihrem Werk über Deutschland meint, wenn die Franzosen der metaphysischen Richtung ihrer großen Männer des siebzehnten Seculums gefolgt wären, so würden sie heutzutage die allgemeinen

Ansichten der Deutschen theilen; denn Leibnitz sey der natürliche Nachfolger von Descartes und Mallebranche, wie Kant der Nachfolger Leibnitzens. Aber eben, daß sie die idealistische Richtung so gar nicht verfolgt haben, beweist, daß sie ihrer Natur zuwider war. — Das System des Locke erscheint als dasjenige, welches bei Engländern und Franzosen die aus den mittlern Zeiten zurückgebliebenen spiritualistischen Nebel aus der Naturbetrachtung vollends verscheucht und die Empirie als herrschendes Element auch in der Wissenschaft auf lange sanctionirt hat. Dieses System war im Schoße der englischen Nation entstanden. Locke hatte, ganz gemäß dem religiösen Sinn seines Volks, aber im Widerspruch mit seinem Grundsatz, daß alle Erkenntniß aus der Erfahrung fließt, die Ideen von Gott, der Schöpfung, der ewigen Materie geradezu als Postulate hingestellt. Als dieses System zur Herrschaft kam, mußte die höhere Contemplation von der spekulativen Theologie absorbirt werden, und sich aus dem Gebiete der Sinnlichkeit, der Erfahrung zurückziehen, die Bearbeitung desselben vorzugsweise den niedrigeren Seelenkräften überlassend. Beim innigen religiösen Gefühl des englischen Volks, konnte dieses System in seinem eigenen Vaterlande von keinen verderblichen moralischen Folgen seyn; indessen verhinderte es durch die unübersteigliche Kluft, die es zwischen Glauben und Wissen befestigte, das freie Ueberströmen des im Volke lebenden spiritualistischen Elements in die Naturbetrachtung, und vernüchterte somit den Geist der Forschung. — Diese intellektuellen Folgen der sensualistischen Lehre waren nun in Frankreich dieselben; sie wurde hier aber, consequent ausgebildet, auch vom entschiedensten moralischen Einfluß.

Eine Lehre, welche alle Erkenntniß aus der Quelle der Sensationen fließen läßt, mußte einer Nation zusagen, in welcher, vielleicht als ein Erbtheil des kühlen römischen Blutes, der Zug nach dem Realen den nach dem Uebersinnlichen von jeher überwogen hatte. Diese Nation mußte, einmal in diese Bahn des Gedankens geworfen, die sinnliche Seite der Locke'schen Construktionen in allen ihren Consequenzen ausbilden, und am Ende folgerecht den metaphysischen Hintergrund, den der Engländer seinem Gemälde gegeben, für eine Fata Morgana erklären. Das von Natur bei diesem Volke nur lose, gleichsam oberflächlich haftende

religiöse Gefühl war hier kein hinlänglicher Damm gegen den Materialismus. Von den Versuchen Condillacs und Bonnets an, den im englischen System bestehenden Widerspruch zu vermitteln, entwickelte sich mehr und mehr jene esoterische Selbstklugheit, den höhern Gefühlen und Ueberzeugungen gegenüber, die im vorigen Jahrhundert auch Deutschland angesteckt hat, ohne hier den kräftigen obern Geisteszug überwältigen zu können. Die Religion ward spöttisch aus der Sphäre der guten Gesellschaft, wie aus den Kreisen des Fühlens und Denkens hinauskomplimentirt, und wenn am Ende das „système de la nature“ die Freiheit im Menschen und die Gottheit in der Natur vernichtete, so war dies nur die nothwendige Spitze einer Spekulation, welche ihre Consequenz darin suchen mußte, daß sie ein ganzes Gebiet der Seele ignorirte.

Wie schon bemerkt, die innerste Gesinnung eines Volks ist es, die sich in seinen Doktrinen ausprägt, und diese, indem sie die Literatur durchströmen, wirken wieder vielfältig auf die Gesinnung zurück. Eine Appellation an die der Erde zugekehrten Triebe im Menschen findet immer weit bereitwilligeres Gehör, als eine an seine höhern, geheimnißvollern Vermögen und Regungen; und so mußte eine Lehre, welche vom Grundsatz der Passivität der Seele ausgeht, welche den Menschen nicht sowohl auffordert, als ihm erlaubt, nichts zu glauben, was nicht unmittelbar unter die Sinne fällt, oder durch Calcul demonstrirbar ist, auf den ganzen Volkscharakter einen weit bedeutenderen Einfluß üben, als eine Philosophie im Stande ist, welche an den Menschen höhere Ansprüche macht, die dem Zug der Sinnlichkeit widersprechen, welche den Menschen in sich gehen heißt, um die Wahrheit zu finden. Aber, und dieß ist uns hier die Hauptsache, eine solche populäre Philosophie des sogenannten gesunden Menschenverstandes muß das von ihr ergriffene Volk zu einer weit compakteren, homogeneren Masse machen, muß die Geister in ihrer Einbildung weit mehr nivelliren, als Lehren wie die deutschen, die selbst in demotischer Ausprägung den Menschen viel zu sehr in die Tiefen der Natur und seines eigenen Geistes führen, um nicht immer mehr oder weniger den Charakter von Geheimlehren zu behalten.

Auf diesem Standpunkt der aus dem Kern der Völker geborenen, und auf ihren Charakter wieder zurückwirkenden

Doktrinen übersieht man wie aus der Vogelperspektive die Quellen der Tugenden und der Fehler, der starken und der schwachen Seiten der Deutschen und der Franzosen. Der Mangel an Idealität in seinem Ich lähmt dem Franzosen die Hand bei allen Bestrebungen, welche die Tiefe und den Ernst der höhern Seelenvermögen in Anspruch nehmen, und sie raubt ihm den Glauben an die Bedeutung und die Wahrheit von Gebilden, die, aus idealer Gesinnung geboren, ihn frappiren. Aber derselbe Mensch, der als Madonnenmaler in Zügen und Haltung nicht über das Conterfei seiner schönen Nachbarin hinauskommt, und als Historienmaler bei Talma und Demoiselle Georges in die Schule geht, derselbe malt, wenn er bei seinem Leisten bleibt, mit einer Herrschaft über die Technik, mit einer Virtuosität, um die ihn der Deutsche sehr oft beneiden muß. Derselbe classische Historiker, der die Motive materialisirt und den Enthusiasmus sachte aus der Geschichte abdampft, sprüht Feuer und Flamme im Pamphlet, wo es gilt, der Begeisterung des Moments Worte zu geben und die Leidenschaft eines Kreises für nationelle Idole zu entzünden. Wer, der die beiden Völker beobachten konnte, sieht nicht, daß der Franzose ein unendlich besserer Schauspieler ist als der Deutsche? wer fühlt nicht, warum dem so ist, und warum dessen ungeachtet die Nation niemals einen Garrick und Fleck hervorgebracht hat? — Ganz so ist es nun, wenn der Franzose als Beobachter und Forscher der unendlichen Mannichfaltigkeit der Natur gegenübertritt.

Je unklarer, gebundener, das der Tiefe, dem Uebersinnlichen zugekehrte Element der Seele in ihm ist, desto heller und reger erscheint in ihm der andere, in die Sinnlichkeit getauchte Pol. Er bringt zur Naturforschung denselben Esprit, der in allen Verhältnissen des socialen Lebens seine Griffe und Schritte so sicher und selbstbewußt macht, um so sicherer, da die Geisterstimme der höhern und tiefern Gefühle in seinem Wesen zu sehr verhallt, als daß sie ihn durch ihre Einsprache verwirren könnten. Denselben chemischen Witz, der im vorigen Jahrhundert die ganze gesellschaftliche Tradition zernagte, weichen in beschränkter Sphäre auch die Synthesen der Natur, wenn es sich davon handelt, an einem herausgegriffenen Problem so lange zu drehen und zu wenden, zu zerlegen und wieder zu combiniren, bis sich ein Facit

ergibt, das knapp und nett in den Cadre der Disciplin paßt. Dieselbe gewandte Einbildungskraft, welche bei Construction einer Toilette oder bei Arrangirung einer Opernscene überall das Schickliche findet, das Zusammengehörende verständig ordnet und die Contraste geschmackvoll wirken läßt, dieselbe fast instinktive Kraft wirkt bei ihm auch mit genialer Sicherheit bei Gruppirung der organischen Wesen nach der Verschiedenheit und der Uebereinstimmung ihrer Merkmale, beim reinlichen Auseinanderfalten ihres Baues und beim fleißigen Vergleichen der Resultate mit dem Analogen und dem Contrastirenden. Er faßt überall die Natur von unten keck, fest und sicher, aber er faßt sie nicht tief; er erweitert mit Virtuosität die Erfahrung in der Breite, aber der elektrische Funken, der, aus der Tiefe des Geistes brechend, eine ganze Reihe von Erscheinungen in eine Idee zusammenballt, wirkt für ihn nur Phantasmagorie und Selbsttäuschung.

Der Franzose geht stetig vom Einzelnen in ein Ganzes, das er allerdings voraussetzt, aber als ewig unerkennbar betrachtet; für ihn beschließt sich der Kreis der Naturforschung in der Operation, „fortwährend besondere Thatsachen zu sammeln, allgemeine Bestimmungen aufzusuchen, welche die größtmögliche Anzahl derselben umfassen, und allmählig zu immer allgemeineren Bestimmungen aufzusteigen;“ [1] aber der Tendenz, vermöge der Autonomie des Geistes im Complex der Erscheinungen ein allgemeines Gesetz zu ahnen, und diese Ahnung in einem Worte auszusprechen, geht er bei sich und andern als einem Irrwisch aus dem Wege. Und die Zuversicht des deutschen Naturphilosophen, das Einzelne werde sich einem divinirten Gesetz von selbst unterordnen und daran entwickeln, sieht ihm aus wie Vermessenheit. — Dieser Antagonismus zwischen realistischer und idealistischer Gesinnung, wie er im Nationalcharakter des Deutschen und des Franzosen so deutlich hervortritt, erscheint in seinem kürzesten Ausdruck als der polare Gegensatz zwischen Einbildungskraft und Phantasie, zwischen Witz und Humor.

Nichts bezeichnet wohl die Grundverschiedenheit in den Ansichten der beiden Nationen vom Wesen des Geistes, und damit von seinen Kräften und Befugnissen auffallender, als die Geschichte

---

[1] Cuvier, histoire des progrès des sciences naturelles depuis 1789.

des thierischen Magnetismus in beiden Ländern. Wir deuten dieses Verhältniß, als typisch, mit wenigen Worten an.

Die Ansicht, welche dem Geist eine von seinen nächsten Organen unabhängige, freie Thätigkeit zuerkennt, und seine Kraft, gleichviel wie, mit der allgemeinen Naturkraft identificirt, mußte sich mit höchstem Interesse Erscheinungen zuwenden, in welchen ihr eine herrliche Bestätigung ihrer obersten Grundsätze zu winken schien. Die doppelte Persönlichkeit im magnetischen Zustand, die erstaunliche Erweiterung der normalen Seelenthätigkeit, das Wandern der Sinne, das Schauen, Fühlen und Wirken in die Ferne, die mannichfachen Phänomene, welche die entfesselte Seele von den verschiedensten Stoffen und Kräften der Natur bald sehnsüchtig angezogen, bald feindselig abgestoßen zeigen — Alles dies war bei der vorausgesetzten Verwandtschaft des geistigen Prinzips mit den allgemeinen Agentien der Natur am Ende nicht wunderbarer, als das Räthsel des Geistes selbst, obgleich unerklärlich wie dieses; oder vielmehr, es war nur in dem Verhältniß unerklärlicher, in dem ein pathologischer Zustand, als eine Verwicklung eines selbst noch unbegriffenen physiologischen, unserem Verständniß noch ferner liegt, als das Spiel des normalen Lebens. Die ganze Seelenthätigkeit, als ein physiologischer Akt, ist uns nicht einmal in dem beschränkten Sinn begreiflich, in dem wir uns von manchen andern Lebensthätigkeiten, vom Kreislauf, von der Muskelkraft, von den Absonderungen u. s. w. Rechenschaft zu geben vermögen. Wie sollten wir nun Phänomene fassen können, in denen die Seele von den gewöhnlichen Bedingungen ihrer Wirksamkeit, die wir höchst unvollständig kennen, losgebunden erscheint? Wie sollten wir ins Reine kommen, über die sonderbaren Erscheinungen einer Verstimmung, welche der Seele ganz andere Organe und Kräfte gibt, da das Wesen der normalen Stimmung selbst die ewige Quelle aller unserer Streitigkeiten über Geist und Materie ist? Aber für die im deutschen Gemüthe lebenden Ueberzeugungen sind die vielseitig und längst constatirten Phänomene des thierischen Magnetismus allerdings von großer Bedeutung; wir können in ihnen die Dämmerung eines Wissens vom Geiste erblicken, in dessen Lichte vielleicht eine künftige Wissenschaft sich bewegen wird, und das gleichsam als Minimum der Erscheinungen von der deutschen Beobachtung

Festgestellte hat längst so ziemlich jeder deutsche Arzt und Philosoph in seinen Ideenkreis aufgenommen, als Anhaltspunkt zu ferneren Combinationen.

Es war dem Deutschen freilich nicht gegeben, hiebei stehen zu bleiben. Der im Somnambulismus wie aus einer andern Welt in unsere Sinnlichkeit fallende phosphorische Schimmer war zu lockend für den poetischen Mysticismus, als daß er dem Fluge der träumenden Seele nicht hätte in den Himmel und in die Hölle folgen sollen. Die im Deutschen wirksame, die Materie vergeistende und den Geist verkörpernde Kraft bethätigte sich hier in den erstaunlichsten Stücken. Man darf es wohl sagen, nichts contrastirt schlagender unsern Nationalcharakter mit dem französischen, nichts beweist auffallender die Achtung, mit der man bei uns jeder Art von Geistesoriginalität huldigt, als das Interesse oder die Schonung, womit in dem hier besprochenen Handel Ansichten und Tendenzen aufgenommen wurden, welche in einem nüchterneren, gemeinverständigeren Lande vom Spott im Keim erstickt worden wären.

Wenn der Somnambulismus den Deutschen lockte, sich tiefer und tiefer in die magisch beleuchtete Nacht der Seele zu versenken, so mußten diese vorgeblichen Wunder auf den Franzosen, dessen Vernunft längst alle Geister aus Natur und Geschichte ausgetrieben zu haben glaubte, höchst widerwärtig wirken. Die Behauptungen vom Wandern der Sinne, vom Vermögen der Fernsicht u. s. w., mußten in einem Systeme, das nicht nur die sogenannte Lebenskraft, sondern die Geistesthätigkeit selbst absolut von der Organisation abhängig macht, als Absurditäten erscheinen; und so wurde auch das, was wir eben das Minimum der deutschen Beobachtung genannt haben, von der großen Mehrzahl der Urtheilsfähigen beharrlich abgewiesen. Wollte sich eines der magnetischen Wunder in Frankreich selbst den Hohepriestern der Wissenschaft aufdrängen, so wirkte es wie ein Splitter im Fleisch, und alle Kräfte des Skepticismus wurden aufgerufen, um das Widersinnige, unheimlich Störende auszuwerfen. Mehrere in der neuesten Zeit von der Académie de médecine abgeurtheilte Fälle haben bewiesen, daß dem Franzosen auf solchem Gebiete sein sonstiger sicherer Beobachtungsgeist nicht treu bleibt, und daß er auf seinem Standpunkt ganz recht hat, wenn er les opérations de

l'esprit eigentlich ganz von der Naturwissenschaft ausschließt. Auf jenem Gebiete kann nur der Glauben Führer seyn, nicht etwa der Glauben an die Wunderthätigkeit dieser oder jener Hellseherin, sondern der Glauben an die Freiheit und Selbstthätigkeit des Geistes.

Das Material der Wissenschaft, das Substrat für höhere Naturconstruktionen wird allerdings von dem Faktor im Menschen geschaffen, der fein bemerkt, scharfsinnig trennt und unterscheidet, das Kleinste gewandt durchdringt, den Complex der Phänomene scharf umschreibt, die Arten der Wesen geistreich benennt; und die dem Franzosen eingebornen Eigenschaften machen ihn auf dem Felde der Erfahrung zu einem der rührigsten Arbeiter, dem das Pflügen, Schneiden, Einheimsen aus der Hand geht, wie nicht leicht einem andern. Er ist oft ein Meister in Handhabung des Hauptorganons der Erfahrung, des Versuchs; er weiß das sinnreich angelegte Experiment aufs Zweckmäßigste abzuändern, um der Natur das Geheimniß, dem er eben auf der Spur ist, abzulocken; er präparirt mit größter Sauberkeit und Präcision; er demonstrirt mit nüchternster Methode und durchsichtigster Klarheit. Ueberblickt man den unermeßlichen Zuwachs aller Naturwissenschaften seit dem von uns oben bezeichneten Zeitpunkt, so kommt auf die Leistungen französischer Forscher, nach Umfang und Bedeutung, ein höchst ansehnlicher, ehrenwerther Antheil. Im Gebiete der Physik und Chemie darf man nur die Namen Lavoisier, Hauy, Fourcroy, Gay-Lussac, Biot, Arago, in den Wissenschaften, welche die Lebensverrichtungen der organischen Geschöpfe, wie ihre äußere Geschichte behandeln, nur die Namen Cuvier, Jussieu, Bichat, Magendie, Dutrochet nennen, um in jedem Deutschen, welches politischen oder philosophischen Glaubens er sey, unbedingte Achtung vor einem Volke zu erwecken, dessen Einfluß auf die Schicksale Europas so verschiedenartigen Urtheilen unterliegt.

Der Franzose ist tapfer und tüchtig als Naturforscher wie als Krieger. Man wirft ihm indessen vor, er wisse wohl zu erobern, aber verstehe nicht zu colonisiren, und ein analoger Mangel klebt nun auch seiner wissenschaftlichen Methode an. Die Eroberungen des Volks auf allen Gebieten des Wissens sind glänzend, auf manchen Punkten selbst entscheidend und maßgebend; aber die Kraft der abschließenden Gesetzgebung, wodurch erst ein unendliches

Aggregat zu einem gerundeten Besitzthum des Geistes wird, ist in ihnen schwächer entwickelt. Am Ende fehlt ihnen freilich weniger die Kraft selbst als die Fähigkeit, ihre Rechtmäßigkeit anzuerkennen. Es ist in dieser Beziehung merkwürdig, wie der Großmeister der französischen Forscherloge, Cuvier, gegen alles Philosophiren in der Naturforschung protestirt, wenn man bedenkt, daß der geniale Mann bei seinen Combinationen derselben höhern Methode, die er unbedingt verwirft, nicht entbehren konnte, und sie unbewußt befolgte. Cuvier, der hier für den Repräsentanten der unendlichen Mehrzahl seiner Nation gelten kann, äußert an vielen Orten seiner Schriften die souveränste Verachtung gegen die Spekulationen und Systeme unserer berühmten Landsleute. So sagt er unter Anderm: „In den Versuchen einiger Metaphysiker des Auslands, die Naturerscheinungen mit rationellen Prinzipien zu vereinigen, sie a priori nachzuweisen, sie der conditionalité zu entziehen, haben wir nichts gesehen als ein trügerisches Spiel des Geistes, wobei man mittelst figürlicher Ausdrücke, die bald in diesem, bald wieder in einem andern Sinne gebraucht werden, ein paar Schritte zu machen scheint, und wobei sich die Unbestimmtheit des eingeschlagenen Wegs sehr bald offenbart, so bald die, welche sich als Führer auf demselben anbieten, nicht zum Voraus das Ziel kennen, zu dem er nach ihrer Behauptung leitet." — „Man hat versucht, die einzelnen Organisationen als Glieder des großen All darzustellen, und dieselben den für letzteres erdachten Gesetzen zu unterwerfen; allein dieses Projekt hat sich bis jetzt nur dadurch ausführen lassen, daß man beständig und regellos von der Metaphysik auf die Physik übersprang, daß man immer einen moralischen Ausdruck für eine physische Erscheinung anwendete, und Metaphern statt Argumenten brauchte. Diese Methode, durch die übrigens bis jetzt keine neue Thatsache entdeckt worden ist, welche man nicht auch auf dem gewöhnlichen Weg hätte entdecken können, ist so beschaffen, daß man kaum begreifen kann, wie sie in einem durch Vernunft und Logik so berühmten Lande so großes Glück machen, und bei wirklich talentvollen Männern, deren Versuche die Wissenschaft mit kostbaren Thatsachen bereichert haben, Theilnahme finden konnte." —

Man sieht, Cuvier hat es hier mit den eigentlich sogenannten Naturphilosophen und Weltbaumeistern zu thun. Wer möchte

ihm verübeln, daß er auf seinem Standpunkte sich von den Prätensionen dieser Schule verletzt fühlte? Aber er bemerkte darüber nicht, daß dies nur temporäre Uebertreibungen einer Geistesthätigkeit waren, die, im Deutschen besonders ausgesprochen, der eine wesentliche Faktor aller Wissenschaft ist. Der Unmuth verhinderte ihn, die Leistungen besonnenerer Köpfe, eines Goethe, Kielmayer, Meckel, Tiedemann, und so vieler Anderer gehörig zu prüfen und zu würdigen, und es fiel dem großen Mann gar nicht ein, sich ernstlich zu fragen, ob denn nicht irgend eine Bedeutung der eigenthümlichen Methode eines Volks zukommen müsse, das seine eigene Nation als ein geistreiches anerkennt, freilich in ganz anderem Sinn, als diese Nation dieses Prädicat für sich selbst in Anspruch nimmt. Er bedachte nicht, daß dieses Volk nicht nur die Druckerpresse, die Uhr und hundert positive Dinge erfunden, sondern auch von jeher zu einem bedeutenden Theil die Aperçus aufgestellt hat, welche, nach dem Ausdruck des Franzosen, allgemein „Schule gemacht haben," und in denen des Apriorischen immer genug war. Aber noch charakteristischer für den Franzosen ist es, wenn ihn nationelle Eitelkeit und Parteilichkeit dazu führt, daß er der Wahrheit wenigstens halb huldigt. Cuvier spricht in seiner Geschichte der Entdeckungen seit dem Jahr 1789 von den voreiligen Versuchen Woodwards, Whistons, Burnets, Leibnitzens und Scheuchzers, ein System der Geologie aufzustellen. Dabei äußert er nun: „Büffons erstes System verdunkelte alle diese Versuche durch die Beredsamkeit, mit der es entwickelt wurde; es erregte allgemeinen Enthusiasmus und veranlaßte in jedem Winkel der Erde Beobachtungen. Man verdankt ihm folglich in der That die Beobachtungen selbst, durch welche es umgestürzt wurde." — Wenige Sätze weiter entschuldigt er sich, daß er jene Systeme in sein Gemälde von den Fortschritten der Wissenschaften nicht aufgenommen habe: „Solche Systeme sind dem wahren Gang der Wissenschaften nur hinderlich, indem sie den Glauben erzeugen, als könne man sich fortgesetzter Beobachtung in einer so wichtigen Materie (der Geologie) überheben, da man doch bis jetzt kaum oberflächlich in sie eingedrungen." — Also bei Gelegenheit eines Compliments, einem unter die Nationalgötter versetzten Landsmann gemacht, legt er der Divination, der apriorischen Construktion eine formelle Bedeutung, eine bethätigende Kraft bei, wodurch

sie allein schon zu einem Organ der Wissenschaft würde, wenn ihr auch kein absoluter Werth zukäme. Er scheint der Gluth deutscher und englischer Phantasie selbst jenen formellen Effekt abzusprechen, den er in Buffon dem Strohfeuer der Einbildungskraft und der Rhetorik vindicirt. Wohl zeigt die Geschichte der Wissenschaften, daß eine Theorie häufig, je umfassender sie war, desto erstarrender auf den Gang der Wissenschaften wirkte; aber Cuvier konnte recht gut wissen, daß beim raschen Lauf, den gegenwärtig alle Disciplinen gleichmäßig verfolgen, und auf dem sie sich gegenseitig befeuern, von einer Lähmung durch Autorität und Dogma so lange keine Rede seyn kann, als eben die polaren Kräfte der verschiedenen Nationen das Schwungrad in Bewegung erhalten.

Wenn die ideale Gesinnung, die sich in der Wissenschaft als höhere, divinatorische Methode ausspricht, den Franzosen in der Regel antipathisch berührt, so rührt dies immerhin vorzugsweise daher, daß im Allgemeinen der Zug seines Wesens nach dem andern Pol gerichtet ist. Dazu kommt aber noch ein verstärkendes, completirendes Moment in der Stellung des französischen Gelehrten zum Leben und zur Gesellschaft. Der Zwiespalt im innersten Denken und Begreifen, der die beiden Völker trennt, macht sich natürlich auch zwischen den Individuen derselben Nation bemerklich. Es gibt ja auch unter uns Köpfe genug, welche sich auf dem einseitigsten realistischen Standpunkt sehr wohl und als ganze Menschen fühlen; umgekehrt ist mancher Franzose nichts weniger als sensualistischen Glaubens, oder widerspricht ihm wenigstens, ohne es selbst zu wissen, durch sein Denken oder Dichten. Eine idealistische Richtung konnte aber, bis vor Kurzem wenigstens, in Frankreich nur in vereinzelten Explosionen zur Erscheinung kommen, aus dem entscheidenden Grunde, weil der französische Gelehrte sich und seinen Ruf von der öffentlichen Meinung, vom allgemeinen Timbre in hohem Grade abhängig fühlt. Unter einem Volke, das die Philosophie des einseitigen Menschenverstandes, der Sinnlichkeit, zu einer so compakten Masse macht, muß ein conventionelles Schicklichkeitsmaß selbst den Gedanken und die Einbildungskraft beherrschen. Der Wissenschaftsmann ist Français avant tout, dann Weltmann, und dann erst Forscher, und meistens noch dazu homme spécial. Er fühlt billig Scheu,

durch ein Paradoxon, durch eine Ansicht, die dem sens commun nicht sogleich einleuchtet, sich zu compromittiren. Was bisher die sogenannte klassische Poesie in todten Formen sich fortschleppen ließ, was die ersten Versuche des Romantismus zu Enormitäten machte, dasselbe hielt bis jetzt auch die Wissenschaft in analogen Schranken. Den Naturforscher fesselt dieselbe Rücksicht wie den Poeten, der sich scheut, den Hippogryphen aus dem Gallop der Einbildungskraft zum Flug der Phantasie zu spornen: beide fürchten beim Sprung in eine ungraziöse Stellung geworfen zu werden, und ihre Reputation als Reiter auf ewig einzubüßen.

Die Mehrzahl der französischen Naturforscher, wenigstens die tonangebenden, hängen mit dem umfassenden Institut in der Hauptstadt zusammen, und sind öffentliche Charaktere, die ihren Namen in der Gesellschaft zu behaupten haben. Aber in einer Welt, wo jeder Enthusiasmus, der nicht aus den unmittelbaren Interessen der Nation fließt, sogleich für Träumerei gilt, und wo die Ironie die eigentliche sociale Seele ist, geht auch der Mann des Wissens einer Inspiration aus dem Wege, die den vernichtenden Spott gegen ihn herausfordern könnte, und behält sein Interesse seiner Ruhe und seines Namens, die Allure d'esprit, mit der er dem allgemeinen Zuge der Gesellschaft folgt, wenn auch nicht in seinen Spekulationen, doch in seinen Schriften bei. Wie ganz anders verhält es sich, wie wir alle recht gut wissen, mit dem Deutschen! — Wenn die französischen Akademiker gleichsam in Einem Convent, unter Einer Regel, nach verständiger Benediktinerweise das Gotteswort der Wissenschaft fördern, so wohnen in Deutschland in Zellen, über das ganze Land verstreut, contemplative Eremiten, deren jeder ein anderes Bild von Gott und Natur in seinem Innern trägt. Losgetrennt von der Welt, operirt hier der eine mit Skalpel, Luppe oder Retorte, während der andere frei und unbefangen die auf der Tafel seines Gehirns anschießenden Klangfiguren nachzeichnet, von keiner irdischen Rücksicht bewegt, als etwa vom Gedanken, die Messe nicht zu versäumen. — Jedes Mitglied des Institut de France muß fürchten, sich durch einen extravaganten Fechterstreich, der etwa nach der berüchtigten Ideologie schmeckte, vor seinen Collegen und der „Welt" zu compromittiren. Aber wie viele deutsche Naturphilosophen und Mystiker werden gehöhnt, gegeißelt, und mit der

Märtyrerkrone gekrönt, während sie sich in Person behaglich zu Spiel oder Unterhaltung ins Casino begeben, wo die Gesellschaft von ihrem Martyrium keine Sylbe weiß, oder doch keine Notiz davon nimmt. — Es ist der höchste Stolz der Franzosen den Geist zu haben, den Jedermann hat; der Deutsche hat seinen Geist für sich, oder er hat gar keinen, der der Rede werth wäre.

Diese Parallele ließe sich durch alle Verhältnisse der Zunft hindurch verfolgen. Hier nur noch etwas über den Unterschied, der im Allgemeinen in der Form der wissenschaftlichen Darstellung auffällt. — Man hört häufig unter uns die glatte, klare, präcise Weise rühmen, in der die Franzosen wissenschaftliche Gegenstände schriftlich darzustellen wissen. Diese Gabe erscheint doppelt schätzbar, wenn es sich davon handelt, einem größern Kreise von allgemein Gebildeten etwa eine Erfindung oder Entdeckung so angenehm und faßlich zu demonstriren, daß die Leute den Zusammenhang mit dem Nächsten, wie mit dem Entferntesten sofort klar einsehen, oder einzusehen meinen, worauf noch mehr ankommen möchte, als auf das Einsehen selbst. Man kann nicht läugnen, diese Popularität der Schreibart ist in Frankreich so häufig als in Deutschland selten; dies rührt aber großentheils daher, daß sie hier so schwer ist als dort leicht, und die Gründe möchte sich Jeder, der darüber noch nicht nachgedacht hat, aus dem bisher Angedeuteten entwickeln können. Der Franzose auf seinem rein empirischen Standpunkt hat es überhaupt nur mit dem Faßlichen zu thun, er sagt nichts aus, was er nicht demonstriren kann, und was eine Hauptsache seyn dürfte, bei ihm ist nicht so viel philosophische Schulterminologie in die wissenschaftliche Sprache übergeflossen, und diese unterscheidet sich wesentlich in nichts von der der übrigen Literatur. Die Darstellungsweise ausgezeichneter Franzosen macht auf den Deutschen meistens einen guten Eindruck, wie denn z. B. Aragos Durchsichtigkeit bei Behandlung wissenschaftlicher Stoffe sehr liebenswürdig erscheint. Deutsche Versuche in dieser Manier sehen einen dagegen leicht schal und oberflächlich an. Woher dieser Unterschied? Wohl nur daher, daß der Deutsche unbewußt das seiner Natur entgegenstehende, aber nothwendige Element in seinem naiven, originellen Ausdruck achtet, während ihn deutsche Formen, die sich von der deutschen Tiefe gar zu fern halten, antipathisch berühren. Der Deutsche täuscht sich selbst,

wenn er es geradezu für leicht hält, seine eigenthümliche Naturanschauung mit Popularität der Darstellung zu vereinigen, soweit es sich von allgemeinen, höheren Betrachtungen und nicht etwa bloß von Thatsächlichem handelt. Die Schreibart des Franzosen ist ein Abbild seiner Forschung: diese besteht in lauter allmählichen Annäherungen, gleichsam Trancheen, einem idealen Ziele gegenüber, das ihm ein unerreichbares ist, und das er daher meist gar nicht in Betracht zieht. Der Deutsche aber läßt es sich nie nehmen, jede Reihe von Phänomenen auf ein naturgesetzliches Höchstes und Allgemeinstes zu beziehen, und bei diesem Bestreben geht ihm die Scheidemünze gemeinfaßlicher Begriffe und Worte nur zu bald aus. Während die Sprache des Franzosen in lauter demotischen Formen hinfließt, drängen sich dem Deutschen, indem er mit dem Ausdruck ringt, überall jene hieratischen Formeln auf: objektiv und subjektiv, concret und abstrakt, real und ideal, relativ und absolut u. s. w., die zwar den Gedanken für den Wissenden streng und präcis ausprägen, aber für den, der gemeine oder allgemeine Belehrung sucht, den Kern der Wissenschaft vor lauter Wissenschaftlichkeit unzugänglich machen. In einer der zahlreichen Stellen, welche ihr Buch der Bonaparteschen Polizei so verhaßt gemacht haben, spricht es Frau von Staël aus, warum es, der glatten Sprache der analytischen Methode gegenüber, so schwer fällt, höhern Ideen Worte zu geben, und der Deutsche läßt sich gerne überreden, daß sie das Verhältniß richtig aufgefaßt habe. Sie sagt: „Da die Analysis nur theilend erforschen kann, so fällt sie wie das Zergliederungsmesser über die todte Natur her. Aber dies ist ein schlechtes Werkzeug, wenn man das Lebendige kennen lernen will; und wenn man Mühe hat, durch Worte den lebendigen Begriff, der uns die Gegenstände in ihrer Ganzheit darstellt, zu definiren, so rührt dies daher, daß dieser Begriff dem Wesen der Dinge ungleich verwandter ist."

Wir wenden uns nun zum Engländer und versuchen es, seine Naturphilosophie kurz zu charakterisiren.

Wir haben schon oben bemerkt, wie der Sensualismus und Skepticismus in seinem eigentlichen Vaterland, in England, nicht die consequente Ausbildung finden konnte wie in Frankreich. Der Genius des Volks selbst war das gesunde Bindemittel, das jenen

fressenden Prozeß verhinderte. Das Lockesche System blieb hier in seiner nobeln Inconsequenz stehen: der Gedanke ward von den Sensationen abhängig gemacht, aber die geoffenbarte Religion stand hoch über der Sinnenwelt als eine unerschütterliche Thatsache allem Erscheinenden gegenüber. Auf diesem gemeinmenschlichen Standpunkt, der geradezu zwei Welten gelten läßt, eine materielle und eine Geisterwelt, blieb auch die große Mehrzahl der Philosophen und Forscher in England stehen. Indem sie dadurch einerseits an den reinen Empirismus verwiesen waren, mußte andernseits ihre höhere Speculation unter der Leitung des Glaubenselements die Tiefe, zu welcher sich der deutsche Geist frei und selbstkräftig zu versenken strebt, mit Postulaten ausfüllen. Der Franzose findet es, als analytischer Forscher, bequem und selbst förderlich, von einer vernünftigen Ursache der Welt, von der Gottheit, zu abstrahiren; der Deutsche, wenn er bei Naturconstruktionen mit dem Gedanken weit ausholt, identificirt sich mit derselben; dem Engländer ist der Blick aufs Uebersinnliche nur ein Herzensbedürfniß, und er zieht das Ewige durch das unmittelbare menschliche Gefühl zu sich nieder. Schon in diesem Zuge spricht sich die ganze Richtung des Engländers aufs Nützliche, Praktische, auf das im Kreis des Lebens Fördernde deutlich aus: auch sein philosophischer Gedankenflug hält jene Mitte zwischen Himmel und Erde, in der der Mensch im Allgemeinen die meiste innere Beruhigung und die größte Spannkraft zu den Angelegenheiten dieses Lebens findet.

Die Isolirung des Landes ist es vor Allem, was den verschiedenartigen Elementen, aus denen im Lauf der Geschichte die Bevölkerung zusammengeronnen, erlaubte, zu einem so compakten, originellen Volkscharakter anzuschießen. Das germanische Element bricht übrigens, wie im Bau der Sprache und in den Institutionen, so auch in der ganzen Seelenstimmung des Volks vorherrschend zu Tag. Geprüft und gekräftigt, statt geschwächt, durch seine innern politischen und Religionskriege, mit jenem entwickelten insularischen Unabhängigkeitssinn, den er längst in einer merkwürdigen Verfassung niedergelegt, trat der Engländer die welthistorische Rolle an, die er noch nicht ausgespielt hat. Der Aufschwung seiner Macht fällt in die Zeit, da eine Revolution alle Völker in neue Bahnen des Strebens, des Wissens und Glaubens

geworfen hatte. Im Maße, als das englische Volk an den entferntesten Küsten Wurzel schlug und seinen Handel und seine Herrschaft ausdehnte, machte es auch Anstalt, die Produkte aller Welttheile zu Hause zu verarbeiten, und, während es entlegene Völker durch Waffen und Politik bändigte, sich das europäische Festland durch seinen Gewerbfleiß zinsbar zu machen. Bei diesem großartigen Streben mußte es das Bedürfniß fühlen, alles Wissensmaterial, das seinen kolossalen Zwecken dienen mochte, rasch zusammenzuraffen und zum unmittelbaren praktischen Gebrauche zuzurichten. Dieser Trieb zur nützlichen Kenntniß, dieses Fragen und Forschen nach Mitteln und Wegen, die dem Handel und der Industrie dienen möchten, zeigt sich naturgemäß seit dem Anfang der brittischen Macht. — Ihr Kanzler Baco, dessen allgemeine Bedeutung wir schon oben berührt haben, wurde hiebei von besonderem Einfluß, indem er jenen empirischen Trieb in verständige, gesetzgebende Worte faßte, aber damit auch sein Volk auf ein schrankenloses Feld der Erfahrung stieß, auf dem sich der Geist im ewigen Haschen und Ergreifen ermüden muß und zu keiner Befriedigung kommen kann. Der Blick in die unendliche Natur war einer Nation eröffnet, die ihn am freisten und weitesten umhertragen konnte; aber eben der aufs Unmittelbare und Nächste gerichtete Drang der Empirie ließ es nirgends zum ordnenden, zusammenfassenden Gedanken kommen, um so weniger, als man in der Erinnerung an die vorangegangene finstere Zeit, und zum Theil durch Bacos Anregung selbst, eine unüberwindliche, eigentlich systematische Scheu vor Autorität und Methode hatte. Man meinte, jede Theorie, indem sie die Wissenschaft durch Abschließung fesle, könne nur dazu führen, ihre Wirkungen für Leben und Praxis zu lähmen. Wie aber das synthetische Element im Menschen immer gebieterisch seine Rechte geltend macht, so konnte man auch hier nicht umhin, sich vom Zusammenhang der Dinge einige Rechenschaft zu geben. Dabei war die Mathematik in großem Ansehen, wegen ihres offenbaren Nutzens für die Technik, und weil ihre Methode selbst im Schooße der entschiedensten Skepsis den Dingen eine gewisse Realität verleiht. So konnte es nicht fehlen, daß der Genius der Nation in alle Operationen der Natur eine mechanische Vorstellungsweise übertrug und in allen ihren Gebilden Maschinen erblickte, die

vom Athem der Gottheit nach unerforschlichen Gesetzen bewegt werden.

Diese anatomistische Ansicht und Forschung macht sich auch von den Anfängen der Londoner Societät an weit herauf, ja zum Theil noch heute geltend. So ist es charakteristisch für jene Apprehension vor Ordnung und Methode, daß das Linnésche System erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Eingang in England fand, und daß man erst um dieselbe Zeit das Bedürfniß fühlte, die niedrigen Familiares Aesculaps, Bader und Barbiere, einiger Aufsicht und der nothwendigsten Prüfung zu unterwerfen.

Mathematik, Logik und classische Literatur bilden von jeher in England, und noch heute, die Grundlage jeder höhern Erziehung, und diese Fächer sind es auch, welche in der Literatur die umfassendste Ausbildung erhalten haben. Es ist bekannt, wie viel von den Engländern in den mathematischen Wissenschaften von Newton bis auf John Herschel, wie Schätzbares in den empirischen Disciplinen der Philosophie, besonders der empirischen Psychologie, durch Shaftesbury, Reid, Steward u. A. geleistet worden ist; aber im Uebrigen hat der Alles beherrschende Freiheitssinn Richtung und Methode schon dem Lehrer, und dann wieder dem Lernenden überlassen, und es herrscht in der Behandlung der Geschichte, der Jurisprudenz, der Theologie ein Naturalismus, der Alles in die Formen gießt, in welchen sie zum unmittelbaren praktischen Dienst der Nation oder für den Kampf in Staat und Kirche die tauglichsten, geschliffensten Werkzeuge darbieten. So mußten alle diese Wissenschaften in einseitige Richtungen zerfallen, und keine fand die gerundete Ausbildung von einem höhern philosophischen Standpunkt aus, in dem sie der deutsche Geist zu fassen sucht, und in welchem sie allein als Kapitel der Naturgeschichte und Entwicklungsgeschichte des Menschen darzustellen sind.

Dieselbe geschäftige Praxis und ruhelose Empirie ließ den Engländer nun auch in den Naturwissenschaften lange nicht dazu kommen, die alte Scheu vor der Theorie zu überwinden, und indem die Schifffahrt und die Industrie den verschiedenen Disciplinen fortwährend die Resultate unter den Händen wegzog, blieb keine Zeit, an des alten Lordkanzlers Satz zu denken, daß alle Naturwissenschaften, sollen sie die ächten Früchte tragen, sich

in der allgemeinen Philosophie vereinigen müssen. Dazu kam aber noch, worauf wir sogleich aufmerksam machen werden, ein besonderer Umstand, der dem Engländer nicht erlaubte, jene kühne Phantasie, die in seiner originellen Poesie die Welt in der Menschenbrust so sicher und großartig gestaltet, auch in die äußere Natur zu gießen, nämlich die Scheu vor der religiösen Ueberlieferung.

Jener Freiheitssinn, der es verschmäht, nach der Weise anderer Länder den wissenschaftlichen Nachwuchs gleichsam schlagweise auf sorgfältig beackerten akademischen Beeten zu ziehen, läßt die Universitäten in ihrer seltsamen Verfassung fortbestehen und hat auch niemals die englischen gelehrten Gesellschaften zu so compakten organischen Körpern werden lassen, wie das französische Institut oder auch nur deutsche Akademien. Jenes nationelle Selbstgefühl, das es vertrauensvoll dem Genius Großbritanniens überläßt, überall und immer, wo der Dienst des Landes es erheischt, große und gute Köpfe zu wecken, gibt dort in seinen praktischen Folgen der ganzen höhern Forscherwelt einen merkwürdigen Charakter von Solidität und Unabhängigkeit, und bei häufig großer Einseitigkeit, in dieser selbst entschiedene Tüchtigkeit. Der ausgezeichnete Surgeon — ein Ausdruck, der, nach altväterischer Weise, den Chirurgen, Anatomen, Physiologen und Zootomen umfaßt — der große Arzt, Chemiker, Physiker sieht sich nach der weisen Staatsmaxime, die jede Auszeichnung sofort nobilitirt, in eine Lage versetzt, in der er inmitten der reichsten Hülfsmittel mit Geistesfreiheit seine Richtung verfolgen kann. Daß selbst eingewurzelte nationelle Vorurtheile, wie das gegen die Section, die Wissenschaft nicht aufhalten, zumal wenn dem Wissenstrieb Gold zu Gebote steht, ergibt sich deutlich aus dem Umstand, daß gerade menschliche Anatomie und Physiologie einer der Zweige ist, in welcher die Engländer von Harvey bis auf Charles Bell das Meiste und Größte geleistet haben.

Bei den ungeheuren Hülfsmitteln der Nation, bei der materiellen Bekanntschaft mit Naturkörpern, welche die Herrschaft der Meere gewährte, bei der beständigen Rücksicht für die Förderung der Industrie konnte es nicht fehlen, daß hier nach und nach durch Analysis und Versuch so viel geleistet wurde, als auf diesem Wege nur geleistet werden kann. Man ging aber dabei vielmehr

vom Athem der Gottheit nach unerforsch…
werden.

Diese anatomistische Ansicht und Forsch…
von den Anfängen der Londoner Societät …
zum Theil noch heute geltend. So ist es …
Apprehension vor Ordnung und Methode …
System erst in der Mitte des vorigen Ja… bei den
England fand, und daß man erst um die…
fühlte, die niedrigen Familiares Aesculap…
einiger Aufsicht und der nothwendigsten …

Mathematik, Logik und classische Lite… fürchteten.
in England, und noch heute, die Grund… bilden den W…
hung, und diese Fächer sind es auch, we… befruchtenden …
umfassendste Ausbildung erhalten haben. … aber von einer
viel von den Engländern in den math… ihnen noch
von Newton bis auf John Herschel, wie …
pirischen Disciplinen der Philosophie, … durch Entdeckung…
Psychologie, durch Shaftesbury, Reid, … Zurückdringung aller N…
worden ist; aber im Uebrigen hat der … diesem setzten sich die …
heitssinn Richtung und Methode schon … im Allgemeinen, die n…
wieder dem Lernenden überlassen, und … Ansichten, namen…
lung der Geschichte, der Jurisprudenz, … in allen Operatio…
ralismus, der Alles in die Formen … Bildungen und Leb…
unmittelbaren praktischen Dienst der N… nachdem gleich…
in Staat und Kirche die tauglichsten, … Wissenschaft regieren…
darbieten. So mußten alle diese Wissen… Einer Linie mit Deuts…
tungen zerfallen, und keine fand die … Experimentatoren fort. …
einem höhern philosophischen Standpu… die alte englische Empirism…
deutsche Geist zu fassen sucht, und in … die synthetischen Schr…
pitel der Naturgeschichte und Entwicklun… Geiste der Nation entsprechen…
darzustellen sind. … denen sie das Bedeutend…

Dieselbe geschäftige Praxis und … Gesetzgeber leisteten;
Engländer nun auch in den Naturwiss… der metallischen Bas…
kommen, die alte Scheu vor der T… seine Theorie des Chlor…
indem die Schifffahrt und die Indust… den Säuren und Salz…
ciplinen fortwährend die Resultate … Priestley, Crawfurd, Ki…
blieb keine Zei… alten Vorbilder … Dalton, Wollaston, Brewster…
alle Natur… sie bi… Humphry Davy bezeichnen di…
… stöchiometrischen Verhältnissen…

...nd in den Gesetzen der
...er Elektricität, des Mag=

...nglischen Physikers macht im
...n sehr guten Eindruck. Er
... in seinem Kreise, den er im
...n Bewegungen mit Bewußtseyn
... nach allen Seiten kluge Blicke
...as Einschlagende mit Besonnen=
...ohne die absolute Scheu des Fran=
..., welche das scheinbar Heterogene
...zt, ohne die Apprehension vor der
...dungskraft, welche ein scheinbares
... meidet. — Man möchte sagen, die
...r des Engländers spreche einen an wie
...einer Bücher: Alles ist solid, correkt,
... riecht nach Steinkohle. Der Geist der
...anwendung weht einen aus jener ganzen
...ieht überall die Keime zu Patenten, welche
...ügeln, dort der Lebenskraft des Dampfs
...re Organe leihen oder einen neuen Comfort
einführen.

...ader und abstoßender steht uns der eng=
...gegenüber, wenn er sich mit der Herkunft
...nischen Welt beschäftigt, wie sie hier tau=
...Boden des Planeten vorübergeht, dort in
...endliche Vergangenheit der Erde vor den
...n er sich dem Philosophiren nicht entziehen,
die großen Probleme von der Schöpfung,
...nskräfte zur allgemeinen Naturkraft, von
...en in der Welt zur Sprache, so macht
...en seinem empirischen Denken und den
...sen Gefühls gebieterisch geltend; er ist
...emeinen Bewußtseyns nicht wegzubrin=
... Versuche, die ganze Welt im Menschen=
...en, und alle Formen, alle Incarnationen
Tiefen des Geistes zu construiren, widern
...s oder dessen Aequivalent, Pantheismus.

in der Breite der Erfahrung auseinander, als in irgend einem Zweige einem umfassenden Begriff entgegen. Die Nation hatte lange fremden wissenschaftlichen Einflüssen ziemliche Sprödigkeit entgegengesetzt. Werners Neptunismus in der Geologie war wohl das einzige umfassende deutsche System, das auch bei den Engländern, wie anderswo, sogleich Epoche gemacht hat; sonst sogen sie den verwandten deutschen Geist nur sachte und vorsichtig ein, weil sie unsere Philosophie perhorrescirten und mit Naturansichten unvermerkt ein Stück derselben zu verschlucken fürchteten. Mit dem immer lebhafter werdenden Verkehr zwischen den Völkern konnten sie sich allerdings dem Ueberströmen von befruchtenden Ideen in ihr wissenschaftliches Leben nicht entziehen; aber von einer Weltanschauung im deutschen Sinn ist bis jetzt bei ihnen noch viel weniger die Rede als bei den Franzosen.

Ein Engländer war es, Priestley, der durch Entdeckung des Sauerstoffs die gegenwärtige Aera der Durchdringung aller Naturwissenschaften gleichsam einleitete, und seitdem setzten sich die englischen Naturforscher rasch ins Niveau der allgemeinen, die neuere Naturwissenschaft vorzugsweise beherrschenden Ansichten, namentlich von der Bedeutung des polaren Gegensatzes in allen Operationen der anorganischen Natur, wie in allen Bildungen und Lebensäußerungen der Organismen. Von da an, nachdem gleichsam das Losungswort des in der heutigen Wissenschaft regierenden Geistes gegeben war, schritten sie in Einer Linie mit Deutschen und Franzosen als Analytiker und Experimentatoren fort. Mit der allgemeinen Theorie, welche auch der alte englische Empirismus nicht mehr abweisen konnte, wurden auch die synthetischen Schritte und Griffe ihrer großen Beobachter kecker und zuversichtlicher. Besonders aber waren es jetzt, dem Geiste der Nation entsprechend, die Fächer der Chemie und Physik, in denen sie das Bedeutendste und Einflußreichste als Reformer und Gesetzgeber leisteten; so namentlich Davy durch seine Entdeckung der metallischen Basis der Erden und Alkalien und durch seine Theorie des Chlors, welche der ganzen wichtigen Lehre von den Säuren und Salzen eine andere Gestalt gab. Die Namen Priestley, Crawfurd, Kirwan, Cavendish, Watt, Cruikshank, Dalton, Wollaston, Brewster, Faraday und vor Allen John und Humphry Davy bezeichnen die erfolgreichsten Entdeckungen in den stöchiometrischen Verhältnissen

der Elemente der jetzigen Chemie, und in den Gesetzen der unwägbaren Agentien, der Wärme, der Elektricität, des Magnetismus.

Die ganze Art und Weise des englischen Physikers macht im Allgemeinen auf den Deutschen einen sehr guten Eindruck. Er bewegt sich mit sicherem Gleichgewicht in seinem Kreise, den er im gegenwärtigen Wirbel der geistigen Bewegungen mit Bewußtseyn um sich beschrieben hat. Er wirft nach allen Seiten kluge Blicke darüber hinaus und eignet sich das Einschlagende mit Besonnenheit und Gewissenhaftigkeit an, ohne die absolute Scheu des Franzosen vor einer höheren Methode, welche das scheinbar Heterogene unter Einen Gesichtspunkt bringt, ohne die Apprehension vor der eigenen und vor fremder Einbildungskraft, welche ein scheinbares Paradoxon wie eine Niaiserie meidet. — Man möchte sagen, die ganze physikalische Literatur des Engländers spreche einen an wie die Aeußerlichkeit aller seiner Bücher: Alles ist solid, correkt, bequem zugerichtet und riecht nach Steinkohle. Der Geist der unmittelbaren praktischen Anwendung weht einen aus jener ganzen Literatur an, und man sieht überall die Keime zu Patenten, welche hier die Schifffahrt beflügeln, dort der Lebenskraft des Dampfs geschmeidigere und sicherere Organe leihen oder einen neuen Comfort in das gemeine Leben einführen.

Aber ungleich fremder und abstoßender steht uns der englische Naturbetrachter gegenüber, wenn er sich mit der Herkunft und dem Ziele der organischen Welt beschäftigt, wie sie hier tausendgestaltig auf dem Boden des Planeten vorübergeht, dort in zahllosen Resten eine unendliche Vergangenheit der Erde vor den Blicken aufthut. Hier kann er sich dem Philosophiren nicht entziehen, und kommen nun hiebei die großen Probleme von der Schöpfung, vom Verhältniß der Lebenskräfte zur allgemeinen Naturkraft, von der Stellung des Menschen in der Welt zur Sprache, so macht sich der Zwiespalt zwischen seinem empirischen Denken und den Postulaten seines religiösen Gefühls gebieterisch geltend; er ist vom Standpunkt des gemeinen Bewußtseyns nicht wegzubringen, und jene deutschen Versuche, die ganze Welt im Menschengeist sich spiegeln zu lassen, und alle Formen, alle Incarnationen der Materie aus den Tiefen des Geistes zu construiren, widern ihn an als Atheismus oder dessen Aequivalent, Pantheismus.

in der Breite der Erfahrung auseinander, als in irgend einem Zweige einem umfassenden Begriff entgegen. Die Nation hatte lange fremden wissenschaftlichen Einflüssen ziemliche Sprödigkeit entgegengesetzt. Werners Neptunismus in der Geologie war wohl das einzige umfassende deutsche System, das auch bei den Engländern, wie anderswo, sogleich Epoche gemacht hat; sonst sogen sie den verwandten deutschen Geist nur sachte und vorsichtig ein, weil sie unsere Philosophie perhorrescirten und mit Naturansichten unvermerkt ein Stück derselben zu verschlucken fürchteten. Mit dem immer lebhafter werdenden Verkehr zwischen den Völkern konnten sie sich allerdings dem Ueberströmen von befruchtenden Ideen in ihr wissenschaftliches Leben nicht entziehen; aber von einer Weltanschauung im deutschen Sinn ist bis jetzt bei ihnen noch viel weniger die Rede als bei den Franzosen.

Ein Engländer war es, Priestley, der durch Entdeckung des Sauerstoffs die gegenwärtige Aera der Durchdringung aller Naturwissenschaften gleichsam einleitete, und seitdem setzten sich die englischen Naturforscher rasch ins Niveau der allgemeinen, die neuere Naturwissenschaft vorzugsweise beherrschenden Ansichten, namentlich von der Bedeutung des polaren Gegensatzes in allen Operationen der anorganischen Natur, wie in allen Bildungen und Lebensäußerungen der Organismen. Von da an, nachdem gleichsam das Losungswort des in der heutigen Wissenschaft regierenden Geistes gegeben war, schritten sie in Einer Linie mit Deutschen und Franzosen als Analytiker und Experimentatoren fort. Mit der allgemeinen Theorie, welche auch der alte englische Empirismus nicht mehr abweisen konnte, wurden auch die synthetischen Schritte und Griffe ihrer großen Beobachter kecker und zuversichtlicher. Besonders aber waren es jetzt, dem Geiste der Nation entsprechend, die Fächer der Chemie und Physik, in denen sie das Bedeutendste und Einflußreichste als Reformer und Gesetzgeber leisteten; so namentlich Davy durch seine Entdeckung der metallischen Basis der Erden und Alkalien und durch seine Theorie des Chlors, welche der ganzen wichtigen Lehre von den Säuren und Salzen eine andere Gestalt gab. Die Namen Priestley, Crawfurd, Kirwan, Cavendish, Watt, Cruikshank, Dalton, Wollaston, Brewster, Faraday und vor Allen John und Humphry Davy bezeichnen die erfolgreichsten Entdeckungen in den stöchiometrischen Verhältnissen

der Elemente der jetzigen Chemie, und in den Gesetzen der unwägbaren Agentien, der Wärme, der Elektricität, des Magnetismus.

Die ganze Art und Weise des englischen Physikers macht im Allgemeinen auf den Deutschen einen sehr guten Eindruck. Er bewegt sich mit sicherem Gleichgewicht in seinem Kreise, den er im gegenwärtigen Wirbel der geistigen Bewegungen mit Bewußtseyn um sich beschrieben hat. Er wirft nach allen Seiten kluge Blicke darüber hinaus und eignet sich das Einschlagende mit Besonnenheit und Gewissenhaftigkeit an, ohne die absolute Scheu des Franzosen vor einer höheren Methode, welche das scheinbar Heterogene unter Einen Gesichtspunkt bringt, ohne die Apprehension vor der eigenen und vor fremder Einbildungskraft, welche ein scheinbares Paradoxon wie eine Niaiserie meidet. — Man möchte sagen, die ganze physikalische Literatur des Engländers spreche einen an wie die Aeußerlichkeit aller seiner Bücher: Alles ist solid, correkt, bequem zugerichtet und riecht nach Steinkohle. Der Geist der unmittelbaren praktischen Anwendung weht einen aus jener ganzen Literatur an, und man sieht überall die Keime zu Patenten, welche hier die Schifffahrt beflügeln, dort der Lebenskraft des Dampfs geschmeidigere und sicherere Organe leihen oder einen neuen Comfort in das gemeine Leben einführen.

Aber ungleich fremder und abstoßender steht uns der englische Naturbetrachter gegenüber, wenn er sich mit der Herkunft und dem Ziele der organischen Welt beschäftigt, wie sie hier tausendgestaltig auf dem Boden des Planeten vorübergeht, dort in zahllosen Resten eine unendliche Vergangenheit der Erde vor den Blicken aufthut. Hier kann er sich dem Philosophiren nicht entziehen, und kommen nun hiebei die großen Probleme von der Schöpfung, vom Verhältniß der Lebenskräfte zur allgemeinen Naturkraft, von der Stellung des Menschen in der Welt zur Sprache, so macht sich der Zwiespalt zwischen seinem empirischen Denken und den Postulaten seines religiösen Gefühls gebieterisch geltend; er ist vom Standpunkt des gemeinen Bewußtseyns nicht wegzubringen, und jene deutschen Versuche, die ganze Welt im Menschengeist sich spiegeln zu lassen, und alle Formen, alle Incarnationen der Materie aus den Tiefen des Geistes zu construiren, widern ihn an als Atheismus oder dessen Aequivalent, Pantheismus.

Naturphilosoph und Naturforscher sind in England gleichbedeutende Ausdrücke; aber der Naturphilosoph wird auf dem eben bezeichneten Gebiete schnell zum Naturtheologen, der im Größten wie im Kleinsten der Natur die Beweise für die Macht, Güte und Weisheit Gottes aufsucht und überall darthut, wie das Universum nur durch einen unendlichen Verstand zusammengehalten werde. Er liebt es, den künstlichen Bau organischer Wesen im Detail mit menschlicher Maschinerie zu vergleichen und durch eindringliche Beweise von der unendlichen Superiorität der göttlichen Gebilde über die armseligen Kopien der Menschenhand, die Kreatur wechselsweise zu erheben und zu demüthigen. Er zeigt scharfsinnig, daß keine Kraft aus der Natur, gleichsam kein Rad aus der großen Maschine weggedacht oder in Gedanken modificirt werden könnte, ohne daß Alles ins Stocken oder in Verwirrung geriethe; er berechnet z. B., was das Loos aller Organismen seyn müßte, wenn die Anziehungskraft der Erde eine andere wäre als sie ist, oder wenn die Dichtigkeit der Luft zu- oder abnähme. All dieser Aufwand von Teleologie macht den Franzosen und den Deutschen gleich ungeduldig: man mag die Natur rein materialistisch oder idealistisch betrachten, so ist in einer Welt, die einmal Bestand hat, Haltung und Verkettung aller Dinge untereinander etwas, das sich vom Anfang und am Ende von selbst versteht.

Noch seltsamer wird dem Deutschen zu Muth, wenn er die Engländer in der Wissenschaft philosophiren hört, welche die eigentliche Lieblingspflegetochter unserer Zeit ist, in der Geologie; wenn er sieht, wie ängstlich sie häufig bemüht sind, die Reihe von Veränderungen, welche die Erdrinde sichtbar in der Zeit erlitten, mit der biblischen Tradition in Uebereinstimmung zu bringen; wie sie sich drehen und wenden, um ihre Vernunft und das erste Kapitel der Genesis zugleich zu retten. Bei solcher allgemein verbreiteten Gesinnung sind diese Klippen für den Gelehrten, der die Freiheit seines Geistes in diesem entscheidenden Punkt behaupten will, nur dadurch zu umschiffen, daß er sie ignorirt. Wenn diese Methode von Manchen befolgt wird, so gehen Andere im Kleben am Buchstaben der Schrift unglaublich weit. Nur Ein Beispiel: Kirby, der bekannte Entomolog, freilich ein Geistlicher der bischöflichen Kirche, hält noch in diesem Jahre daran fest, daß sämmtliche Landthiere der Jetztwelt in Noahs Arche die Kluft zwischen einem

antediluvianischen Zustand und dem jetzigen überschifft haben. Die Frage, wie sich die Thiere alle an Einem Punkte zusammengefunden, weiß er nur durch eine Determination des göttlichen Willens zu beantworten. Handelt es sich davon, sofort die neue Vertheilung der Thiere über die Erde zu erklären, so muß er immer nach wenigen Schritten der Vernunft ihre Incompetenz dem höchsten Rathschlusse gegenüber vorhalten. So sind die ganz eigenthümlichen Geschöpfe der neuen Welt, Amerikas und Australiens, auf unerforschlichen Wegen vom Hochland Asiens hinübergeführt worden; und wenn ihres Gleichen auf den alten Continenten nirgends mehr gefunden werden, so hat die Allmacht, indem sie dieselben hier frühzeitig aussterben ließ, Zwecke erreicht, denen der beschränkte Menschenverstand vergeblich nachgrübelt. — Wie man hört, hat sich Buckland, allerdings auch ein hochkirchlicher Geistlicher, in gewissen Kreisen der Freigeisterei verdächtig gemacht, weil er es wagte, nach der alten Weise deutscher Harmoniker die Schöpfungstage der Genesis auf Perioden der Erdbildung zu beziehen. Kurz, die englische Spekulation verharrt im Allgemeinen auf dem Standpunkt, welchen zu verlassen die deutsche, eigentlich wissenschaftliche Naturbetrachtung sich schon längst berechtigt hielt, einen Standpunkt, den man bei uns nur noch der naturphilosophischen Mystik zu gut hält, deren Orakeln unser phantasiereiches Volk mit Antheil horcht, wenn es auch in seinen Ansichten von der Realität derselben noch so getheilt ist, während die englische Weise, mit nüchternem Verstand die Mysterien zu betasten, unserer Natur widerstrebt.

Es wäre unbegreiflich, was die Engländer abgehalten hat, ihrer mächtigen Poesie auch in der Sphäre der Naturbetrachtung jenen Flug zu gestatten, der unser Gefühl für das Uebersinnliche und Ewige nur gekräftigt hat, wenn man die Familiengeschichte des Volks außer Augen ließe. Bei der eigenthümlichen Isolirung des Landes durchdrang jede geistige Aufregung die Massen inniger und verflüchtigte sich nicht so schnell, als auf der breiten Erstreckung des Continents; besonders aber durchdrang die Hitze der alten Glaubenskämpfe alle Institutionen und cimentirte sie noch in einem ganz andern Sinne als auf dem Festland.

England besaß einen Mann, dem die Wissenschaft außerordentlich viel verdankt, einen Mann, der, gleich unserem Humboldt,

eine ganze Akademie werth war: Humphry Davy. Dieser große Geist hat in mehreren Schriften, und besonders in seinem liebenswürdigen Buche: „Tröstende Betrachtungen auf Reisen, oder die letzten Tage eines Naturforschers,“ [1] seine Ideen über Gott, die Welt, die Vergangenheit und Zukunft des Menschen niedergelegt. Sie können für die Blüthe englischer Spekulation gelten, und wir empfehlen das Buch denen, welche den charakteristischen Unterschied zwischen dem englischen und dem deutschen Geiste in der Richtung auf das Uebersinnliche recht fassen wollen. Es ist gewiß höchst bezeichnend für den praktischen Sinn des Engländers, daß auch beim höchsten Schwunge sein letztes Wort ein Gedanke der Nützlichkeit ist. Das genannte Buch schließt nämlich mit folgenden Worten: „— Wenn diese kleine Erde durch ihre mächtigen und thätigen Bewohner so sehr verändert werden konnte, so muß ich mich dem Gedanken hingeben, daß in andern Weltsystemen Wesen von erhabenerer Natur, unter dem Einflusse des göttlichen Willens, auch eine edlere Rolle spielen werden. Wir wissen es aus den heiligen Büchern, daß es Intelligenzen von höherer Natur als der Mensch gebe. Vielleicht ist es eher ein poetischer als naturhistorischer Gedanke; dennoch muß ich ihm Raum geben: daß nämlich Genien oder seraphische Intelligenzen jene Systeme bewohnen und die Diener des ewigen Geistes seyn mögen, um Veränderungen herbeizuführen, denen ähnlich, die auf der Erde stattgefunden haben. Zeit ist immer ein menschliches Wort, und Wechsel ist ein ganz menschlicher Gedanke; in dem Systeme der Natur sollten wir eher Entwicklung sagen als Wechsel. Die Sonne scheint in Dunkelheit sich in den Ocean zu tauchen, aber sie geht einer andern Hemisphäre auf; die Ruinen einer Stadt fallen, aber sie werden oft, wie in Rom, verwendet, um noch herrlichere Gebäude mitzubilden; selbst aber wenn sie zerstört und in Staub aufgelöst sind, übt die Natur ihr Recht über sie aus; es ersteht auf ihnen, unter den schöpferischen Händen des Menschen, das Pflanzenreich, in ewiger Jugend sich von Jahr zu Jahr wiederholend, und verbreitet Nahrung, Leben und Schönheit über die Trümmer von Monumenten, welche einst dem Ruhme dienen sollten, jetzt aber zu Zwecken der Nützlichkeit verwendet werden.“

---

[1] Uebersetzt von L. F. Ph. v. Martius, Nürnberg. 1833.

Jean Paul sagt: „das Gebiet des Meers gehört dem Engländer, das Gebiet der Erde dem Franzosen, das der Luft dem Deutschen.“ Dieser Ausspruch war nie wahrer als eben zur Zeit, da er gethan wurde. Es war gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, als ob der Ideenstrom, der, aus einer überladenen Batterie brechend, rasch die Pole der realen Welt verwechselte, in höherer Potenz den philosophischen Geist der Deutschen bethätigt und zu ähnlichem Umschwunge im Begriffe des Uebersinnlichen angeregt hätte. In die Generation, deren Verlauf durch den Wechsel des Jahrhunderts etwa in zwei gleiche Hälften getheilt wird, fallen rasch aufeinander alle jene weit greifenden Ideen und Theorien, welche das angehäufte Material empirischen Wissens gleichsam organisirt und alle Zweige der Naturwissenschaft beseelt haben. In merkwürdigem Gegensatz kam in das Reich des Wissens Ordnung und Gesetzmäßigkeit, gerade zu der Zeit, da bei uns im Staate ein längst morscher Rechtszustand vollends zerfiel und überall die Stützen bürgerlicher Ordnung wankten. Diese Revolution im Geiste ist unbestreitbar großentheils von Deutschland ausgegangen, und sie ist nur insofern nicht ganz unser Werk, als sich ja auch bei der Staatsumwälzung die allgemeine Spannung nur deßhalb in Frankreich zunächst entladen hatte, weil sie dort am stärksten war. — In die Anfänge der französischen Revolution fallen die ersten mächtigen Wirkungen der Kantischen Philosophie und der Fichtesche Idealismus. Von 1793 an tritt Kielmayer auf mit seinen Ideen über die fortschreitende Entwicklung der organischen Kräfte in dem Thierreiche, und über Nexus, Ausstrahlung und Polarität der Organe, welche, man darf es wohl sagen, den eigentlichen Grund zu einer ganz neuen Naturgeschichte gelegt haben. Sofort kommen Schellings großartige, gewaltige Cartons zu einem allumfassenden idealen Bilde der Welt; Goethe sanctionirt recht eigentlich die Bedeutung der genetischen Phantasie in der Wissenschaft durch seine legislatorischen Gedanken über Morphologie der Thiere und Pflanzen; Humboldt unternimmt jene einzige Reise in die Tropen, welche der Wissenschaft mehr Früchte getragen, als Weltumseglungen mit bewaffneten Staatsschiffen, und auf welcher er die Elemente zu den geistreichsten Ansichten und Theorien über die Verhältnisse der Wärme, der Elektricität, des Magnetismus und die Vertheilung der Organismen gesammelt. Oken

errichtet, nach Anleitung Schellingscher Ideen, aber mit eigenthümlichem Geiste, ein Gebäude der Naturphilosophie, in welchem das Universum als ein Thier begriffen wird, dessen Organisation sich in allen Einzelwesen, dessen allgemeine Thätigkeiten sich in allen individuellen Lebensakten wiederholen. Das Grundthema, daß Alles in Allem ist, wird von Troxler, Carus, Bader, Kieser, Schubert, Walter, Steffens u. a. in den verschiedensten Kreisen der Naturgeschichte in den mannigfachsten Tonarten gespielt. — Man erinnert sich unwillkührlich daran, daß sehr viele dieser geistigen Strömungen gerade von dem Boden ausgingen, wo in der realen Welt, bei Jena und Auerstädt, jener Schlag geschah, mit dem, wie es schien, der Deutsche vom Gebiet der Erde vollends losgerissen und zum Rückzug in eine innere Welt gezwungen werden sollte, wohin selbst der Gedanke des Eroberers nicht reichte.

Es sind vorzüglich Schellings Ideen, die zu dieser Richtung den Anstoß gegeben und auf die ganze deutsche Naturbetrachtung den entschiedensten Einfluß geäußert haben und fortdauernd äußern werden, wenn auch der Kredit der Naturphilosophie, als eigentliches System, in neuester Zeit wieder bedeutend gesunken ist. — Schelling stellte sich auf eine Höhe, wo der Gegensatz zwischen Mechanismus und Organismus verschwindet, indem er in der ganzen Natur das Spiel zweier streitenden Kräfte, einer positiven und eine negativen, erkannte, die zusammengefaßt oder im Conflikt vorgestellt, auf die Idee eines organisirenden, die Welt zum System bildenden Prinzips führen. Dieses gemeinschaftliche Prinzip ist die erste Ursache aller Veränderungen in der unorganischen, wie aller Thätigkeit in der organischen Natur; es ist überall, und darum nirgends, es ist Alles, und eben darum nichts Bestimmtes und Besonderes. Die Philosophie des Alterthums vermochte die Idee dieses Prinzips nur in poetischen Bildern auszuprägen; Schelling nennt es das Absolute, das sich in der ewigen Erzeugung der Dinge auf unendliche Weise in Raum und Zeit selbst offenbart hat, und zwar durch Selbstentzweiung, durch Polarität. In Allem, vom Lichte an, durch alle Prozesse der Natur bis zu ihrem höchsten, der Sensibilität, herrscht ein allgemeines Auseinandergehen in entgegengesetzte Prinzipien. Diese Antithese ist, nach Schelling, eine Postulat der Naturlehre, keiner empirischen, nur einer

transscendentalen Ableitung fähig. Ihr Ursprung ist in der ursprünglichen Duplicität unseres Geistes zu suchen, der selbst nur aus entgegengesetzten Thätigkeiten ein endliches Produkt construirt. Er faßt es als die Aufgabe einer Naturphilosophie, den Widerspruch auszugleichen zwischen dem, der diese Antithese hypothetisch aufstellt, und dem Experimentator, der von dieser Antithese nichts will und weiß, obgleich seine Constructionen der Naturerscheinungen ohne jenen, wenn nicht empirisch erweislichen, doch nothwendig zu postulirenden Conflikt unverständlich bleiben.

Schon in den Lehren der ältesten griechischen Philosophen, die auf noch ältere morgenländische Mysterien zurückweisen, tritt die Idee auf, daß die Welt ein beseeltes Ganzes, eine Organisation sey. Die Lehre des Pythagoras von der Harmonie zwischen den Formen im göttlichen Verstande und Zahlenverhältnissen, welche daher als Symbole jener aufgestellt werden, war ein Nachhall der uralten orientalischen Weisheit, welche sich eines magischen Einverständnisses mit der Natur rühmte. Aber in dieser den Zahlen beigelegten Bedeutung kann man eine Divination der Thatsachen der jetzigen Wissenschaft erblicken; denn das wichtigste Ergebniß der neuern Forschung ist ja eben, daß die stöchiometrischen Verhältnisse der Elemente, in welchen sie nach fest bestimmtem Gewicht und Volumen zu den Naturkörpern zusammentreten, und in der belebten Natur abgewogene polare Kräfte Alles beherrschen. — Jene Pythagoräischen Vorstellungen entwickelten sich in Platons göttlichem Geiste zu der Idee von der Welt, als einem vernünftigen Thier, dessen sich durchdringende, harmonische Verhältnisse vom Geist als musikalische Zahlen ausgesprochen werden; die im Thiere wohnende Weltseele wird demnach gefaßt als die ewige Ordnung der Natur nach den Gesetzen der Mathesis. Schelling ist nun derjenige, der diese alten, aus naiver und tiefsinniger Naturanschauung geborenen Ideen am Lichte der neuen Naturforschung wieder entzündete. Pythagoras, seine Lehrer und Nachfolger ahneten in unmittelbarer Geisteskraft im Riesenleibe der Natur, an den sie kaum erst schüchtern das analytische Messer gelegt, die allwaltende Seele mit ihren Harmonien, deren Symbole sie in ihrem eigenen Innern fanden. Schelling umgekehrt sammelte wieder die zahllosen divergirenden Strahlen einer ins Breite ergossenen Erfahrung in dem Brennpunkt jener Idee,

und entwarf vom gewonnenen Begriff rückwärts ein Schema der ganzen Natur nach den überall in ihr waltenden polaren Gegensätzen.

Seit der Entdeckung der chemischen Verwandtschaften und der Gesetze der Elektricität und des Magnetismus war es klar geworden, wie Anziehung und Abstoßung im Kleinsten wie im Größten das mächtige Agens ist, durch welches sich der ganze Prozeß der unorganischen Natur fortleitet; man entdeckte nun aber bald, daß ein analoges Spiel entgegengesetzter, ewig das Gleichgewicht suchender und wieder aufhebender Kräfte auch der Grund aller organischen Thätigkeit ist, daß z. B. Sensibilität und Irritabilität, Ausscheidung und Wachsthum, Ausathmen und Einathmen u. s. w. sich verhalten wie der Plus- und Minus-Pol der galvanischen Säule oder des Magnets; und am Ende wurde diese Analogie zwischen Elektrochemismus und organischer Kraft auf dem Wege des Experiments nachgewiesen. Man erkannte in Allem, was ist und wird, den Dualismus eines sich selbst spaltenden Prinzips, ein Wesen, das in den verschiedensten Masken in die Erscheinung tritt, als Positives und Negatives, als Oxydirendes und Desoxydirendes, als Saures und Alkalisches, als Männliches und Weibliches, als Irritables und Sensibles u. s. w. Die Naturphilosophie begriff nun diesen Proteus als ein gemeinschaftliches, auf verschiedenen Stufen sich manifestirendes, die ganze Natur zu einem allgemeinen Organismus verknüpfendes Prinzip, und indem sie dieses that, faßte sie die Wissenschaft auf ihrem gegenwärtigen Standpunkt in ein oberstes Wort und kam auf der jetzigen Entwicklungsstufe des menschlichen Geistes, von der Erfahrung geleitet, auf die Erkenntniß jenes Wesens zurück, „das schon die älteste Philosophie als die gemeinschaftliche Seele der Natur ahnend begrüßte.“ [1]

Und gerade eine solche Divination vor der Erfahrung war es, was dem Grundsatz zu gut kam, von dem alle Naturphilosophie ausgeht, dem Satz, daß der erkennende Geist wahrer Erkenntniß fähig sey, daß das Subjektive dem Objektiven, das Wissende dem Gewußten nicht wesentlich entgegengesetzt seyn könne. Schelling kehrte nach der Kantschen Kritik zum uralten Glauben an die Gleichartigkeit des Geistes mit den Dingen zurück. Nach

---

[1] Schelling, von der Weltseele. 1798.

ihm sind das Denkende und das Existirende nur Formen desselben Wesens, und der Geist ist fähig, die Dinge, wie sie wirklich sind, im Erkennen nachzubilden, und zwar ist solche Erkenntniß keine bloße auf das Gegebene beschränkte Reflexion, sondern die spekulative Vernunft kann sich durch produktive Anschauung zu den den Erscheinungen zu Grund liegenden Ideen erheben und so das innerste Wesen der Dinge ergreifen.

Mit diesen Grundsätzen und dem aus der Erfahrung abgezogenen Schema der Natur war gleichsam der Zettel aufgezogen, in welchen die naturphilosophische Schule kühn ihren Einschlag warf. Während der Empiriker an seinem Stuhle ewig dasselbe Dessin webt, sproßten dort unter dem sausenden Weberschiff der Phantasie die wunderbarsten Arabesken empor, in welchen sich alle Incarnationen des Weltgeists, vom Planeten bis zum geringsten Organ des geringsten der Lebendigen, in magischen Kreisen verschlangen. In dieser Richtung, die dem deutschen Geiste so trefflich zusagte, hat die deutsche Naturforschung rasch alle Gebiete der Wissenschaft gesetzgebend durchzogen, hat im Mikrokosmus, nach Analogie und Gegensatz, überall den Makrokosmus gefunden, und in allen Phänomenen dargethan, wie im Besondern das Allgemeine sich birgt. Der wahre Repräsentant dieser Schule ist der geistreiche Oken, der vom menschlichen Sensorium aus kühne Radien durch das ganze Universum in alles Erscheinende zog und aus Allem eine Wiederholung derselben Ideen auf verschiedenen Stufen entwickelte. — „Alles Lernen ist im Herausgehen aus uns in die Welt, und nicht umgekehrt ein Eingehen der Welt in uns.“ — „Die Organe der Welt verhalten sich zu den Sinnen, wie die Peripherie zum Centrum, wie die Haut zum Hirn oder wie das Sinnorgan zum Hirn; das Sinnorgan ist aber nur das verlängerte, fortgesetzte Hirn, mithin ist das Weltorgan nur das fortgesetzte Hirnorgan.“ — „Das Universum ist nur Ein Thier, dessen sensorium commune oder Selbstbewußtseyn der Menschenleib, dessen Hirn die Thiere, dessen Sinne die Pflanzen, dessen Rumpf alles Uebrige ist, was ihr unorganisch nennt.“ — „Die Wechselwirkung der Sinne und der Welt ist nichts anderes als ein Somnambulismus des Kopfes, so wie der Mesmerismus ein Denken des Magens ist.“ — „Das Sinnorgan ist identisch mit einer Naturqualität; der Sinn und sein Objekt verhalten sich zu einander, wie zwei

consensirende Organe oder Systeme im Leibe. Wie sich das Universum zum Thierreich verhält, so das Sinnobjekt zum Sinn, als große Welt zu ihrem Compendium." — „Es geht Ein Lichtprozeß vom Hirn durch das Auge durch die Sonne bis ans Ende der Welt; es geht Ein elektrischer Prozeß vom Hirn durch ein anderes Sinnorgan bis zum Ende der Atmosphäre; es geht Ein chemischer Prozeß vom Hirn aus durch ein anderes Sinnorgan bis zum Ende des Wassers; es geht ein Cohäsionsprozeß vom Hirn aus durch einen andern Sinn bis ans Ende der Erde u. s. w. Ton und Licht sind durchaus Eins, jenes das planetarische Licht, dieses der solare Ton; da nun das Licht die Weltseele ist, so ist der Ton nothwendig die Seele des Planeten."

Dies ist Okens Sprache. Wir haben oben Cuvier als Repräsentanten der Empirie redend eingeführt. Mußte er sich als solcher nicht ärgern, daß einer von vorne herein Dinge wissen wollte, welche so zu ergreifen, er mit seiner Methode in ewiger Zeit nicht hoffen durfte? Kein Wunder, wenn es ihn verdroß, daß man ihm weiß machen wollte, das Studium der Natur sey ein Ausgeben, kein Einnehmen, da doch er, Cuvier, sich so deutlich als einen Einnehmenden, Sammelnden, Zusammenstellenden fühlte; kein Wunder, wenn die eigentlich sogenannte Naturphilosophie, dieses ganz germanische Gewächs, ihm und der großen Mehrzahl seiner Landsleute mit widrig narkotischem Geruch auf die Nerven fiel und der Schauder, den ihm die in allen Farben des Regenbogens unheimlich schillernde Hülle der Frucht einflößte, ihm nicht erlaubte, auf ihren wahren Kern zu dringen.

Der Dualismus, der von der Erfahrung in den mannichfachsten Naturprozessen nachgewiesen war, mußte ein Volk, unter dem von jeher ideale Naturansichten geherrscht hatten, veranlassen, in diesen Begriff die ganze Wissenschaft einzuschließen. Wurde diese Richtung unter diesem Volke und durch dasselbe unter den Völkern, welche hauptsächlich den Bau des Wissens fördern, die überwiegende, herrschende, so war allerdings Gefahr vorhanden, daß ein neuer Dogmatismus, Scholasticismus, Schematismus die Wissenschaft in Fesseln schlug. Aber das am Realen haftende, die Autonomie des Geistes negirende oder ignorirende, empirische Element war auch in Deutschland kräftig genug und überwog in den andern Ländern vollends ganz und gar. So wirkte das

abstrakte Setzen der Naturphilosophen keineswegs als erstarrender Frost, sondern vielmehr als aufregendes Ferment, das den Erfahrungspol bethätigte. Der Empiriker fühlte, daß es mit dem bloßen Negieren jener kühnen Synthesen nicht gethan sey, daß es sich darum handle, sie auf der Kapelle der Erfahrung zu prüfen, und ob er sie nun widerlegte oder sie nur zu widerlegen glaubte, die Wissenschaft konnte durch Vervielfältigung der Versuche nur gewinnen. Andernseits wich der wahre Geist der Wissenschaft, der nur in Synthese und Analyse lebt, auch von den meisten Naturphilosophen nicht. Sie fühlten den Drang, ihre Ideen zu Thatsachen zu erheben, und neben den geistreichsten Aperçus, womit sie die Bahn der Wissenschaft absteckten, verdankt auch das positive Wissen, besonders in den wichtigen Fächern der Anatomie und Physiologie der Thiere und Pflanzen, Männern dieser Richtung die fruchtbarsten Entdeckungen. Hätte Oken nichts wirklich entdeckt, als den Ursprung der Därme aus der Nabelblase, so mußte schon dies Alle, die auf dem Boden der Empirie verharren, dringend auffordern, sich darnach umzusehen, welche Bedeutung einem solchen Manne als Erfinder zukomme.

Aus dieser Wetterwolke deutscher Naturphilosophie schlug auch mancher Blitz schmelzend in den Sandhaufen französischer Wissenschaft; aber in der Regel wollte Niemand dort den Schlag gehört und gesehen haben. Das Volk, das so schwer einen Geist anerkennt, den es nicht selbst producirt, konnte sich doch, seit die geistige Strömung von Volk zu Volk immer stärker wurde, auch in der Wissenschaft dem fremden Einfluß nicht verschließen; seit zwischen den Zweigen der Wissenschaft ein so lebhafter Verkehr, Handel und Austausch stattfindet, wie zwischen den Völkern selbst, haben die Franzosen gar manche deutsche Ideen in ihr Tableau der Natur verwoben, ohne sie eben ängstlich darum zu besehen, wie viel oder wie wenig ihnen von verbotenen Apriorischen ankleben möchte. Dabei zeigt sich der unüberwindliche Geist der Eitelkeit noch in einem andern Zuge. Eine deutsche Ansicht ist ihnen selten ganz bequem und kleidsam; ihrem Bilde der Natur übergeworfen, ist das Gewand meist zu weit und ungeschlacht; sie schneidern daher daran herum, ihr Coup de main erscheint ihnen flugs als die Hauptsache, und die Entdeckung oder Erfindung wird ins große Buch der Nation geschrieben.

Der rasche Aufschwung der Naturwissenschaften seit dem letzten Drittheil des vorigen Jahrhunderts rief naturgemäß in der deutschen Nation ideale Constructoren und Gesetzgeber, als Nachfolger Leibnitzens, hervor. Aber in derselben Nation geht auch der uralte Glaube um an das magische Einverständniß zwischen den Regungen des Gefühls und dem Haß und der Liebe in den Bewegungen der Natur, an die Harmonie zwischen dem Rhythmus der Herzensschläge und dem Pendelschlag der Weltuhr. Auch diese Dämmerungsseite des Geistes mußte von der neuen wissenschaftlichen Bewegung ergriffen werden, und Jakob Böhme postulirte seine Nachfolger. Dieselbe relative Entwicklungsstufe, welche die eigentliche Naturphilosophie geboren, hat unter uns auch eigenthümliche „Scholastiker des Herzens und Dialektiker des Gefühls" hervorgerufen, welche die modernen Synthesen des Wissens nach ihrer Weise phantastisch ausspannen und die Epopöe der Natur in kolossalen Fragmenten nachdichteten.

Weit rückwärts in der Geschichte der Menschheit gab es eine Zeit, wo der Mensch der Natur weit näher war als später, in klügern, bewegtern Jahrhunderten. Von verschiedenen Seiten her glaubte die Forschung auf dieses Resultat zu gelangen, und auch unter den nüchternsten Völkern gab es große Köpfe, welche dies aussprachen; wir nennen nur Bailly und H. Davy. Damals überwog das Fühlende, unmittelbar Ergreifende im Menschen über das Trennende, Aufnehmende, und äußerte sich als der edelste Instinkt, dem sich die Beziehungen der Natur magisch offenbarten. Was sich in der Natur fordert und läugnet, zieht und abstößt, regte analoge Saiten auf der Aeolsharfe der reinen, naiven Menschenbrust. Durch alle Reiche wiegen sich in tausendfachem Bezug die Kräfte hin und her, friedlich und freundlich, und aus der ganzen Sichtbarkeit sammeln sich Strahlen in der dunkeln Kammer der Menschenbrust. Die Harmonie und der Streit der Dinge, ihre Liebe und ihr Haß zogen einst auf dem blanken Spiegel der sich mit der Natur verschmelzenden Seele in unaussprechlichen Bildern vorüber, die der Geist, seinem eingebornen Wesen nach, in Symbole faßte. Aber dieser Spiegel ist getrübt, seit sich der Geist von der Tiefe der Natur ihrer Oberfläche zugewendet, seit der Verstand in dem ihm Gleichartigen, im Aggregate, wühlt und hier, weil er immer nur Gleichartiges erzeugt, sich

vergeblich müht, das Wesen der Dinge zu begreifen, das nur von Seinesgleichen, vom Gefühl erfaßt wird. — Der deutsche Mystiker erkennt es nun als die Aufgabe der jetzigen wissenschaftlichen Entwicklungsstufe, jene ursprüngliche Kraft der Seele wieder wach zu rufen, und die dem Mysterium der Natur zugekehrte Seite unseres Wesens frisch zu bethätigen. Die Mystik hält es an der Zeit, das ungeheure Wissensmaterial wieder aus der Tiefe der Brust, wie aus einem unterirdischen Observatorium zu betrachten. Jenes unmittelbare Naturgefühl einer uralten Zeit, das in die jonische und akademische Schule der Griechen hinüberschlug, und sich, von Platons Geist herrlich ausgeprägt, bald latent, bald in Entladungen durch die ganze Geschichte hinzog, soll jetzt auf höherer, selbstbewußter Stufe ein neues Organon der Wissenschaft werden. Schon in Aristoteles, dem umgekehrten Plato, dem Mann des Verstandes, der die sinnliche Welt mit festem Blick zergliederte, fiel das Reale vom Idealen, die Erfahrung von der Begeisterung ab; seitdem theilte sich die Welt einseitig in die beiden Potenzen, bis die rastlose Empirie der neuern Zeiten die höhere Richtung fast ganz verschlang oder doch, wie in der gemeinen frommen Betrachtung der Welt, vom Realen isolirte. Durch die Mystik soll das Reale mit dem Idealen verschmolzen, Aristoteles und Plato versöhnt werden.

Es liegt aber einmal in der gedoppelten Natur des Menschen, daß sich alle Erkenntniß nur am Wechselspiel dieser beiden Richtungen fortleitet, und daß in jedem Individuum, wie in jedem Volke und jeder Zeit, die eine oder die andere überwiegt. Ein Gleichgewicht ist nur auf Augenblicke möglich, und gerade eine Ansicht oder Schule, welche den einen Pol wieder zu Ehren bringen und den andern demüthigen will, wird das Gleichgewicht am allerwenigsten finden, sondern vielmehr ihre Richtung übertreiben. So schüttete Baco das Kind mit dem Bade aus, indem er, der nun zu gewinnenden Erfahrung zulieb, den Geist des Alterthums negirte, und so läßt die Mystik, indem sie den alten Geist wieder ergreift und sich keck in die Tiefe des Naturgeheimnisses stürzt, die Erfahrung weit hinter sich, und statt die Elemente zu versöhnen, zeigt sie nur ihren ewigen Widerstreit in einer neuen Phase der Entwicklung.

Die mystische Naturphilosophie ist eine Art Experimental-Phantasie. Vom Grundsatz ausgehend, daß am Ende alle

Verschiedenheit in der Natur blos quantitativ ist, nicht qualitativ, horcht sie den Schwingungen, welche der tausendfach gebrochene Strom des allgemeinen Lebens auf dem Resonanzboden des Gefühls hervorbringt, und setzt sie auf Noten. In allen Substanzen und Qualitäten der Natur entwickelt sie aus dem Geiste die magischen Bezüge, und wie einst der fromme Witz die Werkzeuge der Passion in verschiedenen Naturkörpern entdeckte, so erblickt hier ein sublimirterer Glaube in den Regungen des Alls die Symbole des Christenthums. Es ist dies eine umgekehrte Experimentalphysik. Wenn diese in ihrer geistlosen, rein empirischen Form den Geist der Natur nur zwängt und zerrt, bis man ihm in einer Formel eine Antwort abgerungen zu haben meint, in der man eine kahle Befriedigung findet, so biegt und wendet die Experimental-Phantasie so lange an der jeweiligen Erfahrung, bis Thatsachen und Theorien sich den von oben vorausgesetzten Ideen fügen. Dabei zeigt es sich nun nothwendig, daß jeder bedeutende Fortschritt der Wissenschaft den Mystiker gerade so aufs Trockene setzt, wie den Empiriker: ein einziger zusammenraffender Geistesblitz verwandelt ganze Reihen auf das Experiment gebauter Theorien in Staub; eine bedeutende reale Entdeckung dagegen zieht in weiter Erstreckung unter dem pompösen Gebäude des Mystikers die Stützen weg, und der einstürzende Flügel verkündet das Schicksal des etwa noch stehen gebliebenen. Man denke z. B. nur an die schwindelnden Phantasiegebäude, welche von Schubert, Steffens u. a. auf den Werner'schen Neptunismus gebaut worden waren. Scheinbar unerschütterlich fest stand der Grundsatz, daß alle Gebilde, aus denen die Erdrinde besteht, aus dem Meere niedergeschlagen worden, welches einst die höchsten Gebirge bedeckte, daß der Erdkern starr sey, und die Vulkane von jeher nur zufällige Entzündungen, gleichsam Exantheme der Oberhaut des Planeten gewesen. Nach diesem Begriff wurde die ganze Biographie der Erde und des Sonnensystems in Vergangenheit und Zukunft entwickelt; es wurde der vorbildliche Bezug zwischen der mineralogischen Mischung und der Aufeinanderlagerung der Fossilien, und der vorausgesetzten jedesmaligen Beschaffenheit der Gewässer einerseits, und der Entfaltung des organischen Lebens und den Organen der Lebendigen anderseits sinnreich und sicher dargelegt, und die Perioden der Erdbildung so oder so mit der

Mosaischen Urkunde in Uebereinstimmung gebracht, die dem Deutschen so elastisch ist als dem Engländer starr. Da kam die Erhebungstheorie und zog mit ihrer Augenfälligkeit flugs in den meisten Köpfen ein. Wie in dieser Theorie Pluto, als geschmolzener Erdkern aus der Tiefe aufsteigend, die Gebilde seines Bruders Neptun krachend emporhebt und durcheinander wirft, so stürzte mit diesem Begriff der ganze neptunistische Geistesbau größtentheils in sich zusammen. Dieser Umschwung betraf freilich alle Forscher, welches Glaubens in Betreff der Befugnisse des Geistes sie auch seyn mochten; die meisten wechselten indessen gleichsam nur ein politisches Glaubensbekenntniß, als die Geologie und mit ihr so viele Fächer eine andere Gestalt annahmen; aber bedenklicher war die Sache für die Mystiker, welchen bei der Revolution ganz andere als nur wissenschaftliche Sätze abhanden kamen, indem sie ihre Herzensüberzeugungen mit dem alten System verwoben hatten.

Den beiden andern Völkern gegenüber erscheint der Deutsche überhaupt als der Umsegler der innern Welt; aber die Naturphilosophen und Mystiker sind es, welche die kühnsten Polarexpeditionen unternehmen, und zwar die Durchfahrt ins Jenseits nicht finden, aber doch immer genug des Zierlichen und Anregenden, dem Gefühl und der Einbildungskraft Schmeichelnden zurückbringen. Sie wagen sich in Einfahrten, vor denen der gemeine Schiffer zurückschrickt, und dort eröffnen sich ihren Aussichten neue, unerforschte Gebiete, von wunderbaren Gebilden belebt und bewachsen, welche der Leser, wie es kommt, mit dem Zuge der eigenen Einbildungskraft theilnehmend in Uebereinstimmung bringen oder ergötzlich contrastiren mag. Gerade in dem Sinn, der diese Spekulationen gebiert, liegt es auch, daß sie der Wissenschaft materiell keinen Schaden und virtuell Nutzen bringen. Den Deutschen interessiren vor Allem die Entdeckungen, die er im innern Menschen macht, und so genießt er die ausschweifendsten Paraphrasen des jedesmaligen realen Wissens als psychologische Reisebeschreibungen: bringen sie ihn im Verständniß vom Wesen der Dinge nicht weiter, so lehren sie ihn doch eine interessante Persönlichkeit kennen. Die im mystisch-frommen Sinne angelegten Bearbeitungen der Naturgeschichte oder einzelner Zweige derselben werden, in sonderbarem Contraste mit ihren Ansprüchen auf Einverständniß mit dem Ewigen und Absoluten, vom Gang der Wissenschaft oft noch schneller überholt,

als die Romane im Wechsel des Zeitgeschmacks veralten. Dergleichen übersegelte Bücher machen denselben Eindruck wie die Expeditionen älterer Reisenden, etwa der Eroberer der neuen Welt. Man ergötzt sich daran, wie sie an Dingen, die uns längst handgerecht geworden sind, ängstlich herumtasten, und indem man die Wundermähren, welche sie vorbringen, dem Geist des Jahrhunderts auf Rechnung schreibt, achtet man ihre Tüchtigkeit, und findet nicht selten Gelegenheit, ihren Vorausblick in Dinge zu bewundern, von denen sich erst die Folgezeit verständige Rechenschaft geben konnte.

Nach der rohen, oberflächlichen Empirie und der eiteln Selbstgenügsamkeit des vorigen Jahrhunderts ist die allgemeine Naturforschung aller Völker offenbar auf einer Umkehr begriffen, die sie wieder mehr der Tiefe der Natur und des Geistes zuführt. Eben damit gewinnt, wie schon mehrmals angedeutet, die deutsche Betrachtungsweise fortwährend Terrain in der Gesinnung der Völker. Sehr deutlich zeigt sich dies in den neuesten geistigen Entwicklungen Frankreichs. Die Franzosen fangen an, sich vom Sensualismus loszumachen und der menschlichen Natur eine Entwicklung aus sich selbst zuzugestehen. Sie suchen nicht mehr die Kunst ausschließlich in der Nachahmung eines wahrgenommenen Aeußern, und ihrer Viele begreifen nachgerade, welche Stelle in jeder Wissenschaft die innere produktive Kraft zu spielen hat. Ihre neuesten wissenschaftlichen und poetischen Bestrebungen beurkunden dies hinlänglich; in allen Fächern begegnet man deutschen Ansichten und Grundsätzen, wenn auch vom Geist der Nation eigenthümlich zugerichtet und dem dortigen Publikum mundrecht gemacht. In der Naturwissenschaft war bei ihnen neben der Empirie und Analysis ihr Gegensatz, Idee und Synthesis, längst leise hergeschlichen, wie sich denn z. B. schon in Buffon ideale Ansichten deutlich bemerklich machen. Durch deutschen Einfluß wurde diese Richtung immer mehr angeregt; namentlich hatte Geoffroy St. Hilaire die deutschen Ansichten von der Einheit der thierischen Bildung und der Evolution derselben zu den seinigen gemacht. Nach vielen kleinen Reibungen zwischen ihm und dem Vorfechter des Empirismus, Cuvier, kam es endlich darüber zu einer förmlichen Explosion im Schooße der Akademie: Der deutsche Idealismus erhob zu Paris zuversichtlich sein Haupt, und zwar im selben Julius des Jahrs 1830,

in welchem von dort aus Europa in ganz anderer Beziehung geistig erschüttert wurde. Goethe hat diesen Streit vortrefflich beschrieben, und wir verweisen auf seine lehrreiche Abhandlung. *)

Die Kraftschläge der deutschen Naturphilosophie waren gleichsam ein Gewitter, das die schwere Luft des Empirismus reinigte. Engländer und Franzosen wurden dadurch Anfangs nur mit Erstaunen und Grauen erfüllt, oder spotteten der Donnerkeile, die ihnen nirgends zu treffen schienen. Sie sahen mit Verwunderung bei uns Schriftsteller an ihren Schreibtischen, Professoren auf ihren Kathedern sitzen, wie an magnetischen Baguets, sich in ihren Paroxysmen selbst verhören und ihre Visionen eigenhändig zu Protokoll bringen. Das Somnambulistische in diesen Constructionen der Welt mußte sie abstoßen, die, im Boden des Realen wurzelnd, nicht daran dachten, daß der Zug der Wissenschaft zwischen Erde und Himmel mittendurch geht. Sie fingen erst dann entschiedener an, sich uns zuzuwenden, nachdem wir unserem poetischen Drang in der Wissenschaft volle Genüge gethan, und unsern Flug wieder mehr dem Boden der Wirklichkeit zusenkten.

Der Deutsche hatte die Mission, die allgemeine Umkehr der Wissenschaften zu einer geistigeren Behandlung einzuleiten, indem er die von der Analysis der vorigen Jahrhunderte gewonnenen Begriffe in den Brennpunkt der Abstraktion zusammenbrach und sie mit dem Zauberschein des Gefühls beleuchtete. Aber im Maaß, als sich vom Beginn der Aera, in der sich die Welt überhaupt neu gebären zu wollen scheint, der geistige Zug der andern Völker beschleunigte, mußten wir den Zügel anhalten, um mit den andern Faktoren der Wissenschaft wieder in gleichen Schritt zu kommen. Ebendarum waren es auch deutsche Naturen, in denen sich jene beiden Elemente des menschlichen Geistes dem schönen, fruchtbaren Gleichgewicht am meisten nähern, welche den bedeutendsten Einfluß auf das Ausland übten: Männer wie Humboldt, Goethe, L. v. Buch. Männer von solchem Schlag haben am kräftigsten dahin gewirkt, den Widerspruch in den Richtungen der Nationen zu versöhnen, indem sie auswärts der so lange verschmähten und verläumdeten idealen Gesinnung Achtung und Haltung verschafften, unter uns aber die Freude an der sinnlichen Welt und

---

[1] Ausgabe in 8. von 1833, 50ster Band.

den Geist der unmittelbaren Forschung, des Versuchs, rege erhielten und spornten.

Wenn einst die Völker abgeschlossen, mißtrauisch einander gegenüberstanden und nur diplomatische Noten und Handelsgüter tauschten, so fangen sie jetzt bei lebhafterem Verkehr an, ihre edelsten geistigen Besitzthümer auszutauschen, und täglich mehren sich die Elemente zu geistigen Bilanzen. Wenn sie sonst gegenseitig ihre an der Oberfläche spielenden Schwächen studirten, um sie zu belachen oder auszubeuten, leider oft in äffischer Nachahmung auszubeuten, so sucht jetzt jedes Volk die eigenthümliche Kraft und Tugend des andern in ihren Quellen zu erfassen und sie zu den höchsten Bestrebungen zu nützen. Niemand fürchte darum, daß der ursprüngliche Stempel der Nationen sich verwischen werde; er wird sich im Gegentheil nur in immer verfeinerteren Gebilden ausprägen. Germanismus und Romanismus sind keine Flüssigkeiten, welche in verbundenen Gefäßen gestaltlos in einander überfließen und sich ins Niveau setzen; es sind Elemente, welche auf verschiedenen Stufen einander anziehen und in originellen Bildungen anschießen, wie wir dieß im brittischen Charakter beobachten. Das Prinzip der Naturwissenschaft, Dualismus, Polarität, ist ja auch der ewige Faktor der Geschichte, und polarisch getrennte Völker können zwar an ihren Gegensätzen das rein Menschliche in sich ausbilden, aber nie in einander aufgehen. Es kann der Originalität des Franzosen keinen Abbruch thun, wenn er in der neuen Weltschule mehr Ehrfurcht vor der Majestät der Natur, und mehr Achtung vor dem Geist in seinem Innern lernt, der kein Esprit ist. Und sollte etwa der Deutsche sich selbst aufgeben, wenn er in derselben Schule dahin käme, daß er sein Selbstgefühl in der einen Beziehung etwas herabstimmte, in einer andern bedeutend steigerte: jenes im unfruchtbaren, separatistischen Geisteshochmuth, der vielen unserer Wissenschaftsmänner anklebt, dieses in der Demuth vor den Gewalten dieser Erde? Wird der Engländer weniger ein Engländer, wenn er es am Ende wagt, den Geist seiner Poesie in sein dürres Christenthum zu gießen? wird der Deutsche weniger ein Deutscher, wenn er einmal zu seinen Domänen im Reiche der Luft auch ein Stück vom Reiche dieser Welt an sich nimmt, wenn er einmal, was er erfindet, unmittelbar zu *seinem* Nutzen, seiner Macht und Ehre im Leben wirken läßt?

Alles weist darauf hin, daß, seitdem die eigenthümlichen Kräfte der Völker angefangen haben, einander zu ziehen und zu durchdringen, die Naturwissenschaft eine Bahn betreten hat, auf der sie lange freudig von Erfolg zu Erfolg fortschreiten kann, wenn auch die Elemente eines künftigen Stillstands, unsern Augen unsichtbar, sich leise häufen mögen. Schon jetzt, da die gemeinschaftliche Bewegung kaum begonnen hat, ist der Einfluß, den die Persönlichkeiten im wissenschaftlichen Triumvirat der Völker auf einander ausüben, sichtbar genug und wird künftig progressiv fortwirken. Es wird den drei Nationen, als Repräsentanten des menschlichen Geistes in seiner gegenwärtigen Richtung, immer klarer werden, daß die Naturwissenschaft, wie jede andere, wenn sie sich lebendig entwickeln soll, von zwei Kräften getrieben werden muß: von der Begeisterung, die gleich einer spitzen Flamme senkrecht nach oben strebt, und von der Erfahrung, die tausendfüßig am Boden hinkriecht. Durch diesen gedoppelten Zug, den aristotelischen und platonischen, Analysis und Synthesis, Versuch und Idee, wird die Wissenschaft in der Diagonale fortbewegt. Der Deutsche soll die andern Völker zum obern Zuge befeuern; umgekehrt sollen sie in ihm den Ehrgeiz wecken, sich auf dem Boden der Praxis und Erfahrung nicht überholen zu lassen.

Der Bildungsprozeß der Wissenschaft durch Anziehung und Abstoßung polarer Kräfte, ließe sich am anschaulichsten darstellen, wenn man aus jeder Nation die einflußreichsten Männer desselben Fachs herausgriffe und sie plutarchisch parallelisirte, nur daß der Parallelen, statt zwei, häufig drei sich anböten. Die eingeborne Weltansicht der verschiedenen Völker, wie sie sich in den wissenschaftlichen Methoden einer jeden charakteristisch ausprägt, spiegelt sich am besten in den Bildern ihrer edelsten Repräsentanten. Gruppen wie Humboldt, Arago, Humphry Davy — Goethe, Cuvier, Buckland — Leopold von Buch, Elie de Beaumont, Lyell — nach persönlichen und nationellen Eigenthümlichkeiten, nach Verwandtschaft und Verschiedenheit geschildert, müßten dem, der sich über die naturwissenschaftlichen Bewegungen unserer Zeit zu belehren wünscht, die willkommenste Uebersicht gewähren. Eine solche Arbeit, wie sie uns in der Idee vorschwebt, überstiege jedenfalls weit die Kräfte des Verfassers der vorliegenden Bemerkungen. Die Aufgabe erscheint ihm aber so würdig, und eine auch nur einigermaßen

befriedigende Lösung derselben so nützlich, daß er es versuchen will, in einem folgenden Artikel eine Skizze der Art zu entwerfen, wäre es auch nur, um durch das Unbefriedigende derselben Bessere und höher Stehende zu reiferen Leistungen herauszufordern.

Der Verfasser hat es beim vorliegenden Versuch vermieden, viele Einzelnheiten hervorzuheben; aber beim Eingehen auf einzelne Fächer des Wissens wird sich an prägnanten Beispielen darthun lassen, was wir schon als Resultat der bisherigen Betrachtungen aussprechen können, daß die gesammte Naturwissenschaft ein Dreieck darstellt, das von den eigenthümlichen Kräften der Völker eingeschlossen wird. Mag immerhin jedes die größte Seite für sich in Anspruch nehmen, gibt es doch eben damit zu, daß die beiden andern zusammen größer sind.

Ueber die Lesevereine in Deutschland.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen der neuern Zeit in Deutschland ist die zunehmende Bildung von Vereinen, die alle Stände und Stämme in den verschiedensten Richtungen verbinden. Während ein Verein von Staaten durch den deutschen Bund der Schlußstein unseres öffentlichen Rechts geworden ist, und ein Verein von fast gleicher Ausdehnung die Quelle erhöhten Wohlstandes für die von innern Zollgrenzen befreiten Länder zu werden beginnt, sind es kleinere Vereine ohne Zahl, welche, an die Staatseinrichtungen sich anreihend, dieselben ergänzen und unterstützen.

Man kann diese Vereine als eine erfreuliche Erscheinung, als die Morgenröthe einer bessern Zukunft begrüßen, und als ein Zeichen, daß der vaterländische Geist nach langer Erstarrung sich wieder zu entwickeln beginnt und jene schönen Zeiten zu erneuern sich bemüht, in denen einst Deutschland durch ganz ähnliche Formen der Verbindung an Wohlstand, Macht und Bildung andern Völkern vorangestanden ist. Daß diese so wichtige Bildung von Vereinen nicht schon mehr Gegenstand der Beobachtung geworden, ist zu verwundern und zu bedauern, insofern dadurch Manches zu thun versäumt worden.

Die Bildung der Vereine, und noch mehr die Erhaltung derselben, erfordert Erfahrungen, deren Mangel schon manchen Nachtheil gebracht hat. Die Bildung der Vereine erfordert zum wenigsten in vielen Fällen die Kenntniß von Beispielen, die andern ermunternd vorangeeilt sind.

Die Unwissenheit in dieser Beziehung ist aber oft so groß, daß manche Stadt nicht einmal weiß, welche Anstalten dieser Art die ihr benachbarte besitzt, und daß mancher Verein, aus Mangel an Vorgängen, seine Statuten gleichsam aufs Gerathewohl fertigend, bald nach der Bildung zu Aenderungen genöthigt oder in Streitigkeiten verwickelt wird. Zu dieser Unkenntniß trägt noch bei, daß die meisten gedruckten Schriften der Vereine, nur für die Mitglieder derselben bestimmt, in der Regel gar nicht in den Buchhandel kommen. Von großem Werthe wäre daher eine Sammlung der Erfahrungen über Bildung der Vereine, von gleichem Werth eine Zusammenstellung der bei Vereinen vorkommenden Rechtssätze und die Verfassung von Normalstatuten, denen vorhandene, durch Erfahrung erprobte Statuten zu Grund zu legen wären. Von bedeutendem Interesse wäre eine Geographie und Statistik der Vereine, welche über die Bildung und die Sitten eines Orts die wichtigsten Notizen liefern würde.

Nachstehende Linien sollen nur einige Andeutungen und Vorarbeiten für die hier bezeichneten Aufgaben enthalten.

Die gewöhnlichsten Vereine sind die Lesevereine, die sich unter den verschiedensten Namen durch ganz Deutschland seit einigen Jahrzehnten zu Tausenden verbreitet haben. Diese Vereine, die keine besondere Wissenschaft oder Kunst zum Zweck haben, sondern nur allgemeine Kenntniß des jedem Gebildeten Wissenswerthen, scheinen in ihren Wirkungen die unbedeutendsten zu seyn. Dennoch möchte ich sie in dieser Beziehung den meisten andern voranstellen. Ohne eine allgemeine Norm, ohne mehrfache Rücksprache untereinander, durch das Bedürfniß, nach dem Sinn und Gemüth der Bewohner unseres Vaterlands in großer, fast unübersehbarer Zahl, in neuerer Zeit entstanden, haben dieselben mehrere Eigenthümlichkeiten, welche sie von ähnlichen Anstalten anderer Länder unterscheiden und zugleich den deutschen Nationalcharakter bezeichnen. Diese Eigenthümlichkeiten treten jedoch nur als Regel hervor, wo nicht störende Einflüsse die Entwicklung hindern oder verkümmern, Einwirkungen der Staatsbehörden oder die Beschränktheit des Orts oder seine zu große Ausdehnung. Merkwürdig ist in dieser Beziehung und für Deutschland bezeichnend, daß nicht die Hauptstädte, sondern die Städte mittlern Rangs diese Eigenschaften am besten ausdrücken.

Die erste Eigenthümlichkeit eines solchen, durch äußere Einflüsse in seiner Entwicklung nicht gehinderten Lesevereins ist die Verbreitung des Inhalts seiner Schriften auf alle Gegenstände des Wissens, so weit solche für einen gebildeten Mann nöthig oder wünschenswerth sind. Die Politik ist nur ein Theil, oft nur ein kleiner Theil des Inhalts. Schöne Künste und nützliche, wie ernste Wissenschaften sind eben so gut repräsentirt. Auch beschränken sich die Ankäufe dieser Vereine nicht auf periodische Schriften, sondern erstrecken sich auch auf solche größere Werke, die einen im Allgemeinen ansprechenden Inhalt haben.

Ein großer Theil der jährlich erscheinenden Schriften fände nicht genügenden Absatz ohne diese Vereine, die sie oft fast allein oder, wenn auch nicht allein, doch zuerst kaufen und dadurch erst einzelne Privaten zur Anschaffung aufmuntern. Ein bedeutender Theil der erscheinenden Schriften wird daher fast gar nicht Privateigenthum, sondern bleibt Gesammteigenthum. Der Uebergang eines eben so großen Theils in Privathände wird nur durch die Lesevereine vermittelt, die zwischen dem Einzelnen und der literarischen Welt die Stelle einnehmen, welche zwischen dem Einzelnen und dem Staat die Gemeinden inne haben, und eine weite und feste Grundlage der deutschen Bücherproduktion und eine große Unterstützung des Sinns der Deutschen für allgemeinere wissenschaftliche Bildung und der polyhistorischen Richtung derselben sind.

Die zweite Eigenthümlichkeit der deutschen Lesevereine, die scheinbar der ersten widerspricht, ist die fast beständige und nothwendige Verbindung derselben mit geselligen Unterhaltungen, Conversationsgelegenheiten, Concerten, Bällen und Trink- und Speisewirthschaften. Es ist zwar schon öfters mit Mißkennung des deutschen Nationalcharakters eine Trennung der literarischen und der geselligen Unterhaltungen unternommen worden, aber fast nie mit nachhaltigem Erfolg und, wo nicht besondere schützende Momente zur Seite standen, mit Gefährdung der Existenz der Vereine. Denn einem bloßen Leseverein schließen sich mehr die ernsten und ältern Personen an, einem bloßen Vergnügungsverein mehr die jüngern und lebenslustigen. In jenem werden dann leicht grämliche Alte herrschend und damit ein finsterer Ton, der auch Wißbegierige vertreibt. In diesen aber bekommen leicht die Vergnügungssüchtigen die Oberhand, die Tanz- und Trinkfreunde,

mit diesen ein leichter Ton, der oft in Leichtsinn ausartet und in Verstöße gegen edle Sitten, die dann wieder Viele, die frohen, unschuldigen Lebensgenuß suchen, vertreiben. Durch die Verbindung der literarischen und geselligen Richtung werden aber ältere und jüngere, ernste und lebenslustige Personen zusammengehalten, und wird jene Mischung von Ernst und Freude in der Unterhaltung erhalten, wie sie in Deutschland gerne gefunden wird, und wird zugleich eine anständige sittenveredelnde Annäherung jüngerer Personen beider Geschlechter unter den Augen der ältern Personen möglich gemacht, die für die Erziehung und die künftige Versorgung von so großem Werth seyn kann. Was Sitte und Anstand sey in einem Ort, bestimmt ein solcher Verein. Das Auftreten im Verein ist das Auftreten in der gebildeten Welt oder wenigstens der Anfang und Uebergang dazu. Ein solcher Verein ist daher für den Einzelnen die vermittelnde Stelle nicht bloß mit der literarischen, sondern mit der ganzen gebildeten und geselligen Welt.

Eine weitere Eigenthümlichkeit der in ihrer Entwicklung nicht gehinderten Lesevereine ist ihre Verbreitung über fast alle Einwohner einer Stadt oder Umgegend, die gleichen Rang einnehmen und gleichen Bildungsgrad besitzen, so daß die Wenigen, welche sich nicht anschließen oder nicht aufgenommen werden, als Sonderlinge oder Geächtete angesehen werden, und in der gebildeten und geselligen Welt eines bestimmten Standpunkts entbehren. Deßwegen darf auch bei der Aufnahme eines neuen Mitglieds nicht darauf Rücksicht genommen werden, ob es bei der Mehrzahl beliebt oder unbeliebt ist, ob es widerwärtige oder gefällige Eigenschaften besitzt, ob es bekannt oder nicht bekannt ist, sondern nur, ob es nicht solche auffallende notorische Mängel an Ehre, Ruf und Bildung hat, welche dasselbe von jeder gebildeten Gesellschaft ausschließen. Deßwegen entscheidet auch über die Aufnahme in einen solchen ausgebildeten Verein nicht gut die Ballotage der mehr nach Sympathien oder Antipathien sich bestimmenden Mehrzahl der Mitglieder, sondern ein Ausschuß, der die Gründe für und gegen die Aufnahme wie ein Gericht oder eine Obrigkeit ruhig und unbefangen zu prüfen hat.

Die unterlassene Beachtung des großen Unterschieds zwischen einer engen, eine besondere Vertraulichkeit voraussetzenden und bedürfenden Gesellschaft, und einem großen, eine ganze Klasse von

Einwohnern umfassenden Verein hat schon manchem Verein eine gefährliche Wunde geschlagen und in denselben den Keim zur Auflösung gebracht. Manche Statuten größerer allgemeiner Vereine haben sogar noch die unpassende und gefährliche Bestimmung, daß nur die Ballotage der Mehrheit der Mitglieder über die Aufnahme entscheiden könne, und erhalten sich in dieser Unvollkommenheit durch die Gleichgültigkeit der Mehrzahl längere Zeit, bis ein Aufnahmsgesuch Antipathie hervorruft und der Durchfall des ohne Grund, nur aus Abneigung Abgewiesenen Spannungen, oft auch Spaltungen, und, wenn es gut geht, Umbildung der Statuten hervorruft. Die Aufnahme durch Ballotage der Mehrheit ist immer ein Merkmal einer engern, besondere Vertrautheit verlangenden Gesellschaft, bleibt aber nur mit Gefahr und Nachtheil Norm einer solchen, wenn sie Allgemeinheit errungen hat.

Durch die Ausdehnung solcher Vereine auf fast alle Einwohner eines Orts von gleicher Bildungsstufe bekommen diese Vereine noch eine weitere Aehnlichkeit mit den öffentlichen, vom Staat autorisirten Vereinen, den Gemeinden. Der zweite Schritt, den ein neuer Bürger nach der Aufnahme in die Gemeinde zu thun hat, um bestimmte Stellung und Einfluß in der Gesellschaft zu erhalten, ist die Bitte um Aufnahme in einen solchen Verein. Damit steht auch in Zusammenhang die gewöhnliche Verfassung der Vereine, die nicht minder bezeichnend ist.

In andern Ländern, und in größern Städten auch in Deutschland, bestehen nämlich eine Menge Leseanstalten, die von einzelnen Unternehmern geleitet werden, welche dafür von den Theilnehmern Tribut fordern. Sorge, Last und Gewalt concentrirt sich da in einer oder wenigen Personen. Noch häufiger sind solche, gleichsam das monarchische Princip repräsentirende Formen für gesellige Unterhaltungen, Concerte, Bälle, besonders in größern und Residenzstädten. Zugleich bilden sich neben dieser monarchischen Form als Gegensatz und Ersatz häufig kleinere, im eigentlichen Sinn geschlossene Gesellschaften, in denen besondere Vertraulichkeit verlangt wird, und eine rein demokratische Form, die Willkühr der nach Sympathien und Antipathien entscheidenden Mehrheit vorherrschend ist. In noch kleineren Gesellschaften spricht sich die demokratische Form noch entschiedener dadurch aus, daß daselbst nicht einmal die Mehrheit entscheidet, sondern zu jedem Beschluß die Zustimmung

jedes Einzelnen nöthig ist. Zwischen diesen zwei entgegengesetzten Formen halten nun die gehörig ausgebildeten Lesevereine die Mitte, dadurch, daß Sorge, Last und Gewalt zwar der Gesammtheit der Mitglieder vorbehalten bleibt, diese aber in der Regel einem aus der Mitte gewählten Ausschuß übertragen wird, der zwar der Form nach öfters wechselt, der Sache nach aber fast immer aus den einflußreichsten und angesehensten Mitgliedern der Gesellschaft besteht.

Eine weitere merkwürdige und den Deutschen charakterisirende Eigenschaft solcher Vereine ist das Bemühen derselben, nicht bloß für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft und gleichsam für die Ewigkeit die Existenz zu sichern. Die meisten Statuten der Vereine, die ihre Bedeutung gehörig erfaßt haben, enthalten nämlich Bestimmungen, nach welchen nicht die gewöhnliche Mehrheit die Auflösung beschließen kann, sondern nur eine große, schwer zusammenzubringende. Viele Statuten bestimmen ferner, daß im Fall der Auflösung das Vermögen nicht den zuletzt übrig bleibenden Mitgliedern gehören soll, sondern solang in einer öffentlichen Anstalt zu deponiren sey, bis sich eine ähnliche Anstalt bilde. Durch solche Bestimmungen erhalten die Vereine die Eigenschaft einer Stiftung oder öffentlichen Anstalt, und können sogar die Gerichte einzuschreiten veranlaßt werden, wenn etwa eine gewinnsüchtige Mehrheit die Aufnahme neuer Mitglieder in der Absicht verweigern sollte, um später das erworbene Vermögen des Vereins unter sich zu vertheilen und denselben aufzulösen. Auf merkwürdige Art erneuert sich aber in diesen Bestimmungen der Sinn der Deutschen für Stiftungen und auf die Nachkommen zu vererbende Anstalten.

Wenn die Bildung der Vereine, welche sich erst von einigen Jahrzehnten herschreibt, wie bisher zunimmt, und wenn sie nach und nach zu Vermögen und Kapitalien kommen, so können daraus reiche Quellen für die allgemeine Veredlung und Bildung erwachsen, welche die ähnlichen Vermächtnisse unserer Vorfahren auf zeitgemäße Art ergänzen werden. Während diese Vermächtnisse hauptsächlich den Unterricht der Jugend, die Unterstützung der Armen, der Kirche und Religion zum Zweck hatten, würden die neuern Vermächtnisse die Belehrung der Erwachsenen in allen übrigen Gegenständen des Wissens und die Gründung von Universitäten

für das ganze Volk oder die Fähigsten desselben, in allen Städten und Bezirken des Vaterlands beabsichtigen.

Eine weitere bezeichnende Eigenthümlichkeit dieser Vereine, bei allem Streben nach Allgemeinheit in Betreff der Belehrungs- und Unterhaltungsmittel, in Betreff der Mitgliederzahl und der Dauer des Bestehens, ist eine genaue, sorgfältige Absonderung nach den verschiedenen Klassen der Bildung. Größtentheils mit Unrecht ist diese Absonderung nach Klassen oft schon getadelt werden. Nur durch dieselbe sind die Vereine im Stande, ihre Aufgabe der Belehrung und Bildung wenigstens für jetzt vollständig zu erfüllen.

Man kann in dieser Beziehung drei Stände von verschiedener Bildungsstufe und verschiedenen Bedürfnissen der Bildung unterscheiden. Den ersten Stand bilden die Honoratioren. Dahin gehören die Beamten, bei deren Anstellung eine wissenschaftliche Vorbildung vorausgesetzt wird, ferner Geistliche, Aerzte, Rechtsgelehrte, Officiere, Kapitalisten, größere Kaufleute, Güterbesitzer und Fabrikanten, also alle diejenigen, welche ohne Handarbeit selbstständig leben können, durch geistige Anstrengung oder auch ohne solche. Doch wird bei denen, welche eine wissenschaftliche Vorbildung nicht genossen haben, verlangt, daß sie die äußere Bildung besitzen, welche bei wissenschaftlich Gebildeten gewöhnlich ist.

Den zweiten Stand bilden die selbstständigen Bürger, auch im engern Sinn Bürger genannt. Bei diesen ist zwar körperliche Anstrengung und Handarbeit Regel; aber es wird doch vorausgesetzt, daß mit dieser körperlichen Anstrengung ökonomische Selbstständigkeit, und zugleich die Herrschaft über die Kräfte anderer Personen, der Gesellen, Jungen, Dienstboten und Mitglieder der Familie, verbunden ist, so daß die persönliche Anstrengung mehr leitend und den Arbeitern Beispiel gebend erscheint, und auf die wichtigeren Geschäfte sich beschränkt. Von diesem Stand sind daher ausgeschlossen die Taglöhner, die kleinen Güterbesitzer, die Diener der selbstständigen Bürger, und die von öffentlicher Unterstützung lebenden, (der gemeine Haufe, das Volk im engern Sinn, der Pöbel). Diesem Unterschied der Stände entspricht nun auch das verschiedene Bedürfniß nach Belehrung und Unterhaltung. Zuerst zeigt sich daher in allen Städten von mittlerer Größe das Bedürfniß eines Vereins für gesellige und wissenschaftliche

Unterhaltung der Honoratioren einer Stadt und Umgegend, eines Herrenlesevereins oder Museums, einer Harmonie, und wie die Namen alle heißen mögen. Neben diesem Herrenmuseum zeigt sich früher oder später das Bedürfniß eines Vereins für gesellige und wissenschaftliche Unterhaltung der selbstständigen Bürger, eines Bürgermuseums, Bürgervereins, Gewerbevereins. Die Bürgermuseen oder Lesevereine sind in der Regel am Anfang, besonders in größern Städten, bloße Nachbilder der Herrenmuseen; aber bald zeigen sich bedeutende Verschiedenheiten. Die Honoratiorenvereine verschaffen sich nämlich die Mittel zur Belehrung durch eine Menge von Schriften, die theils in einem besonderen Lokal aufgelegt sind, theils durch Circulirung in die Wohnungen der Einzelnen gebracht werden. Es ist dabei immer ein nicht unbedeutender Aufwand unvermeidlich für die Wohnung, Heizung, Beleuchtung, Bedienung, hauptsächlich aber für Anschaffung der Schriften, deren es wo möglich so viele seyn müssen, daß jedes Mitglied eine Schrift in dem Lesezimmer noch unbesetzt antrifft, wenn auch noch so viel Leselustige sich zusammendrängen, und zugleich eine Schrift durch die Circulirung im Hause haben kann. Ebenso große Kosten verursacht der Aufwand für gesellige Unterhaltung, die Erwerbung von geeigneten Wohnungen für die Wirthschaft, für Bälle und Konzerte, die Bezahlung der Künstler, der Musiker, die Dekorirung der Zimmer. Um dieses nachzuahmen, fehlt es den Bürgervereinen an den Geldmitteln, wenigstens in den kleinern Städten, auch wenn sie die Nachahmung in beschränktem Maßstabe unternehmen wollten. Aber auch, wo die Geldmittel nicht fehlen, wie solches in größern Städten der Fall seyn kann, wäre doch die bloße Nachahmung der Honoratiorenvereine ein Mißgriff und den wahren Bedürfnissen der bürgerlichen Klasse durchaus nicht entsprechend. In mancher Stadt hat schon der Geldstolz zu blinder Nachahmung getrieben, zweckmäßigeren Einrichtungen den Weg verstellt und baldigen Untergang herbeigeführt. Denn der thätige Gewerbsmann ist wohl so wißbegierig als der Honoratior; aber dennoch spricht die Mehrzahl der Erstern nicht das Lesen von aufgelegten Schriften in den dazu bestimmten Zimmern, und auch nicht in ihren zum stillen Lesen oft noch weniger geeigneten Wohnungen an. Der thätige Gewerbsmann will, nachdem er des Tages Last und Hitze getragen hat, am Abend ein gutes Wort

zu seiner Erholung und Erquickung hören, und so weit er es vermag, auch mittheilen. Die gegenseitige Belehrung ist ihm Bedürfniß. Es hat sich deßwegen, um diesem Bedürfniß Genüge zu leisten, besonders in kleineren Städten, wo schon der Kosten wegen die Anschaffung vieler Schriften und die Unterhaltung besonderer Wohnungen sich nicht ausführen läßt, ein wechselseitiger Unterricht durch freie Vorträge, Vorlesen aus Schriften und Besprechen des Inhalts der Schriften, in geordneten Versammlungen gebildet. Da sich in jedem Ort wenigstens einige Männer finden, die Fähigkeit und Lust zum Vortrage in einigen Kreisen des Wissens haben, und das gegebene Beispiel bald natürliche Fähigkeiten aufmuntert, und weil bei solcher Einrichtung der geringste Theil der Schriften eines stillen Lesevereins hinreicht, oft nicht einmal die Miethe eines besondern Lokals nöthig wird, weil jeder Wirth den zahlreich sich versammelnden Mitgliedern gerne unentgeldlich seine Zimmer öffnet, so läßt sich ein solcher, den Inhalt der Schriften vorlesender und besprechender Verein leicht und fast überall ausführen. Es müssen aber diese Vereine, wenn sie mehr sich verbreiten, wichtige, jetzt noch kaum geahnte Folgen haben für das deutsche Volk, und selbst für die deutsche Literatur. Denn seit einer Reihe von Jahren schreibt und liest kein Volk so viel, als das deutsche, und zwar sehr oft zum Nachtheil der Schriftsteller und derer, für welche sie schreiben.

Durch die Gelegenheit, unendlich viel zu lesen über alle Fächer des Wissens, verlernen die meisten Leser, selbst zu denken und sich das Gute der Schriften zu eigen zu machen, gewöhnen sich, von Buch zu Buch zu eilen und, einem Schlemmer gleich, der schon viel genossen hat, immer nach Neuem und Auffallendem zu haschen. Durch diesen verwöhnten Geschmack werden dann auch viele Schriftsteller veranlaßt, sich vom Einfachen und Wahren zu entfernen, und sich im Unnatürlichen zu überbieten. Die gewöhnlichen Lesevereine sind die vorzüglichsten Ernährer dieser Vielschreiberei, und dann doch auch wieder die gar zu abhängigen Unterthanen derselben, weil sie wegen des endlosen Verlangens nach Neuem fast Alles nehmen müssen, und nicht Zeit noch Gelegenheit haben, über den Inhalt der Schriften zu urtheilen.

Wenn in einem Leseverein, an dessen Eingang mit großen Buchstaben „Stillschweigen“ angeschrieben ist, einige Dutzend Männer

sitzen, von denen jeder eine andere Schrift in der Hand hat, und vielleicht in einer Stunde sechs verschiedene in die Hand nimmt, so ist nicht wahrscheinlich, daß der Einzelne mit einem bestimmten Gedanken und Eindruck aus dem Lesezimmer in das Conversationszimmer tritt. Aber noch unwahrscheinlicher ist, daß der Eindruck, den er vielleicht erhalten, sich über die Gesellschaft verbreite, und ein Gesammtgefühl oder allgemeiner Gedanke werde, und so eine Aufmunterung für die guten Schriftsteller und eine Richtschnur für die schlechten. Denn jeder bringt einen andern Eindruck in das Unterhaltungszimmer, oder auch verschiedene unbestimmte, hört nur mit zerstreutem Sinn, was ihm der andere vielleicht von seinen Lesefrüchten mittheilt, und nimmt sich selten die Mühe, nach der Schrift zu suchen, auf die er aufmerksam gemacht worden, oder kommt erst an das Lesen, nachdem der andere schon wieder den Eindruck vergessen hat. Das Beste der Schriften geht deßwegen oft ohne Wirkung für Geist und Gemüth verloren, und das schönste Gedicht findet bei der Gesellschaft nicht den lebendigen Wiederklang, den es bei beredteren, lebhafteren, wenn gleich weniger bücherreichen Nationen in vollem Maß finden würde. Es fehlt unseren Schriften wenigstens bis jetzt noch größtentheils das lebendige Wort über große Gedanken, das noch, in die Hörsäle der Lehrer, in die Tempel und die Privatzirkel eingeschlossen, die größeren Gesellschaften und das Leben des Volks nicht erleuchten und erwärmen kann, und nur schüchtern und oft unverständlich in den Betversammlungen der Frommen und in den Singvereinen der Lebensfrohen einige Verbreitung erhalten hat. Diese Gefangenschaft des lebendigen Worts ist der eigentliche Grund der Vielleserei und Vielschreiberei und der großen Kluft, die zwischen Wissen und Leben, zwischen Gedanke und That noch besteht. Die Folgen waren weniger auffallend und nachtheilig, so lange sie sich auf die Honoratiorenstände beschränkten, die in vielfachen Privatzirkeln Ersatz sich verschaffen können, und in Geschäften und höherm Bildungsgrad mehrfache Hülfsmittel finden. Aber die Folgen wurden bedenklicher, als die Schriftsteller sich die Zahl ihrer Leser zu vermehren suchten durch populäre Schriften über alle Gegenstände des Wissens für den thätigen Bürgerstand, als die oberflächliche Vielleserei, das Lesen ohne Denken bei diesem Stand Eingang fand, und die größern Städte besonders anfingen, um

diesem Bedürfniß Genüge zu leisten, nach Art der Herrenmuseen, bürgerliche Lesevereine zu gründen.

Gerade aber von dieser Seite scheint auch wieder der Anfang einer bessern Richtung zu kommen, durch das Vorlesen und Besprechen des Inhalts der Schriften in geordneten Versammlungen, und den dem lebendigen Wort dadurch wieder gewonnenen Spielraum. Hier ist den guten und großen Worten möglich, einen Gesammteindruck hervor zu bringen; hier ist ein deutlicher Widerstand gegen das Unpassende und eine lebendige Theilnahme für das Einfache und Gute zu erreichen. Hier beginnt sich auch die Kluft zwischen Wissen und Leben auszufüllen. Ein guter Vorschlag, in solcher Versammlung mit Klarheit und Wärme vorgetragen, findet sogleich Unterstützung, und oft noch in derselben Versammlung Unterzeichner von Beiträgen, während ein solcher Vorschlag von den Mitgliedern eines Stillschweigen gebietenden Lesevereins oft gar nicht beachtet wird, oder nur langsam durch Circularien zur Ausführung vorbereitet werden kann. Es sind zwar auch ohne solche Einrichtung viele nützliche Unternehmungen entstanden, aber viel besser, schneller und nachhaltiger wäre das der Fall gewesen, wenn überall, in jeder Stadt ein solcher Verein wäre, der immer bereit und gerüstet ist, zu allem, was Noth thut, die Kosten und Mühen des ersten Anstoßes übernimmt, und zugleich gegen ungeschickte und gefährliche Vorschläge das Publikum warnt, das oft durch glänzende Versprechungen sich verleiten läßt, und dadurch getäuscht, auch für gute Unternehmungen gleichgültig wird. Auch sind schon hie und da Vorträge an das Publikum über verschiedene Gegenstände des Wissens gehalten worden, aber nicht nachhaltig und alles Wissenswerthe umfassend. Das Oberflächliche, Gedankenlose und Ungeräumte kann zwar beim Sprechen so gut vorherrschend werden, als beim Lesen und Schreiben, aber doch am wenigsten bei den Worten, die in geordneter Versammlung vorgetragen werden, und deren Bestimmung ist, den Inhalt der Schriften dem Leben näher zu bringen. Die Ordnung der Versammlung schützt schon die Worte vor Unwürdigem, die Richtung auf die Schriften vor dem Gemeinen, die Richtung auf das Leben vor dem Ungereimten.

Auf ähnliche Art unterscheiden sich die bürgerlichen Lesevereine in Betreff der geselligen Unterhaltungen wesentlich von denen

der Honoratioren. Während die Honoratiorenvereine vorzugsweise durch gemiethete Künstler, namentlich Musiker, durch Concerte und Bälle ihre Unterhaltungen beleben und erhöhen, ist dieses den Bürgervereinen an den meisten Orten schon der Geldopfer wegen nicht möglich. Es entspricht aber auch diese Art von Unterhaltung den Bedürfnissen der bürgerlichen Klasse nicht hinreichend, selbst wo die Geldmittel solches gestatteten.

Die Entfernung der Künstler von dem kunstgenießenden Publikum, die schon bei dem gebildeteren Honoratiorenstand die Kunstproduktionen dem Publikum oft ermüdend macht, ist beim Bürgerstand noch größer, und bringt deßwegen bei bloß passiver Theilnahme noch öfter Ermüdung und Langeweile. Die Bürgervereine sind daher vorzugsweise und als Regel auf die freiwilligen künstlerischen Produktionen einzelner befähigter Mitglieder in Gesang, Instrumentalmusik und Deklamation angewiesen. Die Leistungen der freiwilligen Kunstfreunde sind zwar in der Regel geringer als die bezahlten der Künstler von Profession, aber für die Belebung der Unterhaltung, für die Verbreitung der Kunst und die gesellige Freude doch wirksamer, weil sie die Selbstthätigkeit erregen und dem Leben näher sind. Durch den freien Vortrag der Gedichte in solchen Versammlungen wird den Dichtern ein von ihnen bisher fast ganz entbehrter, und durch die herumziehenden Deklamatoren schlecht ersetzter Wiederklang in dem deutschen Volke. Durch solchen Vortrag wird mancher kleinen Arbeit, die den Weg zum Druck nicht finden könnte, oder dort vergessen worden wäre, ein dankbares Publikum verschafft.

Hauptsächlich erhalten aber die Bürgervereine eine reiche Quelle der Erholung, Erhebung und Veredlung durch die mit ihnen verbundenen, und oft ganz in sie übergehenden Singvereine, deren Zweck ist, den vierstimmigen Chorgesang zu verbreiten, und dadurch dem reichen Schatz deutscher Lieder einen noch fruchtbareren Wirkungskreis zu verschaffen. Diese Singvereine haben ihren Hauptsitz und Mittelpunkt nicht in dem Honoratiorenstand, dem die einfachen Lieder und Melodieen für die Länge nicht zusagen, sondern in dem jüngern lebensfrohen Theil des unabhängigen Bürgerstands. Sie werden aber, gehörig ausgebildet, immer mehr eines der ersten Veredlungsmittel werden, und die entfremdeten und nur von den höhern Ständen jetzt noch gepflegten schönen

Künste wieder einheimisch und volksthümlich machen, und sie sind schon jetzt im Stande, unter guter Leitung in einfacher Erhabenheit zu erreichen, was den Sängern von Profession wegen ihrer geringen Zahl niemals möglich wäre.

Auch der vom selbstständigen Bürgerstand ausgeschiedene gemeine Haufen sucht Belehrung und Unterhaltung. Immer weniger reichen ihm dazu die wenigen, oft verwilderten Volksbelustigungen und die Vorträge der Prediger hin. Weil aber der gemeine Haufen nicht genug Geld hat, um die Mittel dazu zu kaufen, wie es die Honoratioren thun, und nicht Bildung genug, um das Fehlende durch freiwillige Leistungen Einzelner zu ersetzen, so ist er das blinde Werkzeug der seine Sinne reizenden, die Sitten verderbenden wandernden Künstler niederer Art, der Fanatiker und Schwärmer in religiösen Angelegenheiten, und der Volksanführer und Volksverführer in politischen Dingen, besonders in unruhigen Zeiten, und so aller derer, welche ihn für ihre Zwecke zu kaufen Lust haben. Es ist aber Aufgabe der bürgerlichen Vereine, den Kreis dieses preißgegebenen und daher gefährlichen Haufens durch Aufnahme der tüchtigsten Mitglieder desselben in ihre Mitte, besonders da, wo demselben politische Rechte eingeräumt sind, zu verengen. Noch mehr aber ist es Aufgabe der Regierungen, dem unbefriedigten Drang des gemeinen Haufens nach Belehrung und Unterhaltung durch Veredlung der alten verwilderten Volksfeste, oder Einführung neuer, und durch geeignete Belehrungsmittel Genüge zu leisten.

E. S.

Ueber

den Grund, das Wesen und die Grenzen

des Rechtes der Erzeuger

an

den Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft.

Der eigenste Charakter des Eigenthums ist dessen natürliche Unbeschränktheit, die Grundlage desselben eine Fiction.

Ursprünglich vertrat der Besitz, das unmittelbare Innehaben, die Stelle des Eigenthums, und dieses erstreckte sich nicht weiter als die wirkliche körperliche Einwirkung und die Möglichkeit der Vertheidigung. Erst als der Besitz den wachsenden Bedürfnissen nicht mehr genügte und dieselben weit über die Möglichkeit des wirklichen Innehabens sich erweiterten, wurde auch der Begriff des Besitzes bis zu der Möglichkeit des ungehinderten Besitzergreifens erweitert und endlich im Eigenthum eine Art von potenzirtem Besitz in das Leben gerufen, was im Anfange wohl immer ein ausdrückliches Anerkenntniß der Volksversammlung erforderte und deßhalb nur bei wenigen, besonders nützlichen oder kostbaren Gegenständen statt fand.

Mit der fortschreitenden Entwickelung des Volkslebens und der Rechtsidee minderte sich die frühere Wichtigkeit des Besitzes und das unter den Schutz des Staates gestellte Eigenthum trat mehr und mehr an seine Stelle, so daß heutzutage der Besitz seine rechtliche Bedeutung fast ganz an das Eigenthum verloren hat.

Die Entstehung des Eigenthums jedoch aus dem Besitz ist in einigen Beziehungen wirksam geblieben, und dies namentlich in dem vielfach ausgebreiteten Vorurtheil, daß es an unkörperlichen Sachen, weil keinen Besitz, auch kein Eigenthum geben könne, obschon frühzeitig die Nothwendigkeit empfunden wurde, Eigenthumsrechte an Befugnissen eben so gelten zu lassen, wie ein Besitzrecht an Dingen, die ihrer Natur nach nicht besessen werden konnten.

Auch diese Begriffe reichten jedoch im Laufe der rastlos fortschreitenden Zeit nicht aus, und man erfand zum Schutz solcher Rechte, welche in die gegebenen Begriffsgrenzen sich nicht fügen wollten, die Privilegien, d. h. die Zusicherung besondern Schutzes von Seiten der Regierungsgewalt, und wie diese wurden auch die Privilegien vielfach zu Eingriffen in fremde Rechtssphären gemißbraucht.

Unter den Schutz der Privilegien wurde nun auch ein Kind der neueren Zeit gestellt, welches lange Zeit unbeachtet und isolirt unter den Erscheinungen des fortschreitenden Lebens sich verlor: das Recht der Schriftsteller an den Erzeugnissen ihrer geistigen Thätigkeit, zu welchen in noch neuerer Zeit auch die Produktionen der Künste hinzugekommen sind.

Bis zu Erfindung der Buchdruckerkunst konnte die Produktivität der Schriftsteller, insbesondere der pecuniäre Ertrag ihrer Werke schon deßhalb nicht der Gegenstand hervortretender Ansprüche seyn, weil die Schwierigkeit der Vervielfältigung beinahe der Mühe der Abfassung gleich kam und fast mehr der Lohn des Schreibers, als der Ehrensold des Autors in rechtlichen Betracht gezogen werden mußte.

In ganz anderer Weise gestaltete sich dieses Verhältniß durch jene ewig denkwürdige Erfindung, und fast mit derselben zugleich wurde auch die Idee von einem Recht des Schriftstellers an den Produktionen seiner geistigen Thätigkeit geboren, obschon es auch damals schon Leute gab, welche vorzogen, zu ernten, wo sie nichts gesäet hatten. Schon Luther eiferte gegen die Nachdrucker und schon im Jahr 1620 wurde in Sachsen, im Jahr 1794 in Preußen das streitig gemachte Recht der Schriftsteller auf den Ertrag ihrer Erzeugnisse gesetzlich anerkannt und jede Schmälerung dieses Ertrags als eine positive Rechtsverletzung verboten.

Noch existirt keine Geschichte des Nachdruckes; allein obgleich das Wesen dieses nur scheinbar neuen Rechtes, welches Ansprüche auf Schutz erhob, lange unbegriffen blieb, so scheint es doch auch nicht, als ob in frühester Zeit irgend ein Zweifel über die Widerrechtlichkeit des Nachdrucks erhoben worden wäre, und es war die ganze Subtilität der Rechtswissenschaft, welche in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts herrschte, erforderlich, um 1722 die Juristenfakultät zu Jena als erste Vertheidigerin des Nachdrucks auftreten zu lassen. Es sind derselben späterhin eine nicht geringe Anzahl gefolgt, der redlichste ohne Frage Griesinger, der abgeschmackteste Ch. F. Krause, königl. bayerischer Regierungsrath im Obermainkreise, der hochgestellteste, in sehr neuer Zeit, der Minister eines deutschen Bundesstaates.

Ohne hier auf die vielfach versuchten Entwickelungen des Rechtes der Schriftsteller in der Form der römischen Rechtslehre einzugehen, um welche sich Dr. K. E. Schmidt und W. A. Kramer unleugbar die größten Verdienste erworben haben, nehmen wir vielmehr das Anerkenntniß der Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck, wie solches im 18ten Artikel der deutschen Bundesakte enthalten ist, als Thatsache an und beschränken uns hier auf die Untersuchung der Natur dieses Rechtes und den Nachweis seines rationellen Grundes, woraus von selbst die Principien sich ergeben, welche als eine nothwendige Folge des einmal ausgesprochenen Anerkenntnisses betrachtet werden müssen.

Es enthält dieses Zugeständniß nicht mehr und nicht weniger als eine Gleichstellung der geistigen Thätigkeit und ihrer Früchte mit den Früchten körperlicher Anstrengung, und je unzweifelhafter es ist, daß die Heilighaltung des Eigenthums die Grund- und Vorbedingung aller Kultur ist, desto gewisser dürfen und müssen wir jenes Anerkenntniß als einen bedeutenden socialen Fortschritt betrachten. Denn die Anerkennung eines Rechtes der Schriftsteller gegen den Nachdruck und die authentische Bezeichnung des letztern als Vervielfältigung auf mechanischem Wege, wie solche in dem Bundesbeschluß vom 9. November 1837 erfolgt ist, enthält zugleich das nothwendige Zugeständniß der Geltendmachung, als der unabweisbaren Folge eines anerkannten Rechtes, und wiefern jenes Recht ohne positive Beschränkung geblieben ist, so wird

zugleich der wissenschaftlichen Untersuchung vorbehalten, den Grund und Umfang desselben zu ermitteln, obschon nach unserm Dafürhalten, sobald sich nachweisen läßt, daß der Gegenstand des Rechtes unter die Bestimmungen des in Deutschland recipirten allgemeinen Rechtes subsumirt werden könne, dieses ausdrückliche Anerkenntniß nicht einmal erforderlich war, um den Schutz des Eigenthumes an den Erzeugnissen der Kunst und Wissenschaft gegen unbefugte Eingriffe zu begründen.

Fragen wir im Allgemeinen nach dem Objekt dieses Rechtes, so leuchtet ein, daß es nicht Gedanken seyn können, denn Gedanken liegen ihrem Wesen nach über der Sphäre des Rechts und können eben so wenig als Gesinnungen die Gegenstände einer bürgerlichen Gesetzgebung seyn, wie denn auch bei allen Verirrungen der neueren Gesetze in das Gebiet der Absichten meistentheils die Grenzen manifestirter Gesinnungen respektirt worden sind. Eben so wenig können Worte an sich der Gegenstand des Autorrechts seyn, da Worte ein allgemeines Element sind, wie Wasser und Luft, obschon sie, wie diese, auch die Fähigkeit besitzen, zu dem besondern Dienst eines Einzelnen verwendet zu werden. Die Worte gleichen dem Strome, welcher einer Gegend Reiz und Nutzen verleiht; die Gedanken aber verhalten sich zu den Worten, wie die belebende und erfrischende Kraft des Wassers zum Wasser sich verhält. Jedem steht es frei, daraus zu schöpfen und davon jeden beliebigen Gebrauch zu machen; wie aber das geschöpfte Wasser durch die einfache Thatsache des Herausnehmens aus dem Allgemeinen zunächst in den Besitz und nach Willkür des Schöpfenden in sein Eigenthum übergeht, so sind auch die Gedanken eines Menschen, welche in Worte gefaßt werden, der Gegenstand seines Besitzthums, und es steht in seiner Willkür, diesen Besitz einen vorübergehenden seyn zu lassen oder ein dauerndes Eigenthum daraus zu machen.

Es trägt dieses Recht das allgemeinste Merkmal aller Rechte an sich, daß Niemand anders ein Recht an dem Gegenstande desselben besitzt, denn die Gedanken würden ohne den Denkenden nicht existiren; eben so wenig gibt es ein Eigenthum an den Worten an sich, noch verlieren dieselben durch den Gebrauch, der davon gemacht wird, und so wenig einem Andern verboten werden kann, denselben Gedanken noch einmal zu denken, zu verbessern,

neue Gedanken daran zu knüpfen, so kann doch außer dem ersten Denker eines Gedankens Niemand wieder der erste Erzeuger desselben seyn, so wie Niemand nach Columbus Amerika entdecken konnte, wenn auch in dem neuen Erdtheile Einzelnes erst nach ihm entdeckt werden konnte und wirklich entdeckt worden ist.

Was aber von der Darstellung und gleichsam Verkörperung eines Gedankens durch Worte, gilt eben so von der Darstellung desselben in irgend einer andern bestimmten Form, und hierdurch wird uns zugleich die Grenze des Eigenthumsrechtes im Gebiete der Künste und Wissenschaften vorgezeichnet. Der Componist, der Bildhauer haben es sämmtlich mit Gedanken oder Ideen, sofern darunter eine Reihe von Gedanken verstanden wird, zu thun, welche in einer bestimmten Form zur sinnlichen Anschauung gebracht werden sollen. So weit daher eine Form möglich ist, welche sich von allen andern Darstellungen derselben Gedankenreihe erkennbar unterscheidet, so weit erstreckt sich die Möglichkeit des künstlerischen Eigenthums. Es ist dies auch bisher insoweit nicht bezweifelt worden, als der dargestellte Gedanke gewissermaßen greifbar war, wie z. B. in Bezug auf Statuen und Bilder, zumal es hier in der Hand des Besitzers lag, den Gebrauch, welchen er davon gestatten wollte, nach Willkür zu bestimmen. Fand diese Anerkennung dagegen Schwierigkeiten in Bezug auf den musikalischen Gedanken, in der technischen Sprache Melodie genannt, so haben doch schon früher die Musikalienhändler selbst die nachtheiligen Folgen der Mißkenntniß durch Bildung eines Vereins abzuwenden gesucht und neuerdings hat endlich auch dieses Eigenthum in mehreren Gesetzgebungen ausdrückliche Anerkennung gefunden.

Wirkliche Schwierigkeiten bietet die Anwendung dieses Grundsatzes nur in Bezug auf solche Künste dar, in welchen die mechanische Fertigkeit eine mehr oder minder bedeutende Rolle spielt; so die Kupferstecherkunst, die Holzschneidekunst, die Lithographie und ähnliche.

Inzwischen hebt diese Schwierigkeit die Existenz des Rechtes nicht auf, wenn auch vielleicht in einzelnen Fällen auf den Ausspruch von Sachverständigen zurückgegangen werden muß. Daß übrigens der Künstler nur dann, wenn er seine eigene Idee zur Darstellung bringt, auch das Produkt eigenthümlich erwerben kann, und andererseits, daß derselbe für sich gar kein Recht erwirbt, wenn er bloß auf Bestellung arbeitet, scheint nicht besonders

erwiesen werden zu müssen. Was aber das von Einigen behauptete Recht zur Entnahme von Copien anlangt, so glauben wir dasselbe gänzlich in Abrede stellen zu müssen, und nach unserer Meinung hat der Lithograph eben so wenig ein Recht, von einem Bilde eine Copie zu nehmen, als der Maler es hat, ein schönes Gesicht ohne die Zustimmung der Eignerin abzustehlen. Eitelkeit mag den Raub verzeihen, allein schon die Bezeichnung der That in der Sprache des gewöhnlichen Lebens bürgt für deren Unrecht.

Gedanken, welche in einer bestimmten Form zur sinnlichen Wahrnehmung gebracht werden, bilden sonach den Gegenstand des Rechtes der Schriftsteller und Künstler, welches, insofern es sich auf die Fassung der Gedanken in Worte bezieht, literarisches Eigenthum, und künstlerisches Eigenthum genannt zu werden pflegt, wenn die Darstellung der Gedanken durch Töne, Zeichen oder Farben erfolgt.

Mit allen Rechten aber hat auch das Recht der Erzeuger von Werken der Kunst und Wissenschaft den Mangel gemein, daß nicht alle Wirkungen desselben möglich, nicht alle möglichen rechtlich geltend zu machen sind; es findet auch hier das bekannte: Minima non curat praetor, seine volle Anwendung.

Streng genommen hat der Eigenthümer eines Hauses auch ein ausschließendes Recht auf seine äußere Form; allein dieses Recht bleibt ohne Wirkung, einmal weil es nicht leicht ein Interesse geben dürfte, dasselbe geltend zu machen, und dann, weil die Form auch durch die kleinste Veränderung aufgehoben, mithin die rechtliche Geltendmachung vereitelt werden kann. Andernseits hat der Eigenthümer einer Gans unbezweifelt ein Recht auf jede einzelne Feder derselben, allein es würde kein Gericht die Klage auf eine ausgerupfte Feder, obwohl dieselbe dann annehmen, wenn eine Gans aller ihrer Federn beraubt worden wäre.

Ueberdies pflegen, mit Ausnahme des Geldes, die Menschen freigebig mit Allem zu seyn, was sie in Menge besitzen, und so werden unzählige Gedanken ausgesprochen, auf welche der Aussprechende theils selbst keinen großen Werth legt, die er wohl gar froh ist an den Mann zu bringen, und welche derselbe mithin gar nicht für sich behalten will, oder welche, an eine bestimmte Person gerichtet, sofort in den Besitz des Hörenden übergehen, wie das Eigenthum eines Briefes auf den Adressanten. Eine

große Menge der erhabensten Gedanken sind in der möglichst vollendeten Form schon von Alters her auf uns vererbt worden und bilden die Quellen des Wissens, aus welchen Jeder schöpfen und durch eine neue Gestaltung auch ein neues Eigenthum erwerben kann. Eine andere Menge von Gedanken sind so gemein und so trivial, daß sie von Jedem neu hervorgebracht werden können, so daß es der Mühe eines Anspruchs nicht lohnt, weil Niemand die Möglichkeit bezweifelt, daß sie von mehreren zugleich mögen gefunden worden seyn.

Hierzu kommt aber noch, daß wir über die Natur und das Vermögen des menschlichen Geistes noch so wenig im Klaren sind, daß wir von keinem Gedanken mit voller Gewißheit sagen können, daß er nicht ein wirkliches Erzeugniß dessen, der ihn ausspricht, seyn könne; wie es denn Thatsache ist, daß Paskal, ohne von Euklid das Mindeste zu wissen, noch einmal die Lehrsätze desselben erfand. Da nun sehr häufig die Quelle eines Gedankens nicht wird nachgewiesen werden können, so bleibt der Unredlichkeit ein großes Feld, und es kann dieselbe auch durch die Aufstellung gesetzlicher Präsumtionen um so weniger ausgeschlossen werden, als, um der Freiheit des menschlichen Geistes willen, gegen jede Präsumtion ein Gegenbeweis offen bleiben muß.

Unmöglich können die Gründe, mit welchen in der Regel die Existenz eines Rechtes an den Erzeugnissen der geistigen Thätigkeit bestritten zu werden pflegt, gegen den allgemeinen Grundsatz, daß Hervorbringung aus eigenthümlichem oder Niemand angehörigem Material das Recht unbeschränkter Verfügung gewährt, in Betracht kommen.

Es sind diese Gründe, welche zunächst für die Rechtmäßigkeit des Nachdrucks geltend gemacht und am besten von Griesinger zusammengestellt worden sind, wesentlich in der Folgerung enthalten, daß, weil es unter die erlaubten Handlungen gehöre, irgend eine Sache, die sich in Jemandes rechtmäßigem Eigenthum befindet, nachzumachen, nachzubilden, nachzuformen und nachzuahmen, der unbefangene Verstand keine Ursache entdecken könne, weßhalb diese allgemeine Regel von allen Dingen und nur nicht von Büchern gelten solle. Es könne dabei nicht darauf ankommen, ob dies einem Dritten angenehm oder unangenehm sey, wie man denn seinem Nachbar Luft und Licht nehmen und neben einem bestehenden

Etablissement ein anderes gleichartiges setzen könne, auch wenn dadurch der Eigenthümer des frühern ruinirt werde. Dasselbe gelte von dem Verhältniß der Buchhändler und Nachdrucker. So wenig der erstere Bedenken tragen werde, eine bereits bearbeitete Materie, wenn es mit Vortheil geschehen könne, neu bearbeiten zu lassen oder auch die Gesammtwerke eines Autors herauszugeben, ohne Rücksicht auf die Verleger der einzelnen Schriften, so dürfe der Nachdrucker ohne alle Frage auch das erkaufte und unzweifelhaft in seinem Eigenthum befindliche Buch nachmachen und ebenfalls verkaufen, weil der Nachtheil, welchen ein Dritter durch eine Handlung erleidet, zu welcher der Handelnde ein Recht hatte, bei der Beurtheilung der Rechtmäßigkeit niemals in Frage kommen dürfe.

So richtig dieser letzte Satz ist, so wenig ist es die Folgerung, durch welche derselbe auf das Verhältniß der Nachdrucker zu dem Verleger oder Autor bezogen wird. Es ist bereits im Jahr 1823 von Dr. K. E. Schmid in Jena in der obenerwähnten Gegenschrift gegen Griesinger hervorgehoben worden, daß nicht jeder Gebrauch von einer Sache, sondern eben nur der rechtmäßige Gebrauch erlaubt sey, und daß mithin die Richtigkeit der Behauptung auf die höhere Frage von der Rechtmäßigkeit des Gebrauchs, welchen der Nachdrucker macht, zurückgeführt werde.

Wenn Dr. Schmid sich zugleich auch darauf bezieht, daß Staatspapiere, Münzen, Papiergeld, ungeachtet des vollen Eigenthums, welches der Eigenthümer an den einzelnen Stücken erwirbt, welche er verkaufen, verschenken, ja sogar vernichten, und dennoch nicht nachahmen darf, so erkennen wir diesen Vergleich zwar als geistreich an, doch müssen wir dagegen erinnern, nicht nur, daß hier ein bestimmtes Verbot vorliegt, welches damals rücksichtlich des Nachdrucks desiderirt wurde, sondern auch, daß der Grund dieses nicht das Eigenthum des Staates an diesen Gegenständen, sondern die Täuschung ist, deren der Nachahmende hinsichtlich der Garantie sich schuldig macht, die seinen Nachahmungen fehlt.

Er hätte allerdings noch vielfache andere Beschränkungen des Eigenthums anführen können, allein dieselben beruhen größtentheils auf positiven Gesetzen, und hier gilt es, das literarisch-artistische Eigenthum als ein Urrecht nachzuweisen, dessen Gewährleistung mit dem Staate zugleich entsteht und fällt.

Allerdings hat auch Griesinger nicht Recht, wenn er sich auf die Berechtigung, dem Nachbar Luft und Licht zu nehmen, beruft; denn bekanntlich ist die Luftsäule über dem Boden ein Accessorium des Grundstückes, und indem der Eigenthümer diese benutzt, übt derselbe nur sein Recht; der Nachbar hat aber kein Recht auf Luft und Licht von dem fremden Grundstück, und es ist seine Schuld, wenn er sich dasselbe nicht auf seinem eignen Raum gesichert hat.

Noch weit weniger ist aber der Vergleich zwischen zwei Buchhändlern, welche dieselbe Materie bearbeiten lassen, stichhaltig, da die Materie, die geistigen Stoffe, die Gedanken, welche noch nicht in einer eigenthümlichen Form ausgedrückt worden sind, auch keinen Eigenthümer haben, und wie Luft und Wasser, die nicht zu einem im Eigenthum befindlichen Grundstück gehören, von Allen benutzt werden können.

Recht hat derselbe in Bezug auf die Sammelwerke, die nur durch einen argen Mißbrauch zum Nachtheil der Verleger einzelner Werke auch dann gestattet worden sind, wenn der Autor sich nicht dieselben ausdrücklich vorbehalten hat.

Es ist dieser Mißbrauch inzwischen nur eine Folge der großen Begriffsverwirrung über Autorrecht und Verlagsrecht, gewesen und in Sachsen ist in solchem Falle schon längst auf vollständige Entschädigung der Verleger von einzelnen Werken erkannt worden. Den allgemeinen Satz mithin, daß Niemand Unrecht thue, der von seinem Rechte Gebrauch macht, erkennen wir auch in Bezug auf das Eigenthum an den Erzeugnissen der Kunst und Wissenschaft an, nicht aber die Folgerungen, welche Griesinger daraus abgeleitet hat, und noch viel weniger die Beschränkungen, welche Dr. Schmid, auf den Grund der Moralität, dem Rechte zufügen will. Nach unserer Ansicht hat der Staat Jedem sein Recht rücksichtslos zu gewähren, für den Gebrauch aber, welchen der Einzelne von seinem Rechte macht, ist er nur dem Ewigen verantwortlich.

Wir sind mit Griesinger auch darüber einverstanden, daß, wenn Schriftsteller und Verleger für ihre Ansprüche gegen den Nachdruck keinen bessern Grund geltend zu machen haben, als den, daß er ihnen schädlich sey, noch keineswegs die Unrechtmäßigkeit als bewiesen angesehen werden könne, da der Satz, daß Niemand durch den Schaden Anderer sich bereichern dürfe,

großen Beschränkungen unterliegt. Wenn Griesinger andernseits die Rechtmäßigkeit des Nachdrucks darauf basirt, daß das nachgedruckte Exemplar Eigenthum des Nachdruckers sey, so wendet Schmid dagegen mit vollem Rechte ein, daß es gleichgültig für die Beurtheilung eines Diebstahls gehalten werden müsse, ob der Dieb auf seiner eigenen Leiter einsteige, und daß dieses Eigenthum nicht erfordert werde, wenn der Nachdruck rechtmäßig, und nichts helfe, wenn derselbe unrechtmäßig sey.

Daß selbst das Urtheil Kaiser Josephs **II.** Unrecht nicht zu Recht mache, und daß noch viel weniger die irrigen Ansichten einzelner Schriftsteller und ganzer Schöppenstühle den Nachdruck zu einem Rechte stempeln, wenn derselbe ein wirkliches Recht verletzt, bedarf heutzutage keines besondern Nachweises; der Irrthum aber, welcher einen so wohlwollenden und seiner Gesinnung nach so gerechten Monarchen zu jenem Urtheil verleitete, darf von uns nicht ganz übergangen werden, wenn auch der an demselben Orte beigebrachte Ausspruch eines Professors de Felice zu gehaltlos ist, um einer Widerlegung zu bedürfen. Joseph **II.** soll gesagt haben: „um von Journalisten gepriesen und von Dichtern besungen zu werden, will ich mein Volk dem Eigennutz gewinnsüchtiger Buchhändler nicht länger Preis geben." Daran würde er sehr Recht haben, allein um der Gerechtigkeit willen darf er nicht dem Reichen nehmen, um es dem Armen zu geben, und nie darf ein Fürst ein wirkliches Recht verletzen, um ein vermeintliches zu gewähren. Hat das Volk ein Recht auf Unterricht, so mag die Regierung dafür sorgen, aber unmöglich wird dadurch ein Recht des Staates begründet, Männer, die entweder durch glückliche Naturanlagen oder durch anhaltenden Fleiß und Entbehrungen aller Art einen Schatz von Kenntnissen erworben haben, der Früchte ihres Fleißes oder auch ihrer glücklichen Disposition zu berauben, um damit den geistigen Hunger des Volkes zu stillen. Noch ist keinem Fürsten und keiner Regierung eingefallen zu verlangen, daß diejenigen, welche Kenntnisse irgend einer Art erworben haben, ohne Entschädigung dem Staate dienen sollen, und dennoch würde dieses Recht seyn, wenn jenes Recht ist.

Eben so hätte Kaiser Joseph in Beziehung auf den Reichthum an Geld sich ausdrücken können: das Volk ist geneigt, sich wohl zu befinden und hat in der Regel viel mehr Lust dazu, als

zum Unterricht; es hat mindestens ein ganz unzweifelhaftes Recht darauf, sich satt zu essen, sich zu kleiden und gegen die Unbilden des Wetters zu schützen; ich will daher mein Volk nicht länger dem Eigennutz gewinnsüchtiger Grundstücksbesitzer, Kaufleute und Handwerker Preis geben, sondern ich decretire hiermit, daß in Zukunft diejenigen, welche haben, sich gefallen lassen, daß diejenigen, welche nichts haben, das entnehmen, was sie brauchen. Ist das wahre oder eingebildete Bedürfniß des Genusses hinlänglicher Grund eines Rechtes auf Befriedigung, so ist keine Ursache denkbar, weßhalb das materielle Eigenthum und namentlich der Ueberschuß über den eigenen Bedarf nicht eben so den Bedürftigen Preis gegeben werden sollte, als bisher nur das geistige Eigenthum für gute Beute erklärt worden ist. Im Gegentheile, wenn wir einen sittlichen Maßstab anlegen, so verdient das materielle Eigenthum, so weit es nicht durch die eigene Anstrengung des Besitzers erworben worden ist, bei Weitem weniger Schutz als das Eigenthum der Schriftsteller und Künstler, als welches eben ohne Anstrengung gar nicht erworben, nicht vererbt, nicht in der Lotterie ausgespielt werden kann.

Es ist die unheilvolle Lehre von einer allgemeinen Wohlfahrt, die durch den Staat bezweckt werden soll, welche auch diesen Irrthum hervorgerufen hat, da doch über die Bedingungen des Glückes und der Wahlfahrt selbst im größten Volke kaum zwei vollkommen einig seyn werden, mithin ein verbindlicher Beschluß der Mehrzahl durch die Natur des Gegenstandes selbst ausgeschlossen wird.

Ein zweiter Hauptgrund für das angebliche Recht der Nachdrucker liegt in der Beschränkung des Rechtes der Schriftsteller auf die Autorschaft, von Griesinger Gedankeneigenthum genannt, und die Erörterung dieses Grundes führt uns zugleich auf die nähere Untersuchung der eigentlichen Natur und Grenzen des in Frage stehenden Rechtes. Dr. Kramer, welchem wir die bei Weitem gründlichste Erörterung des Gegenstandes verdanken, wenn wir demselben auch nicht darin beipflichten können, daß das Eigenthum der Schriftsteller und Künstler an ihren Werken einer ausdrücklichen Anerkennung durch die Gesetzgebung bedurft habe, ist uns in der Ansicht vorausgegangen, daß das Recht des Schriftstellers ein ursprüngliches, ein dingliches, ein unabhängiges und

unbegrenztes sey, und wir haben von ihm die Ueberzeugung erhalten, daß durch den 18. Artikel der Bundesakte alle Rechte anerkannt worden sind, welche den Schriftstellern und Verlegern der Natur der Sache nach zustehen.

Auch darin stimmen wir mit demselben überein, daß die Rechte der Verleger bloß abgeleitete sind und nur in so weit in Frage kommen können, als viele Verleger, durch Verträge oder Verjährung, in den Besitz der gesammten Rechte der von ihnen verlegten Autoren gekommen sind. Der wesentliche Unterschied zwischen unsern Ansichten liegt aber in dem Ergebniß, daß Dr. Kramer, ob er gleich das Recht der Schriftsteller aus der Natur der Verhältnisse entwickelt, dennoch die Natur des Eigenthums nicht als einen Beweisgrund für die Identität des Rechtes der Schriftsteller mit dem Eigenthum gelten lassen, sondern dasselbe nur nach Analogie des Eigenthums beurtheilt wissen will, wogegen wir durch die Gleichheit aller Merkmale zu dem Schlusse gelangt sind, daß das Recht der Schriftsteller und Künstler an ihren Werken, wie dasselbe durch den 18. Art. der Bundesakte anerkannt und durch den Bundesbeschluß vom 9. Nov. 1837 näher bestimmt worden ist, als ein wirkliches Eigenthumsrecht zu betrachten sey.

Das Eigenthum besteht, nach einverstandenem Rechtsbegriff, in dem gewöhnlich dinglichen Rechte, vermöge dessen Jemanden die unbedingte Befugniß zusteht, über eine einzelne körperliche Sache nach Willkür zu schalten. Da nun als körperliche Sachen nach der grammatischen Bedeutung alle diejenigen angesehen werden müssen, welche sinnlich wahrnehmbar sind, so waltet kein Zweifel ob, daß durch die Beschränkung des Rechtes der Schriftsteller und Künstler auf solche Gedanken, welche in sinnlich wahrnehmbarer Form dargestellt werden, die Identität des Objektes hergestellt wird.

Wenn dagegen Kramer als Objekt dieses Rechtes Aeußerungen bezeichnet, welche durch bestimmte Worte abgegrenzt und durch sichtliche Zeichen bleibend dargestellt, einen vollständigen Gedanken enthalten, so leidet diese Definition zuerst keine Anwendung auf das artistische Eigenthum, und während dieselbe einerseits bleibende Darstellung fordert, die doch keineswegs nothwendig ist, schließt sie ohne genügenden Grund die Auffassung durch das

Gehör aus, welche eine eben so vollständige, bestimmte und sichere Wahrnehmung gestattet, wie das Gesicht, und welche überall, wo es sich um eine Rede handelt, als ganz geeignet gilt, einen vollgültigen juridischen Beweis herzustellen.

Niemand wird in Abrede stellen, daß ein Gedanke, welcher durch Worte, Töne, Zeichen oder Farben so dargestellt wird, daß derselbe gehört oder gesehen, in einzelnen Fällen wohl auch gefühlt werden kann, aufhört, bloß im Begriff zu existiren, und durch diese Darstellung nicht nur Realität, sondern auch die Fähigkeit des Gebrauchs erlangt, mithin ein Bestandtheil des Vermögens und somit durch die bloße Thatsache der Darstellung ein Gegenstand wird, auf welchen der Hervorbringende ausschließlich einzuwirken befugt ist.

Das erste Befugniß aber des Herrn einer Sache ist das Recht auf Besitz, und wenn Dr. Kramer gerade dieses wichtigste Recht dem Schriftsteller abspricht, so geschieht dieß nur, weil er sich der Körperlichkeit des auf irgend eine Weise sinnlich wahrnehmbar dargestellten Gedankens nicht bewußt geworden ist.

Der Besitz ist im allgemeinsten Sinne Innehabung eines Gegenstandes, und die Zuthat „körperlich“ ist, wie wir gesehen haben, von jeder sinnlichen Berührung eines Gegenstandes, je nach dessen Natur zu verstehen. Daß aber der Autor die Gedanken, welche er durch das Denken aus dem allgemeinen geistigen Stoffe absondert und gestaltet hat, durch das Aussprechen wirklich in Besitz nimmt, inwiefern er die einmal gedachten Gedanken willkürlich in sich wieder hervorrufen und mithin auf dieselben einwirken kann, bedarf keines Beweises, da Jedermann die Probe frei steht, wenn man auch den Sprachgebrauch des gemeinen Lebens für keinen Beweis gelten lassen will. Es kann mit dieser Besitznahme die Absicht verbunden werden, das Innehaben in irgend einer rechtlichen Absicht fortdauernd auszuüben oder auch nicht. Im ersten Falle, wenn z. B. der Autor seine Gedanken Behufs der Aufbewahrung oder Veröffentlichung memorirt oder niederschreibt oder dictirt, bleibt er ungeachtet der Mittheilung im Besitz, und wenn gleich derjenige, welcher einen Memorirenden belauscht, ein Manuscript heimlich liest, oder sich dasjenige, was ihm vielleicht nur zu dem Zweck des Niederschreibens mitgetheilt wird, einprägt, gleichfalls den Besitz dieser Gedanken erwirbt,

so ergibt sich doch von selbst, daß dies bloß factischer Besitz seyn kann, mit dem keine rechtlichen Wirkungen verbunden sind. Innehabung und der Wille inne zu haben, als die wesentlichen Grundbedingungen des Besitzes, finden also ihre Anwendung auf sinnlich wahrnehmbar dargestellte Gedanken, und wir überheben uns der Mühe, nachzuweisen, daß dieselbe sowohl mit Beziehung auf ein bestimmtes Recht als auch ohne diese Beziehung geschehen kann. Nur der Mitbesitz erleidet eine Modification, die inzwischen nicht auf einer wesentlichen Verschiedenheit, sondern nur auf einer genauern Begriffsbestimmung beruht. Die Regel nämlich, daß eine Sache nicht von Mehreren zugleich ganz besessen werden kann, hat keinen andern Sinn, als daß ein Besitz Mehrerer nicht ausschließlich seyn kann, und in dieser Form leidet die Regel auch Anwendung auf die Objecte des literarischen und artistischen Eigenthums, welche zwar von Mehreren zugleich ganz, aber nicht ausschließlich besessen werden können; jene Ganzheit und diese Ausschließlichkeit erscheinen daher bloß als Modificationen desselben Begriffs in ihrer Anwendung auf materielle und immaterielle Gegenstände.

So wenig aber die erste Besitzergreifung und die Ausübung des Besitzes in Rücksicht auf die Gegenstände der geistigen und körperlichen Anstrengung verschieden ist, so wenig geschieht die Uebertragung des Besitzes auf Andere in verschiedener Weise, und während die Mittheilung von Seite des Besitzenden das Mittel der Uebergabe ist, dient die Auffassung durch das Gehör oder das Gesicht und nach Befinden das Gefühl auf Seiten des Nichtbesitzenden als das Mittel der Besitzergreifung.

Was hiernächst die Erwerbungsarten des Besitzes betrifft, so entsprechen dieselben genau denen des materiellen Besitzes, denn es kann derselbe, wie wir bereits nachgewiesen haben, durch einseitige erlaubte oder unerlaubte Handlungen oder auch durch ein zweiseitiges Geschäft erfolgen. Daß auch hier eine traditio brevi manu facta Statt finden könne, wenn z. B. der Prediger einem seiner Zuhörer seine gehaltene Predigt schenkt oder sonst überläßt, ist von selbst klar, und so leidet auf die Erwerbung des Besitzes wahrnehmbar dargestellter Gedanken Alles Anwendung, was die Theorie von dem fingirten Besitz, ursprünglich einem solchen, welchen man jeden Augenblick ergreifen kann, der Erwerbung

durch Mittelpersonen, wenn der Erzeuger eines Gedankens denselben einem Dritten durch einen Boten sagen läßt, und sonst in Betracht gezogen.

Wie endlich der Besitz durch die Unmöglichkeit der Wiederergreifung und durch freiwillige Aufgabe verloren geht, so geht auch der Besitz eines verkörperten Gedankens, nicht nur wenn derselbe von dem Urheber wieder vergessen, oder auch, was von einer Zeichnung oder einem Gemälde gelten kann, gar nicht vollständig ausgeführt wird, sondern auch dann verloren, wenn derselbe ohne den Willen, einen rechtlichen Gebrauch davon zu machen und denselben überhaupt im Besitz zu behalten, an eine oder mehrere Personen mitgetheilt wird. Daß auch die Empfänger sich desselben in solchem Falle nicht mit irgend einem Rechte bemächtigen können, ist die natürliche Folge des allgemeinen Rechtsgrundsatzes, daß Niemand mehr Rechte an einem Gegenstand auf einen Dritten übertragen kann, als ihm selbst daran zuständig sind, und versagen wir der menschlichen Natur das Anerkenntniß nicht, daß in dieser Hinsicht ein Abglanz des goldnen Zeitalters, wo noch alle Güter des Lebens umsonst zu haben waren, übrig geblieben zu seyn scheint.

Da wir in Bezug auf den Besitz der Objekte des hier in Frage stehenden Eigenthumsrechtes einen von Dr. Kramer versäumten Beweis nachzuholen hatten, so fürchten wir nicht, wegen der größern Ausführlichkeit in Behandlung dieses Gegenstandes Tadel zu verdienen, und dürfen um so kürzer seyn in Bezug auf die Nachweisung der übrigen Aeußerungen des Eigenthums an den Produkten der Kunst und Wissenschaft.

Es theilt sich dasselbe der Gattung nach, wie das an materiellen Gütern, in Proprietäts- und Nutzungsrechte, für welche die besondern Bezeichnungen Autorrecht oder Autorschaft und Verlagsrecht üblich geworden sind. Zu den erstern gehört das Recht, über die Substanz des Objektes nach Willkür zu schalten, mithin dieselbe zu verändern, und selbst zu vernichten, Gebrauch davon zu machen oder nicht, dasselbe zu veröffentlichen oder nicht, und es sogar der Oeffentlichkeit wieder zu entziehen.

Als eine unmittelbare Folge dieses Rechtes ist die Ausschließung aller und jeder Befugniß zu Veränderungen in einem literarischen oder artistischen Werke von Seiten Dritter, ohne Zustimmung des ursprünglichen Eigenthümers und seiner Rechtsnachfolger

zu betrachten, da von einem Gemeingute, von dem Gesichtspunkt des Rechtes aus, nur in dem Fall die Rede seyn kann, wo auch materielle Güter dem öffentlichen Schatz anheimfallen.

Es gehört ferner zu dem Proprietätsrechte das Befugniß, die Gegenstände des immateriellen Eigenthums bedingt oder unbedingt, ganz oder theilweise zu veräußern, weßhalb keinem Zweifel unterliegt, daß ein Autor auch das Recht hat, zu Gunsten eines Dritten der Autorschaft selbst zu entsagen oder diesem zu übertragen. Daß endlich auch das Recht, im Besitz seiner Befugnisse sich zu schützen, zu den Rechten des Eigenthümers gehört, ist die natürliche Folge des nachgewiesenen Charakters.

Zu den Nutzungsrechten gehört, als das wesentlichste, das Recht des Fruchtgenusses, d. h. das Recht, alle Vortheile zu beziehen, welche dem Eigenthümer für den einem Andern gestatteten Genuß, oder für die eigne Entbehrung desselben von einem Andern gewährt werden.

In dessen Gemäßheit ist der Eigenthümer eines Erzeugnisses geistiger Thätigkeit völlig berechtigt, aus seinem Eigenthume durch Vorlesen, Darstellen, Vorspielen, Sehenlassen, Vermiethen, Verkaufen, Vertauschen, Verschenken, Nutzen zu ziehen, und es kommt hiebei auf die Vermittlung dieser Gebrauchsweisen, ob dieselbe z. B. mündlich und unmittelbar oder mittelbar durch Ueberlassung eines Manuscriptes geschieht, etwas durchaus nicht an.

Eine Art des Fruchtgenusses inzwischen, die Vervielfältigung auf mechanischem Wege, welche allein bei dem Eigenthum an diesen Gegenständen vorkommt, und durch den Bundesbeschluß vom 9. Nov. 1837 ausdrücklich als ein Bestandtheil des Rechtes der Autoren anerkannt wird, ist die natürliche Folge derselben Eigenschaft, wonach die Produkte geistiger Thätigkeit, nämlich Gedanken, welche in sinnlich wahrnehmbarer Form durch Worte, Töne oder Zeichen dargestellt worden sind, auch von einer großen Mehrzahl ganz und gleichzeitig besessen werden können. Denn wiefern der dargestellte Gedanke nicht bloß in der einfachen Realität der Darstellung existirt, sondern in Folge eines Naturgesetzes in dem Vernehmenden denselben Gedanken zu erregen fähig ist, so wird durch die bloße Vervielfältigung der äußern Form der Gedanke selbst reproducirt, und jedes einzelne Exemplar der äußern Darstellung gewährt ganz denselben Gebrauch wie das Original.

Die Eigenschaft, die Gedanken zu reproduciren, haben allerdings die wirklichen Dinge mit den sinnlich wahrnehmbaren Darstellungen gemein, und Niemand wird und kann den Besitzer eines wirklichen Pferdes verhindern, durch den Anblick desselben die Idee in sich und Andern zu reproduciren; allein während das wirkliche Pferd für Zwecke brauchbar ist, für welche das Bild nicht dient, so ist das Bild für manchen Gebrauch geeignet, welchen das wirkliche Pferd nicht darbietet, und so gleicht sich die besondere Gebrauchsweise des einen mit der besondern Gebrauchsweise des andern vollständig aus.

Es ist diese Eigenthümlichkeit der Erzeugnisse geistiger Thätigkeit, welche die Veranlassung dazu gegeben hat, das Recht zur Vervielfältigung geistiger Produkte auf mechanischem Wege unter den Rechten der Schriftsteller und Künstler an ihren Werken besonders namhaft zu machen; gleichwohl ist dasselbe kein neues oder ein unerhörtes Recht, sondern es ist in dem Eigenthum, als in dem Inbegriff aller denkbaren Rechte, welche Jemand an einer Sache ausüben kann, nothwendig enthalten, und steht in demselben Verhältniß zu demselben, wie die Luftsäule zu dem Grundstücke. Sie kann aus natürlichen Ursachen nicht davon getrennt werden, könnte sie es aber, so würde doch das Grundstück selbst ohne dieselbe vollkommen werthlos seyn.

Auch ist dieses Recht faktisch mit allen andern Dingen verbunden, die überhaupt im Eigenthum seyn können, nur daß dasselbe bei allen Gegenständen, die ihrer Natur nach keine Vervielfältigung auf mechanischem Wege zulassen, lediglich aus diesem Grunde ohne Anwendung bleibt; hingegen tritt es überall in Wirksamkeit, wo eine solche möglich ist, ohne daß es einer besondern Stipulation deshalb bedarf. So gewährt z. B. der Besitz einer Actie, welche bloß das reale Zeichen eines idealen Mitbesitzes ist, kein Recht, diese Actie zu vervielfältigen, und die Befugniß zu dieser Vervielfältigung wird allgemein als ein Recht des Eigenthümers, nämlich der Gesellschaft, anerkannt, und nach demselben Princip gebührt das Recht zur Vervielfältigung eines Produktes geistiger Thätigkeit, ohne Anwendung der gleichen Thätigkeit, dem ersten Erzeuger, als dem natürlichen Eigenthümer des Originals.

Da nun dieses Recht in Deutschland durch das Verbot, literarische Werke aller Art, so wie Werke der Kunst, ohne

Einwilligung des Urhebers oder dessen, auf welchen derselbe seine Rechte an dem Original übertragen hat, auf mechanischem Wege zu vervielfältigen, ausdrücklich anerkannt, und hierdurch jeder Zweifel darüber beseitigt worden ist, daß um der nachgewiesenen besondern Natur der Produkte geistiger Thätigkeit willen, keine Abweichung von den allgemeinen Rechten des Eigenthums gestattet werden soll, so ist hierdurch der Beweis vervollständigt, daß das Recht der Schriftsteller und Künstler an ihren Werken, wie solches in Bezug auf die Schriftsteller durch den 18. Art. der Bundesacte, und in Bezug auf die Künstler durch den Bundesbeschluß vom 6. Septbr. 1832. anerkannt wird, alle Merkmale des Eigenthums, seiner Natur und seinem Gegenstande nach, an sich trägt und somit als ein wirkliches und wahrhaftes Eigenthumsrecht zu betrachten ist.

Wenn daher noch vor Kurzem in einer deutschen Ständeversammlung die Ansicht aufgestellt und vertheidigt worden ist, daß es kein Eigenthum an den Erzeugnissen geistiger Thätigkeit gebe, so beweist diese Behauptung nur, wie selbst ausgezeichnete Männer unfähig sind, von althergebrachten Vorurtheilen sich loszureißen, und auf wie unsicherem Grunde der Staat ruht, wenn selbst die Lenker desselben in der Jagd nach einem Phantom von öffentlicher Wohlfahrt von dem Boden des strengen und rücksichtslosen Rechtes sich entfernen.

Wohl mag den Autoren vorgeworfen werden, daß sie bis jetzt sich allzunachlässiig und selbst indolent in Behauptung und Bewahrung ihrer natürlichen Rechte gezeigt, und den Verlegern, die doch alle ihre Rechte nur von den Autoren herleiten können, den Vorkampf überlassen haben. Es ist nur dadurch möglich geworden, daß die eigentliche Natur des Rechtes völlig in den Hintergrund getreten, und zur Behauptung desselben Gründe aufgerufen worden sind, deren Unhaltbarkeit das Recht selbst verdächtigt haben. Jedermann fühlte das Unrecht, welches geschah, aber Niemand nahm sich die Mühe und die Zeit, auf die Quelle zurückzugehen, und daher kam es, daß bald das Honorar, bald die Ehre, bald der besondere und bald der allgemeine Nutzen vorgeschoben wurden, um einem Rechte zur Stütze zu dienen, dessen Existenz dieselbe Wurzel hat, auf welcher alles unmittelbare Eigenthum beruht, die durch die Thätigkeit des Eigenthümers

bedingte Existenz. Es bedarf nur einer ruhigen Vergleichung und Entwickelung, um das Vorhandenseyn des Rechtes, und somit zugleich den unabweislichen Anspruch auf den Schutz desselben darzuthun, für welchen die gewöhnlichen und recipirten Rechtsmittel vollkommen ausreichen, so bald nur unsere Richter sich gewöhnt haben werden, den Begriff körperlicher Sachen nicht wie bisher auf tastbare Gegenstände zu beschränken, da doch kein Richter in Abrede stellen wird, daß schon Kenntnisse ein eben so sicheres, eben so erkennbares, und eben so nützliches Besitzthum sind als etwa ein Grundstück oder eine Bibliothek.

Wenn man aber namentlich die Veröffentlichung einer Schrift als einen Beweis hat ansehen wollen, daß der Autor auf seine Rechte daran verzichte, weil er dadurch außer Stand gesetzt werde, dieselben ferner in Ausübung zu bringen, so beruht diese Voraussetzung auf dem Verkennen des Wesens und Zweckes der Veröffentlichung, und hierdurch ist zugleich die unrichtige Anwendung bekannter Rechtssätze bedingt.

Die Veröffentlichung einer Schrift durch den Druck ist nichts mehr als eine erweiterte Mittheilung, ein Aussprechen in einem größeren Kreise, welches an den Rechten des Autors nicht das Mindeste ändert und vielmehr zu deren Constatirung und Befestigung dient. Denn da die Formung der Gedanken der Grund seines Eigenthums ist, und diese erst durch Veröffentlichung, in der allgemeinsten Bedeutung jede Form der sinnlichen Mittheilung vervollständigt wird, so kann nicht dieselbe Handlung, welche das Vorhandensein des Eigenthums constatirt, für eine Erklärung der Verzicht angesehen werden, und es ist vielmehr die Wirkung der Veröffentlichung in jeder Beziehung davon abhängig, ob der Autor den Besitz der von ihm veröffentlichten Gedanken fortsetzt oder aufgibt, und nur in diesem letzten Falle, der, wie bei der Aufgabe des Besitzes aller andern Dinge, ausdrückliche Erklärung oder congruente Handlungen voraussetzt, werden die veröffentlichten Gedanken besitzlos.

Niemand bezweifelt das Recht des Autors, ein Werk nur in einem bestimmten Kreise zu veröffentlichen, und es kann dieser Kreis ein absolut oder relativ bestimmter seyn, je nachdem vielleicht die Zuhörer namentlich eingeladen oder durch Erlegung eines bestimmten Honorars beschränkt werden. Eben so wenig bezweifelt Jemand, daß diese Zuhörer kein anderes Recht erlangen,

als eben zuzuhören, und das Gehörte als Stoff ihrer eignen geistigen Thätigkeit zu benutzen. Dasselbe aber, was von dem Kreise der Zuhörer gilt, leidet nothwendig Anwendung auf die Vervielfältigung eines Werkes durch die Presse, welche nichts mehr und nichts weniger als eine Mittheilung der sinnlich wahrnehmbar dargestellten Gedanken des Autors an diejenigen ist, welche durch das Lesen des Buches diese Gedanken in sich reproduciren. Das Buch, der Abdruck, ist in Beziehung auf den Autor bloß Vehikel der Mittheilung, und die Beschränkung des Abdruckes auf eine bestimmte Zahl von Exemplaren läßt über die auf Vorbehalt seiner Eigenthumsrechte gerichtete Absicht des Autors nicht den mindesten Zweifel übrig. Es kann mithin der Käufer des Buchs nicht mehr erwerben, als was der Autor aufgibt, nämlich in Beziehung auf das Buch, als Mittler der Reproduktion, das volle Eigenthum, in Bezug auf die darin sinnlich wahrnehmbar dargestellten Gedanken, das Recht zu dieser Reproduktion mit dem daraus folgenden Rechte, die reproducirten Ideen als Stoffe zu eigner geistiger Thätigkeit zu benutzen. Genau so weit geht präsumtiv die Absicht des Autors rücksichtlich der Veräußerung seiner Rechte und die Absicht des Käufers in Bezug auf den Erwerb, und so wenig der Käufer die Autorschaft erwirbt, ob er gleich das Buch des Autors kauft, so wenig erwirbt derselbe das Recht der materiellen Benutzung, welche nur die zweite Seite der Autorschaft ist und mit derselben zugleich das literarische Eigenthum bildet. Diese Ansicht wird auch durch den Preis, welcher für das einzelne Exemplar eines Buches gezahlt zu werden pflegt, bestätigt, als welcher außer allem Verhältniß zu dem Werthe des Buches, als Inbegriff einer Anzahl ausgesprochener Gedanken, stehen würde. Denn bekanntlich ist der Werth einer Sache gleich der Totalität des Gebrauchs, welchen dieselbe gewährt, mithin das Werk eines Autors an Werth dem Gesammtbetrag des Nutzens gleich, welcher aus der Mittheilung desselben gezogen werden kann. Hieraus folgt aber mit Evidenz, daß der Käufer eines einzelnen Exemplars gar nicht in der Meinung stehen kann, es sey ihm das Werk als der Inbegriff aller möglicherweise verkäuflichen Exemplare überlassen worden.

Es soll nicht geläugnet werden, daß die rechtliche Verfolgung der Gegenstände des literarischen und artistischen Eigenthums oft

mit größern Schwierigkeiten verbunden seyn kann, als die einer Sache, die so deutlich erkennbar ist, wie z. B. ein Haus, und welche die Menschen noch überdies gewohnt sind, im Eigenthum Anderer zu sehen. Allein dieselben Schwierigkeiten finden sich bei allen Dingen, welche verbraucht werden, ohne daß man hierdurch abgehalten würde einzuräumen, daß es ein Eigenthum an denselben gebe, und diesem anerkannten Eigenthum rechtlicher Schutz gebühre. Die Schwierigkeit der Verfolgung, welche noch überdies nicht den Richter oder den Staat, als den Garanten aller Rechte, sondern den Eigenthümer trifft, ist kein Grund, die Anerkennung des Rechtes selbst abzulehnen, und wir dürfen nur wenige Jahrhunderte in der Geschichte zurückgehen, um den Zeiten zu begegnen, wo die Anerkennung und der Schutz alles Eigenthums noch weit größere Schwierigkeiten fand. Der Reichsritter, welcher den vorüberziehenden Kaufmann niederwarf und ihn seiner Habe beraubte, war von seinem guten Recht ohne alle Frage weit fester überzeugt, als zu irgend einer Zeit ein Nachdrucker von dem seinigen überzeugt gewesen ist. Dessen ungeachtet ist es den Bemühungen von Kaiser und Reich gelungen, dem materiellen Eigenthum die vollkommenste Anerkennung zu verschaffen, und es erfüllt unsere Zeit, indem sie ihren Schutz auch auf die Früchte geistiger Thätigkeit erstreckt, nur ein heiliges Vermächtniß der Vergangenheit.

Wie heute nur langsam die rückhaltlose Anerkennung eines nicht mehr zu bezweifelnden Rechtes vorschreitet, so wurden auch die Burgen der Raubritter nur nach und nach gebrochen, bis endlich der Tag kam, wo auch die letzte in Trümmern fiel, und in ganz Dentschland der Sieg des Rechtes über die Macht des Stärkern entschieden war.

In ähnlicher Weise wie jener Sieg lassen sich auch die Fortschritte des Kampfes für das literarische Eigenthum von der Wahlcapitulation Leopolds II. bis zu dem Bundesbeschluß vom 9. Novbr. 1837. verfolgen, und wie ungern auch einige Regierungen demselben zugestimmt haben mögen, wie begierig dieselben noch heute seyn mögen, die Wirkungen desselben zu schmälern, so wissen sie nicht, was sie thun, und wir vertrauen darum nicht weniger der Gerechtigkeit der Fürsten Deutschlands, und haltens es für mehr als möglich, daß schon im Jahre 1842 das

Eigenthum der Schriftsteller und Künstler an ihren Werken in allen seinen Folgen freie und unbedingte Anerkennung gefunden haben wird.

Es gibt keinen Grund, welcher eine Ungerechtigkeit beschönigen könnte, und so läßt sich auch die Unzulänglichkeit der Gründe, welche in der Regel für die Beschränkung des literarischen und artistischen Eigenthums angeführt werden, bis zur Evidenz erweislich machen. Wir haben bereits die Ursachen angedeutet, welche zu Bildung eines literarischen Gemeinguts Veranlassung gegeben und einen Schatz aufgehäuft haben, welcher in Verbindung mit den Quellen, die in jedem Menschengeiste fortdauernd fließen, auch ohne ungerechte Vermehruug für Hunderte von kommenden Geschlechtern ausreicht. Nicht genug beachtet wird aber der Reichthum an Worten, Tönen und Linien, welche die Elemente bilden, aus denen der schöpferische Geist die neuen Gestaltungen der Kunst und Wissenschaft hervorruft, wie der Geist des ewigen Schöpfers die materiellen Dinge aus Erde, Wasser, Feuer und Luft geformt hat und zusammenhält. So wenig aber Jemand aus der nicht abzuläugnenden Thatsache, daß alle diese Dinge aus diesen Elementen bestehen, und alle materiellen Gegenstände durch Bearbeitung der rohen, oder Verbindung schon bearbeiteter Stoffe gewonnen werden, die Folgerung herleiten wird, daß dieselben nicht wirkliche Dinge oder unfähig wären, ein Eigenthum des Einzelnen zu seyn, so wenig ist die Folgerung zuläßig, daß an verkörperten Gedanken ein Eigenthumsrecht nicht zuläßig sey, weil der Stoff derselben Gemeingut ist.

Das Eigenthum besteht eben in der Aneignung der uns von der Natur gebotenen Stoffe; es beruht auf einem ewigen Gesetz, und ist so sehr ein absolutes Recht, daß, wie ein ehemaliger Oberrichter von England, Lord Campden, sagte, dasselbe noch vor dem Naturrecht existirte, und Niemand das Recht hat, dem Menschen sein Eigenthum zu nehmen, wenn er nicht selbst seine Einwilligung dazu gibt.

Alle Ordnung, alles Recht und die Idee sogar und Möglichkeit des Staates beruht auf der Heiligkeit des Eigenthums, und wo es nachgewiesen wird, ist es unvertilgbar, denn Gewalt macht kein Recht, und selbst das Gesetz muß auf dem Recht beruhen, um den Charakter der Vernünftigkeit und die Gewißheit

seiner Dauer in sich zu tragen. Das Recht ist die Seele des Gesetzes; dieses kann ohne jenes nur als Leichnam existiren.

Von nicht besserem Gehalt als diese Usurpation des literarischen Eigenthums für ein willkührlich ausgedehntes Gemeingut ist die vielfach vorgewendete Pflicht des Staates, für die Aufklärung des Volkes Sorge zu tragen. Wir leugnen diese Pflicht unbedingt, allein auch die Vertheidiger derselben stellen nicht in Abrede, daß dieselbe nur in Verbindung mit der Pflicht, die Wohlfahrt des Volkes im Allgemeinen zu befördern, gedacht werden könne. Die Erfahrung lehrt inzwischen, daß die leibliche Wohlfahrt des Volkes die Vorbedingung aller Aufklärung ist; denn es gibt kein Volk, welches sich nicht von selbst der Aufklärung zuwendet, so bald für seine physischen Bedürfnisse gesorgt ist, wogegen mit dem Wohlstande die Aufklärung abnimmt, wie das Beispiel der ganzen gegenwärtigen Welt beweist, in welcher die letzten schwachen Begriffe von Recht und Sitte erst bei den ärmsten Polarvölkern endigen, die genöthigt sind, an jedem Tage von Neuem für ihre Existenz zu kämpfen.

Nimmt man daher an, daß dem Staate obliege, mehr zu thun, als die möglichst freie Thätigkeit seiner Mitglieder, in ihrer natürlichen Ausdehnung und Beschränkung, sicher zu stellen, so folgt von selbst, daß die Sorge für die leibliche Wohlfahrt der Sorge für die geistige Aufklärung vorausgehen müsse; denn so gewiß nach der Ansicht der bewährtesten Staatsmänner der rohe und ungebildete Mensch sich mit leichterer Fügung der Zuchtruthe seines Herrschers unterwirft, und mithin ein vortrefflicher Unterthan seyn kann, so gewiß muß früher auf die Bildung eines leiblichen, als auf die eines geistigen Gemeingutes von einer wohlwollenden und aufgeklärten Regierung gedacht werden.

Nun ist das Eigenthum das einzige Hinderniß eines Gemeingutes, und sie muß, um zu jenem Zwecke zu gelangen, zuerst dem Eigenthum an materiellen Dingen, eben so wie dem an den Erzeugnissen der Kunst und Wissenschaft ihre Anerkennung versagen, und dasselbe nur noch als eine Gunst des Staates bestehen lassen; sie muß den Besitz auf das wirkliche in der Hand haben beschränken, und den Fruchtgenuß an materiellen Gütern nach Maßgabe des Urtheils von Sachverständigen, in genauer

Uebereinstimmung mit der aufgewendeten Mühe, bemessen. Das Erbrecht, diese müßigste Erfindung der Rechtsgelehrten, in allen Voraussetzungen und Folgen auf Fictionen beruhend, muß aufgehoben werden, denn der Todte kann nicht besitzen, und folglich auch den Besitz nicht übertragen, und mit einem Wort, es darf dem Besitz und Erwerb materieller Güter kein größeres Recht gelassen werden, als man geneigt ist, dem Erzeuger immaterieller Produkte zuzugestehen. Und welch einen Ertrag würde diese einfache Maßregel gewähren, welche Mittel, die Zwangsanstalten auszustatten, in welchen die Faulen zur Arbeit angehalten werden können, welche Gelegenheit zu Anstellung von Aufsehern und Aufsehern der Aufseher, und wie wohlthuend müßte für einen Minister das Gefühl seyn, endlich Jedem das Seine, nicht nach dessen unverschämtem Dafürhalten, sondern nach dem vom Staate gemessenen und gestempelten Verdienst abwägen zu dürfen, ohne Furcht, daß die aufgehäuften Ersparnisse vergangener Jahrhunderte nicht ausreichen sollten für die Generationen, welche leben. Bisher ist allerdings für ausgemacht gehalten worden, daß die Aussicht, unter dem Schutze des Staates ungestört die Früchte seiner Thätigkeit zu genießen, nicht nur die sicherste Stütze des Staates selbst, sondern auch das kräftigste Gegengewicht gewesen ist gegen die natürliche Trägheit. Einige behaupten sogar, daß die Staaten, welche dem Eigenthum den unbedingtesten Schutz gewähren, und in welchen am seltensten die Einzelnen genöthigt werden, die Früchte ihrer Thätigkeit mit Anderen zu theilen, die reichsten sind, und das schnelle Aufblühen von Nordamerika, im Vergleich zu den Staaten der alten Welt, der Reichthum Englands, gegen weit mächtigere Reiche gehalten, die überraschende Entwicklung Frankreichs nach der Lösung lehnsherrlicher Fesseln, scheinen fast einer so gewagten Behauptung zum Rückhalt dienen zu können. Was aber von der Thätigkeit für materielle Zwecke gilt, möchte vielleicht auch von der Thätigkeit für geistige Schöpfungen gelten, und es wäre sogar möglich nachzuweisen, daß der jetzige trostlose Zustand der Literatur in der nächsten Verbindung mit der versagten Anerkennung der geistigen Eigenthumsrechte steht.

Die von den Vertheidigern des Nachdrucks nicht selten ausgesprochene Forderung, daß insbesondere die Schriftsteller nicht für den pecuniären Gewinn, sondern für den Ruhm und das

öffentliche Glück arbeiten sollen, ist eben so lächerlich als unbillig; lächerlich, weil die Prediger dieser Lehre am allerwenigsten geneigt sind, nach ihrer Predigt im Leben zu handeln, und unbillig, weil die Arbeit die einzige Quelle des Einkommens ist; denn auch die Gehülfen der Arbeit, die Natur und die Capitalien, müssen durch Arbeit erworben und dienstbar gemacht werden. Es folgt deßhalb aus der Natur der Sache, daß Niemanden zugemuthet werden kann, umsonst zu arbeiten, zumal der Satz: wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen, auch rückwärts gelesen eine Wahrheit enthält.

Wie ehrenvoll und ersprießlich es daher seyn möge, für das öffentliche Wohl sich aufzuopfern, so gibt es doch so wenig ein Recht, dieß vom Schriftsteller zu fordern, als von dem, der blos für materielle Zwecke thätig ist; es wäre denn, daß den Schriftstellern zugleich das Recht zugestanden würde, auf öffentliche Kosten, oder auf Kosten derer zu leben, welche die Früchte ihrer Thätigkeit ohne Beschränkung genießen. Allerdings liegt der Trieb nach Ruhm und nach Fortdauer tief in der menschlichen Seele, und kann sehr füglich im allgemeinen Interesse dadurch benutzt werden, daß den Früchten der literarischen und artistischen Thätigkeit der gleiche Rechtsschutz mit den Früchten der direct auf immaterielle Güter gerichteten Anstrengung zugesichert und gehalten wird. Denn während bei der jetzigen Unsicherheit des literarischen Eigenthums die Thätigkeit bei weitem der Mehrzahl auf solche Werke sich richtet, welche einen möglichst schnellen Gewinn geben, und welche ihrer Natur nach von der Anerkennung des unbeschränkten literarischen Eigenthums nichts zu hoffen, und von der Versagung nichts zu fürchten haben, so würden wir von der unbeschränkten Anerkennung ohne alle Frage die Zurückwendung der Gelehrten zu jenen Forschungen erwarten dürfen, die oft ein Menschenleben in Anspruch nehmen, um einem anderen Menschenleben Genuß und Belehrung zu verschaffen. Mit der Sicherheit des Eigenthums würde von selbst die Neigung erwachsen, dauernde Werke zu schaffen. Alle die gelehrten Arbeiten, die jetzt nur durch Unterstützung und auf Kosten der Regiernng möglich sind, oder welche, wie wir neulich in England vernahmen, wohl auch ganz unterbleiben, würden in die Hände ihr ernatürlichen Pfleger, der Gelehrten vom Fach, übergehen, und wenn dieselben

hoffen dürften, durch ihre Arbeiten nicht blos einen unsterblichen Namen, sondern auch für ihre Erben und Nachkommen eine Quelle nie versiegenden Einkommens zu eröffnen, so würde diese Aussicht kein unwürdiger Sporn der Anstrengung und Auszeichnung seyn.

Die Dauer des Schutzes steht im Verhältniß zu dem Werthe der Arbeiten, und wir fragen ohne Scheu, wer dabei verlieren würde, wenn es Werke gäbe, die, an innerem Werth unschätzbar, auch an Ertrag mit jedem Eigenthum in der Welt wetteifern könnten? Daß früher solche Werke geschaffen worden, ist lediglich dem Umstande zuzuschreiben, daß vormals das Gewerbe des Nachdrucks bei Weitem weniger speculativ betrieben wurde; daß aber auch jetzt noch einzelne Werke erscheinen, welche für eine längere Dauer berechnet sind, verdanken wir lediglich dem Rechtsgefühl der norddeutschen Staaten, und wie große Vorzüge das preußische Gesetz vom 11. Juni 1837 auch unbestritten haben möge, wir betrachten als eine beklagenswerthe Nachgiebigkeit gegen das unverständige Geschrei der Zeit, daß es an der Stelle des bis jetzt aufrecht erhaltenen Grundsatzes der immerwährenden Dauer des literarischen Eigenthums eine beschränkte Frist, wie lang dieselbe immer seyn möge, sanctionirt hat. Zu spät werden die Regierungen erkennen, daß die Thätigkeit der Schriftsteller, die Wahl ihrer Vorwürfe und die Gründlichkeit ihrer Forschungen in der engsten Verbindung mit der Dauer des Rechtes steht, welches sie nicht von der Gnade des Staates, nicht von der Gutmüthigkeit ihrer Leser, sondern von der Natur selbst erhalten, und welches ihnen wohl mit Unrecht geschmälert, mit Gewalt entzogen, aber nur mit ihrer eigenen Zustimmung in rechtmäßiger Weise beschränkt werden kann.

Je beharrlicher bis in die neueste Zeit das Recht der Schriftsteller und Künstler an ihren Werken durch die Verleger verfochten, und je ausschließender in den meisten Erörterungen über die Rechte der Schriftsteller das Verlagsrecht berücksichtigt worden ist, desto verzeihlicher wird es seyn, wenn auch wir noch mit wenigen Worten auf die Rechte der Verleger an den Erzeugnissen der Kunst und Wissenschaft Bezug nehmen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Rechte der Verleger keine selbstständigen seyn können, sondern mit denen der

Schriftsteller und Künstler stehen und fallen. Sie sind ihrer Natur nach übertragene Rechte, und haben ihre alleinige Quelle in dem Verlagscontract, der nichts destoweniger mehrere Eigenthümlichkeiten darbietet.

Von diesen ist die wichtigste, daß dem Verleger in der Regel nicht das Nutzungsrecht an einer bereits fertigen Sache übertragen wird, sondern daß derselbe meist die Kosten der Veröffentlichung auf sich nimmt, mithin ein gewagtes Geschäft schließt, und schon nach den allgemeinen Grundsätzen des Rechtes einen weit größeren Gewinn anzusprechen berechtigt ist, als außerdem billig und angemessen seyn würde. Wenn aber sehr häufig die von einzelnen Verlegern erworbenen Reichthümer als ein Gewicht in die Schaale des Nachdrucks geworfen werden, so kann nichts unverständiger und unpassender seyn. Zuerst ist wohl zu erwägen, daß die Zahl der reichgewordenen Verleger im Verhältniß zu der Zahl der reichgewordenen Kaufleute überhaupt auffallend gering ist, und daß die meisten es nicht über einen mäßigen Wohlstand bringen, mit dem nur wenige Kaufleute zufrieden seyn möchten. Sodann aber beweist dieser Reichthum nicht gegen die Verleger, sondern für ihren richtigen Blick, ihre Thätigkeit, und in den meisten Fällen zugleich für die Größe ihres ursprünglichen Kapitals, oder für die geschickte Benutzung eines mehr oder minder bedeutenden Kredits. In keinem Falle kann der reichere Erwerb der Verleger im Verhältniß zu dem der Schriftsteller denselben zum Vorwurf gemacht werden, da einmal der Selbstverlag, in Deutschland wenigstens, keiner Beschränkung unterliegt, und überdieß der Schriftsteller, welcher sein Honorar empfängt, gewiß nur in seltnen Fällen schlechtere Geschäfte macht, als wenn er, was ihm frei steht, an den Wagnissen desselben Theil nimmt. Endlich aber dürfte es sich unschwer nachweisen lassen, daß der Gesammtbetrag der Honorare, welcher von der Gesammtheit der Buchhändler Deutschlands an die vielleicht zwanzigfach überwiegende Zahl der Schriftsteller jährlich bezahlt wird, beträchtlich größer ist, als der Reingewinn der Verleger. Wie dem aber auch sey, volenti non fit injuria, und über die Gewinne der Verleger haben nicht die Nachdrucker, und ebenso wenig das lesende Publicum ein Recht zu klagen, sondern wenn ein solches existirt, so kann es lediglich den Schriftstellern zukommen, und Niemand hat einzureden, so

lange diese es vorziehen, den möglichen Gewinn einer Unterneh=mung für das sichere Honorar zu verkaufen.

Es folgt hieraus zugleich, daß Niemand außer dem Schrift=steller ein Recht haben kann, dem Verleger den Preis eines Buches vorzuschreiben, und daß alle je in Vorschlag gekommenen Büchertaxen zwecklos, unklug und ungerecht seyn würden, abgesehen davon, daß dieselben in allen Fällen dem Schriftsteller zur Last fallen würden. Brod=, Fleisch= und Holztaxen mögen sich recht=fertigen lassen, weil sie die nothwendigen Subsistenzmittel des menschlichen Lebens regeln, und sie beweisen zugleich unsern vorhin aufgestellten Satz: daß die leibliche Wohlfahrt auch im gewöhnli=chen Leben der Aufklärung vorgeht. Allein so wenig Thee und Kaffee oder Wein und Gewürze jemals in irgend einem Staate einer Taxe unterworfen worden sind, so wenig kann eine Büchertaxe nothwendig oder zulässig werden. So lange es Jedermann unver=wehrt ist, durch Erfahrung klug zu werden, so lange muß das Wissen aus Büchern als ein Luxus angesehen werden, und da Niemand gezwungen wird, Bücher zu kaufen, wie Hunger und Kälte ihn zwingen, Brod und Holz zu kaufen, so würde eine Büchertaxe ohne entsprechendes Gebot allgemeiner Anschaffung, welches den Verleger für die Herstellungskosten sichert, ungerecht, unklug aber deßhalb seyn, weil dann alle Bücher, deren Absatz nicht ganz gesichert ist, mithin alle, deren Absicht Belehrung und nicht bloße Unterhaltung ist, unverlegt bleiben dürften. Inwiefern aber der Absatz eines Verlagsartikels in der Regel durch den Preis bedingt und mithin der Verleger seines eigenen Vortheiles halben genöthigt ist, den Preis eines Buches so billig als irgend möglich ist, anzusetzen, muß eine solche Maßregel zugleich als zwecklos angesehen werden, und die in neuerer Zeit so häufigen Preisherabsetzungen finden ihre Erklärung nicht in einem beab=sichtigten übermäßigen Gewinn, sondern vielmehr in der durch den Nachdruck erhöhten Gefahr, unter dem kostenden Preise zu bleiben.

Möge es in Deutschland nie vergessen werden, daß bis in die neuesten Zeiten die Literatur keinen andern Ernährer gehabt hat, als den Buchhandel. Vernachlässigt von den Fürsten, ver=achtet von den Höfen, ungepflegt von den Großen des Reichs, war es ihr eigener Werth, der ihr Bahn brach, das Volk nahm

sie an sein Herz, und der Buchhandel, gesichert durch die Gesetzgebungen von Sachsen und Preußen, wurde ihre Amme. Wohl haben wir einzelne Fürsten gehabt, welche die Wissenschaften liebten und hegten, allein niemals haben wir einen Ludwig XIV. gehabt, der mit verschwenderischer Freigebigkeit die Gelehrten unterstützte; uns fehlen die Landsitze der englischen Großen mit ihren reichen Bibliotheken, und selbst die klassische Bildung der englischen Pairs war unserm Reichsadel fremd. Und wenn wir dennoch Dichter, Geschichtschreiber, Philosophen und Gelehrte besitzen, wenn die Schätze unserer Literatur selbst in England und Frankreich willige Anerkennung finden, so verdanken wir diese günstige Lage der Uneigennützigkeit unserer Gelehrten, der höhern Ausbildung unsers Buchhandels und der consequenten Festigkeit insbesondere der sächsischen Regierung, welche den Marktplatz der deutschen Literatur frei hielt von der Pest des Nachdrucks.

Schon beginnt man im Ausland das Bedürfniß zu fühlen, das literarische und artistische Eigenthum unter den Schutz des Völkerrechtes zu stellen, und Deutschland wird nicht zurückbleiben wollen, wo es gilt, in das große Buch des Rechtes einen neu gewonnenen Satz einzuschreiben, ein neues Pfand des Friedens, ein neues Siegel der göttlichen Abstammung unsers Geschlechtes. Möge es aber dabei sich erinnern, daß mit halben Maßregeln noch nie und nirgends etwas gewonnen worden ist. Findet schon Deutschland es unmöglich, über eine gleichförmige Schutzfrist des geistigen Eigenthums sich zu vereinigen, weil es für die Willkür keine Nothwendigkeit gibt, wie viel weniger wird es möglich seyn, mit England, Frankreich und Amerika sich über das zu verständigen, was das angemessenste ist. Allein über eine volle, unbedingte und völkerrechtliche Anerkennung des Eigenthums der Erzeuger immaterieller Güter an den wahrnehmbaren Repräsentanten derselben wird eine Verständigung unschwer zu erzielen seyn, weil sie eine Wahrheit anerkennt und weil sie eine unabweisbare Forderung der Gerechtigkeit erfüllt, welche mit Nothwendigkeit so oft sich erneuert, als sie erkannt wird, und so lange besteht, bis sie erfüllt ist.

Wie das Heimfallsrecht von der Erde verschwunden ist, wie der Seeraub als gemeinschaftlicher Feind bekämpft wird, wie die Sclaverei ihrem Ende entgegen geht, so werden nach und nach

alle ursprünglichen Rechte der Menschen in allen Staaten gleichen Schutz genießen, und wir würden als einen Triumph der Zeit begrüßen, wenn die Richtung der Menschen auf Kunst und Wissenschaft die erste wäre, die unter den Schutz des Völkerrechtes gestellt würde.

Wie fern oder wie nahe wir diesem Ziele sind, behalten wir uns vor, in einem spätern Artikel an den Gesetzen der einzelnen Völker nachzuweisen und schließen mit dem Wunsche, daß auch diese Zeilen, wenn sie auf Wahrheit gegründet sind, zu der Anerkennung der Wahrheit beitragen möchten.

Leipzig im September 1838.

Dr. Schellwitz,
Consulent des Börsevereins der deutschen Buchhändler.

Die Holznoth.

Das Menschengeschlecht hatte eine Zeit, in welcher es, wie das Kind im Mutterleibe, arbeitslos lebte und der freien Gunst der Erde genoß; seit dem Anfange der Geschichte aber hat theils leibliche, theils geistige Arbeit versuchen müssen, das Verhältniß der Erde zum Menschengeschlechte wieder rein herzustellen, denn die eintretende Geschichte ist eben der Verlust dieses Verhältnisses.[1] Wie kam es, daß in mehreren Ländern, und namentlich in vielen Theilen Deutschlands, dieses Verhältniß in Bezug auf diejenigen Bedürfnisse des Menschen, welche der Holzwuchs befriedigt, gestört wurde, und daß vorzüglich in der neuesten Zeit Klagen darüber laut werden? Diese täglich lauter werdenden Klagen beweisen hinreichend, daß das Verhältniß wirklich gestört ist, und da das daraus entstehende Ungemach sehr weit verbreitet ist, so wird auch der Versuch, diese Frage zu beantworten, auf eben so ausgedehnte Theilnahme rechnen können.

Frankreichs Bevölkerung stieg von 1821 bis 1836 von 30,465,291 auf 33,540,904 Seelen, die Preußens von 1825 bis 1837 von 12,256,931 auf 14,098,125, Bayerns Bevölkerung betrug 1833 4,187,397 Seelen, 1837 4,315,469, und zwar insbesondre in dessen Rheinkreise 1813 429,695, 1838 557,221. Diese steigende Bevölkerung hat nothwendig eine erhöhte Nachfrage nach Holz zur Folge. Diese Ursache ist keine lokale, sie ist eine allgemeine; sie ist nicht bloß momentan, sondern fortdauernd und zwar in immer steigendem Maße wirkend.

---

[1] Der Staat, von J. J. Wagner. 1815. S. 157.

Nicht bloß durch die vermehrte Zahl der Menschen, sondern auch durch die fortschreitende Industrie und Kultur hat die Wirthschaft der Völker eine Richtung genommen, welche den Bedarf an Holz gegen früher erhöht. Belege dazu werden in allen Richtungen des Volkslebens sich auffinden lassen. Die Stallfütterung hat den Bau größerer, gesünderer Stallungen, der Anbau der Kartoffel die Einführung warmer Fütterung zur Folge gehabt. Die Verwendung des Eisens ist gegen früher unendlich vervielfacht. Geschirre, Maschinen, Bahnen, Schiffe von Eisen fordern immer mehr von diesem Materiale; der Bedarf an Holz für Bergbau und Hüttenwesen mußte somit zunehmen. Der Dampf muß jetzt bei dem Transporte auf dem Lande wie auf dem Wasser, bei vielen Gewerben die bewegenden Kräfte der Luft, des Wassers, der Thiere ersetzen. Die Wohnungen werden ausgedehnter, der steigende Luxus fordert mehr Bequemlichkeit, der Holzbedarf hiefür, so wie zu den Ziegelhütten, Kalköfen u. s. w. steigt, und es werden immer ausgedehntere Wohnungsräume geheizt. Der Verkehr wird lebhafter, die Nachfrage nach Schiffbauholz steigt. Die dichtere Bevölkerung, die Entwicklung des physischen und geistigen Lebens der Völker, ihre vervielfachten gegenseitigen Berührungen fordern nothwendig Vermehrung und Erweiterung der Unterrichtsanstalten, der Aemter; alles dieses zieht Vermehrung und Erweiterung der Gebäude und vielfachere Heizung nach sich. Wohin auch der Blick sich wendet, an Allem wird nachgewiesen werden können, daß mit der steigenden Entwicklung des Volkslebens die Vervielfachung des Bedarfs an Holz immer fortschritt und fortschreiten wird. Wenn auch zum Theil andere Materialien als Holz gebraucht wurden und werden, so mußte die erhöhte Nachfrage nach denselben auch auf Erhöhung ihrer Preise und damit auch auf die des Holzes zurückwirken.

Zu dem vermehrten Verbrauch kam eine Verminderung der Waldfläche und eine Herabdrückung der Ertragsfähigkeit der verbliebenen. Wie diese Verminderung allmählich fortschritt, hierüber fehlen Zahlen; allgemeine Nachrichten sind aber aus allen Ländern bekannt, auch werden jedem, der sich darnach umsehen will, in seinen Umgebungen Spuren davon aus der ältesten, wie aus der neuesten Zeit in die Augen fallen. Diese Verminderung war zum Theil nothwendige Folge der wachsenden Bevölkerung, welche

auch mehr Erzeugnisse des Ackerbaues und der Viehzucht forderte, daher der Holzwuchs dem Feldbau und dem Wieswachs weichen mußte. Nicht immer war dieses Eingreifen in die Waldfläche nothwendig, aber der Zustand des Ackerbaues war und ist in manchen Gegenden noch so wenig entwickelt, daß man auch da durch Ausdehnung der Feld- und Wiesenfläche Hülfe suchte, wo eine Erhöhung der Ertragsfähigkeit der vorhandenen dasselbe, ja oft vortheilhafter würde bewirkt haben. Nicht immer lag aber diese Ursache der Verminderung zum Grunde: es gab eine Zeit, in welcher man glaubte, der Wald werde am besten benutzt, wenn er als ganz freies Eigenthum in den Händen der Privaten sich befinde. Staatswaldungen wurden verkauft, Gemeindewaldungen unter die Gemeindeglieder vertheilt. Die wenigsten Privaten, in deren Hände solche Waldungen kamen, sahen auf eine nachhaltige Wirthschaft, die Frage: wie kann der größte Gewinn daraus gezogen werden? war für die Behandlung derselben entscheidend. In der kürzesten Zeit waren die Bestände, wenn aus dem Holze nur irgend etwas erlößt werden konnte, was allerdings in volkreichen, holzarmen Gegenden schon bei dem geringen Reisig der Fall war, abgetrieben, und wo Holzwuchs war, ist jetzt Oedung. Den vermögenden Besitzern lag der Gewinn aus dem Wiederanbau zu fern, als daß der Vortheil sie hätte bewegen können, den Aufwand zu machen, den ärmern fehlten die Mittel, allen oft die Einsicht. In gleicher Weise wirkte das Bestreben, die Waldungen, besonders die des Staates, von allen darauf haftenden Dienstbarkeiten zu befreien. Die Abfindung der Berechtigten fand zum Theil in Waldboden statt, und die zerstückten Waldflächen hatten in der Regel das Loos, von welchem eben gesprochen wurde. Zahlen, wie weit hiedurch die Waldflächen vermindert wurden, lassen sich nicht angeben, aber die Verhandlungen der Kammer der Abgeordneten des Königreichs Bayern im Jahr 1837 [1] geben zureichende Belege zu dem Erwähnten. Eben so dienen als Belege die in öffentlichen Blättern so häufig sich findenden Nachrichten aus Frankreich über die Abnahme der Waldungen daselbst, seit

---

[1] IV. B. S. 481. 571. V. B. S. 459. 565. XVII. 152. Auf sie werden wir uns in der Folge noch öfter der Beispiele wegen mit der Bezeichnung Verh. beziehen.

dem letzten Jahrzehent des vorigen Jahrhunderts. Sehr belehrend würde es seyn, wenn die Regierungen von Zeit zu Zeit bekannt machten, in welchem Verhältnisse allmählig Flächen dem Holzwuchse entzogen wurden und jährlich entzogen werden. Die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Gang dieses Wirthschaftszweiges würde dadurch sehr rege werden.

Mit der Erhöhung des Bedarfs und mit der Verminderung der Waldflächen schritt gleichmäßig eine Herabdrückung der Ertragsfähigkeit der noch übriggebliebenen vorwärts. Die jährliche Durchschnittsproduktion vom Tagwerke der Waldungen im Königreich Bayern verhält sich in den acht Kreisen wie folgt:

Isarkreis	0,45	Klftr.
Unterdonaukreis	0,60	"
Regenkreis	0,25	"
Oberdonaukreis	0,48	"
Rezatkreis	0,21	"
Obermainkreis	0,23	"
Untermainkreis	0,30	"
Rheinkreis	0,21	"
im Durchschnitte	0,36	" [1]

Es scheinen damit sogenannte Massenklafter gemeint zu seyn, zu 100 Kubikfuß wirklicher Holzmasse, daher die Bruchtheile zugleich Kubikfuße ausdrücken. Im Isar-, Unterdonau- und im Oberdonaukreise sind wohl noch die meisten Urwaldungen enthalten, wo Holz, Laub, und was sonst abfiel, den Waldungen verblieb, ihnen als schützende Decke und zur Düngung diente. Ueberwachsenes, abgestorbenes Holz wurde nicht herausgezogen; bei Benützung des gesunden, starken blieben Gipfel, Aeste und Stöcke davon in den Waldungen zurück. Rechnete man diese im Walde faulenden Holzmassen dazu, so würde sich die Produktion noch höher stellen. Im Rezatkreis und im Rheinkreis ist in den betreffenden Zahlen die wirkliche Produktion viel näher bezeichnet, da bei den daselbst bestehenden hohen Holzpreisen schon alles vom Waldeigenthümer sorgfältiger benützt wird, nicht gerechnet noch

---

[1] Verh. XV. 480. Das Bayerische Tagwerk enthält 40,000 Quadratfuß, der Fuß 129,38 Pariser Linien.

das, was der Arme und der Frevler hinwegnimmt. Schon diese sorgfältigere Benützung muß gegen früher eine Herabdrückung der Ertragsfähigkeit zur Folge haben. Sie würde indeß noch wenig merkbar seyn, wenn nicht auf andere Weise bei zunehmender Bevölkerung auch stärkere Eingriffe in diese Wirthschaft gemacht worden wären. Man ließ die Holzbestände nicht mehr so alt werden, daß sie zu Stammholz im geschlossenen Stande erwuchsen und ein Alter erreichten, bei welchem sie die größte Holzmasse abwarfen; bei den Laubholzbeständen insbesondre ging man zu der in den meisten Fällen weniger Holzmasse liefernden Stangenholzzucht, ja bis zur Zucht des Buschholzes herab. Bei der nun öfter erfolgenden starken Freistellung oder auch gänzlichen Entblößung des Bodens von allem Schatten, von allem Schutz gegen Winde, Regengüsse, von allen den Boden deckenden und bei Kraft erhaltenden Abfällen, verlor derselbe mehr und mehr an Ertragsfähigkeit. Am schnellsten und stärksten zeigte sich dieses auf Flächen, welche vermöge ihres Bodens oder ihrer Lage zur starken Austrocknung und Erwärmung geeignet sind, und auch bei diesen um so mehr, je mehr sie abhängig sind.

Das Laub, welches in den Waldungen abfällt, wird in vielen Gegenden, und zwar vorzugsweise in denen, deren Boden in Bezug auf die Vegetation für sich unkräftig ist, gesammelt zur Streu für die Hausthiere, und so zur Gewinnung von Dünger verwendet, ein Verfahren, welches wohl schon sehr alt ist. Die den Wohnungen zunächst gelegenen Waldungen traf dieses am häufigsten, sie verödeten zuerst, indem ihnen die schützende Decke und die Vorräthe für Erzeugung von Humus am ersten und am häufigsten entzogen wurden. Da immer noch ein gesunder, bedeutender Kern von Waldungen da war, so fühlte man diese Aenderung im Umkreise nicht so schnell; aber weil letzterer nach und nach in Folge seines Ruins dergleichen Abfälle nicht mehr zu liefern vermochte, auch bei vermehrter Bevölkerung immer kleiner wurde, drang diese Benützung allmählig bis in das Innerste der Waldungen, und so traten auch da dieselben Folgen ein. Je mehr die Bevölkerung wuchs, um so mehr suchte man Hülfe in der Erweiterung der Feldflächen, dazu war nun auch mehr Dünger nothwendig, mehr Laub wurde gefordert. In neuern Zeiten kam man auf den Anbau von Pflanzen, welche wenig oder

nichts an Streumaterial liefern, indeß in früheren Zeiten beinahe nur Getreide und damit Stroh zur Streu gebaut wurde. Noch jetzt verbreitet sich der Anbau von Kartoffeln, Oelgewächsen, Taback und ähnlichen Pflanzen in Gegenden, in welchen man sie früher nicht kannte.

Nahm der Umfang und zugleich auch der kräftige Wuchs der Waldbestände vielfach ab, so mußten nun auch die Hausthiere, welche zur Weide in die Waldungen kommen, so wie das größere Haarwild denselben schädlicher werden. Die Viehheerden vergrößerten sich mit der zunehmenden Bevölkerung, die Weideflächen verkleinerten sich. Das Vieh kam öfter auf eine und dieselbe Stelle, trat dadurch den Boden zu fest, oder erhielt ihn bei vorherrschend sandigen Bestandtheilen durch seinen Tritt zu locker, beschädigte die Holzpflanzen wiederholt, und zwar nur um so häufiger, je unkräftiger der Boden war und je langsamer der Wuchs der Holzpflanzen in die Höhe ging, indem das Vieh dabei länger die Spitzen der Pflanzen zu erreichen vermochte, so daß diese in Folge der häufigen Beschädigungen endlich verkrüppelten, oder ganz zu Grunde gingen. Je kleiner der Viehstand, je ausgedehnter die Waldungen, je kräftiger der Boden und der Wuchs der Holzpflanzen waren, um so geringer war ehemals, und ist noch der Schaden. Auch wachsen auf kräftigem Boden zwischen den Holzpflanzen noch gute Kräuter, welche das Vieh jenen vorzieht, auf magerem nur solche, die das Vieh weniger liebt als die Holzpflanzen, daher es sich vorzugsweise an diese hält. Aus gleichen Ursachen wird der Schaden durch Schwarzwild, Rothwild, Damwild und Rehe in den Waldungen immer größer, je mehr ihre Produktionskraft sinkt.

Alle diese Ursachen wirken schon lange her. 1764 kostete das Klafter Buchenholz zu 126 Kubikfußen in München 3—4 fl., 1803 6—7 fl., 1837 9—10 fl. In manchen Gegenden aber ist das Steigen der Holzpreise in den neuesten Zeiten viel stärker als in früheren. Holzwucher, Versteigerungen und andere Maßregeln haben wohl dazu am wenigsten, vielleicht gar nichts beigetragen. Die Vermehrung der Bevölkerung, die Erhöhung der Industrie schreitet gerade auch erst in dieser Zeit so rasch vorwärts, und das Angebot von Holz fiel beinahe in gleichem Maße. In Zahlen läßt sich zwar das letzte nicht leicht nachweisen, aber

folgendes wird die Wahrheit dieser Behauptung beweisen. Nach dem Jahr 1803 wurden viele von Stiftern und Klöstern den Staaten angefallene Waldungen verkauft; theils waren sie den Regierungen zur eigenen Verwaltung nicht vortheilhaft gelegen, theils suchten diese den außerordentlichen Aufwand, zu welchen sie in den Kriegsjahren genöthigt waren, dadurch zu decken. Die Käufer machten Holzschläge über das Verhältniß der Nachhaltigkeit hinaus, ja oft solche, welche den Holzwuchs ganz vernichteten, um aus dem Erlös die Kaufpreise zu zahlen. Dieser Verkauf konnte den Regierungen nur da die erwünschten Mittel verschaffen, wo die Holzpreise bereits hoch standen, daher ein ansehnlicher Erlös zu erwarten war. Die Abfindung der Berechtigten durch Waldflächen trat ein; auch diese wurden schnell abgetrieben, und eben so die vertheilten Gemeindewaldungen. Während der Kriegsjahre griffen zum Theil die Regierungen, mehr noch die Gemeinden, Stiftungen und Privaten ihre Waldungen stärker an, um die außerordentlichen Lasten tragen zu können, und auch noch nachher zur Tilgung der aus diesen Zeiten herkommenden drückenden Schulden. Auch dieß wird gerade da am häufigsten vorgekommen seyn, wo nach Holz schon viele Nachfrage war, daher in den bevölkertsten, nicht mehr holzreichen Gegenden, weil nur da durch diese Handlungsweise eine erkleckliche Hülfe erhalten werden konnte. Jetzt aber soll nachhaltig gewirthschaftet, die Waldungen sollen wieder zur alten Ertragsfähigkeit zurückgeführt, eine darauf hinzielende geordnete Wirthschaft soll in denselben eingeführt werden; die früheren Eingriffe in das Waldkapital müssen daher nicht nur hinwegfallen, sondern, da es vermindert worden ist, so kann auch nur eine geringere Zinsmasse davon abfallen; es soll sogar an mehreren Orten von dieser Zinsmasse, oder von dem jährlichen Zuwachse an Holz, einiges weniger bezogen, wieder zum Kapital geschlagen werden, um die alte Ertragsfähigkeit wieder herzustellen, oder auch nur um die wirkliche nicht noch weiter sinken zu lassen. Dieß sind Erscheinungen der neuesten Zeit, welche allerdings weniger bei Waldflächen des Staates, als bei denen anderer Eigenthümer werden gefunden werden. In Bezug auf einen Antrag über Vertheilung, Abschwendung und Urbarmachung der Communal-, Stiftungs- und Privatwaldungen in Bayern, erklärte der Königl. Staatsminister

des Innern:[1] „die Privatwaldungen seyen nicht nur in der Fläche, sondern auch in der Quantität des darauf fällbaren Holzes so herabgebracht, daß die Holzzufuhr daraus in der großen Ziffer beinahe gar nicht zähle. Selbst die Gemeinde- und Stiftungswaldungen seyen zu ⅔ als mehr oder minder abgeschwendet zu betrachten.“ In den Gemeindewaldungen des Regierungsbezirks Trier wurden im Jahr 1837 nur 15,93 Kubikfuß Holz vom Morgen gewonnen, oder 26,5 Kubikfuß bayr. vom bayrischen Tagwerke. Wie gering verhältnißmäßig der Ertrag der Gemeinde-, Stiftungs- und Privatwaldungen ist, zeigen folgende, aus den mehrerwähnten Verhandlungen in den Hauptziffern gezogene Berechnungen: Die Waldfläche im Königreich Bayern beträgt überhaupt 6,785,683 Tagwerke; diese geben jährlich 2,460,046 Massenklafter, oder 0,36 Klafter oder 36 Kubikfuß vom Tagwerke. Die Staatswaldungen, mit Ausschluß der den Salinen besonders zugetheilten, enthalten 2,133,000 Tagwerke produktiven, zur Holzzucht geeigneten Boden; diese geben jährlich nach dem wirthschaftlichen Voranschlag 1,093,332 Massenklafter zu 100 Kubikfuß Holzmasse; daher 51 Kubikfuß vom Tagwerk. Somit geben die übrigen 4,652,683 Tagwerke, welche mit Ausschluß von etwa 200,000 Tagwerken, die den Salinen zugewiesen sind, den Gemeinden, Stiftungen und Privaten gehören, 1,366,714 Klafter oder 29,3 Kubikfuß vom Tagwerk. Dieses Resultat würde sich noch etwas vermindern, wenn der Ertrag der Salinenwaldungen besonders berechnet würde. Genauer würde der Vergleich sich herstellen lassen, wenn die Holzarten, in denen der Ertrag besteht, angegeben wären. Regierungen, welche schon länger die Holzabgaben in Gemeinde- und andern Waldungen beaufsichtigen, müssen belehrende Uebersichten der Aenderungen der Holzabgaben aus denselben von längerer Zeit her bekannt machen können.

Dieser erhöhte und vervielfachte Bedarf an Holz bei vermindertem und verschlechtertem Holzwuchs hatte und hat einen Druck für die Völker zur Folge, welcher nothwendig auf das Aufsuchen von Mitteln, um denselben zu beseitigen, führen mußte. Die größere Ausbreitung der geistigen Entwicklung, ihr unaufhaltsam

[1] Verh. V. 376.

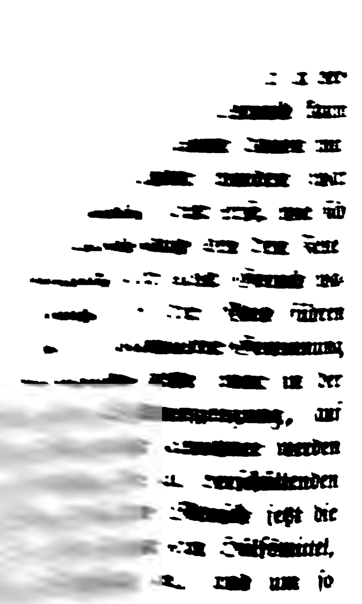
rasches Fortschreiten muß sie vervollkommnen, vervielfachen und auf Entdeckung neuer führen.

Als Mittel gegen diesen Druck wird schon lange her Sparsamkeit in der Verwendung des Holzes empfohlen und angewendet. Schon 1619 schrieb Hr. Keßler über die Holzsparkunst, und dieselbe wurde bisher auch nicht mehr aus den Augen gelassen. Man suchte darin Hülfe, daß man zwar Holz gebrauchte, wie früher, aber durch eine kleinere Masse denselben Zweck zu erreichen bemüht war; daß man, wo es nur immer anging, die Dauer der davon gefertigten Gegenstände zu verlängern suchte. Viel ist dadurch bereits erreicht worden, mehr kann noch werden. Stämme, die sonst durch Behauen in Viehbarren oder Tröge verwandelt wurden, werden jetzt zerschnitten, und diese Gegenstände aus den Brettern gefertigt, so daß statt eines, mehrere aus einem Stamme gewonnen werden. Die Dauer der Geräthe wird durch Anstriche verlängert. Umzäunungen von Holz sucht man ganz entbehrlich zu machen, oder doch aus wenigerem Holze, oder durch Anstriche dauerhafter zu machen. Je mehr die Weide der Hausthiere, besonders die ohne Hirten, verschwindet, um so entbehrlicher werden sie. Die alten Gebäude waren mit Holz überladen, in den neuen sucht man dieses zu vermeiden, indem man auch hier mehr bedacht ist, das Holz dem Einfluß der Witterung, dem Wechsel der Trockenheit und Nässe durch Bewerfen der Gebäude mit Kalk, durch Anstriche u. s. w. zu entziehen. Aehnliche Bemühungen finden bei dem Wasserbaue, besonders bei dem zum Schiffbaue verwendeten Holze statt. Da von dem Holze das meiste zum Verbrennen gebraucht, und dabei gegen andere Verwendungen am schnellsten zerstört wird, daher immer wieder durch anderes ersetzt werden muß, so wurde hier vorzüglich Sparsamkeit eine allgemeine Aufgabe Aller, je höher die Preise des Holzes stiegen. In Eisenhütten gelang es schon, den Verbrauch des Holzes in Hochöfen durch verbessertes Gebläse auf die Hälfte des früheren herabzubringen. Da das Holz bei der Verkohlnng von seiner Hitzkraft verliert, so wird statt Kohlen an manchen Orten bereits stark getrocknetes Holz, und zwar mit Ersparniß an diesem Materiale, verbraucht. Zahlreich sind die Schriften, welche Mittel zur Holzsparung bei den gewöhnlichen Heizungen vorschlagen, auch sind dergleichen schon mehrere an vielen Orten wirklich in

Anwendung gebracht. Viel weiter könnten sie längst verbreitet seyn, wenn Unbefangene, nicht solche, die dergleichen Heizapparate fertigen oder verkaufen, sich die Mühe gäben, über die Wirkung dieser Mittel öffentlich ausführliche Nachweisung zu geben. Privaten sowohl, als insbesondere Stiftungen, Gemeinden und die Regierung, in deren Gebäuden der Holzverbrauch einer strengen Aufsicht unterliegt, dürften sowohl wegen des eigenen Vortheils als wegen des allgemeinen diesem Gegenstande mehr Aufmerksamkeit widmen, als bisher geschehen ist. Vielleicht wird dadurch, daß J. J. Wagner in seiner Schrift, System der Privatökonomie (2te Auflage, Aarau 1837), diesen Zweig der wirthschaftlichen Richtung des Volkslebens in den Kreis der Wissenschaften eingeführt hat, bewirkt, daß auch die Gebildeten des Volkes es nicht unter ihrer Würde halten, der Sache mehr Theilnahme zu schenken. Die Regierung des Obermainkreises in Bayern hat einen Preis bestimmt für die Erfindung eines holzsparenden, mit dem möglichst geringsten Aufwande herzustellenden Ofens für Landleute, erkennend, daß die Verbreitung vieler vorgeschlagenen Mittel in dem großen Aufwande, welchen ihre Herstellung erforderte, Hindernisse fand. Der weitern Verbreitung selbst der zweckmäßigsten Mittel stand oft im Wege, daß zwar viele da sind, welche die Herrichtung derselben bewirken zu können vorgeben, aber nur wenige es vermögen; der Zweck der Arbeit wird daher oft nicht erreicht, und der Aufwand ist als verloren zu betrachten, wodurch viele von der Einführung solcher Verbesserungen zurückgeschreckt werden. Diesem Mißstande könnte nur dadurch abgeholfen werden, wenn bei Bekanntmachung des Erfolges auch derjenige, welcher eine solche Arbeit befriedigend gefertigt hat, genannt würde. Nicht nur würden dann Andere den rechten Mann finden können, sondern es würden auch mehrere angefeuert werden, gleich gute Arbeit zu liefern. Zu dergleichen Bekanntmachungen sollten sich vorzugsweise Gemeindeverwaltungen und Regierungen aufgefordert fühlen, da man von ihnen, als aus den Gebildetsten der Gemeinde und des Volks zusammengesetzt, wohl auch zuerst Aufmerksamkeit auf Alles, was Noth thut, fordern kann. Auch technische Vereine und Anstalten dürften hierin einen würdigen Gegenstand ihrer Thätigkeit finden. Sollte gelingen, was bisher vielfach vorgeschlagen wurde, den Dampf durch andere Kräfte, zu deren Erzeugung

rasches Fortschreiten muß sie vervollkommnen, vervielfac
auf Entdeckung neuer führen.

Als Mittel gegen diesen Druck wird schon lange
samkeit in der Verwendung des Holzes empfohlen u
det. Schon 1619 schrieb Hr. Keßler über die Holzs
dieselbe wurde bisher auch nicht mehr aus den
Man suchte darin Hülfe, daß man zwar Holz
früher, aber durch eine kleinere Masse denselbe
chen bemüht war; daß man, wo es nur i
Dauer der davon gefertigten Gegenstände z
Viel ist dadurch bereits erreicht worden, m
Stämme, die sonst durch Behauen in Vieh
wandelt wurden, werden jetzt zerschnitten
aus den Brettern gefertigt, so daß statt
Stamme gewonnen werden. Die Dauer
Anstriche verlängert. Umzäunungen
entbehrlich zu machen, oder doch a
durch Anstriche dauerhafter zu mac
Hausthiere, besonders die ohne Hi
behrlicher werden sie. Die alten
laden, in den neuen sucht man
auch hier mehr bedacht ist, das
dem Wechsel der Trockenheit
bäude mit Kalk, durch Anstri
Bemühungen finden bei dem
Schiffbaue verwendeten H
meiste zum Verbrennen g
wendungen am schnellste
anderes ersetzt werden
keit eine allgemeine A
zes stiegen. In Eis
Holzes in Hochöfen
früheren herabzubr
seiner Hitzkraft v
bereits stark ge
Materiale, verb
tel zur Holzspa
auch sind derg



ie Holznoth.

die Vorräthe in Folge steige
r man dieselben auch als
ändert dieses in ihrer
nungen können täusch
ben die Steinkoh

lleroi
n Steink
betrug 18
Jahren der V
en Centner.
e bei Abnahme
rten Bevölkerung
ußten; welche Sicher
chnungen, wie lange d
entner davon so viel Wirk
olz, so haben sie bei kleiner
und lassen demnach einen größe
, daher sie, soweit ihre Fortschaff
ohne wiederholte Umladungen mög
werden können. Sie werden daher a
ankreich, aus den preußischen Rheinpro
die obern Gegenden des Mains gebra
adungen, so wie entfernten Landtransport la
tenden Verlustes durch Reibung und wegen gr
leicht zu.

Der Gebrauch des Torfs zur Feuerung ist schon
selbe verbreitete sich indeß erst in neuern Zeiten viel
Die Unreinlichkeit, der üble Geruch waren auch hier
risse, welche die Noth erst zu ertragen lehren mußte. St
ohlen wie Torf fordern eigene Einrichtungen der Feuerungsan
ten; erst wie sich diese allmählich verbreiteten, konnte auch
Verwendung dieser Gegenstände zunehmen. Da der Torf
Pflanzentheilen besteht, welche durch eine leichte Gährung
verkohlt sind, aber durch Uebermaß von Feuchtigkeit gehi

keine Feuerung nothwendig ist, zu ersetzen, so würde hiedurch eine ungemeine Ersparniß sich ergeben. Auch die Errichtung von Gemeindebacköfen sollte mehr beachtet werden. Graf Rumford hat im ersten Bande seiner kleinen Schriften nachgewiesen, daß ein Backofen, der bei der ersten Heizung 366,5 Pfund Holz bedarf, bei der 6ten, und bei jeder folgenden, ununterbrochen fortgesetzten nur noch 74 Pfund fordert. Sparsamkeit, ohne daß die Befriedigung der Bedürfnisse darunter leidet, ist eine der vorzüglichsten Aufgaben einer jeden Wirthschaft.

Das Holz kann in manchen der aufgezählten Verwendungen ersetzt werden. Mit dem Steigen des Preises desselben steigt auch die Nachfrage nach solchen Ersatzmitteln. Bei Maschinen müssen Metalle, besonders Eisen, an die Stelle des Holzes treten; Mauern, Hecken kommen an die Stelle hölzerner Umzäunungen; Steine und Eisen werden nun häufiger bei dem Land= und Wasserbau angewendet; man fängt an Schiffe von Eisen zu erbauen. Am meisten werden aber die Gegenstände, welche das Holz als Feuerungsmaterial zu ersetzen vermögen, aufgesucht, da in kalten und gemäßigten Klimaten $\frac{9}{10}$ und mehr der gewonnenen Holzmasse jährlich dazu verbraucht werden. Steinkohlen, Braunkohlen, Anthracit, bituminöses Holz und Torf sind die Dinge, welche uns die Natur dazu bietet, jedoch nicht allgemein verbreitet, sondern nur an einzelnen Orten, und zwar selbst an diesen in verschiedener Menge, hie und da so häufig, daß der Vorrath kaum zu erschöpfen scheint, daß selbst entfernten Gegenden davon mitgetheilt werden kann. Die mineralischen Kohlen werden zwar schon lange her von den Gewerben verwendet, aber erst, wie sich die Holzpreise erhöhten, häufiger, und endlich auch bei den Feuerungen in Wohnungen. Die Unreinlichkeit, der üble Geruch waren Hindernisse, zu deren Nichtbeachtung erst die Noth führen konnte. Sie sind eine Gabe der Natur, ihre vermehrte Gewinnung innerhalb der Gränzen ihres Vorhandenseyns steht zwar in der Gewalt des Menschen, aber nicht ihre Wiedererzeugung, auf welche selbst durch Erdrevolutionen nicht mehr gerechnet werden kann; denn würden auch solche eintreten, die zu verschüttenden Holz= und Torfmassen würden fehlen, weil der Mensch jetzt die vorhandenen sorgfältig benützt. Sie sind daher ein Hülfsmittel, welches nicht nachhaltig, sondern erschöpfbar ist, und um so

schneller erschöpft wird, je mehr die Vorräthe in Folge steigenden Bedarfs angegriffen werden. Will man dieselben auch als für Jahrtausende zureichend berechnen, so ändert dieses in ihrer Erschöpfbarkeit nichts, und dergleichen Berechnungen können täuschen. Nach Nachrichten in öffentlichen Blättern gaben die Steinkohlengruben in Rheinpreußen Ausbeute

1828	2,000,000	Centner
1836	7,533,675	"
1837	10,801,545	"

Aus den Kohlenwerken in den Distrikten Mons und Charleroi in der Lütticher Division wurden 1831 2,220,546 Tonnen Steinkohlen gewonnen. Die Ausbeute nahm jährlich zu, und betrug 1837 3,195,000 Tonnen. In Frankreich stieg seit 20 Jahren der Verbrauch von Steinkohlen von 3 auf 30 Millionen Centner. Die Steinkohlen sind es also zum Theil, welche bei Abnahme des Holzwuchses die Bedürfnisse einer vermehrten Bevölkerung und einer erhöhten Industrie befriedigen mußten; welche Sicherheit haben aber bei solchem Steigen Berechnungen, wie lange diese Deckung erfolgen könne? Da ein Centner davon so viel Wirkung hat, als 2 — 3 Centner Buchenholz, so haben sie bei kleinerem Gewichte einen größeren Werth und lassen demnach einen größeren Aufwand für Transport zu, daher sie, soweit ihre Fortschaffung auf Schiffen und Flößen ohne wiederholte Umladungen möglich ist, sehr weit verfahren werden können. Sie werden daher auch aus England nach Frankreich, aus den preußischen Rheinprovinzen bereits bis in die obern Gegenden des Mains gebracht. Wiederholte Umladungen, so wie entfernten Landtransport lassen sie wegen bedeutenden Verlustes durch Reibung und wegen großer Kosten nicht leicht zu.

Auch der Gebrauch des Torfs zur Feuerung ist schon sehr alt, derselbe verbreitete sich indeß erst in neuern Zeiten viel weiter. Die Unreinlichkeit, der üble Geruch waren auch hier Hindernisse, welche die Noth erst zu ertragen lehren mußte. Steinkohlen wie Torf fordern eigene Einrichtungen der Feuerungsanstalten; erst wie sich diese allmählich verbreiteten, konnte auch die Verwendung dieser Gegenstände zunehmen. Da der Torf aus Pflanzentheilen besteht, welche durch eine leichte Gährung zwar verkohlt sind, aber durch Uebermaß von Feuchtigkeit gehindert

werden, gänzlich zu verwesen, so steht allerdings dessen Wiedererzeugung in der Gewalt des Menschen, wie mehrere ausgeführte kleine Versuche, besonders die von van Marum und Wiegmann sen.,[1] auch Erfahrungen an Torflagern beweisen; aber die dermalen vorhandenen Vorräthe sind Erzeugnisse der Natur, ohne daß der Mensch etwas dazu that, im Gegentheile mehr dafür that, die Natur in dieser Erzeugung zu hindern. Der Torf entsteht in stehenden seichten Wassern, an Ufern langsam fließender Gewässer, an Stellen, wo Quellwasser, deren Abfluß gehemmt ist, hervorbrechen, an Stellen, welche häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, und wo das Wasser nicht bald wieder abfließen oder versinken kann, auf ebenen Flächen, wo Regen- oder Schneewasser sich wegen Mangel an Abfluß, oder wegen undurchdringlicher Erdschichten ansammeln können, daher auch auf sehr bindenden, stark beschatteten Boden. Derselbe entsteht endlich, wo Holzmassen, Nadeln oder Laub durch Gewässer in Vertiefungen zusammengeschwemmt werden, wie es jetzt noch am Mississippi in Nordamerika gefunden wird. In Europa wird wohl hiedurch kein Torflager mehr gebildet werden, da dieses Zusammenfallen des Holzes in den Waldungen, ohne daß es benutzt würde, nur noch höchst selten statt findet und, wo es noch der Fall seyn sollte, zu unbedeutend zu solchen Bildungen ist. Die übrigen der erwähnten Ursachen haben Ausdünstungen zur Folge, welche der Gesundheit nachtheilig sind. Die in der Nähe der Sümpfe herrschenden Fieber sind bekannt, daher schon in dieser Beziehung auf deren Entwässerung gedacht wird. Bei der vermehrten Bevölkerung und bei dem zahlreichern Viehstande werden auch die Pflanzen, die auf diesen Flächen wachsen, welche sonst nur zum Wachsthume der Torfmasse beitrugen, theils als Futter, theils als Streu gebraucht, und so die weitere Zunahme des Torflagers sehr gehindert. Die größere Zahl des Viehes und die Fortschritte in der Kunst, die Wiesen zu behandeln, brachten darauf, vorhandene Torflager in Wiesen zu verwandeln. Dieses geschah dadurch, daß man sie durch Ziehung von Gräben auszutrocknen, durch Ueberführung mit Erde zu verbessern suchte, wodurch die Torflager

[1] Wiegmann sen. Dr. A. F. Ueber die Entstehung, Bildung und das Wesen des Torfs. 1837.

allmählig in unfruchtbare trockene Stauberde, bei besserer Behandlung in fruchtbare Wiesen übergingen. Die ebenen Torflager haben größtentheils als Unterlage einen Boden, der, wenn er entwässert und gehörig bearbeitet wird, nach Hinwegräumung des Torfs gute Felder und Wiesen geben kann; die Torfwirthschaft wird daher schon mit Absicht auf diese Umwandlung betrieben, oder wo das Torflager seicht ist, wird dasselbe ohne weiteres aufgerissen, auf der Stelle verbrannt und die Asche mit dem darunter liegenden Boden vermischt.

Eiselens Lehre von der Torfwirthschaft[1] zielt nur auf eine solche Umwandlung nach der Benutzung des Torfs zur Feuerung hin. Die von ihm bewirthschaftete Linumer Torfstecherei, welche Berlin und die Umgegend reichlich mit Torf versah, soll nach öffentlichen Blättern jetzt erschöpft seyn, daher dort der Preis des Holzes sehr steigen. Wo aber auch die Torfstecherei nicht mit der Absicht einer einstigen andern Benutzung der Fläche betrieben wird, da findet sie oft in einer Art statt, daß doch ihr Ertrag sehr gemindert wird, oder aufhören muß. Durch ungeeignete Entwässerung verdirbt der noch unbenutzte Rest, oder es wird durch planlose Benutzung unmöglich, zu den noch unbenützten Stellen größerer Torflager zu kommen. Dau[2] klagt nicht nur darüber, daß eine bedeutende Fläche Moor in Seeland in gute Wiesen verwandelt, und so der Nachwuchs gehemmt werde, sondern auch darüber, daß durch planloses Stechen nunmehr zu Stellen, welche man noch hätte benutzen können, der Zugang unmöglich sey, und erst nach einer langen Reihe von Jahren wieder möglich werde. Durch beides zusammen können nach seiner Berechnung, wenn die Benutzung auch nur im dermaligen Umfange fortdauert, die Moore in Seeland in 100 Jahren erschöpft seyn. Soll also die Aushülfe durch Torf nachhaltig seyn, so fordert dieses nicht nur ein geordneteres, planmäßigeres Verfahren, als bis jetzt dabei beobachtet wird, sondern auch, daß die Torfflächen in einem bestimmten Umtriebe stehen, wodurch man, wenn man am Ende ist, wieder von vorne anfangen kann, alten Torf zu

[1] Eiselen, J. Chr. Anleitung zur Kenntniß des Torfwesens u. s. w. 2 Bände 1802 und 1811.

[2] Dau, J. Chr. Bericht über die Torfmoore Seelands. 1829.

gewinnen; denn je älter er ist, desto größer, je jünger, um so geringer ist seine Brauchbarkeit. Nach allen bisher bekannt gewordenen Nachrichten fordert aber der Torf von der Güte, wie er jetzt zum Theil gefunden wird, eine ungleich längere Zeit zum Nachwuchs, als die höchsten Umtriebszeiten, welche bis jetzt zur Nachzucht von Brennholz für angemessen gefunden wurden

In den Niederlanden wurde unter einem Torflager 2—4 Fuß tief die hölzerne Brücke, welche Germanikus bei seinem Zuge nach Deutschland, also vor etwa 1800 Jahren, schlagen ließ, gefunden, was eine jährliche Höhenzunahme von ungefähr 0,22 Linien anzeigt. In Mooren wurden menschliche Körper gefunden, aus deren Kleidung man schloß, daß sie 2000 Jahre daselbst mochten gelegen haben. Moser[1] nimmt in 100 Jahren einen Zuwachs von höchstens 2 Fuß an, auch Meiners. Dau schätzt den jährlichen Zuwachs je nach den verschiedenen Ursachen der Entstehung auf 2—4 Linien. 300—400 Jahre hält er für die kürzeste Frist, welche der entstandene Torf brauche, um gut zu werden. So viel ist gewiß, daß die meisten und ausgedehntesten Torflager, um zu ihrer dermaligen Stärke zu erwachsen, Jahrtausende bedurft haben. Noch ist die Sache zu neu, daher zu wenig erforscht, ob und wie sich der Zuwachs beschleunigen lasse, ob und wie man bewirken könne, daß der Torf in einer viel kürzern Zeit dieselbe Güte erreiche, von welcher er jetzt gefunden wird. Nach dem bisher Angeführten möchten die Menschen den wenigsten gegenwärtigen Mooren Zeit lassen, sich wieder als solche zu verwachsen. Im Fichtelgebirg war die Torfgewinnung zu 8 fl. 20 kr. vom Tagwerk verpachtet, im Braunschweigschen der Morgen zu 27 fl. Dieses wäre also der Vortheil von einer wenigstens 300 Jahre lang unterlassenen Benutzung. Wer wird dafür eine ausgestochene Fläche, wenn sie nur einige andere Verwendung zuläßt, wieder zur Torferzeugung liegen lassen? Es ist aber kein Zweifel, daß, so lange Torflager vorhanden sind und der Torf benutzt werden kann, dieses auf die Preise des Holzes wirkt. Die Einnahme aus den Forsten im Königreich Hannover blieb $18^{36}/_{37}$ gegen den Voranschlag zurück, weil wegen

[1] Moser, Joh. Chr., die Torfwirthschaft im Fichtelgebirge. Nürnberg 1825.

vermehrten Verbrauchs von Torf die Preise des Holzes sanken.

Es ist zu erwarten, daß nach und nach noch mehr Torf- und Kohlenlager werden aufgefunden werden, daß selbst solche, die man bereits kennt, aber, weil eine Ausbeute derselben zur Zeit keinen zureichenden Vortheil bringen würde, noch nicht benutzt, bei steigenden Preisen der Benutzung werth gefunden werden. Alles dieses kann wohl die Beruhigung gewähren, daß man von diesen Vorräthen lange noch zehren könne, aber — erschöpft werden sie werden, und, wo nur kleine Vorräthe der Art sind, in nicht so ferner Zeit, je stärker sie angegriffen werden. Der Torf läßt noch weniger als die Steinkohle einen weiten Transport zu, wenn nicht so manche Versuche, die schon jetzt gemacht werden, mit Pressen, Dörren desselben u. s. w. solchen Erfolg zeigen, daß sie eine ausgedehnte Anwendung verdienen. Im günstigsten Falle darf man jetzt dem Gewichte nach 5 Centnern Buchenholz 6 Centner Torf in der Wirkung gleich stellen.

In jedem Torflager ist immer Torf von sehr verschiedener Güte, der dann so gemischt verbraucht wird. Auf die Güte des Torfs hat aber auch die Witterung in der Zeit, in welcher er gewonnen wird, ungemeinen Einfluß. Eine sehr regnerische laugt ihn aus, und wirkt auf ihn ähnlich, wie das Flößen auf das Holz, und zwar noch schlimmer, weil er poröser ist, daher die Feuchtigkeit mehr eindringen kann. Der Torf zerfällt noch leichter, als gute Steinkohle, leidet daher beim Transporte, beim Auf- und Abladen noch bedeutendern Abgang. Dadurch können von Torfstichen sehr entfernte Orte oft keinen unmittelbaren Vortheil von denselben ziehen, wohl aber vielleicht einen mittelbaren dadurch, daß, wenn in der Nähe der Torfstiche Torf verbraucht wird, ihnen das dort ersparte Holz zugeführt werden kann. Torf und Steinkohlen müssen immer unter Dach aufbewahrt werden, was bei großen Vorräthen auch den Aufwand für eigene Gebäude veranlaßt. Die Anlage sehr guter Wege, Kanäle, Eisenbahnen kann allerdings den Kreis des Absatzes für Torf und Steinkohlen beträchtlich erweitern.

Steht die Erzeugung dieser Kohlenarten gar nicht in der Gewalt des Menschen, sind sie, sollte es auch erst nach sehr langer Zeit seyn, erschöpfbar, ist der Torf ein solches Material, von

dem es nur in sehr seltenen Fällen wahrscheinlich ist, daß auf seine Wiedererzeugung werde Bedacht genommen werden, so bleibt nur noch die Holzpflanze übrig, von welcher man sagen kann, ihre Benutzung zur Feuerung könne nachhaltig seyn, weil ihre Wiedererzeugung in der Gewalt des Menschen steht, und oft Flächen dazu dienen können, welche eine andere oder eine vortheilhaftere Verwendung gar nicht zulassen. Stroh, so wie holzartige Stengel, welche bei dem Feldbaue gewonnen und zur Feuerung verwendet werden, können, weil ihr Beitrag zu unbedeutend, auch zum Theil dem Feldbaue schädlich ist, und aus dieser Ursache darauf verzichtet werden sollte, hier ganz übergangen werden. Wurde oben nachgewiesen, daß Verminderung der Waldflächen und geringer Ertrag der übriggebliebenen zu den Ursachen der dermaligen Noth gerechnet werden müssen, so werden in der Erweiterung des Holzanbaues, und in der bessern Behandlung des Holzwuchses zum Theil die Mittel liegen, dieser Noth und insbesondre dem Steigen derselben, wenn auch nicht gleich, doch für die Nachkommen abzuhelfen und vorzubeugen.

Daß der Holzwuchs in manchen Ländern eine größere Ausdehnung zulasse, wird jeder, der sich mit einiger Aufmerksamkeit in seinen Umgebungen umsieht, leicht erkennen. In Bayern sind 976,521 Tagwerke Oedungen.[1] Nimmt man davon auch nur 600,000 Tagwerke als zur Holzproduktion geeignet an, nimmt man weiter an, daß vom Tagwerk 50 Kubikfuß Holz, wie gegenwärtig aus den Staatswaldungen Bayerns, im Durchschnitte gewonnen werden können, so gibt dieses einen Ertrag von 300,000 Klaftern zu 100 Kubikfuß Holzmasse. Bayern besitzt ferner 953,420 Tagwerke natürliches und unkultivirtes Weideland; nimmt man auch hier nur 600,000 Tagwerke als zur Holzproduktion, neben der Weide, geeignet an, und den Rest als eigentliches Alpenland, rechnen wir deren Ertrag auch nur zu 1/6 Massenklafter vom Tagwerke, was der Benutzung der Flächen zur Weide nicht nur nicht schaden, sondern wegen der Beschattung meist vortheilhaft seyn wird, so ergäbe sich auch hievon ein Ertrag von 100,000 Klaftern. Allerdings darf man annehmen, daß von diesen Weideflächen schon ein Theil bepflanzt ist, jedoch gewiß nur der kleinste, und

[1] Verh. XV. 480.

der Holzwuchs auf denselben möchte im Allgemeinen eher ab- als zunehmen; manche dieser Flächen möchten sogar weit vortheilhafter der Holzwirthschaft ganz zugewendet werden.

In Bayern wurden in den 18$^{34}/_{35}$ verlaufenen zehn Jahren 52,551 Tagwerk unbestockten Staatsgrundes aufgeforstet.[1] Was auf den Grundstücken anderer Eigenthümer geschah, ist nicht zusammengestellt; doch daß auch hier Bedacht auf solche Erweiterung genommen werde, ist von vielen Orten her bekannt. Nur ein Beispiel werde hier angeführt. Die Gemeinde Waischenfeld in Oberfranken Bayerns baute nach Anleitung ihres Pfarrers 200 Tagwerk öder Weide an, ohne weitere Ausgabe als für die Anschaffung des Holzsaamens. Man eile insbesondere die an Bergwänden gelegenen Oedungen, in so weit es möglich ist, mit Holzpflanzen anzubauen, weil sonst durch Abschwemmen der urbaren Erde alle Ertragsfähigkeit verloren geht und nur kahle Felsmassen übrig bleiben.

Hierunter ist jene Ausbreitung des Holzwuchses noch nicht begriffen, welche mehr vereinzelt statt finden kann. Wege, Ufer der Flüsse, Raine u. s. w. sind hiezu sehr geeignete Flächen. Allerdings muß hier darauf Rücksicht genommen werden, daß die Fruchtbarkeit der Umgebungen nicht mehr dabei leide, als der Vortheil beträgt, den der Holzwuchs erwarten läßt. Wo Entgegengesetztes eintreten könnte, muß durch stärkere Vereinzelung der Holzpflanzen, durch deren Behandlung als Kopfholz, Buschholz u. s. w. geholfen werden. Die Holzpflanzen können so angebaut werden, daß ihr stärkster Schatten auf ohnehin unfruchtbare Flächen, auf Wege, auf Gewässer fällt. In Gegenden, welchen nach Boden und Lage häufig Trockniß schädlich wird, kann durch solchen, in Streifen, oder in einzelnen kleinen Partien zwischen den Feldern vertheilten Holzwuchs die Fruchtbarkeit erhöht werden, indem sie unmittelbar beschatten, Kühle und Feuchtigkeit verbreiten und die austrocknenden Winde abhalten. Die Gemeinde Böbingen auf der Rheinebene Bayerns hat durch Obstbau, Anbau von Pappeln, Erlen, Weiden an Rainen, Bachufern, Gränzen der Wiesen es dahin gebracht, ihren Holzbedarf größtentheils decken zu können. Dergleichen Stellen sind wohl in jeder Gemarkung zu

[1] Verh. XVII. 205.

finden, in der einen mehrere, in der andern wenigere. Wird der Holzwuchs auf Flächen der Art, wie sie bisher erwähnt wurden, verbreitet, so können demselben sogar, wenn es die wachsende Bevölkerung fordern sollte, manche andere, zum Feldbaue geeignete noch entzogen werden.

Nebst dem, daß man überall hin, wo Holzpflanzen stehen können, auch dergleichen anpflanzt, ist nothwendig, daß sie so behandelt werden, daß sie den den örtlichen Verhältnissen entsprechenden höchsten Massentrag abwerfen. Oben ist angeführt worden, daß die Staatswaldungen in Bayern jährlich 51 Kubikfuß vom Tagwerke Ertrag geben, die übrigen Waldungen aber nur 29,3 Kubikfuß. Wären diese so behandelt worden, wie jene, so würden sie 1,009,632 Klafter zu 100 Kubikfuß Masse mehr abwerfen können. Ein Theil der Staatswaldungen Bayerns ist allerdings noch im Urwaldzustande, aber ein eben so großer, wo nicht ein größerer ist verkrüppelt, oder wenigstens sehr unvollkommen, daher der Durchschnittsertrag nicht ganz auf Rechnung des ersten Umstands gesetzt werden darf, so daß sich selbst der Ertrag der Staatswaldungen in Folge der Vervollkommnung und der bessern Bewirthschaftung der Bestände, wohin eifrigst gestrebt wird, künftig noch erhöhen kann. In welchen Beziehungen die Wirthschaft verbessert werden könnte, kann in Folgendem nur kurz angedeutet werden.

Welche Holzarten angebaut werden sollen, läßt sich nicht so allgemein bestimmen, wie es G. L. Hartig[1] versuchte; die Oertlichkeit muß jedesmal entscheiden und dabei noch besonders im Auge behalten werden, daß Fichten= und Kiefernbestände ungleich mehr Beschädigungen durch Witterung und durch Insekten unterworfen sind, als Laubhölzer; daß ferner im Durchschnitte als Brennholz erst 3 Kubikfuß Kiefern= und Fichtenholz 2 Kubikfußen Buchenholz gleich stehen. Welche Holzart aber auch gewählt werde, so suche man so vollkommene Bestände davon zu erziehen, als die Oertlichkeit erlaubt. Ist die ausschließlich zum Holzwuchse bestimmte Fläche in allen Theilen vollkommen bestanden, so gibt sie nicht nur einen höheren Ertrag als ein blößigter

[1] Hartig, G. L. Welche Holzarten belohnen den Anbau am reichlichsten? Berlin 1833.

oder lückigter Wald, sondern die Ertragsfähigkeit trockener, warmer und magerer Flächen wird auch dadurch erhöht. In den Staatswaldungen Bayerns wurden in den 18$^{34}/_{35}$ zunächst vorhergehenden 10 Jahren 91,500 Tagwerke mit großem Erfolge nachgebessert, wodurch möglich wurde, mehr Holz aus den ältern Beständen zu nehmen, ohne den nachhaltigen Ertrag für die Zukunft herabzudrücken. [1]

Die Holzbestände werden nur dann zur Befriedigung der Bedürfnisse das Mögliche beitragen, wenn für sie jene Betriebsarten gewählt werden, und wenn sie ein solches Alter erreichen, wobei jährlich die größte Masse gesunden Holzes von ihnen gewonnen werden kann. Daß die Oertlichkeit jedesmal entscheiden müsse, welche Betriebsart und welches Alter die angemessenen seyen, daß bei kleinen Waldflächen dieses Ziel nicht immer erreicht werden könne, daß der Einfluß der Waldungen oder der Holzpflanzen überhaupt auf die Umgebungen zu beachten sey, daß endlich besondere Rücksichten auf einträgliche Nebennutzungen bestimmend einwirken können, kann hier nur angedeutet werden. Wie wichtig der Einfluß der richtigen Behandlung der Holzbestände in beiden Beziehungen sey, werden einige Beispiele beweisen. Pfeil [2] hat sich die Mühe gegeben, die in verschiedenen Schriften zerstreuten, zum Theil höchst mangelhaften Angaben über den wirklichen Ertrag der Waldungen mit Beihülfe von vielen Wenn und Aber zusammenzustellen, wie sie sich für den preußischen Morgen ergeben. Daraus ist hier nur das Verhältniß der Erträgnisse des Hoch-, Mittel- und Niederwaldbetriebs entnommen.

	Boden	gut,	mittelmäßig,	schlecht.
		Hochwald.		
Eichen	„	49 Kubf.	31 Kubf.	19 Kubf.
Buchen	„	49 „	34 „	21 „
Kiefern	„	60 „	45 „	32 „
Fichten	„	87 „	59 „	38 „
		Mittelwald.		
gemischt	„	39 „	26 „	17 „

[1] Verh. XVII. 205.

[2] Pfeil, Dr. W. Kritische Blätter für Forst- und Jagdwissenschaft, VIII. 1 Heft. S. 26 und folg.

Niederwald.

	Boden	gut,	mittelmäßig,	schlecht.
Eichen	„	29 Kubf.	20 Kubf.	14 Kubf.
Buchen	„	21 „	— „	— „
Erlen	„	53 „	32 „	21 „
gemischt	„	31 „	23 „	16 „

Eine Nachricht über den Ertrag der Staatswaldungen im Oberdonaukreise Bayerns [1] gibt denselben für die Hochwaldungen daselbst auf 0,62 Klafter, für die Schlag- und Niederwaldungen auf 0,37 Klafter vom Tagwerk an. Die Regierungen müssen in Bezug auf den Ertrag der verschiedenen Betriebsarten eine Masse von Erfahrungen in ihren Papieren haben; eine Bekanntmachung derselben mit Angabe der Oertlichkeiten, von denen sie abgenommen wurden, würde für die Behandlung dieser Wirthschaft von den wichtigsten Folgen seyn. Kaum ist zu bezweifeln, daß der höhere Ertrag der Staatswaldungen Bayerns zum Theil darauf beruhe, daß hier der Hochwaldbetrieb und hohe Umtriebszeiten, in den Waldungen anderer Besitzer aber meist andere Betriebsarten und Umtriebszeiten gewählt wurden. Das letzte war zum Theil Folge der sehr kleinen Waldflächen, welche Einzelne besaßen, aus denen beim Hochwaldbetriebe oder bei hohen Umtriebszeiten nur ein durch lange Zeiten unterbrochener Ertrag zu beziehen gewesen wäre, welcher den Verhältnissen der Besitzer meist weniger angemessen war, als ein kleinerer, aber jährlich fortlaufender. Daraus ergibt sich weiter, wie bei der Zerstücklung von Waldflächen unter mehrere Besitzer, je kleiner die Theile werden, um so mehr Betriebsarten mit niedern Erträgnissen vorgezogen, und Hochwaldungen in Mittel-, Nieder- und Buschwaldungen umgewandelt, und so die Erträgnisse allmählig herabgedrückt wurden. Das in dieser Wirthschaft im jedesmaligen Holzvorrath steckende Kapital wurde auf diese Art vermindert, und soll es wieder zur möglichen Höhe gebracht werden, so kann dieses nur geschehen, indem solche Waldflächen unter ihrem dermaligen Zuwachse angegriffen werden, also ein Theil der Zinsen wieder zu Kapital gesammelt wird. Dieses wird aber wegen der Rücksicht auf

[1] Allgemeine Forst- und Jagdzeitung v. W. Behlen. 1833. S. 199 und folg.

Befriedigung der Bedürfnisse nur da leicht seyn, wo die Preise des Holzes noch niedrig stehen, oder wo für einige Zeit Torf und Steinkohlen auszuhelfen vermögen.

Der fleißigste Anbau, die umsichtigste Wahl der Holzart, Betriebsart und Umtriebszeit sind ohne Folgen, wenn die Holzwirthschaft nicht auch den nöthigen Schutz genießt. Beschädigungen durch Witterung, durch andere Pflanzen, durch Insekten kann zum Theil durch eine richtige Behandlung der Holzbestände vorgebeugt werden, zum Theil ist keine menschliche Kraft im Stande, ihr Vorkommen zu verhindern, und sie müssen ertragen werden, wie andere zerstörende Wirkungen der Natur. Schon bei Insekten kann durch ein gehöriges Ineinandergreifen menschlicher Hülfe der weiteren Verbreitung, wie bei andern Unglücksfällen, entgegengearbeitet werden; aber noch zur Zeit wird an vielen Orten, ungeachtet der Klagen über Holznoth, dieser Wirthschaftszweig nicht gehörig gewürdigt, was ein rasches Zusammenwirken hindert. Noch merkbarer wird dieses Hinderniß bei allen Beschädigungen, welche von Menschen ausgehen. Wer einen stehenden Stamm in den Waldungen entwendet, und wäre er 100 fl. werth, verliert in der öffentlichen Meinung nicht so viel, als wenn er Feldfrüchte von viel geringerem Werthe, oder sonst etwas gestohlen hätte. Die Gesetze betrachten jene Handlung bloß als Frevel, welcher regelmäßig durch eine Geldsumme gebüßt wird, was für minder herabwürdigend gilt, als jede andere Strafe. Selbst der neueste Entwurf des Wildschadensgesetzes im Königreich Würtemberg bewilligte für Beschädigungen durch Wild an Waldungen, mit Ausnahme der durch Schwarzwild, keinen Ersatz, indeß das badensche Wildschadensgesetz schon mehr Beachtung der Holzwirthschaft beweist. Beschädigungen an Alleen, an öffentlichen Gärten werden nach den Gesetzen viel härter gestraft, als die an Waldungen. Diese Ansichten schreiben sich aus einer Zeit her, in welcher die ganze Wirthschaft in den Waldungen in nichts Anderem bestand, als in der Benutzung eines Geschenkes der Natur, in welcher Holz im Ueberflusse da war, daher, wie Luft und Wasser, keinen besondern Gewinn abwarf, in welcher ferner Waldungen zu roden, als ein Akt der Kultur angesehen wurde; daher nur der Eingriff in die gewonnenen Erzeugnisse, an welche der Mensch bereits eine Arbeit gewendet hatte, als Diebstahl

angesehen wurde. Ein solcher Zustand der Holzwirthschaft ist aber für die meisten Gegenden Deutschlands vorüber; für den Anbau von Holzbeständen wird jetzt ein besonderer, und zwar nicht unbedeutender Aufwand gemacht, dessen Erfolg nur durch einen Schutz, wie er Alleen, Feldfrüchten, Wiesen zu Theil wird, gesichert werden kann. Wen freut es zu bauen, wenn er weiß, daß ihm der Zerstörer auf dem Fuße folgt, selbst wenn dieser Ersatz zu leisten angehalten wird? Wo der Rohertrag an Holz vom Tagwerk Waldungen schon bis zu 9½ fl. geschätzt und darnach die Steuer bestimmt wird,[1] da verdienen dieselben gewiß gleichen Schutz, wie andere Anlagen.

Die Gesetzgebung wird wohl diesen Aenderungen allmählich folgen müssen, wenn der Noth gesteuert werden soll; sehr beschränkt wird aber immer ihre Wirkung bleiben, wenn nicht durch den Volksunterricht auf eine allgemeiner verbreitete Beachtung des Holzwuchses hingearbeitet wird, und dadurch demselben aus Erkenntniß seines Werthes der nothwendige Schutz entspringt. Wo ein Pfarrer, wie oben als Beispiel erwähnt wurde, seine Gemeinde zum Anbaue einer öden Weide mit Holzpflanzen durch bloße Belehrung bewegen kann, da wird er wohl auch durch dieselbe bewirkt haben, daß alle Gemeindeglieder sich zum Schutze ihres Fleißes vereinigen, daß sie und die ihrigen hier und anderswo nicht frevelhaft die Hoffnung auf den zu erwartenden Erfolg vernichten. Zu solchen Arbeiten, soweit sie besonders auf Gemeindegründen statt finden, sollten immer die Schulkinder behülflich seyn. Die Lehrer des Volkes hätten hiebei die beste Gelegenheit, sie aufmerksam zu machen, wie das, was geschieht, nicht so wohl ihren Eltern, als vielmehr einst ihnen zu gut komme; daß diese Sorge ihrer Eltern für sie aber nur dann von den gewünschten Folgen sey, wenn sie das Angebaute nicht nur gehörig schonen, sondern dasselbe auch gemeinschaftlich gegen Beschädigungen bewachen.

Schutz fordert die Holzwirthschaft gegen manche Lasten, welche auf ihr haften. Unschädlich für sie sind diejenigen, welche nur die Abgabe einer bestimmten Masse Holz zur Folge haben, ohne etwa den Waldeigenthümer an eine unvortheilhafte, weniger Holzmasse abwerfende Betriebsart zu binden; aber schädlich sind

---

[1] Verh. VII. 680.

jene, welche die Ertragsfähigkeit des Bodens schwächen, ja sogar dessen allmähliche Verödung veranlassen können. Unverhältnißmäßig ausgedehnte Weide- und Streuberechtigungen sind es, welche diese Folgen schon herbeigeführt haben, und, wenn sie ferner bestehen, den Nachtheil erhöhen und auf einen weiteren Kreis ausdehnen werden. Sie verdienen, weil sie so zerstörend in den Holzwuchs eingreifen, hier eine besondere Erwähnung. Von dem Holzwirthe wird gefordert, daß er von seinem Grund und Boden zur Herstellung von Straßen, und zu andern öffentlichen Zwecken Theile abtrete, daß er seine Holzbestände an den Straßen auslichte, ja breite Streifen daran öde lasse, damit dieselben austrocknen können; von ihm wird gefordert, daß er bei seiner Wirthschaft auf augenblickliche Vortheile verzichte, um die Nachhaltigkeit nicht zu stören. Alle diese Forderungen sind durch Gesetze unterstützt, weil das allgemeine Wohl des Volkes dadurch befördert wird; nun stellt sich aber mehr und mehr heraus, daß dieses auch durch Zerstörung dieser Wirthschaft leide, es muß also auch hier die Gesetzgebung Hülfe leisten, und leistet sie auch wirklich hie und da, aber nicht zureichend. An den meisten Orten, wo dergleichen Lasten zu Gunsten der Landwirthschaft bestehen, ist sogar das Verhältniß von der Art, daß durch Aenderungen in derselben, welche ihr selbst vortheilhaft wären, das dem Holzwuchse bisher Entzogene ganz entbehrt, oder wenigstens auf ein Maß zurückgeführt werden könnte, daß es demselben keinen merkbaren Schaden brächte. Angenommen auch, solche Aenderungen veranlassen dem Landwirthe einen Aufwand, so wird dieser wohl zu vergleichen seyn mit dem Aufwande, welchen die steigenden Holzpreise oder theilweiser Mangel an Holz ihm verursachen; dann wird er noch zu berücksichtigen haben, daß bei fortdauernder Minderung der Ertragsfähigkeit des Waldbodens die Belaubung der Holzpflanzen schwächer, also der Streuertrag geringer, oder, wenn Verödung die Folge ist, auch ganz vernichtet wird.

In welchem Grade dieses Entziehen des Laubes und der Nadeln, es geschehe von Begünstigten, von Berechtigten, oder vom Waldeigenthümer selbst, den Ertrag der Waldungen herabdrückt, werden einige Beispiele zeigen. In der obern Pfalz Bayerns sind ausgedehnte Flächen mit Kiefern bewachsen. Die Bestände von 80 — 100 Jahren enthalten 40 — 60 Klafter Holz auf

einem Tagwerke. In diesen Waldungen ist das Streurechen so ausgedehnt, daß es jetzt schon die dreißigjährigen, und noch jüngern Bestände trifft. Auf den Flächen, welchen die abfallenden Nadeln anhaltend bisher entzogen wurden, sind die jungen Kiefern von 12 — 15 Jahren kaum ein paar Fuß, die von 40 — 50 Jahren kaum 15 — 20 Fuß hoch, bald darauf sterben sie ab. Der durchschnittliche jährliche Zuwachs darauf ist bereits auf 0,10 Klafter herabgegangen. In diesem Zustande sind von den Staatswaldungen allein bereits 150,000 Tagwerke, eine gleich große Fläche nähert sich demselben und Gemeinde- und Privatwaldungen in dieser Gegend sehen zum Theil noch übler aus.[1] Von den königl. sächsischen Staatsforsten liefern 70,000 Acker, worin die Streu benutzt wird, jährlich nicht ganz 0,53 sächs. Klafter vom Acker, die übrigen 180,000 Acker 0,79 Klafter; bei den ersten also geht ⅓ verloren.[2]

In so bestimmten Zahlen läßt sich der Schaden, welcher durch Weide oder durch Wild in den Waldungen angerichtet wird, nicht nachweisen. Aber leicht wird jedem Gelegenheit gegeben seyn, sich davon zu überzeugen, daß die Holzpflanzen durch das weidende Vieh beschädigt werden, so lange insbesondere der Höhenwuchs noch nicht so weit fortgeschritten ist, daß die Spitze der Holzpflanze nicht mehr vom Vieh erreicht werden kann. In Beständen auf magerem Boden, deren Wuchs also sehr langsam fortschreitet, ist dieser Schaden schon darum größer, weil die Pflanzen langsamer in die Höhe wachsen, die Beschädigung also öfter erleiden; er ist aber auch darum größer, weil in solchen Beständen neben den größern Holzpflanzen nur Heide und Heidelbeere aufkommen, welchen das Vieh das Laub der Laubhölzer, selbst die Nadeln der Nadelhölzer vorzieht. Je kräftiger der Boden ist, je rascher daher die Holzpflanzen in die Höhe wachsen, je mehr Gräser und Kräuter zwischen den Holzpflanzen sich vorfinden, um so geringer, oft kaum merkbar in spätern Zeiten ist der Schaden. Auf dieser

---

[1] Ueber den Zustand der Kieferwaldungen in der obern Pfalz und über die Mittel, ihre Produktion zu erhöhen. 1835. Ein Schriftchen, welches aus officieller Quelle hervorgegangen zu seyn scheint.

[2] Einige Worte über die königl. sächs. Staatsforste rc. Leipzig 1831. Scheint gleichfalls officiellen Ursprung zu haben.

Verschiedenheit scheinen die abweichenden Urtheile zu beruhen, welche selbst von Forstmännern über den Einfluß der Weide auf die Waldungen bekannt werden. Die Regierungen würden in Beziehung auf Streu- und Weidenutzung sehr belehrend wirken, wenn mehrfach die Folgen, wie sie sich in Staatswaldungen zeigen, bekannt gemacht würden. Daß der Schaden, den die größeren Wildgattungen anrichten, noch stärker ist, als der durch Hausthiere, beruht darauf, daß das Wild den Winter über in seiner Aesung größtentheils nur auf die Knospen, Triebe, Rinde der Holzpflanzen beschränkt ist.

Der Grundsatz, welcher schon im Wesen einer jeden Wirthschaft liegt, alles, was nutzbar ist, auch zu benutzen, wird in seiner Anwendung durch andere beschränkt: nämlich die Benutzung muß nachhaltig seyn, sie darf nicht sinken, sondern muß allmählig bis auf den höchst möglichen Grad der Größe steigen. Daß bei der Holzwirthschaft neben dem Holze einzelne Theile der Holzpflanzen und andere Gegenstände aus dem Mineral-, Pflanzen- und Thierreiche gewonnen werden können, ist theils allgemein bekannt, theils geht es aus dem bisher Gesagten hervor; eben so geht daraus hervor, daß durch solche sogenannte Nebennutzungen die Ertragsfähigkeit leiden, ja beinahe vernichtet werden könne; sie müssen daher, soll diese Wirthschaft fortbestehen, der Hauptnutzung, dem Holze, immer untergeordnet bleiben. Ein unwirthschaftlicher Bezug jener war es aber nicht allein, was die Ertragsfähigkeit beschränkte, sondern auch die Hauptnutzung wurde, wie schon bei den Ursachen der Holznoth angedeutet worden, in einer Masse gewonnen, welche der Erzielung des höchst möglichen nachhaltigen Ertrages derselben entgegen ist, und noch jetzt will darin besondere Hülfe gegen die herrschende Noth gesucht werden, welche zwar für einige Zeit wohl darin gefunden würde, aber durch dieses Mittel müßte die Noth für die Folge nur erhöht werden. Bei einem geregelten Waldbestande ist der Holzvorrath in allen Altersklassen der Bestände das Kapital, von dem der jährliche Zuwachs als Zins nachhaltig bezogen werden kann. Wird mehr als dieser Zins daraus genommen, so wird der Vorrath, das Kapital selbst angreifen, die Zinsmasse also für die Zukunft vermindert, die Noth somit für die Nachkommen erhöht. Soll der Vorrath auf den zurückgebracht werden, bei welchem die größte

Holzmasse jährlich bezogen werden kann, so darf an sehr vielen Orten der dermalige jährliche Zuwuchs, wie schon angedeutet wurde, nicht mehr ganz bezogen, sondern ein Theil desselben muß als Vorrath, als Kapital aufgespart werden, was, ohne die dermalige Noth noch drückender zu machen, nur da und so lange leicht wird geschehen können, wo Torf und mineralische Kohlen Aushülfe leisten können. Möge nirgends der rechte Zeitpunkt zu solcher Verbesserung von den Waldeigenthümern übersehen werden. Vorgriffe in das Waldkapital, wie sie dermalen hie und da verlangt werden, sind nur in den Fällen wirthschaftlich zuläßig, wenn man Gewißheit hat, in der Folge einige Zeit hindurch weniger zu bedürfen, daher, ohne Noth zu leiden, im Stande zu seyn, das angegriffene Kapital durch Ersparnisse wieder vollständig zu machen. Nur eine Benutzung des Holzwuchses, bei welcher derselbe den den Oertlichkeiten entsprechenden höchst möglichen Ertrag an gutem Holze nachhaltig abwirft, wird diejenige seyn, durch welche die menschlichen Bedürfnisse am vollständigsten und sichersten befriedigt werden. Wird auch dieser höchstmögliche Ertrag als unerreichbares Ideal betrachtet, so kann dieses doch nicht von dem Streben abhalten, denselben zu erreichen, und Handlungen, welche anerkannt die Erreichung dieses Ziels unmöglich machen, entschuldigen.

Will ein Volk sein Verhältniß zur Erde herstellen, so muß es zu jeder Zeit bemüht seyn, den Zustand seiner Wirthschaft zu erkennen, die Ursachen aufzusuchen, aus welchen derselbe hervorgegangen ist, Aenderungen hierin so weit hinaus zu berechnen, als sie mit einiger Wahrscheinlichkeit sich vorhersehen lassen, und, hierauf gestützt, die Wirthschaft so einzurichten, daß durch dieselbe die Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse auf die leichteste Art in erreichbarer Güte und Masse zukommen. Versäumt ein Volk dieses, so wird ihm durch seine Schuld das Leben verkümmert, oder gar auf einzelnen Stellen seines Landes unmöglich. **Non oderis laboriosa opera et rusticationem creatam ab Altissimo: Eccl. 7. 16.**

Papius.

Kurze Notizen.

Deutschland.

Akademien.

Man spricht von Neuem und mit ziemlicher Bestimmtheit von der Errichtung einer Akademie der Wissenschaften in Wien, ein Plan, der sich der besondern Vorliebe S. D. des Fürsten Staatskanzlers erfreuen soll.

Die k. Akademie der Wissenschaften in Berlin hat eine Sammlung chinesischer Lettern von dem Missionär Karl Gützlaff zum Geschenk erhalten.

Die königl. Societät der Wissenschaften in Göttingen hat den Prof. Just. Liebig zu Gießen unter die Zahl ihrer Mitglieder aufgenommen.

Die k. bayerische Akademie der Wissenschaften, der seit Kurzem mehrere Mitglieder durch den Tod entrissen wurden, der Fürst von Talleyrand, der Graf von Montgelas u. A., hat den Staatsrath von Stichaner zum ordentl. Mitglied der historischen, Prof. Joseph Müller zum außerordentlichen Mitglied der philosophisch-philologischen Klasse, Eugen Burnouf zu Paris, Prof. E. G. Graff in Berlin, Prof. Schwert in Speyer, Dr. Brunner in Cairo, Prof. Liebich in Gießen zu auswärtigen Mitgliedern ernannt. Auch der Generalvicar Deutinger ist Mitglied der Akademie geworden.

Universitäten.

Die am 8. Jan. 1834 in Preußen erlassene Verfügung, daß Ausländern, welche auf auswärtigen Universitäten studirt haben, der Eintritt in die königlichen Staaten nur dann gestattet werden soll, wenn sie mit diesseitigen Ministerialpässen versehen sind oder ihre auswärtigen Pässe das Visa der betreffenden preußischen Gesandtschaft im Auslande erhalten haben, ist durch ein Circular des Ministers des Innern und der Polizei zurückgenommen.

Die unter dem 2. Nov. gefaßte königliche Bestimmung über die neue Anordnung des Studiums der allgemeinen Wissenschaften auf den bayerischen Universitäten führt dem Wesen nach die in Landshut und vordem in Ingolstadt bestandene Ordnung zurück. Der Kursus jener Studien wird nämlich wieder auf zwei Jahre erstreckt, von dem Fachstudium ganz getrennt und nach Semestern und Gegenständen, die in jedem gehört werden müssen, abgetheilt. Neu ist in dieser Verordnung, daß das Studium und Leben der akademischen Jugend während dieser ersten zwei Jahre besonderer Aufsicht unterstellt wird. Zu Studentengesellschaften, wenn diese auch genehmigt sind, sollen die Studirenden während der ersten zwei Jahre in keinem Falle Zutritt haben; ihr Fleiß im Besuche der Kollegien soll durch monatliche Konferenzen der Lehrer und durch Schlußprüfungen am Ende des Semesters überwacht werden.

Dadurch soll eine Art von Mittelzustand gegründet werden zwischen der strengen Zucht des Gymnasiums und der größern Freiheit der Universitäten. In Bezug auf die vorgeschriebenen allgemeinen Fächer sollen die Universitäten den Lyceen gleich gestellt und geachtet seyn. Die Ausführung dieser Anordnungen, sofern sie die Ueberwachung und Leitung der Studirenden dieser ersten Jahre betreffen, ist einem Ephorus aufgetragen, dessen Würde mit dem Decanate verbunden ist und gleich diesem zwei Jahre dauern soll. Er wird von der Facultät gewählt; die Wahl unterliegt der königl. Bestätigung. Seine disciplinarische Competenz ist wie die doctrinelle ziemlich ausgedehnt, und er ertheilt nicht nur Verweise, sondern auch Carcerstrafe, so daß der Ephorus an der Universität analog dem Rector eines Lyceums gestellt ist. Die Fächer, welche zu hören vorgeschrieben sind, begreifen im ersten Semester Encyklopädie des akademischen Studiums, Anthropologie und Psychologie, Philologie, Elementarmathematik, und zwar Wiederholung des früheren Curses der Algebra und Geometrie, dazu Länder- und Völkerkunde. Im zweiten Semester wird die Philologie fortgesetzt und durch griechische und römische Alterthümer ergänzt, aus der Philosophie kommt Logik und Metaphysik an die Reihe, dazu ältere allgemeine Geschichte. Dem dritten Semester ist die praktische Philosophie zugetheilt, ferner Aesthetik und Kunstgeschichte, allgemeine Naturgeschichte und die neuere Geschichte. Die Philologie ist mit dem zweiten Semester geschlossen. Im vierten sind zu hören: Religionsphilosophie, die von einem Professor der theologischen Facultät gelehrt werden soll, vaterländische Geschichte und Archäologie, so wie physikalische und mathematische Geographie. Zu der Physik und der allgemeinen Chemie sind die Studirenden nicht mehr verpflichtet. Bis zu Errichtung protestantischer Lyceen ist den protestantischen Studirenden der Universität Erlangen, wie bisher, gestattet, ihren allgemeinen Kurs nach der frühern Ordnung in Einem Jahre, also ihr ganzes akademisches Studium in vier Jahren zu absolviren.

Die Wahl des Prof. der Medicin Dr. Joh. Müller zum Rector der Universität Berlin erhielt die königl. Bestätigung. Im letzten Jahre haben zwölf Privatdocenten die Universität verlassen, dagegen acht sich neu habilitirt.

Die philosophische Facultät in Bonn hat den General von Borstell mit ihrem Doctordiplom beehrt.

Prof. Goldfuß in Bonn ist zum Mitglied der naturhistorischen Akademie in Newyork, der Gesellschaft der Wissenschaften und Künste in Batavia und der naturhistorischen Gesellschaft in Athen erwählt.

Am 12. Sept. 1838 starb zu Bonn Dr. Aug. Ferd. Näke, Prof. der Philologie und Eloquenz, Mitdirector des philologischen Seminars. Der Privatdocent in der theologischen Facultät Dr. Bernh. Jos. Hilgers ist zum Pfarrer ad St. Remigium daselbst, der Privatdocent in der juristischen Facultät Dr. Clem. Th. Perthes zum außerord. Professor derselben ernannt worden. Der außerordentl. Prof. Dr. Klausen folgte einem Ruf als ord. Professor in der philosophischen Facultät zu Greifswald. Der außerord. Prof. Dr. Romeo Maurenbrecher wurde zum ord. Professor der juristischen Facultät befördert.

Am 4. Apr. 1838 starb zu Breslau Joh. Friedr. Ludw. Wachler, Prof. der Geschichte und Oberbibliothekar der Universität, 71 Jahre alt. An seine Stelle sollte auf den Vorschlag der philosophischen Facultät Dr. Gervinus berufen werden, die Regierung aber ging darauf nicht ein.

Am 30. Aug. ist zu Breslau gestorben Prof. Fr. Schmieder, durch zahlreiche philologische Schriften bekannt.

Der Geh. Med. Rath Prof. Dr. Wendt in Breslau hat das Ritterkreuz des Ordens der bayerischen Krone erhalten. Demselben ist die Stelle eines klinischen Lehrers an der Universität Berlin übertragen worden.

Der Privatdocent Dr. Th. W. Chr. Martius zu Erlangen ist zum Prof. honorarius für Pharmacie und Pharmacognosie, der k. hannöverische Hofchirurg Dr. L. Stromeyer zum ord. Prof. der Chirurgie daselbst ernannt worden. Prof. Dr. Olshausen hat bei seiner neulichen Anwesenheit in Kiel den Ruf als ord. Prof. der Theologie an die Stelle des verstorbenen Kirchenraths Eckermann daselbst erhalten.

Der Geh. Medic. Rath, Senior der Universität Gießen, Oberstudienrath und Professor Dr. Jos. Hillebrandt hat das Ritterkreuz 1. Klasse des großh. Ludwigsordens erhalten.

Am 19. Okt. 1838 starb zu Göttingen der Abt, Prof. und Dr. der Theologie, Oberconsistorialrath Pott, Ritter des Guelphenordens, als Exeget bekannt, 78 Jahre alt. Der geh. Justizrath Hugo feierte am 24. Okt. im 73. Lebensjahre sein 50jähriges Professorjubiläum, still im Kreise seiner Familie, geehrt durch die Glückwünsche der Facultät und seiner auswärtigen Freunde.

Der Prof. Dr. Kämtz in Halle ist von der meteorologischen Gesellschaft in London zum Mitgliede aufgenommen.

Am 11. Sept. starb in Heidelberg der Oberforstrath Dr. Christoph Wilh. Gatterer, emeritirter Professor der Universität. Die Lehrer der Mineralogie und Geologie Geh. Rath von Leonhard und Dr. Blum wurden von der Gesellschaft der Wissenschaften und Künste zu Mitgliedern aufgenommen.

Dr. Franz Kurzak ist zum Prof. der theoretischen Medicin an der Universität Innsbruck ernannt worden.

An der Universität Leipzig ist der Privatdocent Ed. Fr. Ferd. Beer zum außerordentlichen Prof. der Philosophie, der Privatdocent Dr. E. Ew. Hasse zum außerord. Prof. der Medicin, der außerord. Professor der Medicin und Botanik G. Kunze zugleich zum Director des botanischen Gartens ernannt, der ord. Prof. der Anatomie Dr. E. H. Weber zum Rector der Universität für 1838/39 erwählt worden.

Dr. Aemil Ludw. Richter in Leipzig ist zum ord. Prof. der Rechte an der Universität Marburg ernannt worden. Das Prorectorat hat von Prof. K. Fr. Hermann, welcher neulich in zwei Programmen ein schätzbares Verzeichniß der lateinischen Handschriften der Marburger Universitätsbibliothek geliefert hat, der Prof. und Dr. der Theologie Jul. Müller übernommen. Am 22. Sept. hat der ord. Prof. der Medicin und Chemie, Commandeur des kurhessischen Hausordens vom goldenen Löwen, geh. Hofrath und Regierungsrath, Director des chemischen Instituts und der oberhessischen Medicinaldeputation Ferd. Wurzer sein 50jähriges Doctorjubiläum gefeiert.

Prof. Dr. Thadd. Sieber ist zum Rector der Universität München erwählt, der Prof. und dirigirende Arzt der chirurgischen Abtheilung im Krankenhause Dr. Wilhelm zum provisor. Director desselben ernannt worden. Am 29. Aug. starb der Prof. der Medicin Dr. Martini. Prof. Görres ist zum Ephorus für die nächsten zwei Jahre gewählt und als solcher bestätigt worden. An die Stelle des verstorbenen von Loe ist der Leibarzt des Kronprinzen Dr. Gietl zum Professor, der Prof. Medicinalrath Dr. Weißbrod zum Beisitzer im Obermedicinalausschusse ernannt worden.

Der außerord. Prof. der Philosophie an der Akademie zu Münster Franz Winiewski ist zum ord. Professor, der Privatdocent Dr. Franz Kasp. Becks zum außerord. Professor, Prof. Dr. Christoph Gudermann zum ordentlichen Professor in der philosophischen Facultät befördert worden.

Der Director des Wilhelmsstifts und katholische Stadtpfarrer in Tübingen, Halder, ist auf die Stadtpfarrei Munderkingen versetzt und seine bisherige Stelle dem Pfarrer Schott in Reichenbach provisorisch übertragen worden.

Die philosophische Facultät in Tübingen hat den Missionär Presbyter Häberlin zum Doctor ernannt.

Der Prof. Adolph Pleischl ist zum Professor der Chemie an der Universität in Wien ernannt. An seiner Stelle ist dem Delegationswundarzt zu Venedig Dr. Franz Cortese die Professur der allgemeinen und pharmaceutischen Chemie an der Universität Prag, dem Prof. Rilke die der speciellen Pathologie und Therapie daselbst übertragen worden. Der Director des philosophischen Studiums Weltpriester Cassian Hallaschka ist zum Probst am Collegiatcapitel zu Altbunzlau ernannt worden.

Am 12. Jun. starb zu Grinzing bei Wien Dr. Albert Edler v. Heß, k. k. Hofrath und staatsräthlicher Referent, Mitglied der jurid. Facultät der Wiener Universität, 53 Jahre alt.

Am 7. Sept. starb im Haag der Prof. Dr. Joh. Ge. Heine, Gründer der Orthopädie und der ersten orthopädischen Institute zu Würzburg und Haag, Ritter des niederländischen Löwenordens, Inhaber des preußischen, bayerischen und weimarischen Civilverdienstzeichens, 68 Jahre alt.

Der außerord. Prof. der Theologie in Würzburg Dr. Ge. Ant. Stahl ist zum ordentl. Professor der Dogmatik, der außerord. Prof. Dr. Franz Rienecker zum ord. Prof. der Arzneimittellehre, der außerord. Prof. des römischen Rechts und des bayerischen Civilrechts Dr. Ludw. von der Pfordten und der außerord. Prof. der Mineralogie Dr. Ludw. Rumpf zu ord. Prof., die ord. Professoren der theoretischen und praktischen Philosophie Dr. der Theol. A. Metz und Dr. Fr. Hoffmann zugleich zu ord. Prof. der Mathematik ernannt und der Hofrath Prof. Dr. Marcus zum Rector erwählt worden.

Kirche.

Auch der Bischof von Culm in Westpreußen, Dr. Sedlag hat nach vorgängigen, wie es scheint erfolglosen, Verhandlungen mit der Regierung unter dem 1. Sept. einen Hirtenbrief gegen gemischte Ehen an den Klerus seiner Diöcese erlassen.

Eine Verfügung der preußischen Ministerien der geistlichen Angelegenheiten und der Polizei vom 14. Juni, welche aber erst später bekannt geworden, verordnet, in Betreff der lutherischen Separatisten in Posen, bis auf weitere Verfügung von dem Zwangsverfahren gegen die ihr Zeugniß aus Gewissensbedenken verweigernden lutherischen Separatisten, in soweit es darauf ankommt, diejenige Person zu ermitteln, welche verbotswidrig geistliche Amtshandlungen verrichtet hat, Abstand zu nehmen, und eventuell die Wiederfreilassung der bereits auf den Grund der Circularverfügung vom 21. Februar zur gefänglichen Haft gebrachten Zeugen, unter dem Vorbehalt der künftigen Fortsetzung des Zwangsverfahrens, zu veranlassen.

Nach einer königl. Verfügung soll, so lange Se. Majestät nicht anders bestimmt, bei Kirchenparaden den Landwehrmännern, welche einer andern Konfession zugethan sind, gestattet seyn, vor dem Eintritt in die Kirche, somit den Protestanten und Israeliten vor dem Eingang in die katholischen und den Katholiken und Israeliten vor dem Eingang in die protestantischen Kirchen, sich wegzubegeben; wenn aber die Landwehrmänner in Reihe und Glied stehen, haben alle ohne Unterschied der Religion dem Commandowort Folge zu leisten.

Se. Majestät der König von Bayern hat das halbversunkene Kloster Scheyern wieder herstellen lassen, das ehemalige Klostergut aus Privathänden zurückgekauft und das Ganze dem Benedictinerorden zum ewigen Eigenthum überlassen. Am 1. Okt. erfolgte die feierliche Uebergabe der Schenkungsurkunde, die Institution und Installation des zum Probste ernannten, aus Metten berufenen Priors Rupert Leiß. Se. Majestät beabsichtigt auf Scheyern eine neue königl. Begräbnißstätte zu erbauen.

Der durch seine Bibelübersetzung bekannte geistl. Rath Domcapitular Dr. Allioli in Regensburg ist zum Domprobst in Augsburg, der Domcapitular Dr. Leinecker zum Domprobst in Würzburg ernannt worden.

Eine Anzahl altlutherischer Separatisten, vornehmlich aus dem Königreich Sachsen, hat sich entschlossen, Deutschland zu verlassen und sich in Amerika ein neues Vaterland zu gründen. Der Pastor Stephan aus Dresden, ihr Lehrer, ist mit etwa 200 seiner Gleichgesinnten im Anfang Novembers in Bremen angekommen, um sich von da nach Neuorleans einzuschiffen und sofort am Missuri niederzulassen. Mehr als 400 sind ihnen schon früher vorangegangen; andere werden folgen.

Die bürgerlichen Verhältnisse der Juden im Königreich Sachsen sind durch ein Gesetz vom 16. August neu geregelt worden. Der bleibende Aufenthalt ist den Juden nur in Dresden und Leipzig gestattet; Uebersiedlung von einem Orte nach dem andern und Niederlassung ausländischer Juden in Sachsen hängt von der Genehmigung des Ministeriums des Innern ab; einheimische Juden können nunmehr jedes Gewerbe treiben; es sind aber davon der Klein- und Ausschnitthandel, das Halten von Apotheken, die Betreibung von Gast-, Speise- und Schenkwirthschaften, das Branntweinbrennen und der Schacher- und Trödelhandel ausgeschlossen. Zünftige Gewerbe können von Juden betrieben werden, dagegen ist

die Betreibung des Groß- und Speditionsgeschäfts an besondere Concession des Ministeriums des Innern gebunden.

Durch ein Ausschreiben des Ministeriums des Innern vom 20. Okt. 1838 wurde für Kurhessen angeordnet, daß in Fällen, in welchen ein katholischer Pfarrer die ihm zustehende Einsegnung einer gemischten Ehe der Religionsverschiedenheit wegen verweigern oder an eine Zusage in Betreff der Erziehung der Kinder beiderlei Geschlechts in der katholischen Religion knüpfen würde, derjenige inländische evangelische Pfarrer die Trauung vornehmen soll, zu dessen Parochie die Braut bis dahin gehört hat, oder, sofern der Wohnort der Braut nicht zu einem evangelischen Kirchspiele gehört, welchen die Verlobten sich wählen werden. Nach früheren Verordnungen von den Jahren 1823 und 1827 steht es bei gemischten Ehen in Kurhessen den Verlobten nicht frei, bei Eingehung ihrer Ehe vertragsmäßige Bestimmungen über die religiöse Erziehung ihrer Kinder zu treffen, bleibt denselben jedoch nachgelassen, im Falle von Bedenklichkeiten von Seiten des zuständigen katholischen Pfarrers die Ehe von einem inländischen evangelischen Geistlichen ausnahmsweise einsegnen zu lassen.

Befördert wurde der Decan des Stifts St. Martin in Kassel Chr. L. Münscher zum Consistorialrath daselbst, der Archidiaconus Ackermann in Jena zum Hofprediger in Meiningen.

Schulen.

An die bereits bedeutende Zahl neuer städtischer Lehranstalten in Berlin hat sich jetzt auch eine Bildungsanstalt für die weibliche Jugend der gebildeten Stände angereiht. Die erste städtische höhere Töchterschule, welche an die Stelle zweier inzwischen eingegangener Privatanstalten dieser Art getreten ist, wurde am 1. Okt. feierlich eröffnet. Sie zählt bereits 184 Schülerinnen in sechs Klassen.

Durch einen Erlaß der königl. Regierung von Mittelfranken wird verordnet, daß zur gleichförmigen Ordnung des Schulunterrichts allerhöchst beschlossen worden sey, daß dem Geschichtsunterricht in den dritten Klassen lateinischer Schulen Becks Lehrbuch der allgemeinen Geschichte, 1. Kursus, in den vierten Klassen die deutsche Geschichte von Kohlrausch zu Grunde gelegt, und in den protestantischen Gymnasien der Leitfaden für den Unterricht in der Universalgeschichte von Dr. H. Leo als ausschließendes Lehrbuch gebraucht werden soll. Den Lehrern ist der Gebrauch anderer Compendien und das Diktiren aus eigenen Heften untersagt.

Se. Majestät der König von Bayern hat die Errichtung eines Lyceums in Speyer angeordnet.

Die Freunde und Verehrer des 1831 gestorbenen Schulraths Dinter haben beschlossen, sein Andenken durch Errichtung eines Schullehrerseminars in Grimma, wo er seine Bildung erhielt, zu ehren. Dieses Seminar ist durch Unterstützung der Regierung nun vollendet und am 8. Okt. eröffnet worden.

Stiftungen.

Se. Majestät der König von Preußen hat genehmigt, daß für die Wittwen oder unmündigen Kinder solcher Seelootsen, welche ihr Leben in Erfüllung ihrer Dienstpflicht opfern, fortan Wittwenpensionen oder Erziehungsgelder aus Staatskassen nachgesucht werden können.

Das Friedrichswerderische Gymnasium in Berlin hat im Okt. 1838 das Glück gehabt, eine Erbschaft von 48,000 Thlrn. einzunehmen, durch deren Zinsen die Gehalte der Lehrer verbessert und neue Stipendien für fleißige Schüler begründet werden sollen. Vor langer Zeit studirte auf dieser Schule der als Verfasser der Phantasien über die Kunst und der Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders bekannte frühe verstorbene Wackenroder, ein Freund von Novalis und Tieck. Sein Vater, damals Justizbürgermeister von Berlin, fühlte sich von dem frühen Ruhme seines verewigten Sohnes so gehoben, daß er aus Dankbarkeit gegen die Schulanstalt, in welcher sein Sohn gemeinschaftlich mit Tieck unter Gedickes Leitung gebildet worden war, sein ganzes Vermögen hinterlassen wollte. Aber noch vor seinem Tode verheirathete sich der allein stehende alte Mann zum zweiten Male, und sein Vermögen ging nun auf seine Wittwe über. Jetzt, nachdem über 40 Jahre seit des

Dichters und seines Vaters Absterben verflossen sind, erhält des erstern Denkmal und des letztern Absicht ganz unerwartet seine Bestätigung. Die kürzlich verstorbene Wittwe nämlich hat beide nicht würdiger zu ehren geglaubt, als indem sie das Legat in Ausführung brachte, das mit dem Namen Wackenroder zugleich eine interessante Erscheinung in der deutschen Literatur in das Gedächtniß zurückruft.

Die Mozartstiftung hat bis jetzt einen Fonds von etwa 7500 fl. Da indessen im Laufe dieses Winters sowohl hier als in benachbarten Städten Conzerte zum Besten der Mozartstiftung stattfinden, so steht zu erwarten, daß der Fonds bald auf die Summe steigt, welche 400 fl. Zinsen abwirft, wodurch die Stiftung wirklich ins Leben treten kann.

Vereine.

Der große Verein deutscher Naturforscher und Aerzte hielt seine letzte Versammlung in Freiburg im Breisgau. In der ersten Sitzung am 18. Sept. sprach, nach einem einleitenden Vortrag Prof. Leuckardts, Prof. Jäger aus Stuttgart über den Einfluß des Umschwungs der Erde auf Bildung und Umänderung derselben, Hofrath von Martius aus München über Vergangenheit und Zukunft der amerikanischen Menschheit, v. Langsdorf über seine zweite Reise in Brasilien. Am 26. Sept. nahmen die Sectionssitzungen ihren Anfang. Der physiologisch-anatomisch-zoologischen präsidirten Oken und Leuckardt, der botanischen Hofr. Martius, der mineralogischen Bergrath Walchner, der medicinischen Hofrath Baumgärtner, den agronomischen Prof. Nestler aus Ollmütz. In der zweiten allgemeinen Sitzung am 22. wurde zum Versammlungsort für das nächste Jahr Pyrmont bestimmt. Unter den 600 Anwesenden bei der diesjährigen Versammlung bemerkte man Namen ersten Rangs, nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus England und Frankreich.

Die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner ist unter dem Präsidium des Hofraths Thiersch in Nürnberg zum erstenmal zusammengetreten und hat am 1., 2. und 3. Okt. im Rathhause öffentliche Sitzungen gehalten. Es wurde nach dem Vorschlag des Vorsitzenden bestimmt, daß der erste Tag den rein wissenschaftlichen, der zweite den methodologischen, der dritte den pädagogischen Vorträgen und Besprechungen vorzugsweise eingeräumt seyn solle. Die Versammlung beschloß die Errichtung eines Denkmals für den großen Philologen F. A. Wolf mittelst Subscription. Zum nächstjährigen Versammlungsort wurde Mannheim gewählt.

Am 1. und 2. Okt. fanden in Schwerin die Versammlungen norddeutscher Schulmänner statt. Die Zahl der Theilnehmer belief sich auf 101. Der Vorstand, Director Dr. Wex, eröffnete die wissenschaftlichen Verhandlungen mit einer Rede. Das ungetheilteste Interesse erweckte ein Vortrag über den grammatischen Unterricht in der deutschen Sprache auf Gymnasien. Zum nächsten Versammlungsort wurde Altona und der Director Eggers daselbst zum Vorstand einhellig gewählt.

Preßangelegenheiten.

Am 26. Okt. fand auf dem königl. Kammergerichte in Berlin die Vereidigung der Vorsitzenden und Mitglieder der drei sachverständigen Vereine statt, welche in Gemäßheit des Gesetzes zum Schutze des Eigenthums an Werken der Wissenschaft und Kunst künftig mit allen Streitigkeiten, in welchen es auf Beeinträchtigung der Rechte der Schriftsteller und Buchhändler, Componisten und bildenden Künstler ankommt, den Gerichten im ganzen Umfange der preußischen Monarchie technisches Gutachten abgeben sollen. Zu Vorsitzenden in den drei Kollegien sind von den Ministerien ernannt: in dem literarischen: Kriminaldirektor Dr. Hitzig; in dem musikalischen: Geheimerath Prof. Dr. Lichtenstein; in dem artistischen: der Sekretär der königl. Akademie der Künste Prof. Dr. Tölcken. Die Mitglieder des ersten Vereins bestehen aus Gelehrten, die als Schriftsteller sich ausgezeichnet haben, und Buchhändlern, die des zweiten aus Componisten und Musikalienhändlern, die des dritten aus Kunstschriftstellern, Bildhauern, Malern und Kunsthändlern.

In Stuttgart wurde nun das früher besprochene mit den Ständen verabschiedete provisorische Gesetz gegen den Büchernachdruck publicirt, wonach den vom 1. Januar 1838 an

erschienenen Schriften von der Zeit ihres Erscheinens an ein zehnjähriger Schutz gegen Nachdruck zugesichert wird, während die zur Zeit der Verkündigung des gegenwärtigen Gesetzes veranstalteten Nachdrücke fortwährend ungehindert verkauft werden dürfen, so daß also diesen gesetzlichen Schutz alle Nachdrücke genießen, welche gemacht wurden in der ziemlich langen Zwischenzeit, welche zwischen der ständischen Berathung dieses Gesetzes und der im Oktober erfolgten Publication verfloß. Die Nachdrücke erhalten zu diesem Behuf einen besondern Schutzstempel.

Literatur.

Der Michaelismeßkatalog füllt diesmal nebst dem Anhange von Schriften, welche künftig erscheinen sollen, neunzehn Bogen. Die als erschienen angegebenen Werke, darunter auch die ausländischen, so wie die Erd- und Himmelskarten, werden auf 3260 Artikel berechnet, welche von 492 Verlegern geliefert sind: 59 Verleger und 278 Artikel weniger als Michaelis 1837. An jenen Contribuenten 16 Ausländer mit 90 Nummern abgerechnet, bleiben für Deutschland (mit der Schweiz, Ungarn u. s. f.) 476 Handlungen mit 3170 Artikeln. Unter den Verlegern sind Basse mit 55, Manz in Regensburg ebenfalls mit 55 (meist Schriften in ultramontanem Sinne), Reimer mit 44, Voigt in Weimar mit 38, die J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart und München mit 33, Hahn in Hannover mit 31, Baumgärtner mit 28, Brockhaus mit 27 Verlagsartikeln bezeichnet.

In Beziehung auf die Thätigkeit für deutsche Nationalliteratur älterer Zeit macht sich ein besonders reger Eifer in Wien bemerklich. Endlicher, Ferdinand Wolf, Theod. G. von Karajan u. A. werden ihre Forschungen in einer eigenen Zeitschrift, welche den Titel „Museum vindobonense“ erhalten soll, vereinigen. Der Letztere hat sich neulich durch eine elegante erstmalige Ausgabe des mittelhochdeutschen Gedichts von den sieben Schläfern eingeführt. Die Quedlinburger Sammlung hat dieser Tage den ersten Druck des Gedichts „Otto mit dem Barte“ von Konrad von Würzburg, besorgt von K. A. Hahn, geliefert, und verspricht für einen der folgenden Bände das Lied von den sieben weisen Meistern, herausgegeben von A. Keller. A. Ziemann hat durch sein nun vollendetes mittelhochdeutsches Wörterbuch, obgleich es kaum mehr als Compilation und Zusammenstellung von bereits Bekanntem ist, eher den Dank des Publikums als die heftigen Ausfälle W. Wackernagels verdient, welcher ihn in einer eigenen, mit der zweiten Auflage des altdeutschen Lesebuchs versandten Flugschrift des Plagiats beschuldigt. Von Simrocks Uebertragung der Nibelungen in die neue Sprache ist eine zweite Auflage erschienen. Von spätern Dichtungen tritt Herders Cid in glänzender Gestalt mit englischen Holzschnitten nach Neureuthers Entwürfen neu hervor. Aus der Weimarer Periode unserer Literatur erhalten wir in neuester Zeit bedeutsame Reliquien: ein zweiter Band von Merks Briefwechsel, in mancher Beziehung wichtiger als der erste, verbreitet neues Licht über das literarische und gesellige Treiben jener großen Zeit; die Urania für 1839 bringt Goethes Briefe an die Gräfin Auguste von Stolberg, theils aus der schönen Periode seines Verhältnisses zu Lili, theils aus seiner späteren, reifsten herrührend. Sternberg beschenkte uns mit seiner „Psyche,“ und verheißt bald einen neuen Roman, „Aschenbrödel.“ Lenau gab eine neue Sammlung Gedichte. Spindlers Werke erscheinen in neuer rechtmäßiger Ausgabe, um eine gleichzeitig vorbereitete Bastardbrut des Nachdrucks in der Geburt zu ersticken. Unter den Jüngsten möchte eine Gedichtsammlung von Eduard Mörike, dem Verfasser des Romans „Maler Nolten“ der freundlichsten Aufnahme sich versichert halten dürfen.

Das Werk, welches seit drei Jahren bei Unkundigen wie bei Kundigen mehr berüchtigt, als berühmt, von Allen genannt und beurtheilt, von Wenigen aber als eine nothwendige Zeiterscheinung begriffen worden ist, hat jüngst seinen dritten Geburtstag gefeiert: die dritte Auflage des Lebens Jesu von Strauß ist erschienen. Die Sache hat in dieser dritten Auflage eine etwas andere Wendung genommen. Der Straußsche Skepticismus hat sich in einem für die Haltbarkeit seiner ganzen Ansicht höchst wichtigen Punkte gegen die eigenen Eingeweide gewendet. Der Streit, heißt es, drehe sich jetzt vor Allem um die Aechtheit und Glaubwürdigkeit des vierten Evangeliums. „Nicht als ob Strauß von der Aechtheit desselben überzeugt wäre, nur auch von seiner Unächtheit sey er es nicht mehr.“ Das Aufsehen, welches diese Schrift im Auslande erregt, geht fort. Nicht allein das Foreign quarterly review nimmt darauf Rücksicht, in der Revue des deux mondes verspricht Edgar Quinet einen

Artikel darüber, zwei französische und eine italienische Uebersetzung sind verheißen. Der vielgenannte Aufsatz desselben Verfassers „über das Vergängliche und Bleibende im Christenthum“ legt die philosophische Weltansicht desselben im Allgemeinen dar und bildet ein nothwendiges Supplement zum „Leben Jesu.“ Die Bedeutung dieses Streites für die Tagsliteratur und den Büchermarkt scheint nun für Deutschland vorüber zu seyn. Auch die Kölner Angelegenheiten, welche zunächst die Theilnahme an dem straußischen Streite zurückdrängten, sind, wie es scheint, von der Tagsschriftstellerei nun vollständig ausgebeutet, nachdem sich die Zahl der darüber erschienenen größern oder kleinern Schriften auf nahezu 200 angesammelt, und der Streit Leos mit den Hegelingen scheint jetzt das meiste Interesse in Anspruch zu nehmen.

Karl Immermann ist als „poëta per totam Germaniam celebratus“ von der philosophischen Facultät in Jena honoris causa zum Doctor ernannt worden.

Der königl. Regierungspräsident E. v. Schenk ist zum ord. Staatsrath ernannt worden.

Kunst.

Se. Majestät der König von Preußen hat mittelst Kabinetsordre die Errichtung einer geographischen Kunstschule zu Potsdam bewilligt. In dieser Schule werden junge Leute, welche sich dem Fache eines geographischen und topographischen Kupferstechers widmen wollen, nach einem Lehrplane unterrichtet, welcher die Genehmigung des Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten erhalten hat. Die Eröffnung der Anstalt findet am 1. April 1839 statt.

In der im Oktober in München veranstalteten Kunstausstellung belief sich die Zahl der aufgeführten Kunstgegenstände, Zeichnungen der Eleven nach der Antike und Natur eingerechnet, auf etwa dreihundert.

Am 7. Sept. starb in Mainz der Liedercomponist Jos. Panny, 44 Jahre alt. Er war aus Kollmitzberg in Niederösterreich gebürtig und begleitete eine Zeit lang Paganini auf seinen Reisen.

Denkmäler.

Zu dem Denkmal Armins sind von den Königen von Preußen, Bayern und Hannover, von den Kronprinzen von Preußen und Bayern nahmhafte Beiträge eingegangen und die Sache hat im ganzen preußischen Staat Postfreiheit erhalten.

Am 18. Okt., dem 25jährigen Jahrestage der Leipziger Schlacht, hat sich in Frankfurt ein eigenes Comitee gebildet zur Ausstattung des Kaisersaals mit guten und möglichst getreuen Bildnissen der deutschen Kaiser. Es besteht aus zwei Mitgliedern der Administration des Städelschen Kunstinstituts, aus zwei Mitgliedern der Direction des Kunstvereins und aus zwei Mitgliedern des Vorstands der Gesellschaft für Frankfurts Geschichte und Kunst. Nach stattgefundener Genehmigung des gedachten Unternehmens durch den Senat haben zwei Mitglieder jenes Comitees, welche zugleich bekannte Künstler sind, jedes die Ausführung eines Kaiserbildes unentgeltlich übernommen; vier Kaiserbilder haben die Administration des Städelschen Instituts und die Direction des Kunstvereins bei geschickten Künstlern bestellt und eines die Vorsteher einer milden Stiftung von einem jungen Künstler, welcher in der Stiftung die Grundlage seiner Bildung erhalten hat.

Konrad Wiederhold, der tapfere Vertheidiger der Feste Hohentwiel, hat ein Denkmal auf derselben erhalten. Vorzüglich den Bemühungen des Geschichtschreibers von Hohentwiel, Pfarrers Schönhuth in Dörzbach, ist es zu verdanken, daß Wagners Gypsbüste Wiederholds in Eisen gegossen und am 27. Sept. 1838 auf dem noch wohlerhaltenen Portale, das über dem Felsen zur Burg führt, aufgestellt werden konnte.

Am 2. Mai wurde die Grabstätte des Erzbischofs Ferdinand August Grafen Spiegel im Domchore mit einer bronzenen Platte bedeckt, auf welcher man das lebensgroße Bildniß desselben im erzbischöflichen Ornat, nach den bessern im Dom befindlichen Mustern ausgeführt, in betender Stellung erblickt. Die Leitung der Ausführung war dem Dombauinspector Zwirner übertragen, nach dessen Plane die Zeichnung von Leve so gearbeitet worden ist, wie sie jetzt von P. Frank mit Kunstfertigkeit gravirt erscheint. Den schwierigen Guß

besorgte der Glockengießer G. Claren in Singlar, nachdem manche anderweitige Versuche mißlungen waren.

Das Denkmal des Kaisers Franz, welches Prof. Joh. Schaller in Wien in Auftrag der Kreisstadt Stanislawow in Gallicien aus weichem Metall gearbeitet, ist nun daselbst vor dem Kreisamtsgebäude aufgestellt. Es ist im Ganzen 15½, die Statue selbst 6½ Fuß hoch.

Der Bergmannsstand Sachsens beabsichtigt die letzte Ruhestätte des abgeschiedenen Oberberghauptmanns Freiherrn v. Herder, die von ihm hierzu gewählte alte Berghalde, mit einem Denkmale zu zieren, und es hat sich in Freiberg ein Comitee zu diesem Zwecke gebildet, welches zu Beiträgen auffordert.

Industrie und Handel.

Am 17. Sept. ist zu Mailand ein Handelsvertrag zwischen Oesterreich und England abgeschlossen worden. Nach einer Bestimmung desselben soll der alte Trajanskanal wieder hergestellt werden, welcher, von der Gegend von Silistria an, die Donau in gerader Linie mit dem Meere verbindet. Durch diese Maaßregel würde nicht allein der Weg für die Dampfschiffe um ein Beträchtliches verkürzt, sondern auch dadurch erleichtert, daß das russische Gebiet ganz umgangen wäre.

Ueber das Gebirge Sömmering, die Grenzscheide zwischen Steyermark und Oesterreich, ist eine neue Straße ausgesteckt, und schon im Oktober vorigen Jahrs unter der Leitung des Bauingenieurs Dlauhy Hand an das Werk gelegt worden. Die Steigung soll nur ⅓ bis ½ Zoll am Klafter betragen und die Fahrten ohne Vorspann oder Hemmschuh zu unternehmen seyn. Die Kosten sind auf 600,000 fl. Conv.Münze angeschlagen.

Das Handlungshaus Moriz Sdekauer und Sohn in Prag hat im Okt. 1838 ein Privilegium erhalten, um Dampfschiffe erbauen und dadurch eine Verbindung zwischen Prag und Dresden unterhalten zu dürfen. Die Reise zwischen diesen Städten wird auf diese Weise in ganz kurzer Zeit zurückzulegen seyn.

Durch königl. Kabinetsordre wird die Herabsetzung der für Steinkohlen zu erlegenden Eingangsabgabe, beim Eingang der Kohlen auf der preußischen Seegrenze und auf der Elbe von 1¼ Sgr. bis auf ⅓ Sgr. für den Centner vom 1. Jan. 1839 an genehmigt.

Am 29. Okt. fand die feierliche Eröffnung der ganzen Berlin-Potsdamer Eisenbahn statt.

Se. Majestät der König von Bayern hat in Betreff der Richtung, in welcher die Nürnberg-Bamberger Nordgrenzebahn von Nürnberg aus nach Erlangen geführt werden soll, entschieden, daß es bei der früher vom Ausschuß beantragten und schon vor der Generalversammlung am 2. Jul. genehmigten Richtung über Poppenreuth am Fürther Kanalhafen hin sein Bewenden haben soll.

Seit dem 15. Okt. ist in Augsburg eine neue Mühle, die Ludwigsmühle, im Gange, welche nach dem Frauenfelder Walzsysteme eingerichtet und die erste dieser Art diesseits des Rheins ist. Dieselbe kann täglich 300 Ctr. Mehl von vier Sorten liefern. Die erste Sorte versorgt die königliche Tafel in München.

Die großherz. hessische Regierung hat an die badische das Ansuchen gestellt, es möge der für den Eisenbahnbau zwischen Mannheim und Frankfurt zu Darmstadt bestehenden provisorischen Gesellschaft die Erlaubniß ertheilt werden, die erforderlichen Vorarbeiten, welche innerhalb des Großherzogthums Hessen bereits begonnen haben, sogleich auch auf badischem Gebiete, in der Richtung von der hessischen Grenze nach Mannheim, fortsetzen zu lassen. Diese Erlaubniß ist unter der Bedingung ertheilt worden, daß die provisorische Gesellschaft sich bereit erklärt, für etwaige Beschädigung des Privateigenthums die angemessenen Entschädigungen zu leisten.

Obwohl man seit mehreren Jahren fast die Hoffnung aufgegeben hatte, neben dem ehemaligen rechten Ufer des Neckarbettes in der Bergstraße Torf zu finden, hat man doch noch einen letzten Versuch angestellt und zwar mit dem glücklichsten Erfolge. Man hat bei Bensheim wie bei Heppenheim Torf der besten Art gefunden und in einer Menge, daß er für hundert Jahre für beide Orte ausreichen soll.

In der Nähe von Zwickau ist von der Leipziger Steinkohlencompagnie ein Steinkohlenlager gefunden worden, bis heute 16 Fuß mächtig, ohne noch völlig durchbohrt zu seyn. Die Bohrversuche werden fortgesetzt, und man sieht der Mittheilung der weitern Erfolge dieser für die vaterländische Industrie so wichtigen Unternehmungen entgegen.

In Hamburg hat sich ein provisorisches Comitee für eine Eisenbahn von Hamburg nach Bergedorff oder weiter bis an die Elbe und die Grenze des Hamburg-Lübeckschen Gebiets gebildet. Die Bahn, deren Kosten auf 1,100,000 Mark Banko veranschlagt sind, soll auf Actien zu dem Gesammtbelaufe von 1½ Mill. Mark Banko angelegt werden, wozu die Einzahlung am 21. Nov. beginnt.

Preisaufgaben.

Der Volksschulverein in Württemberg setzt einen Preis von 100 fl. auf die beste bis zum 1. Sept. 1839 an den Pfarrer Wolff zu Beinstein eingesandte Bearbeitung der fünf geschichtlichen Bücher des Neuen Testaments für Volksschullehrer. Es werden dazu gewünscht: 1) kurze Einleitungen, 2) genaue Inhaltsangaben, 3) Nachbesserungen des lutherischen Textes, die in Klammern beizugeben wären; 4) zwischen den Versen oder unten am Rande würden beizufügen sein: a) Sacherläuterungen, b) kurze Hinweisungen auf den Zusammenhang, c) bei dunkleren Stellen kurze Paraphrasen, d) die wichtigsten andern Uebersetzungen. — Die gekrönte Abhandlung bleibt Eigenthum des Verfassers, muß aber mit den etwa nöthig erachteten Verbesserungen im Druck erscheinen.

Der Verein großherzogl. badischer Medicinalbeamter zur Förderung der Staatsarzneikunde hat bei seiner letzten Versammlung am 16. Sept. zu Freiburg eine Preisaufgabe in folgender Weise beschlossen: 1) den Bewerbern ist die freie Wahl eines Themas aus dem Gesammtgebiete der Staatsarzneikunde überlassen. 2) Die Abhandlungen müssen in deutscher, lateinischer oder französischer Sprache geschrieben seyn, 3) ein beliebiges Motto tragen und in einem verschlossenen Zettel Namen, Stand und Wohnort des Verfassers enthalten, und 4) bis zum 1. Febr. 1840 an den ersten Vereinssecretär, Physikus Dr. Schürmayer zu Emmendingen eingesendet werden. Preis: 25 Dukaten in Gold. Der Druck der Abhandlung wird für die Annalen der Staatsarzneikunde, herausgegeben von den DD. Schneider, Schürmayer und Hergt vorbehalten und mit 11 fl. für den Druckbogen und 20 Abdrücken honorirt. Preisvertheilung im August 1840 bei der Vereinsversammlung.

Schweiz.

Am 14. Okt. starb in Basel der Professor an der Universität Adolf Burkhardt.

Das Denkmal, welches für Zwingli auf dem Schlachtfelde von Kappel errichtet wurde, besteht aus einem rohen Granit, in welchem gegen Süd und Norden eiserne Tafeln eingelegt sind. Eine derselben hat die Inschrift: „Den Leib können sie tödten, nicht aber die Seele. So sprach an dieser Stätte Ulrich Zwingli, für Wahrheit und der christlichen Kirche Freiheit den Heldentod sterbend, den 11. Okt. 1531.“

Niederlande.

G. G. Bell wurde Lector der deutschen Sprache an der Universität Leiden.

Der Erzbischof Sterkx von Mecheln ist vom Papste zum Kardinal erhoben und am 28. Okt. in Mecheln feierlich eingeführt worden.

Der Pfarrer in Bilk Dr. Binterim hat einen Ruf als Professor der biblischen Archäologie an die Universität Löwen erhalten. Derselbe hat sein ganzes Grundvermögen, gegen 5000 Thlr. pr. Cour. werth, durch eine Schenkung, mit Vorbehalt des Nießbrauchs, an seine Pfarrkirche zur Verbesserung der schlecht dotirten Kaplaneien daselbst überwiesen.

Die Arbeiter von Seraing, unterstützt durch die Bevölkerung Lüttichs, hatten beschlossen, John Cockerill, einem der Industrie und der Menschheit so höchst nützlichen Manne, eine Statue zu errichten, was dieser aber abgelehnt hat.

Dänemark.

Der Privatdocent Dr. Ludw. Preller in Kiel folgte einem Ruf als ordentlicher Professor der alten Literatur an die Universität zu Dorpat. Der Professor der praktischen Theologie Köster wird zu Ostern als Consistorialrath nach Stade abgehen.

In der Versammlung der Landstände des Herzogthums Schleswig ist fast einstimmig eine Petition an den König wegen Einführung des Unterrichts in der deutschen Sprache in den Schulen des Landes beschlossen worden. Die Theilnahme in diesem Unterrichte soll freiwillig bleiben, derselbe jedoch drei Stunden wöchentlich ertheilt und kein Schullehrer künftig ohne Prüfung seiner Kenntniß der deutschen Sprache angestellt werden.

Die Begeisterung, mit welcher Thorwaldsen in seinem Vaterlande empfangen wurde, ist außerordentlich. Kopenhagen ernannte ihn zum Ehrenbürger, eine Auszeichnung, welche bisher noch nie ertheilt wurde. Vom König hat er die Erlaubniß zum Tragen der ihm von auswärtigen Fürsten verliehenen Orden erhalten, deren ihm neun zugekommen sind. Außerdem besitzt er zwei dänische.

S. M. der König hat beschlossen, daß der asiatischen Compagnie gegen Verzicht auf ihre, übrigens mit dem 1. Mai 1843 erlöschenden Privilegien und Rechte eine Erstattung von 8 Schilling vom Zoll für jedes Pfund Thee, welches in den dänischen Staaten eingeführt wird, angeboten werden soll.

Schweden.

Nach einer kön. Verordnung vom 21. Septbr. ist mit dem Gesetze über die mosaischen Glaubensgenossen insofern eine Aenderung vorgenommen, als es der besondern königlichen Erlaubniß bedürfen soll, wenn sich ein Jude, sey er nun in Schweden oder im Auslande geboren, an einem andern Orte, als in den vier Städten Stockholm, Gothenburg, Norrköping oder Karlskrona niederlassen will. In diesem Falle behält es sich der König auch vor, die betreffende Bürgerschaft der Gemeinde darüber anzuhören, und erst alsdann nach Gutbefinden die Erlaubniß zu ertheilen.

England.

Der Herzog von Sussex hat das seit langen Jahren von ihm bekleidete Amt eines Präsidenten der königlichen Societät niedergelegt.

Der Herzog von Wellington hat die ihm zugedachte Wahl zum Lord Rector der Universität Glasgow abgelehnt. Die dortige Majorität conservativ gesinnter Studenten hat nun beschlossen, den Candidaten Sir James Graham zu unterstützen.

Durch ein Decret vom 31. Juli 1838 hat die Königin allen literarischen Produktionen derjenigen Staaten, welche Gegenseitigkeit üben, Privilegium und Schutz in allen Besitzungen des britischen Reichs bewilligt.

Der Professor zu Oxford und Bibliothekar der ostindischen Compagnie in London Hor. Haym. Wilson, bekannt als Herausgeber mehrerer bedeutender Werke über Sanscritliteratur, z. B. eines Wörterbuchs, des Theaters der Hindu u. a., hat von der philosophischen Facultät in Breslau die Doctorwürde erhalten.

Die Königin hat aus Veranlassung der Krönung den Astronomen J. Herschel zum Baronet erhoben. Auch hat der ehemalige Präsident des k. Collegiums der Aerzte zu Edinburgh Dr. Alex. Morison, Esq., in Deutschland namentlich durch seine Pillen berüchtigt, die Ritterwürde erhalten.

Am 17. Jun. starb zu Hampstead Will. Clarke, als Schriftsteller durch mehrere sehr beliebte Werke, „Three courses and a dessert," „Boy's own book" u. a., sowie durch die Redaction des „Monthly Magazine" rühmlich bekannt, 37 Jahre alt.

Auf dem Coventgardentheater ist vor Kurzem seit den Tagen der Republik, deren puritanischer Zelotismus der Schauspielkunst in England einen lange nachwirkenden Stoß versetzte, zum erstenmal wieder Shakespeares Sturm nach dem unverfälschten Texte aufgeführt worden.

Die Subscription für die Wiederherstellung des Denkmals Shakespeares in seiner Geburtsstadt Stratford am Avon beläuft sich auf 1100 Guineen.

Zu Greenock wurde im Okt. v. J. die von Sir Francis Chantrey gefertigte Bildsäule James Watts, des Erfinders der Dampfmaschinen, aufgerichtet. Schon früher wurden ihm zu Birmingham und Glasgow Denkmäler errichtet.

Das Comitee für die Errichtung eines Denkmals des Herzogs von Wellington hat beschlossen, daß dasselbe aus einer Bildsäule zu Pferde bestehen und in Greenpark auf dem Constitutionshügel errichtet werden soll. Die Arbeit wird dem bekannten Bildhauer und Erzgießer Wyatt, von dem auch die schöne Reiterstatue Georgs III. herrührt, übertragen.

Ein Herr Walker in London hat ein Patent auf eine besondere Art, dem Eisenbleche zum Gebrauche bei Bauten Stabilität zu geben, genommen. Er gibt den Blechplatten durch Walzen oder irgend auf andere Weise eine Menge von Quer- oder Längefalten, so daß sie den geknifften Busenstreifen ähnlich sehen. Aus diesen Platten setzt er Thüren, Fenster, ja Dächer zusammen. Ein solches Dach, mit einer Spannung von 60 Fuß Weite ist in London in der Themsestraße mit bestem Erfolge errichtet.

Aus London wird als neue Erfindung eine Dampforgel erwähnt, welche an einem Locomotive zu Tyne angebracht werden soll. Sie gehört der Eisenbahngesellschaft und wurde von dem Geistlichen James Birkett von Oringham erfunden. Das Instrument besteht aus 8 Röhren, die eine Octave mit ganzen und halben Tönen bilden. Es ist dies der erste Versuch dieser Art, und es ist nicht zu bezweifeln, daß spätere Verbesserungen diesem Instrumente die manchfaltigsten Melodien entlocken werden.

In England findet jetzt ein Rhum starken Absatz, welcher aus chemischen Fabriken Preußens hervorgeht.

Herrn Cole verdankt man eine wichtige Erfindung zur Verbesserung der Eisenbahnwagen. Dieselbe vermindert den Aufwand von Dampfkraft und beschleunigt zugleich die Bewegung um zwei Drittheile. Er hat ein Wagenmodell verfertigen lassen, das eine verhältnißmäßig ungeheure Last auf großen Antifrictionsrädern führte, durch welche die Reibung auf ein so geringes Minimum vermindert ist, daß 6 Unzen, an einen über eine Winde gehenden Strick befestigt, und an den Wagen mit nur 4 Antifrictionsrädern angehakt, 67 Pfund Gewicht in Bewegung setzen; bei 8 Rädern leisten 3 Unzen dasselbe, während dagegen ohne die Antifrictionsräder das Gewicht von 6 Unzen nicht einmal den leeren, 11 Pfd. schweren Wagen in Bewegung setzte.

Frankreich.

Die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften hat eine Commission ernannt, welche beauftragt ist, die in Nordafrika entdeckten Alterthümer wissenschaftlich zu untersuchen. Unter ihren Mitgliedern bemerkt man den Bibliothekar der Stadt Algier, Berbrugger, mit dem Schiffscapitän Falbe, bekannt durch eine Abhandlung „über die Lage des alten Carthago.“

Bory von St. Vincent ist zum Mitgliede der Commission zu wissenschaftlicher Untersuchung des alten und neuen Afrikas ernannt. Die Commission wird, bevor sie sich nach Algier begibt, in Tunis Halt machen, wo vielfache Materialien vorliegen, welche wichtige Resultate für den Handel mit dieser Regentschaft versprechen. Der Seeminister hat der Commission ein Dampfboot zur Verfügung gestellt.

Professor Cousin, Pair von Frankreich und Akademiker, hat von der Königin Regentin von Spanien den Orden Karls III. erhalten.

Der Akademiker Depping zu Paris und die deutschen Maler Lessing und Bendemann haben von dem Könige der Franzosen den Orden der Ehrenlegion erhalten.

Im Juli 1833 starb zu Paris der Professor der Botanik am Museum der Naturgeschichte, Laurent de Jussieu, Mitglied der Akademie und Neffe der Botaniker Antoine, Bernard und Joseph Jussieu. Er hat das Alter von 90 Jahren erreicht und war zu Lyon 1748 geboren. Bernard de Jussieu ist bekanntlich der Gründer des unter seinem Namen bekannten Pflanzensystems.

Der Director der orthopädischen Heilanstalt in Würzburg Prof. Dr. Bernh. Heine hat zum zweitenmal von der Akademie der Wissenschaften den Monthyon'schen Preis erhalten. Schon im Juli 1835 erhielt er als Belohnung für die Erfindung einer eigenthümlichen Knochensäge den chirurgischen Preis, eine goldene Medaille im Werth von 2000 Fr. In der Sitzung vom 13. Aug. 1838 wurden seine „physiologische Untersuchungen und Experimente über die Wiederergänzung des Knochensystems" unter 13 eingelaufenen Arbeiten für die bedeutendste erkannt und mit dem Preise gekrönt.

Der ord. Prof. der Botanik in Tübingen, Hugo Mohl, ist zum Correspondenten der Akademie der Wissenschaften in Paris ernannt worden.

Die asiatische Gesellschaft in Paris hat den Prof. Uhlemann in Berlin zum Mitglied ernannt.

Durch kön. Ordonnanzen wurde eine Facultät der Wissenschaften zu Bordeaux und eine Facultät der Literatur bei jeder Akademie von Lyon, Bordeaux, Montpellier und Rennes errichtet. Das Collegium von Bastia ist zu einem königlichen Collegium erhoben. Auch ist ein Lehrstuhl der fremden Literatur bei der literarischen Facultät von Straßburg errichtet. Zum Professor der ausländischen Literatur in Rennes ist Xavier Marmier ernannt, der sich durch seine Bemühungen um deutsche und scandinavische Literatur in Paris einen Namen zu machen wußte. Der Lehrstuhl der ausländischen Literatur in Lyon ist Edgar Quinet, dem Dichter des Promotheus, der zu Straßburg Herrn Bergmann, welchem man wichtige Forschungen über die germanischen und orientalischen Sprachen verdankt, übertragen.

Der Prof. am College de France, Lerminier, ist zum Requêtenmeister im Staatsrath ernannt worden.

In dem Schwesternhause zu Evron, im Departement Mayenne, legten am 2. August unter dem Vorsitz des Bischofs von Mans 228 Schwestern das Gelübde ab, wovon 74 das ewige; am 27. Okt. 156, wovon 71 das ewige. Der Pabst hat dieser Congregation zahlreiche Indulgenzen bewilligt.

In Toulon ist auf dem Dampfschiffe Tartare aus Cività Vecchia der Leichnam des h. Eutropius angekommen, ein Geschenk des Papstes an die Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens in Lyon.

Der Minister des öffentlichen Unterrichts hat an die Erzbischöfe und Bischöfe ein Schreiben erlassen, worin dieselben aufgefordert werden, die königlichen und Communalcollegien von Zeit zu Zeit zu besuchen, und namentlich der ersten Communion der Zöglinge beizuwohnen. Ebenso werden denselben die Besuche in den Lehrgebäuden der Universitäten empfohlen. Zugleich bittet der Minister die Erzbischöfe und Bischöfe, ihm ihre Bemerkungen, namentlich über den religiösen Unterricht, die eigentliche Erziehung, die Disciplin u. dergl. in den Unterrichtsanstalten, mitzutheilen.

Der k. Studienrath hat die Verfügung erlassen, daß in Zukunft in allen k. Collegien Unterricht im Gesang ertheilt werden soll, und zwar so, daß die Zöglinge der ersten bis zur fünften Classe an demselben Theil nehmen müssen.

Der Minister des öffentlichen Unterrichts verbietet in einem Umlaufschreiben den Gebrauch nachgedruckter Ausgaben von Unterrichtsbüchern, und weist die Universitätsbehörden an, darüber zu wachen, daß diese Ausgaben weder in den Collegien noch in den Secundärunterrichtsanstalten und Schulen zugelassen werden.

Das Hôtel-Dieu in Paris soll zum Theil niedergerissen werden und statt der bisherigen 1000 nur 400 Betten erhalten. Die Hospitäler Beaujon und Necker sind dafür vergrößert worden. Ersteres hat einen Zuwachs von 106, letzteres von 156 Betten bekommen.

Die mit der Anfertigung eines neuen Plans in Betreff des medicinischen Unterrichts und der Ausübung der Medicin beauftragte Commission wird ihre Arbeit den nächsten Kammern vorlegen lassen können. Die bedeutendsten vorgeschlagenen Abänderungen sind: 1) Abschaffung des Grads eines Officier de santé; 2) Errichtung von Secundärschulen, aber keiner neuen Facultäten; 3) Abschaffung des Concurses. Die Professoren sollen vom Könige ernannt und jedesmal nur ein Candidat vom Corps der Professoren selbst vorgeschlagen werden.

Die königliche Druckerei hat zwei vollständige Sammlungen chinesischer Lettern in Holz geschnitten erhalten. Sie bestehen im Ganzen aus 85,000 Lettern, welche clichirt und dann gegossen werden sollen. Sie wurden auf der Grenze von Tibet nach einem sehr eleganten Modell geschnitten und sind kleiner als alle chinesischen Lettern, deren man sich bisher in Europa bedient hat. Die Bestellung wurde durch die Pariser Missionen besorgt.

Die französische Regierung beabsichtigt die Herausgabe eines Prachtwerks, ein Facsimile der vorzüglichsten Miniaturen, welche sich in alten Handschriften, Meßbüchern u. dgl. vorfinden, enthaltend, von Karls des großen Zeiten an bis in das 16. Jahrhundert. Der Herausgabe dieses Werkes steht der Graf Bastard vor, welcher zu Förderung desselben eben eine Reise durch Deutschland unternommen hat, und die vier bereits fertigen Hefte vorzeigt.

Die Pariser Buchhändler haben, da die Regierung außer Stand ist, ihnen genügenden Schutz zu gewähren, einen Beaufsichtigungsdienst organisirt, vermittelst dessen sie über die Unternehmungen, ja sogar fast über die Plane der Nachdrucker auf dem Laufenden erhalten werden.

Dem Streben der Regierungen und des Clerus, deutsche Sprache und Sitte im Elsaß zu verdrängen, entgegenwirkend hat sich ein Bund von jungen Geistern gebildet, welche noch treu an den alten Erinnerungen hangen und den Kern deutscher Bildung, Gefühls- und Denkweise, unabhängig von der Politik, nicht aufgeben mögen. Seit dem 5. Mai 1838 erscheint von ihnen unter der Redaction Stöbers ein Journal, Erwinia, das von deutschen und schweizerischen Gelehrten unterstützt wird, und tüchtige Beiträge poetischen und prosaischen Inhalts rechtfertigen die von dem Unternehmen gehegten Erwartungen.

Am 22. August starb zu Passy bei Paris der fruchtbare Vaudevillendichter Brazier, Verfasser von mehr als hundert Lustspielen, die er zum Theil in Gemeinschaft mit andern, Scribe, Rougemont, Melesville u. a. anfertigte.

F. Buloz, Director der Revue des deux Mondes, ist zum k. Commissär bei dem Théâtre français an die Stelle des zum Generalinspector der Anstalten der schönen Künste bei dem Ministerium des Innern ernannten Baron von Taylor ernannt.

Am 8. Nov. wurde in Paris das neuerrichtete Theater de la renaissance, welches dramatische Vorstellungen aller Art geben wird, mit einem neuen Greuelstück Victor Hugo's, Ruy Blaz betitelt, eröffnet.

Zu Molières Denkmal waren schon im August 19,000 Fr. beisammen.

David ist mit Ausführung des Denkmals beauftragt, welches dem Andenken der einzigen Königin von Holland Hortensie in der Kirche von Ruel gesetzt werden soll. Josephinens Tochter wird in Lebensgröße auf ähnliche Weise dargestellt, wie ihre Mutter auf dem Mausoleum von Cartellier, das bereits in derselben Kirche errichtet ist.

In Trier hat sich zur Erbauung von Dampfbooten auf der Mosel eine Gesellschaft gebildet, welche im nächsten Frühjahr Dampfboote von 120 Fuß Länge, welche nicht tiefer als 17 Zoll in Wasser gehen, nach Metz in 8 Stunden und von Trier nach Coblenz in 12 Stunden schicken wird. Man verdankt diese neue Einrichtung der Thätigkeit des Hauses Savoye in Trier. Der Chef dieses Hauses ist ein Bruder des in Paris jetzt an der Spitze des Panorama d'Allemagne stehenden Literators, und es bietet sich die erfreuliche Bemerkung dar, daß so zwei Brüder, jeder an verschiedenem Orte und in verschiedener Weise zur

Steigerung, hier der intellektuellen, dort der commerciellen Verbindung zwischen Deutschland und Frankreich eine ersprießliche Thätigkeit entwickeln.

Im Anfang Nov. haben Ackerleute aus dem Großherzogthum Baden 262 Hectolitres Waizen in Straßburg zum Kaufe ausgestellt. Es ist dies die erste Anwendung des Gesetzes, das den Eingang fremder Getreide in Frankreich gegen sehr geringe Zollgebühren erlaubt, wenn der Durchschnittspreis der Ostdepartements 22 Fr. vom Hectolitre übersteigt.

Die k. Gesellschaft der Medicin, Chirurgie und Pharmacie zu Toulouse stellt die Preisfrage: Gibt es eine radicale Cur für den reponiblen Schenkel- und Leistenbruch? und welches ist das beste Heilverfahren? Preis: 300 Fr. Die Arbeiten, französisch oder lateinisch, sind vor dem 1. März 1839 an den Secretär der Gesellschaft Ducasse, einzusenden.

Italien.

In Folge eines Vorschlags des Präsidenten der königl. Universität und der Commission des öffentlichen Unterrichts, Erzbischofs von Seleucia in partibus, sollen von nun an in den Elementarschulen des Königreichs beider Sicilien auch die Anfangsgründe der Mechanik Physik, Chemie, Landwirthschaft und Schifffahrt gelehrt werden. Kein Handwerker darf einen Lehrling annehmen, der sich nicht ausweisen kann, wenigstens ein Jahr lang diese Schulen besucht zu haben. Auch in Collegien und Lyceen werden von nun an technische Wissenschaften, eine bedeutende Stelle einnehmen.

Der Pabst hat den Grafen von Savoyen Umberto III., gestorben 1188, und den Erzbischof von Canterbury, Bonifaz von Savoyen, gestorben 1270, selig gesprochen und die bereits seit längerer Zeit bestehende Heiligenverehrung derselben bestätigt.

Zu den vornehmen Lombarden, welche die Amnestie Kaiser Ferdinands ihrem Vaterlande wiedergibt, gehört auch Giovanni Berchet, einer der ausgezeichnetsten neueren Lyriker Italiens.

Spanien.

Viardot, der neue nicht eben glückliche französische Uebersetzer des Don Quixote, dessen Uebertragung seltsamerweise gegenwärtig einer neuen deutschen Bearbeitung des längst schon aus dem Original ins Deutsche übersetzten Romans zur Grundlage dienen muß, ist zum Mitglied der spanischen Akademie gewählt worden.

Einem Agenten der britischen Bibelgesellschaft, der in Madrid neue Testamente vertheilte, wurde sein Bureau von den Behörden geschlossen.

Ungarn.

Das Notariat des Gömör-Kishonter Comitats bringt von Seite ihres Administrators, des Grafen Georg Andrásy, Mitdirectors der ungarischen Akademie der Wissenschaften, folgende Preisfragen zur öffentlichen Kenntniß:

I. Was für Schaden hat die Donau seit den ältesten Zeiten in den ungarischen Städten, als: Preßburg, Raab, Komorn, Gran, Waitzen, und vorzüglich in Ofen und Pesth, wie auch an andern Orten des Landes angerichtet? Dies soll mit vorzüglicher Rücksicht auf Pesth und Ofen, ausführlich und historisch genau, mit Angabe der Quellen dargethan werden, wie auch, in so weit es möglich ist, die Ursachen der Ueberschwemmungen, wie und warum diese sich verbreiteten. Von den einlangenden Antworten soll die für die vorzüglichste erkannte mit 100, die zweite mit 50 und die dritte mit 30 Stück Ducaten belohnt werden, unter der Bedingung, daß aus den drei gekrönten Preisschriften ein Ganzes zusammengestellt werden könne.

II. Welches wäre — diejenigen Mittel, welche das Vermögen der beiden Städte überschreiten, zu geschweigen — die zweckmäßigste Bauart in Pesth und Ofen, damit diese

Städte durch eine der diesjährigen ähnliche außerordentliche Ueberschwemmung, die sich wieder ereignen kann, nicht abermals in Schutt und Trümmer verwandelt werde? Diese Bauart soll nicht nur in Beziehung auf die Häuser angegeben werden, sondern sich auch auf die Kanäle erstrecken, die wegen der Reinlichkeit der Stadt unumgänglich nothwendig sind, die aber in ihrem dermaligen Zustande als vielleicht die Hauptursachen der Zerstörung nicht verbleiben dürfen. Die genaue Untersuchung und Beurtheilung der Pesther und Ofener Baumaterialien wird gleichfalls gefordert, zugleich mit Bezugnahme auf die so sehr nöthig gewordene Baupolizei.

Ferner wird als Preisaufgabe auch ein Gutachten über die Möglichkeit und Zweckmäßigkeit dessen gefordert, ob nicht ein schon so oft vielseitig zur Sprache gebrachter Canal durch Pesth längs der wohlbekannten, tiefsten und vielleicht das alte Flußbett bildenden Linie gezogen werden könnte, wohin — anstatt in die Donau — alle Canäle der Stadt geleitet werden sollten, wodurch dann jede unterirdische Verbindung zwischen der Stadt und der Donau aufhören würde. Nur so könnte die daraus entstehende Gefahr beseitigt werden, daß die Donau, außer den alten Canälen, sich auch noch andere unterirdische Wege eröffnete, welche bei dem gegenwärtigen Systeme nur sehr schwer zu sperren seyn werden. Uebrigens müßte dieser projectirte Hauptcanal sowohl an der Donau als am Waitzner Damme und bei seiner Einmündung in die Donau durch starke Wehren so zu handhaben seyn, daß, wenn die Gewässer der Donau ein gewisses Maaß übersteigen, diese daraus ganz ausgeschlossen werden könnten, und nur dann Wasser hineingelassen würde, wenn der Wasserstand der Donau ein gewisses zu bestimmendes Maaß nicht überschreitet. Hieraus folgt, daß in diesem Hauptcanale das Wasser von der Willkür abhinge, und daß derselbe den Fluthen der Donau keineswegs zu einem Ableitungscanale dienen würde, sondern nur zur Aufnahme der Stadtcanäle, welche unabhängig von dem so wandelbaren Stande der Donau, sich in diesen Hauptcanal entleeren könnten, und dem Drucke der Donau und ihrer Fluthen, sowie dem dadurch herbeigeführten Bersten — welches bei dem gegenwärtigen System wann immer geschehen kann — nicht ausgesetzt seyn würden.

Ferner fragt sich's: Würde wohl die Gefahr des Eisgangs für immer beseitigt werden, wenn die Donau in der Gegend beider Städte auf eine gewisse Normalbreite gebracht würde, wie z. B. dort, wo die stehende Brücke projectirt wurde, und würde eine solche Regulirung nicht von der Palotaer Insel an durch die Absperrung der sogenannten Pesther großen und kleinen, Ofener- und Margaretheninsel, durch die Erweiterung des Donaubettes in der Gegend des Gerhardsberges auf der Pesther Seite, und endlich durch die gänzliche Schließung des Soroksarer Donauarmes am besten zu bewerkstelligen seyn? Demzufolge könnte der oberwähnte Hauptcanal entweder bei diesem Schließungspuncte der Soroksarer Donau, oder wenn ein noch größerer Fall und größere Tiefe erfordert werden sollte, im Strombette des abzuschließenden Soroksarer Arms wieder in die Donau zurückgeführt werden.

Preis: 200 Ducaten. Die Abhandlung wird sammt dem aus den gekrönten Preisschriften der ersten Frage zusammengestellten Werke jedenfalls in ungarischer oder deutscher Sprache gedruckt werden, und das dafür einkommende reine Erträgniß einzig und allein zum Ersatz der zu Grunde gegangenen Werkzeuge der Pesther und Ofener Handwerker verwendet werden, wozu ein Comité von Seiten des Pesther Comitats und der Pesther und Ofener Stadt erbeten werden soll. Die Abhandlungen in ungarischer oder in andern Sprachen, von fremder Hand geschrieben, sind vor dem 1. März 1840 frankirt an den Secretär der ungarischen Akademie Dr. Franz Schedel, Pesth, Schlangengasse Nr. 403 einzusenden.

Russland.

Der Secretär der Petersburger Akademie Prof. Fuß und der Rector der Universität Kasan Lobatschewski sind zu wirklichen Staatsräthen ernannt worden.

Syrien.

Ueber 600 Drusen sind neulich zum Christenthum übergetreten. Man glaubt, daß politische Beweggründe diesem Entschlusse nicht fremd sind.

Amerika.

In Nordamerika ist kürzlich Washingtons Correspondenz in 12 Bänden von Jared Sparks herausgegeben worden.

Am 15. Februar 1838 starb in Florida bei dem unglücklichen Gefechte des Lieutenant Powell gegen die Indianer Dr. Leitner aus Württemberg, der sich seit mehreren Jahren in Florida in naturhistorischen Zwecken aufgehalten hatte. Sein, dem Vernehmen nach, fast vollendetes Werk über Florida wird, wie man hofft, von dem Freunde des Ermordeten, dem Apotheker Kerst aus Weißenfels in Charleston herausgegeben werden.

Am 6. April verschied in Rio de Janeiro der besonders als Mineralog, später aber als Vormund des jungen Kaisers von Brasilien bekannte Staatsrath Joze Bonifacio d'Andrada in einem Alter von mehr als 70 Jahren. Er hatte mehrere Jahre in Freiburg unter Werner studirt und sich bald einen Namen unter den Mineralogen erworben.

Am 17. August 1838 starb in Newyork Lorenzo da Ponte, Verfasser der Operntexte „Don Juan,“ „Figaro“ und „Die heimliche Ehe,“ aus Cemeda in Friaul gebürtig, in Wien von Kaiser Joseph II. zum Hofdichter ernannt, dann in London und zuletzt in Newyork mit literarischen Unternehmungen beschäftigt. Er hat seine Memoiren geschrieben.

Der als Erfinder des Panharmonikons, des Tactmessers, des schachspielenden Automaten und anderer mechanischen Kunstwerke bekannte Leonh. Mälzel, k. k. musikalischer Hofmaschinist, aus Regensburg, ist auf der Ueberfahrt von Matanzas nach Philadelphia gestorben.



Herrn C. M. und Consorten.

Goethe's Werke, Sedezausgabe 1833, 49r Band, Seite 42, Zeile 6, 7, 8.

Deutsche

Vierteljahrs Schrift.

Zweites Heft.

1839.



Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Inhalt.

Die deutschen Universitäten,

ihre gegenwärtigen Mißstände und deren Heilung.

Wir sind zwar nicht der Ansicht jener Pedanten, welche nichts Höheres und Wichtigeres kennen, als die Universitäten, indem sie theils jener optischen Täuschung sich hingeben, vermöge welcher das zunächst Stehende am größten erscheint, theils ihre persönliche Bedeutung in den eigenen und in Anderer Augen durch solche Schätzung zu heben suchen: allein noch weniger vermögen wir Denen Recht zu geben, welche vornehm auf die Schulen und die Schulmeister herabsehen, und in ihnen nur ein ganz geringes Element der socialen Zustände Deutschlands erblicken wollen. Die Hochschulen sind, abgesehen von ihrem unmittelbaren Zwecke, der Vollendung der gelehrten Bildung, noch in mehr als Einer Richtung von bedeutenden Folgen, und somit von Wichtigkeit. Einmal läßt sich nicht läugnen, daß ein großer Theil der Ideen und der Kenntnisse, nach welchen die Nation regiert wird, von den Universitäten ausgeht. Wenn nämlich allerdings die Fürsten und die am höchsten gestellten Staatsmänner, somit die auf die Leitung des Ganzen einflußreichsten Personen, ihre Bildung und ihr Wissen häufig mehr dem Leben und seinen Erfahrungen verdanken mögen; so ist dies doch bei der großen Menge der untergeordneten Werkzeuge weniger der Fall. Unter ihnen trifft man gar Viele, welche lediglich mit den Zinsen aus dem Intelligenz-Kapitale, welches sie auf der Universität erwarben, ihr ganzes Leben ausreichen. Nun aber hängt von dem Geiste der untergeordneten Beamten unendlich

Vieles ab, wegen ihrer Menge, wegen ihrer Besorgung der Anwendung und Ausführung, wegen ihres häufigen Einflusses auf die Höheren. Davon nicht zu reden, daß auch unter den Mitgliedern der Ständeversammlungen in der Regel die einflußreicheren auf Universitäten gewesen seyn, und auch unter ihnen sehr viele hauptsächlich nach den daselbst erworbenen Ansichten reden und handeln werden. Zweitens sind die Universitäten mit ein Hauptgrund, warum in Deutschland der Begriff der stumpfen, unwissenden, geistesabhängigen Provinz gar nicht vorhanden ist. Diese vielen von einander unabhängigen, mit einander rivalisirenden, über ganz Deutschland zerstreuten Vereine von Kenntnissen, Geist und materiellen Bildungsmitteln machen es ganz unmöglich, daß nur von Einem Punkte der beherrschende Gedanke, die Geistesmode ausgehe. Während die zahlreichen Hauptstädte der acht und dreißig Bundesstaaten keine politische und administrative Alleinherrschaft, keine unverbrüchlichen Ukasen in Geschmacksachen, keine Uebereinstimmung der Familien- und Gunstverbindungen, somit auch nicht die nothwendige Folge von dem Allem, todte Gleichförmigkeit, aufkommen lassen; verhindern die Universitäten die intellectuelle Vernichtung der Nation durch Eine monopolisirende Centralstadt. Und es muß hierbei als ein besonderer Vortheil betrachtet werden, daß mit wenigen Ausnahmen die Hochschulen nicht in den Landes-Residenzen sich befinden, weil dadurch die Zahl der selbstständigen Lichtpunkte verdoppelt, die vorhandene Menge von Intelligenz und von Einfluß noch gleichförmiger vertheilt wird. Endlich dürfen wir nicht vergessen, daß ein sehr bedeutender Theil der gründlichen und nützlichen Literatur der Nation den Universitäten seinen Ursprung verdankt. Die vielen Professoren sind durch manchfaches Interesse angetrieben, durch Kenntnisse in den Stand gesetzt, durch amtliches Bedürfniß häufig genöthigt, als Schriftsteller aufzutreten. Man übersehe in jeder Büchersammlung die ernsteren Fächer der Literatur, ziehe die von Professoren geschriebenen Werke ab, und zähle dann, was noch übrig bleibt!

Die Hochschulen bleiben somit immerhin eine wesentliche Seite in den deutschen Zuständen, und ihr Siechthum oder ihre Gesundheit eine Frage von Wichtigkeit auch über das bloße Gebiet der Erziehung hinaus. Wir aber würden eine wesentliche Lücke in der Reihenfolge der von dieser Zeitschrift zu besprechenden Gegenstände

finden, wenn wir nicht auch die Frage über die gegenwärtige Beschaffenheit unserer Universitäten und die etwaigen Heilmittel zu erörtern versuchen würden. Zwar ist diese Frage schon wiederholt der Gegenstand verschiedenartiger Verhandlungen gewesen; allein wir täuschen uns wohl nicht, wenn wir glauben, daß nicht nur leidenschaftsloser und würdiger gesprochen, sondern auch der Gesichtspunkt höher genommen werden könne, als dies nicht selten geschah.

Die Veranlassungen, welche seit einigen zwanzig Jahren zur wiederholten Beschäftigung mit den Universitäten trieben, waren verschiedenartige. Allerdings hat wohl vor Allem die allgemeine unruhige Neigung zur Kritik des Bestehenden und das Bedürfniß, für das unvermeidliche Mißbehagen einer weltgeschichtlichen Uebergangszeit Ursache und Heilmittel aufzufinden, auch auf die Hochschulen, ihre Einrichtungen und deren Folgen Blicke werfen lassen, welche keineswegs immer wohlwollend waren. Dann aber zogen noch bestimmte Ereignisse, neue Gestaltungen des akademischen Lebens oder irgend ein Aenderungsplan die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, und gaben Anlaß nicht nur zu einer Reihe von Schriften, sondern auch zu wichtigen Handlungen. Wir erinnern hier nur an die Wartburgfeier, die Ermordung Kotzebue's und die Burschenschaftsfrage; an die, zunächst in Beziehung auf Tübingen, zweimal mit so vieler Heftigkeit geführten Streitigkeiten über Verlegung der Universitäten in größere Städte und über Beibehaltung der althergebrachten Organisation; an den durch Diesterweg's vorlautes Halbverständniß erregten Kampf; vor Allem an die polizeilichen Maßregeln, welche nicht nur einzelne Regierungen, sondern selbst der gesammte deutsche Bund zu wiederholten Malen zu treffen sich genöthigt erachtete. Da aber diese Thatsachen und Meinungen von den Einen in conservativem, von Andern in reformatorischem, von Dritten gar in radikalem Geiste aufgefaßt wurden, so ist kein Wunder, daß sowohl der amtlichen Verhandlungen und Schritte, von der Gründung der Berliner Hochschule bis zum zweiten Wiener Ministerialcongresse, als auch dessen, was von Privaten über das Einzelne und in Veranlassung der besondern Vorfälle und Versuche im Allgemeinen, von Schleiermacher und Villers an bis auf Thiersch und Scheidler gesagt und geschrieben ward, keine geringe

Menge ist, und man jeden Falls gestehen muß, daß der Vorwurf der Gleichgültigkeit gegen eine wichtige National-Einrichtung sehr ungerecht wäre.

Allein darf nun aus dieser vielfachen Beschäftigung, namentlich aber aus der großen Leidenschaftlichkeit, in welche die Partheien so oft verfielen, der Schluß gezogen werden, daß wirklich nicht Alles bei den Universitäten ist, wie es seyn sollte, daß **somewhat is rotten in Denmark**? Waren die vielfachen theils versuchten, theils wenigstens empfohlenen Heilmittel wirklich indicirt durch eine Krankheit, oder war es Unverstand und Muthwillen, mit der strotzenden Gesundheit nicht zufrieden zu seyn und sich zu bemühen, eine Arzneikrankheit herbeizuführen? Beides ist schon eifrigst behauptet worden. Wir unseres Theiles glauben, daß es bei dieser Meinungsverschiedenheit wie so häufig ging, daß nämlich beide Partheien Recht, beide aber auch Unrecht hatten. Wir meinen nämlich, daß allerdings in dem Zustande der Universitäten manches Unwünschenswerthe eingetreten ist, was wohl Veranlassung geben konnte, die frühere, mit den Bedürfnissen und Ansichten der Nation und ihrer Neigungen ganz übereinstimmende Beschaffenheit zu beklagen, und somit natürlich auch zur Aufsuchung von Heilmitteln anreizen mußte. Allein wir sind auch der Ueberzeugung, daß die Uebelstände mehr dunkel gefühlt, als klar erkannt, und somit ganz verkehrte Besserungsvorschläge gemacht worden sind, und daß namentlich Diejenigen in schwerem Irrthume sind, welche Alles verrottet finden und nur in der gänzlichen Umgestaltung Hülfe sehen, während einer Seits doch das wirklich Heilbare solche heroische Curen gar nicht bedarf, anderer Seits einige Uebelstände auf keine Art verbessert werden können, was man auch anwende, indem dieselben in der Natur der Sache und in der jetzigen ganzen Gestaltung unseres öffentlichen Lebens begründet sind.

Wir hoffen, unsere Ansicht klar vorlegen zu können, wenn wir zuerst nachweisen, in wie fern die Universitäten Deutschlands gegen ihre frühere Beschaffenheit und Stellung sich wirklich verschlimmert haben, sodann übergehen zur Darstellung und Kritik der Mittel, welche gegen diese Uebelstände angewendet oder auf eine Aufsehen erregende Weise vorgeschlagen worden sind, endlich aber diejenigen Maßregeln bezeichnen, welche wir für die geeignetsten halten, den Schaden zu heilen, so weit er nämlich heilbar ist. Möglicher

Mißverständnisse wegen bemerken wir übrigens, daß wir uns dabei auf die reindeutschen und die preußischen Universitäten beschränken, die österreichischen aber, als unter ganz anderen Bedingungen stehend und wesentlich anders organisirt und geleitet, als außerhalb des Kreises unserer Betrachtung liegend erachten.

Was nun zuerst die wesentlichen Uebelstände der deutschen Hochschulen betrifft, so lassen sich dieselben unseres Bedünkens unter drei Rubriken zusammenfassen, nämlich unter die theils absolute, theils relative Verminderung ihrer Wichtigkeit, unter den Mangel an Pietät von Seiten der Schüler gegen die Lehrer, und unter die Verkehrtheit des politischen Treibens mancher Mitglieder.

Dieser und jener unserer Leser wird vielleicht über die Formulirung des ersten von uns bezeichneten Uebelstandes staunen. Warum, diese Frage liegt nahe, sollten jetzt die Anstalten zur Vollendung der wissenschaftlichen Bildung in Deutschland von geringerem Werthe geworden seyn? Ist doch die Liebe zum Wissen, und überhaupt die Bildung der Nation sicherlich nicht im Sinken, noch auch in der bewegteren Zeit das praktische Bedürfniß an wohlunterrichteten Männern geringer als sonst. Wie große Intelligenz können nur die vielen Ständeversammlungen, die allmählich überall richtiger organisirten und mit höheren Ansprüchen an ihre Beamten auftretenden Verwaltungen consumiren! — Unstreitig; allein dennoch ist eine Reihe von Umständen eingetreten, welche theils überhaupt die Bildung auf einer Hochschule als minder nothwendig und sogar als weniger vollendend erscheinen lassen, theils wenigstens diese Anstalten, gegenüber von andern Theilen des öffentlichen Lebens in den Hintergrund drängen, somit Umstände, welche die absolute oder die relative Wichtikgeit der Universitäten wirklich vermindern.

Wir fürchten wirklich kaum einen Widerspruch in der Aufzählung der folgenden Gründe einer absoluten Werthverminderung. Vorerst ist doch wohl unzweifelhaft, daß die Literatur in allen Theilen so umfassend geworden ist, und so viele Meisterwerke aufzuzählen hat, daß wirklich nur in sehr wenigen Fällen die gänzliche Unmöglichkeit einer vollendeten Bildung ohne mündlichen Unterricht wird bewiesen werden können. Zwar ist ganz richtig, daß der Selbstunterricht aus gedruckten Werken für den Anfänger in einer Wissenschaft bei weitem schwieriger ist, daß namentlich ein weit größerer Zeitaufwand erfordert wird, um ohne Führer an das Ziel

zu gelangen; und ferne sey deßhalb die Behauptung, als sey der Besuch der Universität unnütz geworden: allein sicher ist, daß er in der großen Mehrzahl der Fälle nicht mehr durchaus nothwendig ist. — Einen zweiten Grund der wirklich verminderten Wichtigkeit der Universitäten hat man zu suchen in dem Aufblühen der Industrie- und Gewerbeschulen. Hierdurch wird (was freilich in andern Beziehungen sehr zweckmäßig und wohlthätig seyn mag) eine bedeutende Anzahl von Männern dem gelehrten Studium entzogen. Für die ganze immer zahlreicher und einflußreicher werdende Klasse der Industriellen sind die Universitäten von gar keiner unmittelbaren Bedeutung; sie haben also geringeren numerischen Werth für die Nation. Und es kommt noch dazu, daß in den höheren Abstufungen der Gewerbe jetzt auch eine, wenn schon von der Universitätsbildung verschiedene, allein doch in sich ebenfalls höhere Bildung erlangt werden mag, wodurch noch weiter der Werth der Hochschulen für das Allgemeine sinkt, für welches sie nicht mehr das Monopol der Civilisation und Befähigung besitzen. — Wir glauben ferner nicht zu irren, wenn wir in den gegenwärtig so sehr erleichterten und daher auch unendlich häufiger vorkommenden Reisen eine weitere Minderung des Heerschildes der Universitäten sehen. Wie sehr einen jungen Mann Reisen bilden, bedarf nicht der Auseinandersetzung. Durch sie erhält er nicht nur Menschenkenntnisse und Lebensgewandtheit, sondern er lernt auch tausend wichtige Dinge, von denen sich die Schule nichts träumen läßt. Er wird freier und unbefangener im Urtheile, kennt die Ideen und Erfahrungen Anderer, und ist in vielen Fällen, namentlich bei Besorgung der wichtigeren öffentlichen Angelegenheiten, Solchen vorzuziehen, welche nur auf den Bänken der Hörsääle ihre Weisheit sammelten. Nun wende man aber nicht ein, daß zu allen Zeiten die jungen Männer Bildungsreisen gemacht haben, wenn sie es nur irgend vermocht, und daß somit hierin kein Grund zur minderen jetzigen Werthschätzung der Universitäten liegen könne. Es reist jetzt eine weit größere Anzahl; die Reisen werden weiter ausgedehnt und dauern länger. Es ist also dieses Bildungsmittel für den Einzelnen und für das Ganze jetzt weit mehr werth, was aber so viel sagen will, als daß die Wichtigkeit der Universitäten in demselben Grade sich vermindert hat. Wenn sie nämlich auch ganz das Nämliche leisten wie früher, so werden sie jetzt häufiger

und bedeutender durch das Bildungsmittel der Reisen überragt. — Endlich trägt es auch noch dazu bei, die Universitäten zurückzustellen, daß immer mehr sich in den Hauptstädten eine große Masse von materiellen Bildungsmitteln aller Art anhäuft, als da sind: Sammlungen von literärischen und von Kunst-Schätzen, Hospitäler und sonstige Krankenanstalten, botanische Gärten, chemische, physikalische und astronomische Apparate u. s. w. Alles dieses ist entweder auf den Universitäten gar nicht, oder in geringerem Grade vorhanden, und doch ist seine Benützung Bedingung vollständiger höherer Bildung. Namentlich für einzelne Klassen des Gelehrtenstandes, so für die Aerzte, ist der Besuch bloß einer Universität und die Benützung ihrer Mittel lange nicht mehr hinreichend.

Noch mehr aber selbst, als die bisher aufgezählten Ursachen eines absolut geringeren Werthes, tragen zur Verminderung des Ansehens der Universitäten Umstände bei, welche dieselben relativ zurückzustellen geeignet sind. Als solche aber erscheinen alle diejenigen Richtungen der Zeit, welche die öffentliche Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch nehmen, und durch ihr bloßes Daseyn alle übrigen Seiten des socialen Lebens sammt den diesem dienenden Anstalten verdunkeln. Nun kann aber einer Seits keinem Zweifel unterliegen, daß seit mehr als einem Menschenalter diejenigen Ideen und Ereignisse, welche die Ordnung der Staatsverhältnisse, namentlich die gegenseitige Stellung der Regierenden und der Regirten betreffe, die europäischen Völker vorzugsweise in Anspruch nehmen; anderer Seits ist klar, daß die Universitäten nnd ihre Zwecke nur ganz unwesentlich und höchst theilweise in dieses politische Getreibe eingreifen. Damit aber liegen sie außerhalb der lebendigen Theilnahme der Zeitgenossen, und ermangeln einer bedeutenden Handhabe zur Einwirkung auf das Leben. Unläugbar war ihre Stellung in dieser Beziehung weit günstiger in mancher früheren Zeit. Wenn nämlich während der Dauer der kirchlichen Streitigkeiten den Gelehrten eine Hauptstimme in der Alle bewegenden Angelegenheit zustand und auch gebührend von ihnen geführt wurde; wenn in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts das allgemeine Streben nach Aufklärung, wissenschaftlicher und ästhetischer Bildung von den Hochschulen hauptsächlich gefördert wurde: so stand natürlich ihre Anerkennung im Verhältniß zu

ihrer wirklichen Bedeutung. Wie wäre es ihnen aber jetzt möglich, in Ansehen und Einfluß mit den Ständeversammlungen zu wetteifern? Auf der Tribune wird jetzt das besprochen, was die Menge in Anspruch nimmt; dort werden die Anträge gemacht über das, was Noth thut; von da aus verbreiten sich die Ideen, die Wünsche und Plane. Der Katheder mußte nothwendig hiergegen weit zurücktreten. Jetzt mag ein Abgeordneter, welchem Rednertalent zur Seite steht, und welcher sich auf ein großes Partheiinteresse stützt, in Einer Stunde mehr Ehre ärnten und Größeres wirken, als der gelehrteste Professor und beliebteste Lehrer in einem ganzen Jahre, um nicht zu sagen in seinem ganzen Leben. Wir möchten Rotteck keineswegs Eichhorn gleichstellen als Staatsrechtslehrer; allein wer wird den Namen und den Einfluß des ersteren nicht weit über den des andern setzen? Und wenn jetzt Wächter auf die Strafgesetzgebung seines Vaterlandes von wesentlichem Einflusse war, so hatte ihn nicht der Lehrer und Kanzler, sondern das Ständemitglied. Dieser bedeutende Unterschied in der Stellung der Universität zum öffentlichen Leben zeigt sich auch namentlich in einer auffallenden Thatsache. Die Laufbahn des akademischen Lehrers, welche sonst so sehr gesucht wurde von jungen Männern, die sich Talent und Kenntnisse genug zutrauten und den Ehrgeiz eines geistigen Einflusses hatten, ist jetzt in den constitutionellen deutschen Staaten ein Gegenstand weit geringern Strebens; im Gegentheile bemühen sich Viele, so bald sie nur können, den Lehrstuhl mit der Abgeordnetenbank zu vertauschen, weil es sie mehr reizt, zu einer großen Versammlung von Männern, ja zum ganzen Volke zu reden, als zu einem kleinen Zimmer voll Jünglingen; und weil sie es natürlich vorziehen, ihre Lieblingsideen selbst und an der Stelle, wo sie unmittelbar wirksam seyn können, zur Sprache zu bringen, als sie auf gut Glück der spätern Beachtung von Dritten zu empfehlen. Und wollte man uns hierbei die, auf den ersten Anblick allerdings triftige, Einwendung entgegen halten, daß eine solche vorzugsweise Neigung doch nur zunächst die Lehrer der Rechts- und der Staatswissenschaften beleben könne, daß aber für die Aerzte, Naturforscher, Theologen, für Philologen und Philosophen dieser Reiz, außerhalb ihres Faches thätig zu seyn, nicht bestehe: so müßten wir bemerken, daß einmal dem doch keineswegs unbedingt so ist, indem die Ständeversammlungen

Jedem offen stehen; und daß zweitens schon auf die Wahl des ganzen Studiums diese Betrachtungen bei manchem ehrgeizigen jungen Menschen von Einfluß seyn muß. Es dreht sich nun einmal unläugbar das Hauptinteresse unserer Zeit um ganz andere Dinge, als um die Universitäten und ihre Lehrer; daher sind sie auch von vergleichungsweise geringerer Bedeutung und Sichtbarkeit geworden.

Wollte nun aber Jemand die Einwendung machen, daß, möge es sich mit dieser absolut oder relativ geringeren Wichtigkeit der Universitäten verhalten, wie ihm da wolle, daraus noch keineswegs ein inneres Verderbniß und das Bedürfniß einer tief eingreifenden Heilung hervorgehe: so würden wir ihm bemerken, daß das dunkle Gefühl, die Universitäten seyen nicht mehr was sie früher waren, gar leicht die eben so unklare Idee, daß also eine Aenderung in ihren Einrichtungen nöthig sey, erzeugen konnte, und bei Vielen und Einflußreichen auch wirklich erzeugt hat. Wie so oft, so wurde auch hier das Symptom für das Uebel selbst gehalten. Und ist es doch eine allgemeine Erfahrung, daß Niemand an die Verbesserung selbst offenbarer Mängel einer Einrichtung denkt, so lange dieselbe im Ganzen eine tüchtige und befriedigende Wirkung hat; daß aber der Klagen und der Aenderungsplane kein Ende ist, sobald aus irgend einem, vielleicht ganz äußerlichen und zufälligen, Grunde die Leistung der neuesten Ansicht oder dem jetzigen Bedürfnisse nicht mehr ganz entspricht. Wir müssen also entschieden bei der Ansicht bleiben, daß die verminderte Bedeutung der deutschen Universitäten mit Schuld trägt an der Unzufriedenheit mit ihnen und den aus ihr hervorgehenden Handlungen und Vorschlägen.

Eine zweite nicht löbliche Seite des gegenwärtigen Zustandes der Hochschulen ist die Verminderung der Pietät von Seiten der Studirenden gegen die Person der Lehrer und gegen die Anstalt. Die Thatsache wird gewiß von Keinem, welcher die Universitäten seit einer längeren Reihe von Jahren kennt, in Abrede gezogen werden. Wir berufen uns auf alle Diejenigen, welche ihre Studien vor zwanzig, dreißig Jahren gemacht haben, ob nicht noch damals ein ganz eigenthümliches patriarchalisches Leben auf den Universitäten war. Lehrer und Studirende bildeten eine abgeschlossene Welt, in welcher sich die jüngeren Männer den Stammhaltern anerkennend und hochachtend anschlossen. Wenn nur die materielle

Leistung des Professors gut war, und wenn gegen die Ehrenhaftigkeit des Mannes nichts eingewendet werden konnte, so nahm man es mit der Form des Vortrages und mit den in der Studierstube ausgebrüteten Sonderbarkeiten des Lebens und der äußern Erscheinung nicht so genau. Im Gegentheile, dergleichen diente zu harmlosem Scherze und vermehrte eher die persönliche Zuneigung. Allerdings waren eine Menge von hergebrachten Anekdoten in Umlauf, deren Wahrheit und selbst Wahrscheinlichkeit in der Regel keine scharfe Kritik ausgehalten hätte: allein sie schadeten dem Ansehen und dem väterlichen Verhältnisse der in Scene Gesetzten lediglich nichts. Bei manchen regelmäßig wiederkehrenden Gelegenheiten und schon in den Begegnungen des täglichen Lebens äußerte sich die Pietät der studirenden Jugend gerne und freundlich. Die Anhänglichkeit an die „alma" Rupertina oder Georgia u. s. w. im Ganzen war ganz eigenthümlich und klang bei Vielen wie eine erste Jugendliebe ihr ganzes Leben lang bei jeder Gelegenheit nach. Oertlichkeit, Dinge und Personen verschmolzen zu einem mit entschiedener Parteilichkeit aufgenommenen Gesammtbilde. — In allen diesen Beziehungen ist eine bedeutende und nicht eben erfreuliche Veränderung eingetreten. Die Forderungen an den Inhalt und an die Form der Vorlesungen sind sehr gesteigert worden, und wir behaupten nicht zu viel, wenn wir die Ueberzeugung aussprechen, daß die Söhne jetzt diesen oder jenen Professor mit Hohn vom Katheder treiben würden, den die Väter mit Nachsicht und Fleiß, vielleicht sogar mit Bewunderung angehört haben. Die Erfüllung dieser neuen Forderungen sieht sich aber keineswegs durch Erhöhung des Ansehens und des Zutrauens belohnt. Im Gegentheil ist jetzt allgemein die persönliche Verbindung der Lehrer und Schüler loser, seltener und kälter; und die Stelle der gutmüthigen, wenn schon zuweilen lächelnden Zuneigung gegen die, oft hinreichend wunderlichen, Professoren wird jetzt nur allzuhäufig eingenommen durch einen Geist vorschneller Kritik und unbilligen, wenn nicht ganz ungerechten, Tadels. Der Originale sind jetzt weit weniger auf den Universitäten; ihre behagliche und ungestörte Ruhe hat aber auch sehr abgenommen. Selbst in den Begegnungen des täglichen Lebens ist keineswegs immer die Rücksicht zu finden, welche die Sitte, um von edleren Gefühlen ganz zu schweigen, gegen ältere und zum Theil berühmte Männer, gegen Lehrer

gebieten würde. Wir hatten vor Kurzem Gelegenheit mit einem Manne, welcher seit zwanzig Jahren in fremden Ländern sich aufgehalten hatte, eine Universität zu besuchen, auf welcher er studirt hatte; nichts fiel ihm unter manchen in der Zwischenzeit eingetretenen Veränderungen mehr auf, als die große Verminderung der Freundlichkeit und der Pietät. Daß bei einem solchen ungenügsamen und verneinenden Geiste auch die Anhänglichkeit an das Ganze der Anstalt nicht mehr so lebendig und so allgemein seyn kann, bedarf nicht erst der Bemerkung.

Welcher Ursache ist nun aber diese unliebenswürdige und unnatürliche Erscheinung zuzuschreiben? Tragen die Lehrer die Schuld? Fällt sie auf die jungen Männer? Oder auf dritte und äußere Umstände? Wohl in allen diesen Quellen zumal ist der Ursprung des Uebels zu suchen. — Vor Allem möchten wir in der angedeuteten Thatsache eine Folge des allgemeinen Geistes der Zeit erblicken. Wenn in allen, selbst den höchsten und wichtigsten Lebensverhältnissen sich gegenwärtig bei den meisten Menschen Mangel an Resignation, unruhige und unmotivirte Kritik, Selbstgenügsamkeit und Selbstsucht als Krankheit der Zeit äußern, wie könnte den Wirkungen dieser Negation die Universität entgehen? Rings um sich hört schon der Knabe Alles tadeln und anders wissen; er vernimmt die bittersten Urtheile über Männer, welche nach Stellung und Wirksamkeit von größter Bedeutung für ihn seyn müssen; der ganze Zustand aller Dinge wird ihm als ein unleidlicher, als ein nächstens von Grund aus zu ändernder geschildert; und er wird gewöhnt, solchen Tadel als die Haupttugend zu verehren, Diejenigen als die edelsten Vaterlandsfreunde zu betrachten, welche am weitesten, unbedingtesten und somit ungerechtesten und unvernünftigsten in ihrem Tadel gehen. Muß da nicht der zum Jüngling Herangewachsene eine solche Gemüthsstimmung und Geistesrichtung auch auf das übertragen, was er als ihm ausschließlich gehörig und für ihn bestimmt zu betrachten hat? Kann er anders als Opposition machen, wenn er rings um sich solche machen sieht und preisen hört, wenn ihm immer Zufriedenheit und Beugen unter eine Anstalt oder persönliche Autorität als Knechtessinn dargestellt wurde? — Eine zweite Ursache des gerügten Mangels möchten wir in der fehlerhaften Erziehung und Lehrmethode vieler Gymnasien finden. Eitelkeit der Lehrer, welche sich gerne den

Universitäts-Professoren gleichstellen möchten, und verkehrte Ansicht von den Leistungen einer gelehrten Mittelschule verführen gar manche der genannten Anstalten, schon Jahre lang vor dem Besuche der Universität die Lehrstunden in akademische Vorträge zu verwandeln und nach Form und Sache eine nur schlaffe Disciplin zu führen. Dadurch wird nun der solchen halberwachsenen Knaben ohnedem natürliche Dünkel und die vorlaute Selbstzufriedenheit des Urtheiles noch künstlich gesteigert. Allerdings ärnten in der Regel die auf solche Weise fehlenden Anstalten zunächst die Früchte ihrer Thorheit, indem sie sich unleitbare, übermüthige und träge Schüler bilden, welche die Lehrer in jedem Augenblicke empfindlich daran erinnern, daß von wissenschaftlichen, für gereifte junge Männer berechneten Vorlesungen vernünftigerweise hier noch keine Rede seyn sollte. Allein der Nachtheil trifft auch die an dieser Verkehrtheit ganz unschuldigen Universitäten, deren neueintretende Mitglieder nicht selten gerade im umgekehrten Verhältnisse ihrer Urtheilsfähigkeit absprechend und selbstgenügsam sind. — Noch können wir einen weiteren Grund übermüthigen und unbesonnenen Urtheiles über Anstalten und Lehrer nicht mit Stillschweigen übergehen, nämlich das in früherer Zeit eben so unerhörte als jetzt häufige Besprechen der speciellen Universitätszustände und selbst der Persönlichkeiten in den Zeitungen. Allerdings sind die Universitäten eine öffentliche und eine wichtige Anstalt; wer ein Amt an ihnen übernimmt, ist in Beziehung auf dasselbe ein öffentlicher Charakter; sehr Viele haben ein großes Interesse dabei, daß nach Pflicht und Kräfte das Mögliche geleistet werde: somit kann an und für sich keine Klage über die kritische öffentliche Besprechung der Vorfälle und Personen geführt werden. Allein nur als nachtheilig in dem hier besprochenen Sinne erscheint eine solche Zeitungskritik, wenn sie ohne richtige Sach- und Menschenkenntniß, mit unverständiger Wohlweisheit und unreifem Urtheile abgegeben wird, wie dies so häufig der Fall ist. Wie dergleichen Gerede aus Unkenntniß und Dünkel hervorgeht, so bestärkt es wiederum in diesen Fehlern. Und ist auch am Ende für den Ruf eines verdienstvollen Mannes oder einer wirklich guten Anstalt eine solche ephemere Verunglimpfung von keiner Bedeutung, so unterhält und verstärkt doch dieses Treiben den Geist der Impietät. Wir können daher nur beklagen, wenn ein in mancher Beziehung tüchtiges Organ der gelehrten

öffentlichen Meinung (wir meinen die neuen hallischen Jahrbücher) zu kritischen Darstellungen von Universitätszuständen systematisch aufmuntert. Es kann daraus nichts Gutes entstehen, wie denn auch bisher nichts Gutes daraus entstanden ist. — Einen weiteren, freilich nicht auf alle deutsche Universitäten in gleichem Grade anwendbaren, Grund der gesunkenen Achtung gegen die Lehrer finden wir in dem von Seiten der Regierungen nicht selten verfehlten Tone und Geiste neuer Anordnungen. Daß die Universitäten sich allmälich überall aus selbstständigen Corporationen in einfache Staatsanstalten verwandelten, ist schwerlich zu bedauern, und konnte jeden Falles nicht anders seyn bei dem Steigen der Forderungen aller Art, welchen die auf ihre eigenen Mittel beschränkten Corporationen nimmermehr in einem auch nur erträglichen Grade hätten nachzukommen vermocht. Allein nicht nöthig und nicht löblich ist das kleinliche, hofmeisternde Regiment, über welches sich mehr als Eine Universität beklagt. Daß gegenüber von einer solchen Behandlung, von welcher doch immer etwas transpirirt, die Stellung der alten Senate mit ihren wunderbaren Formen und sonderbaren Gewalten eine würdigere und eindrucksvollere war, läßt sich nicht läugnen. — Allein noch bleibt freilich ein letzter Grund übrig, welcher den Hochschulen am wenigsten zur Ehre gereicht; wir meinen das Betragen mancher Professoren selbst. Abgesehen nämlich davon, daß sich nicht ganz selten akademische Lehrer in widriger Vernachlässigung der eignen Erscheinung, in ungebildeten Umgangssitten, wohl gar in crapulosem Leben gefallen; so sind es noch zwei wirklich entwürdigende Fehler, welche immer wieder von Einzelnen aus der großen Menge begangen werden, und dann auch die übrigen ganz Unbetheiligten und Unschuldigen leicht in Mißachtung bringen. Dies aber ist die Gemeinheit, mit welcher man sich Zuhörer zu verschaffen sucht; und die Rohheit und Leidenschaft, mit welcher persönliche oder gelehrte Zwiste öffentlich geführt werden. Während Händel dieser Art wenigstens von Zeit zu Zeit auszubrechen nicht verfehlen, auf manchen Universitäten, und hier wieder in gewissen Facultäten, sogar fast stehend geworden sind, wie Jedermänniglich weiß, besitzt fast jede Hochschule auch von der Gattung der niederträchtigen Zuhörerjäger ein oder das andere Exemplar. Natürlich muß nun aber das Haschen nach der Studenten Gunst, das bängliche Bemühen um

jeden einzelnen Zuhörer, der moralische Zwang oder die noch elendere Beschwatzung, welche gegen Schwache oder Empfohlene ausgeübt werden, die Verläumdung beliebterer und besuchterer Amtsgenossen, das Fügen in die Trägheit und das Vorurtheil, das Zotenreißen auf dem Katheder, und was die feinen Mittel weiter sind, bei den jungen Leuten die tiefste Verachtung erzeugen. Und wie leicht, wenn schon noch so ungerecht, wird dann dieses Gefühl übergetragen auf den ganzen Stand, welchem ein solches räudiges Schaf angehört! Der Einwendung aber, daß zu allen Zeiten auf Universitäten dergleichen vorgefallen sey, und doch zugestandenermaßen früher mehr Pietät geherrscht habe, daß somit hier kein Grund des Mangels der letztern gesucht werden könne, begegnen wir mit der Bemerkung, daß dem in ganz unangetasteter Verehrung Stehenden leicht etwas zu Gute gehalten wird, was bei geringerer Neigung und bei Lust Fehler zu finden zu bitterem Vorwurfe gereicht.

Drittens endlich ist unläugbar, daß den Universitäten das politische Unwesen, welches zu wiederholtenmalen nicht nur von einem bedeutenden Theile der Studirenden, sondern auch von einzelnen Lehrern getrieben wurde, vielfach geschadet hat. Daß man in der Besorgniß und Abneigung von mancher und von bedeutender Seite zu weit ging, ist zwar richtig, und es gehörte eben nicht viel Menschenkenntniß und Umsicht dazu, um es begreiflich, selbst nothwendig zu finden, daß die allgemeine politische Bewegung, welche die ganze Welt ergriffen hatte, nicht spurlos an den Universitäten vorbeigehen könne, ohne daß diesen deßhalb eine besondere Schuld und Verderbniß zugemessen werden dürfe. Wie hätte gerade die Jugend, wie der auf Beachtung und Behandlung der Ideen durch Amt und Gewohnheit hingewiesene Mann nicht besonders lebendigen Antheil nehmen sollen an einer weltgeschichtlichen Geistesrichtung, welche ringsum Alles mit sich fortriß? Auch geben wir gerne zu, daß die Furcht vor der von den Universitäten drohenden politischen Gefahr zu einem bedeutenden Theile ungegründet war, da einige weitere Jahre Erfahrung und Nachdenken, Nachsuchung und Bekleidung von Aemtern, Verehelichung und Kindersegen bei den Meisten gar bald jede ideelle und unpractische Richtung, jede Poesie, vollends aber gar Neigung zu Verschwörungen und Umsturz gänzlich abzustreifen geeignet sind. Damit ist

jedoch keineswegs jede Schuld beschönigt oder gar geleugnet. Es haben wirklich an den verschiedenen seit zwanzig Jahren in Deutschland vorgekommenen politischen Bewegungen und Störungen, nicht nur eine Anzahl von Lehrern auf verschiedenen Hochschulen einen verderblichen und tadelnswerthen Antheil genommen, sondern es hat auch ein bedeutender Theil der Studirenden gethan, was nicht zu billigen ist. Erstere haben ihre Pflicht so wenig erkannt, daß sie, anstatt zu beruhigen und Vernunft beizubringen, Oel in das Feuer gossen durch Reden und Handlungen, indem sie sich in die erste Reihe der äußersten und, wie wohl kaum jetzt noch von Vielen in Abrede gestellt werden dürfte, ganz unvernünftigen Widerspruchspartei stellten. Die jungen Leute aber haben sich in weit verzweigte Verschwörungen oder wenigstens aufrührerische Gelüste eingelassen; ein bedeutender Theil Jener, welche ihr Vaterland flüchtig verlassen mußten wegen Hochverrathes und thätlichen Angriffes auf die bestehende Ordnung, ging von den Universitäten aus. Man muß in jener stürmischen Zeit auf einer Universität gelebt haben, um zu wissen, wie weit bei gar Manchen damals der politische Fanatismus ging. Man muß mit zugesehen haben, um sich eine deutliche Vorstellung von der Gewaltthätigkeit zu machen, mit welcher von den jungen Leuten ihre Meinung ausgedrückt wurde, mit welcher sie z. B. selbst ständische Wahlen den von ihnen abhängigen Bürgern der Universitätsstädte abnöthigten. Daß nun ein solches Treiben in der Gegenwart und die davon für die Zukunft zu erwartenden Früchte bei vielen, und gerade bei sehr einflußreichen Personen eine bedeutende Abneigung erwecken mußte, ist ganz natürlich; psychologisch aber recht gut erklärlich, daß die Ungunst von den Einzelnen auf Alle, von den zufälligen und zeitigen Personen auf die Anstalten übergetragen ward. Dadurch aber wurden die Universitäten, sonst so häufig die Lieblingskinder der Regierungen, welchen Gutes zu thun und Förderung zu geben gerne Vieles angewendet wurde, fast in das umgekehrte Verhältniß gebracht. Nicht nur fehlte der eigene Antrieb zur Fortsetzung der Pflege und Begünstigung, sondern selbst der von Außen gelieferte Beweis von Bedürfnissen fand ein ungeneigtes Ohr. Und wenn auch, bei der allgemeinen Veränderung des öffentlichen Geistes, seit einigen Jahren allerdings keine neuen Verirrungen und Ursachen zu Beschwerden vorgekommen sind, so liegen jene Vorfälle noch

zu frisch in der Erinnerung, als daß bereits die Rückkehr zu der frühern Gesinnung möglich geworden wäre, wie denn leichter eine Gunst verscherzt als wiedergewonnen wird.

Dies sind, unserer Ansicht nach, diejenigen Uebelstände, an welchen die deutschen Hochschulen wirklich leiden, und in Beziehung auf welche sie gegen den frühern Zustand zurückstehen. Sie sind aber bedeutend genug, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und es ist sehr begreiflich, daß eine Menge von Heilungsversuchen, wenigstens von Vorschlägen, gemacht wurden. Daß diese Verbesserungsplane bei den vielfachen verwickelten Verhältnissen nicht alle richtig gedacht, noch mit Einsicht ausgeführt wurden, ist zwar allerdings wahr; allein deßhalb zeugt es doch von sonderbarer Blindheit oder Beschränktheit, wenn Manche glaubten, durch gänzliches Läugnen der Uebel die Gegner beschwichtigen, durch starres Festhalten an allem Alten, auch da wo es offenbar ungenügend oder verrostet war, unangenehme und unpassende Maßregeln abwenden zu können. Die Kriegslist des Vogels Strauß ist längst gewürdigt, und wer zu viel beweist, überzeugt auch da nicht, wo er Recht hat. Je wichtiger die Hochschulen für ein gesundes Gesammtleben des deutschen Volkes sind, desto wichtiger ist es, daß sie selbst so tadellos und nützlich wirksam als irgend möglich seyen. Untersuchen wir daher, welches die bisher versuchten Heilmittel waren, und warum sie ganz oder theilweise den Zweck nicht erreichten.

Die erste Stelle unter den wirklich ergriffenen Maßregeln nehmen ein die theils vom deutschen Bunde, theils von den einzelnen Landesregierungen erlassenen polizeilichen Vorschriften. Sie betreffen bekanntlich vor Allem die Verbindungen der Studirenden; sodann aber geben sie strengere Vorschriften in Beziehung auf Consilirte und Relegirte, auf Neuaufzunehmende und deren Zeugnisse; sie suchen das müßige Umherziehen in und außer den Ferien, den nicht einmal von Aeltern und Vormündern gebilligten Aufenthalt ganz unnützer Subjecte, die Wiederverwendung solcher Lehrer, welche wegen strafbaren Betragens entfernt werden mußten, zu verhindern. Es wurde strenge verboten, ganze Universitäten oder einzelne ihrer Mitglieder mit Verrufen zu belegen. Durch Anordnung von häufigen Prüfungen während der Studienzeit, Feststellung der auf Vorbereitungsstudien mindestens anzuwendenden

Zeit, Abgebung von strengen Sittenzeugnissen an die Staatsbehörden zum Behufe der Berücksichtigung bei einstiger Dienstübertragung, soll nach den Anordnungen manches einzelnen Staates auf den Fleiß der Studirenden gewirkt werden, ohne daß doch die strengen Zwangsvorschriften der österreichischen u. s. w. Universitäten eingeführt wurden. Haben nun diese Maßregeln gewirkt, und was haben sie gewirkt? Es ist nicht zu verkennen, daß durch sie größere Ordnung und Gesetzlichkeit bewerkstelligt worden ist. Die verbotenen Gesellschaften haben sich sehr vermindert und ins unschädlichere Verborgene zurückgezogen. Des Renommirens ist weniger geworden, und es tritt in civilisirteren Formen auf. Der politische Unfug hat sich beinahe ganz verloren; wobei freilich unentschieden bleiben mag, welchen Antheil hieran die veränderte Stimmung der Zeit trug. Ueberhaupt ist man des unruhigen Elementes wieder soweit Herr geworden, daß es sich in den Gesetzen der bürgerlichen Ordnung bewegt und durch diese im Wesentlichen beherrscht wird. Dies Alles aber ist geschehen ohne einen hauptsächlichen Nachtheil und mit verhältnißmäßig geringer Anstrengung. Die zum Theile nach dem Maßstabe einer ganz kleinen Universität zugeschnittenen Formen der neuen Einrichtungen haben sich nach dem Bedürfnisse erweitern lassen, und es bedarf nur des ernstlichen Willens aller Universitäts-Behörden um die Sache im Gange zu erhalten. Des Erlangten ist somit viel, und jeden Falles mehr, als man ohne gemeinschaftliche Anordnungen hätte erreichen können. Allein nicht nur ist nicht Alles erlangt worden, was beabsichtigt wurde, sondern es hätte auch die volleste Erreichung dieser Absicht doch die wesentlichsten Uebelstände der Universitäten nicht einmal berührt. Nicht erreicht wurde nämlich die Absicht hinsichtlich des größern Fleißes und der gründlicheren allgemeinen Vorbildung. Theils widerstrebt es den Professoren (gleichgültig jetzt ob mit Recht oder Unrecht), in diese an die niederen Schulen erinnernden Vorschriften nach deren Sinn und mit eigenem Eifer einzugehen; mit der Einhaltung der bloßen Form wird aber natürlich nichts gewonnen. Theils widersprechen solche theilweise Zwangsanstalten dem allgemeinen Principe der Lehr- und Lernfreiheit auf den deutschen Universitäten allzusehr, sie bleiben viel zu entschieden eine nur halbe und noch dazu inconsequente halbe Maßregel, als daß von ihnen Wirkung zu erwarten wäre. In dieser Richtung wäre nur durch strenge

Durchführung des Grundsatzes und der Einrichtungen der Jesuiten-Universitäten etwas Wirkliches zu erreichen. Daran aber ist, und zwar im Ganzen glücklicherweise, nicht zu denken. Gar nicht erreichen konnten aber die genannten Polizeivorschriften diejenigen Mißstände, welche mit dem politischen Treiben und der übrigen Meisterlosigkeit der Universitäten nicht zusammenhängen; somit Alles, was sich auf den verminderten Werth dieser Anstalten und auf das unnatürliche und störende Verhältniß zwischen Lehrern und Schülern bezieht, also unseres Bedünkens gerade die Hauptsache. Man wird sagen, daß sie auf Wegräumen dieser Umstände auch gar nicht berechnet gewesen seyen. Wohl; aber dann wundere man sich auch nicht, wenn kein völliges Behagen eintreten kann.

Eine zweite, früher in Deutschland unerhörte, Maßregel war das Verbot gewisser Universitäten, welche in dem Geruche besonders schlimmen politischen Geistes oder laxer Vollstreckung der allgemeinen disciplinarischen Vorschriften waren. Wir wüßten nicht, daß durch dieses Interdict, diese von Regierungen selbst ausgehende Verrufserklärung, irgend ein Nutzen erzielt worden wäre. Die Absicht konnte natürlich nur die seyn, eine moralische Ansteckung zu verhindern. Zu diesem Entzwecke bedurfte es aber einer Seits solcher allgemeiner Verbote, welche doch immer verletzten und in mancher Beziehung auch Unschuldige trafen, keineswegs; anderer Seits vermochten sie gerade in der Hauptsache gar nichts zu bewirken. Geben wir nämlich, was das Erste betrifft, auch zu, daß von einzelnen wenigen Universitäten, welche schlecht genug denken und rechnen, durch die gestattete Licenz der Studirenden deren Zahl heben zu wollen, etwas verwilderte Landeskinder hätten zurückkommen können: so war Solchen augenblicklich durch kräftige Beweise der eigenen größeren Strenge der eingeführte Trotz wieder abzugewöhnen. Nichts lernt man leichter, als wo man dem Gesetze Hohn sprechen kann, und wo es gerathen ist, ihm zu gehorchen. Hinsichtlich der behaupteten Unwirksamkeit in der Hauptsache aber sey es erlaubt daran zu erinnern, daß das Miasma politischer Unzufriedenheit und Widerspruchsneigung allgemein in ganz Deutschland verbreitet war, keineswegs aber als Contagium an einzelnen bestimmten Oertlichkeiten haftete. Die Verbote können somit erinnern an die Sperren jener italiänischen Staaten, welche sich gegen die Cholera hermetisch abschlossen, während

sie bei ihnen selbst wüthete. Und sind anders unsere Nachrichten nicht ganz unrichtig, so waren da und dort auf einer der zu schützenden Universitäten während der Dauer des Verbotes die verbotenen Gesellschaften u. s. w. ganz anders organisirt und thätig, als in den für angesteckt erklärten Orten. Da überdies durch solche Sperren nicht nur die Möglichkeit, einzelne Specialitäten von Männern oder Anstalten zu benutzen, wegfiel; sondern auch die durch Reisen und Aufenthalt an fremden Orten zu gewinnende Bildung verhindert wurde: so scheint diese Maßregel, auch wenn man nur auf den beschränkten Zweck sieht, welchen sie allein im Auge hatte, nur als eine falsche erachtet werden zu können.

Unzweifelhaft eine weit durchgreifendere und in ihren Folgen nach Dauer und Umfang weit wichtigere Maßregel als die bisher genannte, ist die theils ausgeführte, noch mehr aber weiter empfohlene Verlegung der Universitäten in große Städte. Selbst der eifrigste Gegner einer solchen Verlegung muß zugestehen, daß dieselbe sowohl die Wirksamkeit einer Universität zu heben, als das Verhältniß zwischen Schülern und Lehrern zu verbessern, endlich die politischen und polizeilichen Vorkehrungen zu unterstützen geeignet ist. Den erstgenannten Vortheil hat die Maßregel, weil sie die in jeder großen Stadt vorhandenen bedeutenden materiellen und personellen Unterrichts- und Bildungsmittel zur Verfügung der Universität stellt, was namentlich für die medicinischen und naturwissenschaftlichen Studien von der größten Bedeutung ist; weil sie einer beträchtlichen Anzahl von Menschen, welchen der Besuch einer entfernteren Universität nicht hätte beigehen können, reiche Gelegenheit zur Benutzung von Vorlesungen gewährt; weil sie bei den eigentlichen Studirenden die Vortheile des bloßen Unterrichts mit denen eines großen Centralpunctes der Civilisation vereinigt. Auf das Verhältniß der Lehrer und Schüler wirkt die Versetzung in eine Hauptstadt in so fern günstig, als ein solcher Aufenthalt bei allen Theilen die Formen und Sitten des geselligen Anstandes erzwingt, und als manche kleinliche Berührungen und Mißverständnisse wegfallen. Die disciplinarische und gesetzliche Ordnung gewinnt aber in so fern, als der Student sich in der großen Stadt ganz verliert, somit auch die in einem kleinen abhängigen Orte so bestimmt hervortretenden Nachtheile des geschlossenen Corporationswesens von selbst fehlen, und als der junge Mann hier

Gelegenheit und Veranlassung genug hat, seine Liebhabereien auf andere Dinge als auf burschikosen oder politischen Unfug zu richten. Er fühlt sich in der großen Masse zu vereinzelt, unter den vielen hochstehenden und befehlenden Personen zu unmächtig, als daß er leicht auf den Gedanken kommen könnte, es sei schon jetzt an ihm, die Welt zu verbessern. Dies Alles ist unumwunden zuzugeben. Allein die Medaille hat auch ihre Kehrseite. Wir erinnern nur an die größeren Gefahren für die unerfahrene und leichtblutige Jugend; an die größeren Kosten des Aufenthaltes; an den Verlust der poetischen Universitätszeit; an die Ueberschwemmung des ganzen Landes und aller öffentlicher Stellen mit den zahlreichen, jetzt wohlfeil studirenden Söhnen der Hauptstadt. Was an Anstand des Betragens der Universitäts-Angehörigen gewonnen wird, geht leicht an Herzlichkeit und genauer Bekanntschaft verloren. Und hinsichtlich des politischen Treibens ist nicht zu läugnen, daß, wenn die Parteiungen und Umtriebe eine gewisse Höhe erreicht haben, sie in der Hauptstadt leicht am giftigsten werden, und daß sie dann auch durch die Anwesenheit so vieler junger Männer für das Gesetz und für die letzteren selbst, je nach dem Ausgange, um so bedenklicher werden. Doch könnte man noch über dieses Alles weggehen, Schlimmes mit Gutem ausgleichend und doch noch vielleicht einen Ueberschuß behaltend; allein ein Umstand ist noch zurück, welcher in unsern Augen allein hinreicht, dem Plane solcher Versetzung den Stab zu brechen. Keine Regierung ist so reich mit Kenntnissen und talentvollen Beamten in der Hauptstadt versehen, daß sie nicht auch noch eine Vermehrung ihrer Zahl wünschenswerth finden müßte. Für den Gelehrten aber hat es natürlich vielen Reiz seinen Ideen auch unmittelbar Geltung verschaffen zu können, wozu noch theils die Nothwendigkeit größerer Einnahme in dem luxuriöseren Orte, theils Widerwille gegen das lange getriebene Unterrichtsgeschäft kommen kann. Somit wird eine partielle Verwendung gerade der ausgezeichnetsten Professoren im activen Staatsdienste bei allseitigem Interesse bald zu Stande kommen. Damit aber ist, zehn gegen eines, der Gelehrte als solcher verloren, indem nur Wenige die Bewegung und die Abhaltungen des thätigen Lebens zu vereinigen wissen mit der zum Studium und zur Composition nothwendigen Sammlung der Gedanken und Abziehung der Interessen. Will man aber einwenden, daß der Verlust ersetzt werden

werde durch die zahlreich in der Hauptstadt vereinigten Männer von Geist, Bildung und speciellen Kenntnissen, welche leicht die eine oder die andere Vorlesung zu halten bestimmt werden können, während sie nie eigentliche Professoren in einer Landstadt geworden wären: so geben wir zu, daß in einzelnen Fällen wirklich hier großer Gewinn für die Universität gemacht werden könnte; allein in der großen Mehrzahl der Fälle wird der Versuch schlecht ausfallen. Es ist immer verderblich, Anstalten auf Dilettanten-Arbeit und -Eifer zu gründen, und das ganze Ergebniß kann (wie gesagt, mit einzelnen Ausnahmen) nur das seyn, daß die Professoren aufhören zu lesen und die Praktiker schlechte Vorlesungen halten. Und man wird uns zugeben, daß, je kleiner die Hauptstadt, und je nothwendiger die Sparsamkeit im Staatshaushalte ist, desto sicherer diese Folgen eintreffen müssen, d. h. desto gewisser die Universität zu Grunde gerichtet wird. — Wir können somit in dem Verlegen aller Universitäten in die Hauptstädte, wenn sich schon sehr wesentlicher Nutzen in gewissen Beziehungen dabei herausstellt, kein räthliches Mittel zur Verbesserung der gegenwärtigen Mißstände der Universitäten sehen.

Haben wir nach diesem noch nöthig, von jenem Vorschlage zu reden, welcher unbegreiflicherweise trotz seiner Beschränktheit so vielen Leuten das Blut gegen den Kopf trieb und ihnen eine spitzige Feder in die Hand gab, ich meine den Vorschlag Diesterweg's, die Universitäten herabzustimmen zu bloßen Katechisationsanstalten, und den Docenten einerseits zu verbieten, Lehrer und Förderer der Wissenschaften zu seyn, andererseits ihnen zu befehlen, offenes Haus für Jeden nach dessen Belieben zu machen? Wir denken, es ist unnöthig. Das ganze stimmfähige Publikum hat die völlige Verkehrtheit und Unausführbarkeit dieser Ansichten bereits anerkannt; und es sey uns hier nur die Bemerkung gestattet, daß damit das jetzt bereits vorhandene Uebel der absoluten und relativen Werthverminderung der Universitäten nur noch gesteigert und unheilbar gemacht, die disciplinarische Schwierigkeit aber nicht beseitigt würde. Und ob bei solchem von Amtswegen genöthigtem Zusammenleben das Verhältniß der Pietät viel gewinnen würde, mag billig ebenfalls dahin gestellt bleiben.

Somit sind dann die theils wirklich getroffenen, theils wenigstens in Vorschlag gebrachten Anstalten zur Entfernung der

Mißstände bei den Universitäten nicht von der Art erfunden worden, daß sie zum Ziele führen könnten. Ist ihr Mißlingen aber vielleicht bereits ein schlagender Beweis, daß der Zweck gar nicht erreicht werden kann? Ist hier einer der häufigen Fälle, in welchen die Veränderung aller Verhältnisse eine früher vollkommen wirksame und in allen Beziehungen harmonische Einrichtung unwiederbringlich aus dem Gleichgewichte bringt, und sie eines Theiles ihrer Wirkung beraubt, wo dann jeder Wiederherstellungsversuch nur Verschwendung von Mühe und Mitteln, ein Beweis von gänzlichem Mangel an Einsicht ist? Theilweise wohl allerdings; allein nur theilweise. Es scheint uns nämlich, daß die Verminderung des frühern absoluten und relativen Werthes der Universitäten durch Ursachen bedingt ist, welche an sich eine Wegräumung nicht zulassen. Wer könnte daran denken, die Literatur hemmen zu wollen, damit der mündliche Unterricht wieder mehr Geltung bekäme? Was würde man zu dem Vorschlage sagen, der Entwicklung der Industrie in den Weg treten, die Gewerbeschulen wieder aufheben zu wollen, in der Hoffnung, der Gelehrte werde dann wieder allein gelten, nur auf den Hochschulen wieder höhere Bildung zu erlangen seyn? Auch Verbot der Reisen oder die Unterlassung der Ausstattung großer Städte mit allen Arten von Bildungsmitteln zu dem in Frage stehenden Zwecke, dürfte diesseits des Irrenhauses kaum auf Billigung rechnen. Und selbst nicht innerhalb desselben ein Plan zur Aufhebung der ständischen Verfassungen, damit kein Redner mehr die Kathedermänner überstrahle. Von einer Wegräumung dieser Ursachen, somit von einer gänzlichen und gründlichen Heilung des Uebels, so weit solches aus denselben fließt, kann keine Rede seyn. Allein nicht nur sind die weiteren, ebenfalls nicht unbedeutenden, Mißstände nicht so schwer zu beseitigen, weil sie nicht mit einer unwiderstehlichen Umgestaltung der socialen Verhältnisse zusammenhängen; sondern es bleibt doch auch noch hinsichtlich der Wiederherstellung eines größeren Werthes der Universitäten das Mittel übrig, dieselben in ihrer intensiven Wirksamkeit und Trefflichkeit möglichst zu steigern. Dadurch würden sie nämlich, so weit sie überhaupt noch von Bedeutung sind, sich auf eine noch höhere Stufe stellen als bisher, und eben so, als eine in sich vollendetere Gestaltung, wieder einen größeren relativen Werth einnehmen. Die Frage, ob und wie aber dieses

Alles zu bewerkstelligen wäre, ist daher immer der Untersuchung werth, vorausgesetzt, daß überhaupt ein möglichst guter Zustand unserer Hochschulen wünschenswerth ist. Und da diese letztere Frage wohl überhaupt bei jeder einmal bestehenden Anstalt, namentlich aber bei einer solchen, welche die Anfangs angedeutete Geltung für unser geselliges und geistiges Leben hat, nicht anders als bejaht werden kann, so wenden wir uns zur Auffindung der Mittel.

Bei einer Schule sind natürlich die Lehrer die Hauptsache. Handelt es sich von einer Steigerung der Eigenschaften der Universitäten, so ist also eine möglichst gute Besetzung der Professuren das Erste und Wichtigste. Zur Lösung der Aufgabe ist aber dreierlei nöthig. Erstens müssen die Verhältnisse der Professoren so geordnet werden, daß sich ganz tüchtige Männer zur Betretung dieser Laufbahn gerne geneigt finden. Zweitens ist das Ernennungsrecht so zu bestimmen, daß die Wahrscheinlichkeit für die Ernennung je des Beßten spricht. Drittens sind unbrauchbare Lehrer alsbald zu entfernen. In allen drei Beziehungen ist nun allerdings in jedem Staate bald dieses, bald jenes geschehen; allein wir wüßten nicht, daß es irgendwo vollständig und systematisch genug geschähe.

Betrachten wir zuerst die Mittel zur Anlockung der gehörigen Anzahl tüchtiger Bewerber um akademische Lehrstellen. Daß die früheren Amtsverhältnisse der akademischen Lehrer bei den jetzt so sehr veränderten Verhältnissen nicht Reiz genug mehr darbieten, um die aufstrebenden Talente und die Männer, welche eine Zukunft in sich fühlen, in gehöriger Anzahl ihr zu- und andern Laufbahnen, namentlich der politischen, abzuwenden, dürfte schon aus den oben gemachten Bemerkungen über die Verminderung der relativen Wichtigkeit der Hochschulen hervorgehen. Nothwendig muß hier bis wenigstens zur Ausgleichung aufgebessert werden. Da aber die amtliche Wirksamkeit, der Natur der Sache nach, nicht erhöht werden kann, so muß vor Allem um so gewisser mit äußerer Ehre und mit Geld nachgeholfen werden. Beides erscheint auch dem billigen Beurtheiler gewiß nicht als unverhältnißmäßig. Namentlich ist wohl auf den meisten Universitäten eine bedeutende Erhöhung der Gehalte unabweisbar. Diese alten stiftungsmäßigen Einnahmen entsprechen weder der Belohnung solcher anderweitigen

Staatsdiener, welchen sich gleich zu stellen selten ein Professor bescheiden genug seyn möchte, noch auch den so sehr gesteigerten literarischen Ausgaben und den unabweisbaren Anforderungen in geselliger Beziehung. Die Honorare der Vorlesungen, welche von dem nicht genauer unterrichteten Publikum in der Regel so hoch in Anschlag gebracht werden, sind in den meisten Fällen ziemlich unbedeutend. Einzelne, allerdings bestehende, Ausnahmen ändern und bessern nicht nur nichts für die Gesammtheit, sondern erregen nur Mißmuth und Mißgunst. Zwar kann mit Ehrenbezeugungen und mit Geld nichts erzwungen werden, wo nichts ist; allein ohne dieselben wird sich nicht so viel finden, als man bedarf. — Es ist aber hieran nicht genug. Nicht Jeder mag sein ganzes Leben auf dem Katheder zubringen, wenn er schon gerne eine Zeitlang Dienste als Lehrer leisten würde. Die unendliche Mehrzahl der Professoren muß sogar bei herannahendem Alter wünschen, eine andere Stellung zu erhalten; denn das Loos eines allmählig veraltenden und von Jüngern verdrängten akademischen Lehrers ist ein sehr trauriges. In der Regel hält es aber schwer, aus der einmal begonnenen Laufbahn wieder wegzukommen, und dies schreckt Manchen ab, sich anzubieten. Es würde gerade das Umgekehrte eintreten, wenn eine rühmliche zeitweise Dienstleistung an der Universität ein entschiedener Grund zu Beförderungen in andern Zweigen wäre. — Schließlich sey es noch erlaubt, an einen weitern, nicht immer gehörig beachteten, Punkt zu erinnern, wir meinen an passende amtliche Formen. Im Allgemeinen sind Gelehrte eitel, denn das einsame Studierzimmer und das tägliche unwidersprochene Reden zu einer Menge aufmerksamer Zuhörer bringt diesen Fehler mit sich. Sie sind also leicht verletzt und dagegen eben so leicht zufrieden gestellt. Warum also nicht die doch so wohlfeile Münze artiger Formen im amtlichen Verkehr mit ihnen immer anwenden? — Es ist kaum denkbar, daß diese Mittel nicht bei einer bedeutenden Anzahl von jungen Männern die Lust erwecken sollten die akademische Laufbahn bei Gelegenheit zu ergreifen, vorläufig aber durch angestrengten Fleiß und eine längere Studienzeit, durch Reisen u. s. w. die erforderlichen Eigenschaften zu erwerben. Auch könnte die Regierung noch dadurch nachhelfen, daß minder Wohlhabenden solche Vorbereitung durch Bewilligung tüchtiger Studien- und Reise-Stipendien erleichtert

würde. Eine positive Verbindlichkeit zur einstigen Annahme eines Lehramtes wäre zwar von Seiten der Stipendiaten nicht zu übernehmen, weil kein öffentliches Amt unzweckmäßiger einem Unwilligen aufgedrungen würde, als eine Lehrstelle: allein man erhielte doch zeitige Nachricht von der Absicht, und die Möglichkeit einer überlegten auf die vorauszusehenden Bedürfnisse berechneten Richtung bedeutender junger Männer.

Haben nun aber die auf solche Weise bewilligten Vortheile und in Aussicht gestellten Hoffnungen der akademischen Laufbahn die völlige Anzahl von Bewerbern zugeführt, so handelt es sich dann von den Mitteln, die beste Auswahl zu treffen. Die Sicherung des wichtigen Zweckes fordert, daß man sich hier nach objektiven und nach subjektiven Garantien umsehe. Nach jenen, damit genaue Erkennung der Persönlichkeiten möglich sey. Nach diesen, daß nicht nur intelligente, sondern auch ernstlich wollende Männer die Bestimmung auf den Grund dieser Notizen treffen. — In ersterer Beziehung müssen wir hier von dem Satze ausgehen, daß erst die wirkliche Probe über die Brauchbarkeit des Professors vollkommen entscheidet, indem Kenntnisse und selbst Talente noch keineswegs eine sichere Gewährleistung für Lehrgabe, Rednerfähigkeit, Geschmack und Ausdauer geben können, ohne welche Eigenschaften aber doch von einem guten Lehrer nicht die Rede seyn kann. Somit muß als oberste Regel feststehen: daß so selten als möglich die schließliche Uebertragung einer ordentlichen Lehrstelle ohne Erstehung der gehörigen Probe erfolgen darf. Sehen wir ab von der Einrichtung eines Concurses, welches Mittel nicht nur unserm Nationalsystem zuwider ist, und ganz gewiß die tüchtigsten Männer von der Bewerbung um Lehrstellen verscheuchen würde, sondern auch keineswegs eine hinreichend umfassende Kenntniß von der Brauchbarkeit zum Lehrer gewähren kann, indem in solcher kurzen Prüfung Lehrgabe, Fleiß, Methode nicht erkundet werden mögen: so kann, der Natur der Sache nach, die Probe nur geleistet seyn durch die erfolgreiche Bekleidung einer Lehrstelle an einer andern Universität, oder durch die Leistungen als Privat-Docent auf der einheimischen Hochschule. Von beiden Mitteln ziehen wir wieder das letztere als Regel vor. Kann nämlich allerdings in dem erstern Falle ein Mann von vollendeter Ausbildung und von großem Rufe gewonnen werden, und ist eine solche Erwerbung

zuweilen unschätzbar: so ist doch auch nicht zu übersehen, daß die regelmäßige Besetzung der Lehrstellen durch Vocationen sehr theuer zu stehen kömmt; daß man selten ganz umfassende und aufrichtige Nachrichten aus der Ferne erhält; daß manchfacher Mißbrauch mit solchen Berufungen betrieben werden kann. Bei der Erprobung des jungen Lehrers als Privat-Docent an der eignen Universität fallen alle diese Nachtheile weg, und es ist die ganze Einrichtung nach allen Richtungen hin von nützlichen Wirkungen, namentlich wenn einer Seits solchen jungen Männern, welche sich wirklich als tüchtig zeigen und die man also nachzuziehen beschließt, nach nicht allzu langem Verzuge eine bestimmte Versicherung und vorläufige Unterstützung gegeben wird, damit sie nicht überdrüßig werden und sich entfernen; anderer Seits aber den entschieden als untauglich Erwiesenen die Erlaubniß zu lehren bei Zeiten wieder entzogen wird. Letzteres ist zwar nicht Sitte, sondern man überläßt den Rücktritt solcher ihrem eigenen Ermessen; allein nicht nur kann sich dann leicht ein Haufen unbrauchbarer, unzufriedener und intriguirender Menschen ansammeln, sondern man läuft auch noch die Gefahr, daß ein unzeitiges Mitleiden am Ende doch eine Lehrstelle an einen gar zu lange Harrenden hinwirft. Vielleicht ließe sich das Institut der Privat-Docenten noch weiter organisiren, und diesen Anfängern eine bestimmtere Richtung und rechtzeitige Belehrung dadurch geben, daß sie über Methode und Inhalt ihrer Vorträge sich gegen anerkannt erfahrene und berühmte Lehrer auszuweisen, in deren Gegenwart zu reden, und alsdann über die Fehler und Mängel Anweisung zu erhalten hätten. Auf einer großen Universität ließe sich vielleicht auf solche Weise eine Anstalt bilden, welche nicht nur für die sämmtlichen Lehranstalten des Staates die erforderlichen Kandidaten lieferte, sondern an welche sich auch ausnahmsweise fremde Universitäten zur Deckung ihrer Bedürfnisse wenden könnten. Sollte dies nicht z. B. eine schöne Aufgabe für Berlin seyn? — Natürlich erreichen aber alle Mittel den wahren Werth der Bewerber um Professuren unzweideutig herauszuheben, den Zweck, nämlich die wirkliche Wahl nur des Tüchtigsten, noch nicht, wenn nicht auch dafür gesorgt ist, daß die Urtheilenden und Ernennenden subjektiv die Garantie der erforderlichen Einsicht und des guten Willens darbieten. Es scheinen sich nun aber hierzu die verschiedenen Einrichtungen möglicher Weise

darzubieten, nämlich: Bezeichnung durch die Studierenden; Wahl durch die Korporation der akademischen Lehrer; Ernennung durch der Universität vorgesetzten höhern Beamten. Die erstgenannte Einrichtung, welche allerdings bei dem Entstehen der Universitäten vorkam, und auch jetzt noch theilweise auf den beiden alten englischen Universitäten Sitte ist, verdient wohl nicht, uns lange zu beschäftigen. Sie wäre in ihren Ergebnissen unsicher, indem das Urtheil der jungen Männer über den wahren Werth der wissenschaftlichen Leistungen noch keineswegs fest und zuverläßig ist. Wie oft erlebt man nicht auf Universitäten eine plötzliche Mode für oder gegen einen Docenten, die in kurzer Zeit, vielleicht eben so unmotivirt, ins Gegentheil umschlägt! Daß die Studirenden die allgemeinern Beziehungen zu der Gesammtmasse der Wissenschaften, oder auch die in der Person eines bestimmten Mannes liegenden Schwierigkeiten gehörig würdigten, ist ohnedem ihnen nicht zuzumuthen. Das Verfahren wäre aber auch gefährlich für die Würde und die Ruhe der Universitäten; denn zu welchem Buhlen um die Gunst der Studierenden dies bei den jüngern Docenten führen würde, ist eben so klar, als unzweifelhaft, daß die Mittel nicht immer die ersprieslichsten seyn möchten. Es ist aber auch diese Einrichtung nicht nöthig, denn das einzige sichere Ergebniß desselben, nämlich der Grad der augenblicklichen Beliebtheit eines Anfängers, ist durch die öffentliche Stimme und durch die Zuhörerzahl eben so leicht zu erkunden. Somit bleibt nur die Wahl zwischen Selbstergänzung der akademischen Collegien und der Ernennung durch den Vorgesetzten der Universität. Wir stehen nicht an, uns für die letztere zu erklären. Es ist ein allgemeiner Erfahrungssatz, daß die Selbstergänzung von Collegien nichts taugt. Bei ihr hat in der Regel die Mittelmäßigkeit gewonnenes Spiel, sey es, daß Partheigeist sie fördert, den höhern Zweck außer Aug' lassend, sey es, daß Neid und Furcht vor Ueberragung die Bessern ausschließen. Diese allgemeine Wirkung der Selbstergänzung kann auch bei akademischen Körperschaften nicht fehlen; und die Hoffnung, daß das Pflichtgefühl oder auch nur die Einsicht in den eigenen wahren Vortheil überwiegen und immer den voraussichtlich Berühmtesten und Nützlichsten berufen werde, würde um so mehr auf geringer Menschenkenntniß beruhen, als man hier nicht bloß einen Amtsgenossen, sondern sehr häufig einen directen

Concurrenten in Ehre, Einfluß und Geld zu wählen hat. Es liegen aber noch eigenthümliche Schwierigkeiten in der Selbstergänzung gerade der akademischen Korporationen. Ist nämlich solcher nur dem kleinern, zunächst betheiligten und sachverständigen Collegium, der betreffenden Facultät, überlassen, so ist theils zu besorgen, daß eine bestimmte Schule einseitig und ungerecht begünstigt und zu großem wissenschaftlichem Nachtheile über ihre richtige Lebenszeit verewigt werde; theils ist die Gefahr von Nepotismus sehr nahe, sowohl weil eine Hand die andere waschen kann, als weil ein Widerstand gegen den Versuch in dem kleinen Kreise und gegen einen Mann, mit welchem man täglich zusammen ist, wirklich seine großen Unannehmlichkeiten hat. Ueberläßt man aber der großen Versammlung des ganzen akademischen Senates die Besetzung der Stellen, so fallen zwar die eben genannten Nachtheile wohl weg, dagegen treten nun andere Mißstände ein, namentlich daß Solche, welche nicht sachverständig, noch bei der Güte der Wahl direct betheiligt sind, entscheiden; daß in so großer Versammlung, welche natürlich kein Geheimniß bewahrt, eine offene und wahre Abwägung der verschiedenen Persönlichkeiten verdrießlich und daher selten genug ist; daß ein bestimmter Plan in der Ausfüllung von Lücken, in der Nachbildung und Ermunterung bestimmter junger Männer, die Vorbereitungen zur Ersetzung unbrauchbar gewordener, allein noch im Collegium selbst sitzender, Männer ganz undenkbar ist, und somit immer nur zufällig, planlos und unorganisch gehandelt wird. Davon gar nicht zu reden, daß von der Selbstergänzung und den derselben vorangehenden öffentlichen und geheimen Verhandlungen hauptsächlich die widrigen und unwürdigen Streitigkeiten und Spannungen auf manchen Universitäten herrühren. — Allerdings ist richtig, daß der durch einen Vorgesetzten erfolgenden Besetzung der Stellen mit Recht Manches entgegen gehalten werden kann. Ein Mann kann nicht den Zustand und die Bedürfnisse aller Wissenschaften gleich gut kennen; er hängt somit in Vielem von fremdem Urtheile völlig ab. Ist er unfähig, verdorben oder befangen, so kann es ganz schlecht gehen. Den geheimen Intriguen und dem Favoritismus ist Thür und Thor geöffnet. Allein dennoch ist diese Einrichtung das kleinere Uebel. Hier ist doch eine Voraussicht, ein Plan, ein Zusammenhalten der Mittel denkbar; es steht Einer mit seiner Ehre für einen guten Zustand ein;

dem rechtlichen und verständigen Manne sind genügende Erkundigungen gar wohl möglich; alle Wirkungen des Neides, der Mitwerbung, der Partei und Schule, des Nepotismus fallen ganz weg. Es bedarf freilich eines ganz tüchtigen Kopfes und Herzens; allein wehe auch dem Staate, welcher einen Menschen von solchen Eigenschaften weder unter seinen Bürgern noch auswärts aufzufinden weiß. Ueber die amtliche Stellung desselben kann nicht wohl ein Zweifel obwalten. Da zwischen ihm und dem Fürsten keine Behörde mehr stehen darf, wenn nicht Intriguen und Zögerungen allem Guten in den Weg treten sollen: so kann in constitutionellen Staaten dieser ernennende Vorgesetzte der Universität Niemand anders als der Cultminister selbst seyn. In unbeschränkten Einherrschaften freilich mag das Amt einem selbstständigen, von dem Minister ganz unabhängigen Beamten übertragen seyn. Sollte freilich in dem erstern Falle der Minister mit allzuvielen Geschäften überladen, z. B. mit mehreren Ministerien beauftragt seyn, so daß er nicht in die nöthigen Einzelnheiten einzugehen vermöchte, dann wäre am Ende das System der Selbstergänzung durch den ganzen Senat vorzuziehen.

Von nicht geringerer Wichtigkeit als eine richtige Behandlung der Ernennungen, ist die Sorge, daß die untauglichen Lehrer sobald als möglich entfernt werden. Nirgends ist ein stumpf gewordener oder von Anfang an unbrauchbarer Beamter unerträglicher, als an einer Lehranstalt, da Niemand für ihn eintritt und aushilft, und sein Fehler gleich ganzen Generationen schadet. Seine schleunige Entfernung ist daher heilige Pflicht des Staates; sie ist aber auch gegen einen solchen Mann selbst nur Barmherzigkeit, denn sie entreißt ihn einer der für den Mann von Ehrgefühl drückendsten Lagen. Die Fälle sind aber wesentlich verschieden, je nachdem ein anfänglich tauglicher Lehrer durch herannahendes Alter anfängt, seinen Werth zu verlieren, oder wenn man sich trotz aller Vorsicht bei der Anstellung irrte, und ein entweder wissenschaftlich oder sittlich verwerflicher Mann eine akademische Stelle erhielt. In dem erstern Falle muß natürlich eine ehrenvolle und sorgenfreie Zuruhesetzung den im Dienste Ermatteten beseitigen. Um aber dabei allen Verlegenheiten und jeder schädlichen Berücksichtigung eines Mangels an Selbsterkenntniß zu entgehen, ist die Festsetzung eines bestimmten Alters, in welchem

für den akademischen Lehrer die Zurruhesetzung von selbst eintritt, der facultativen Berücksichtigung des einzelnen Mannes weit vorzuziehen. Wäre ausnahmsweise Einer in dem Normalalter noch völlig tüchtig und zu weiterm Dienste bereit, so mag ihm, jedoch jeden Falls nach Besetzung seiner Stelle durch einen Andern und gänzlichem Austritte aus allen Amtsgeschäften, die Stelle eines freiwillig dienstleistenden Ehrenmitgliedes der Universität vorbehalten werden. Vielleicht wird auch zuweilen ein zum Lehrer nicht mehr hinreichend frischer Mann noch recht gut in einem andern Zweige des Staatsdienstes zu verwenden und dadurch eine Ersparniß zu bewirken seyn. Was aber das Normaljahr selbst betrifft, so möchten wir es keineswegs nach der Pensionirungszeit der übrigen Staatsdiener bemessen, sondern es etwa auf das fünfzigste, höchstens fünfundfünfzigste Lebensjahr festsetzen. Selten nur bleibt ein Professor länger in voller Kraft und Wirksamkeit. — Was aber die Entfernung jüngerer Docenten betrifft, deren Anwesenheit als schädlich erkannt ist, so darf in der Versäumung dieser Maßregel ein Hauptgrund des Verfalles, wenigstens Siechthums, mancher Universität liegen. Namentlich schadet die Duldung einzelner Subjekte, welche sich durch Niederträchtigkeiten, pöbelhaftes Betragen gegen die Amtsgenossen oder unsittlichen Wandel auszeichnen, dem Ansehen und der Wirksamkeit der übrigen Lehrer und der ganzen Anstalt unendlich. Ein einziger solcher Mensch kann wie ein Alp auf der ganzen Universität liegen. Auch der Trägen, der in der Wissenschaft Stehenbleibenden, der sich mit Anderm, als des Amtes ist, Abgebenden, sind fast überall, und sie sind ebenfalls ein Hinderniß und ein positives Verderben. Hier ist äußerste Strenge am Platze. Und selbst wenn ein solcher Mensch gerne von einem Theile der Studierenden gehört würde, dürfte die Entfernung nicht verzögert werden. Nicht nur sind die Motive dieses Beifalls in der Regel sehr schlechte und verderbende, sondern es überwiegen jeden Falls die Nachtheile der Anwesenheit. Solche Professoren, welche bei sonst ehrenwerther Persönlichkeit wegen Mangels an Lehrtalent, oder einer sonstigen wichtigen Eigenschaft, ihre Stelle nicht ausfüllen, können leicht auf unbeschimpfende Weise anderwärts nützlich verwendet werden. Die aus dem Grunde der Sittlichkeit, Ehrenhaftigkeit oder Pflichtversäumniß Anrüchigen sollten, ebenfalls in leichtern Fällen, mit

einer gegen Hunger sichernden Unterstützung ganz aus dem öffentlichen Dienste entfernt werden. Durch die Bestimmung, daß ein Ehrengericht aus unbetheiligten Standesgenossen die Schuld und und Unwürdigkeit erkannt haben müsse, könnte jede Möglichkeit eines Mißbrauches beseitigt werden.

Auf diese Weise, glauben wir, ist mit überwiegender Wahrscheinlichkeit für ein intellectuell ausgezeichnetes und sittlich ehrenwerthes Lehrerpersonal gesorgt. Der Vortheil solcher Besetzung braucht aber nicht erst erörtert zu werden. Doch begnügen wir uns mit ihm allein nicht. Als ein zweites Mittel zur Hebung der Universitäten fordern wir die mit der Ausbildung der Wissenschaften gleichen Schritt haltende Ausdehnung der Anstalt mittelst immer neuer Errichtung von Lehrstellen. Das menschliche Wissen bildet sich theils intensiv immer weiter aus, theils nimmt von Zeit auch irgend ein Theil desselben eine größere äußere Ausdehnung. Entweder sind daran glückliche Gedanken und reformirende Talente Schuld, oder nicht selten das Drängen des praktischen Bedürfnisses. Nun soll aber die Universität in allen Zweigen der Wissenschaft und in deren ganzem Umfange Unterricht ertheilen, wenigstens so weit ein ausgedehnteres Bedürfniß der menschlichen Gesellschaft durch solche befriedigt wird. Sie muß sich somit nothwendig ebenfalls mit den Wissenschaften ausdehnen; d. h. es müssen immer mehr Lehrstühle errichtet werden. Wenn eine Disciplin, welche auf ihrem bisherigen Stande von Einem Manne ergründet und beherrscht werden konnte, durch immer freiere Ausbildung, immer steigende Gelehrsamkeit das Maas des Gedächtnisses, der Zeit und der Fassungskraft Eines Individuums zu übersteigen anfängt, so muß ihre Bearbeitung gespalten und an Mehrere vertheilt werden. Wenn ein besonderes Bedürfniß der Gegenwart eine Seite des geselligen oder innern Lebens, der Natur oder Kunst von vorherrschender Wichtigkeit werden läßt, so werden auch solche Beziehungen derselben jetzt beachtet und wissenschaftlich bearbeitet, welche früher ganz der Aufmerksamkeit entgingen. Leicht wird nun aber dieses Vielerlei selbst für den Mann vom Fache zu verschieden, und es bedarf Mehrerer fortan. So ist es z. B. in den Naturwissenschaften ergangen. Die Zeiten des Einen Professors der Naturgeschichte liegen in fabelhafter Ferne. Aus ihm sind hervorgesproßt ein Zoolog, ein Botaniker, ein

Chemiker, ein Mineralog. Und eigentlich ist schon jetzt die Sache dahin gediehen, daß, der sich mit Säugthieren beschäftigt, die Insekten nicht mehr kennt; der Pflanzen-Anatom und Physiolog ist nicht gerne mehr Systematiker; dem Mineralogen däucht die Geognosie etwas für sich Bestehendes, was seinen eignen Mann vollkommen beschäftigt. Ist es nicht auch mit den politischen Disciplinen und ihren Hülfswissenschaften so ergangen? Wer hat ferner vor hundert Jahren von dem Bedürfniß mehrerer Orientalisten, eigener Geographen, besonderer Lehrer der neueren Sprachen und ihrer Literatur u. s. w. sich nur träumen lassen? Eine Universität aber, welche nicht allen diesen Forderungen nachkommt, ist offenbar hinter der Zeit und hinter ihrer Bestimmung zurück. Sie lehrt die nothwendigen oder wenigstens allgemein verlangten Wissenschaften entweder oberflächlich oder gar nicht. Dies bringt sie um Ansehen, Wirkung und Zweck. Hier muß also nachgeholfen werden, und zwar immer bald, d. h. so oft wieder eine neue Wissenschaft die nöthige Ausbildung und die erforderliche praktische Bedeutung für ein akademisches Studium erworben hat. Allerdings verursacht dies immer steigenden Aufwand; allein hier ist nicht zu helfen. Kleine Staaten sind nicht mehr im Stande eine Hochschule zu erhalten; größere mögen das Opfer bringen. Wo nicht, so wird ihre Landes-Universität bald verlassen werden, und dann ist auch der kleinere Aufwand Verschwendung.

Ist nun aber auf diese Weise dafür gesorgt, daß theils die tauglichsten Männer angelockt und wirklich verwendet, alle Ungehörigen aber entfernt werden, theils die wißbegierige Jugend in allen Zweigen und in aller Ausdehnung der Wissenschaft Gelegenheit zur Bildung findet, so wird zwar auch so eine Universität nicht mehr das Monopol der Bildungsgelegenheit in Anspruch nehmen können; allein sie wird immer diejenige Anstalt bleiben, durch welche die höheren Wissenschaften am sichersten und leichtesten erworben werden können. Es kann ihr sogar zu seiner Zeit der Ruhm nicht fehlen, durch ihre Angehörigen diesen oder jenen Zweig des Wissens zu fördern und zu heben, durch ihre Zöglinge das Leben wirklich nach allen seinen Bedürfnissen mit Einsicht zu fördern und zu leiten. Damit aber muß auch ihre Wichtigkeit steigen; es müssen namentlich sie und ihre einzelnen Angehörigen in dem natürlichen und nützlichen Ansehen bei der studirenden Jugend stehen.

Doch reicht selbst die beste und die reichlichste Personal-Ausstattung noch nicht ganz hin, um eine Hochschule gegen die ihr schädlichen Constellationen der jetzigen Zeit zu sichern. Unumgänglich nothwendig, und kaum weniger hoch anzuschlagen, ist eine reichliche Ausstattung der sämmtlichen wissenschaftlichen Anstalten und Sammlungen. Jeder weiß nicht nur, daß ohne diesen Apparat keine gründliche und keine ausgedehnte Gelehrsamkeit möglich ist, sondern auch, daß die Ansprüche an denselben nach Ausdehnung und Kostbarkeit mit der feineren Ausbildung der Wissenschaften und dem immer sich vermehrenden Umfange derselben riesenmäßig gewachsen sind. Ohne die entsprechenden Sammlungen und Materialien aller Art müssen die Universitäten den großen Centralpunkten der Civilisation weit nachstehen, und zwar gerade im Höchsten und Befriedigendsten; die Professoren aber können ihre Wissenschaften nicht so beherrschen, wie es der Zweck ihres ganzen Daseyns erfordert. Nun aber sind die meisten unserer Hochschulen in diesem Punkte noch sehr stiefmütterlich ausgerüstet; mancher fehlt beinahe Alles. Man sehe ihre Bibliotheken, ihre physikalischen, zoologischen, geognostischen Apparate, ihre botanischen Gärten, Kunstsammlungen u. s. w. Hier muß durchaus mehr geschehen als bisher, und zwar in der Regel viel mehr. Natürlich wird kein Vernünftiger verlangen, daß für jede der deutschen Universitäten Sammlungen aller Art zusammengebracht werden, wie sie Paris und London, Wien und Petersburg, München und Rom aufzuweisen haben. Dieß ist auch nicht nothwendig; der Zweck des Unterrichts erfordert lange nicht so viel noch so vielerlei, und selbst die Mittel zum vollständigsten Weiterstudium der Professoren sind weit näher beisammen. Allein so viel bleibt doch gewiß, daß eine Universität nicht leisten kann, was ihre Bestimmung ist, wenn sie nicht für ihre Bibliothek jährlich 15 — 20,000 fl., für ihre physikalischen und astronomischen Instrumente wieder mehrere Tausende, für den botanischen Garten, die Naturalienkabinette eben so viel, und im Verhältnisse für Chemie, Antiquitäten u. s. w. verwenden kann. Und natürlich sind um so größere Summen nöthig, je geringer der bisherige Bestand dieser Anstalt ist, je mehr also zur Ausfüllung aller Lücken neben der Erwerbung des Neuesten ausgegeben werden muß. Wie viele sind ihrer aber, welchen so bedeutende Mittel

zugewiesen sind? Will man sich aber auf die Unmöglichkeit so große Opfer zu bringen, berufen, so sey an zweierlei Auskunft erinnert. Einmal kann mancher Staat von mehreren Universitäten eine eingehen lassen, und so durch Verschmelzung von Personen und Material Eine große vollkommen ausgerüstete Anstalt begründen, anstatt zweier unzureichender und bettelhaft versehener. Dann aber werden nicht selten an andern Orten ganz nutzlose Sammlungen aufgehäuft, welche, außer von müßigen Fremden und der Schuljugend an Feiertagen, von Niemand eines Blickes gewürdigt, noch weniger je von irgend Jemand wissenschaftlich benützt werden. Solche brachliegende Mittel gebe man den Universitäten, und sie werden bald zur Befruchtung dienen. Wir überschätzen, wie wir glauben, den Nutzen des materiellen Apparates, gegenüber von den geistigen Quellen, nicht; allein sicher ist, daß es unsern Universitäten in der Regel daran fehlt, sicher also, daß eine Verbesserung in diesem Punkte sehr zu ihrer Hebung beitragen muß. Und es sey dabei namentlich noch auf den Umstand aufmerksam gemacht, daß ein genügender wissenschaftlicher Vorrath theils die, nie ganz zu vermeidenden, vorübergehenden Lücken in den persönlichen Leistungen wenigstens theilweise zu ersetzen, und somit die Universität vor Sinken zu bewahren geeignet ist; ferner daß der Besitz solcher Sammlungen ihr weit größere Hoffnungen macht, bedeutende Gelehrten aus dem Auslande berufen zu können.

Unzweifelhaft gehört zu den nothwendigen Mitteln den Zustand der Universität zu heben und den gehobenen zu halten, eine zweckmäßige Disciplin. In den meisten Beziehungen hat die Einrichtung und Handhabung derselben bei einigem guten Willen nicht die mindeste Schwierigkeit. Die Grundsäze liegen sehr nahe. Auf der einen Seite Gestattung aller unschuldigen und gleichgültigen Fröhlichkeit, besondern Lebensweise und herkömmlichen Sitte; auf der andern Seite erbittungslose Bestrafung von Rohheit, Liederlichkeit und Verletzung der Rechte und Selbstständigkeit Dritter. Als Strafe und Besserungsmittel hauptsächlich Entfernung auf kürzere oder längere Zeit. Der Proceß sey kurz, das Urtheil nach moralischer Ueberzeugung; Appellation nur in schweren Fällen, sonst augenblickliche Vollstreckung. Die Besorgung aber darf nicht den Professoren, sondern eignen Beamten

übertragen seyn; die ausführende und beobachtende Polizeimannschaft sey in gehöriger Zahl, Jugendkraft und Disciplin. Dies Alles ist leicht und einfach. Allein noch bleibt ein schwieriger Punkt unerörtert, nämlich wie es mit den Verbindungen und Gesellschaften der Studierenden zu halten sey? Daß durch das Einschreiten des Bundes und der Regierungen einem fast unerträglichen Uebelstande größtentheils ein Ziel gesetzt wurde, ist oben bereits zugestanden worden. Allein weder scheint diese Gesetzgebung auf die Dauer Sicherheit gegen Wiederkehr des Uebels zu geben, noch möchten wir sie dem Inhalte nach und als bleibende Maßregel betrachtet, vollkommen billigen. Ersteres nicht, weil sie, als bloße Strafgesetzgebung, leicht bei einiger Lässigkeit in der Aufsicht und nach einigem Zeitablauf da oder dort in Vergessenheit gerathen kann. Dem Inhalte nach aber gibt sie in sofern zu Ausstellungen Anlaß, als sie bloß negirt, nicht aber auch organisirt. Nun aber liegt in der Natur des jugendlichen Alters, und es beweißt es auch die Erfahrung aller Zeiten und Länder, daß irgend eine Gestaltung der atomistischen Maße der einzelnen Studierenden Bedürfniß für sie ist. Allerdings ist dieses Bedürfniß schon sehr mißbraucht worden, und namentlich einen dieser Uebelstände hat die Bundesgesetzgebung mit Recht und mit Erfolg bekämpft: allein dies hebt die Möglichkeit und Nützlichkeit des erlaubten Gebrauches nicht auf. Ohne Vereinigungs- und Haltpunkte ist zu befürchten, daß die rohe Sitte der Gemeinen und Niederträchtigen sich vordränge, daß einzelne Gewaltthätige eine brutale Herrschaft ausüben, daß eine schnelle und kräftige Einwirkung auf die zerstreute Masse nicht möglich sey. Die Gestaltung und Gliederung der Menge ist daher wohl immer wünschenswerth. Allein leider ist bis jetzt auf unsern deutschen Universitäten der Gedanke noch nicht gefunden worden, dessen Ausführung die erwarteten Vortheile verspräche, ohne die Gefahr alsbaldiger Wiederkehr der bisher erduldeten Uebel mit sich zu führen. Und es ist dabei namentlich zu bedenken, daß es an dem bloßen Befehlen nicht genügt, wäre das Befohlene auch noch so vernünftig; es muß auch die Einrichtung allgemein- und aufrichtige Theilnahme bei den jungen Männern selbst finden, sonst bleibt sie ohne alle Wirkung. Wir unseres Theils, geben unser Unvermögen, hier einen erklecklichen Vorschlag zu machen, gerne zu; da wir aber auf das

Lebendigste überzeugt sind, daß hier eine wesentliche Lücke in der Ordnung des Lebens der Universitäten ist, so könnte uns nichts mehr freuen, als wenn dieser Punkt, weiter zur Discussion gebracht, am Ende doch noch eine genügende Lösung fände. Es wäre dies ein um so glücklicherer Umstand, als eine tadellose Einrichtung in diesem Punkte den Hochschulen wieder manche wichtige Gunst zuwenden könnte, welche durch den Mißbrauch der Association verscherzt worden ist.

Zum Schlusse sey noch ein Augenblick der Untersuchung der Frage gewidmet, ob die Unterlassung der verschiedenen Staats- und Kirchendienstprüfungen an die Facultäten der Universitäten, wie solche wenigstens in einzelnen Fällen bereits eingetreten ist, geeignet erscheint, das Ansehen und die richtige Stellung der Universitäten zu kräftigen? Die Frage ist in sofern von großer Bedeutung, als immer mehr das System strenger Prüfungen und großer Beachtung ihrer Ergebnisse wenigstens für den Anfang der Dienstlaufbahn um sich greift, und wir ohne Zweifel bald in dieser Beziehung den Chinesen wenig mehr werden nachgeben. Daß nun die Universitäten an und für sich nur mit den Prüfungen zum Behufe der Ertheilung akademischer Würden, und höchstens, wo die Einrichtung besteht, mit den im Laufe der Vorlesungen zu haltenden Nachforschungen über das Verständniß des Vorgetragenen zu thun haben, kann wohl keinem Zweifel unterliegen. Die Beauftragung mit der Begutachtung der Kandidaten für die verschiedenen Zweige des öffentlichen Dienstes ist ein fremdartiger Auftrag für sie. Ob die Einrichtung in ihrem Grundgedanken richtig ist, wollen wir jetzt hier, da sie unserm unmittelbaren Zwecke ferne liegt, ununtersucht lassen; es läßt sich für das Prüfen der Theoretiker und gegen das Prüfen der Lehrer selbst, allerdings Manches anführen. Die uns zunächst berührende Frage ist, ob diese neue Dienstleistung der Professoren für die Universität von Nutzen, und ob somit aus diesem Gesichtspunkte ihre allgemeine Einführung zu wünschen ist? Unseres Bedünkens stellen sich die Folgen auf nachstehende Weise. Unläugbar und allgemein wird wenigstens für den einer Prüfung entgegensehenden Theil der Studierenden die Bedeutung des Lehrergremiums fühlbar gehoben; ebenso allgemein ist aber der für alle Lehrer sich ergebende, unter Umständen höchst bedeutende Zeitverlust. Was den Einfluß auf den Besuch der Vorlesungen betrifft, so

wird ein solcher bei dem guten Lehrer unmerklich seyn, da er doch vor Allen gehört worden wäre; dem mittelmäßigen und schlechten aber trägt es allerdings eine erhöhte Frequenz ein, in sofern viele Examinanden (gleichgültig ob mit Recht oder Unrecht) sich dadurch mit ihm und seiner Methode werden bekannt machen, überhaupt ihm gefällig seyn wollen. Das Gesammtergebniß ist somit für die Universitätsverhältnisse ein sehr gemischtes. Vortheilhaft ist die Kräftigung des, aus andern Ursachen gefallenen, Ansehens der Lehrer; nachtheilig der Zeitverlust, die Begünstigung der Mittelmäßigkeit und die Erschwerung des richtigen Urtheiles über einen Lehrer. Es dürfte kaum zweifelhaft seyn, daß die Nachtheile überwiegen; und jeden Falls ist so viel zu behaupten, daß wenigstens wegen der Universitäten die Einrichtung nicht zu treffen ist, und daß, wenn der Staat aus anderweitigen überwiegenden Ursachen die Uebertragung der Dienstprüfungen an die Professoren nothwendig finden sollte, diese Einrichtung eher als schädlich, denn als nützlich für seine Hochschulen betrachtet werden muß.

Soweit unsere Ansichten über den wichtigen Gegenstand. Sie beruhen auf der Erfahrung eines halben Menschenlebens; doch geben wir sie bloß als subjektive Wahrheit. Anonym aber erscheinen sie, um jede Mißdeutung in Beziehung auf einzelne der obigen Forderungen und Wünsche unmöglich zu machen.

Die schweizerische Nationalität,

in socialer und politischer Beziehung mit der französischen und deutschen verglichen.

Es ist eine durch die Erfahrung aller Zeiten erprobte Wahrheit: daß die Stellung und Bedeutung der Staaten am Ende weniger von ihrer Größe und Masse, als von ihrem Geist und Charakter abhängt. Denn die größten Völker, ja ganze Menschenrassen, welche bloße Massen ohne Geist sind, stehen als Statisten in dem Hintergrunde des Welttheaters und machen bloßen Chorus, während bis jetzt fast nur Eine Rasse, und von dieser oft das kleinere Volk, wenn es mehr geistiges Leben und Charakter hatte, handelnd vorgetreten ist und eine Hauptrolle in der Weltgeschichte übernommen hat. — So wird mir, seit ich die Verhältnisse der Schweiz mehr in der Nähe kennen gelernt habe, immer klarer, daß die mit ihrem Umfang in keinem Verhältniß stehende Stellung und Bedeutung, welche sich die Schweiz in dem Verlaufe der letzten fünf Jahrhunderte zu erobern und ehrenvoll zu behaupten gewußt hat, zum großen Theile auf dem noch immer kräftigen und frischen Geist und Charakter der Nation beruht; wiewohl nicht wird zu läugnen seyn, daß das günstige Terrain des Landes, wie die gegenseitige Eifersucht der mächtigeren Nachbarn sehr viel zu diesem glücklichen Resultate beigetragen hat. — Gewiß ist der Geist des schweizerischen Volkes noch immer frisch und kräftig; der Schweizer hat noch geistiges Leben genug, sich für eine nationale Idee zu entflammen und aufzustehen und für ein patriotisches Interesse sich in seiner derben Weise todtzuschlagen und todtschlagen

zu lassen. Noch in den jüngsten Tagen hat das Volk sich bereit gezeigt, hier feuriger und lärmender, dort ruhiger und resignirter, für seine Ehre und Unabhängigkeit, die man ihm angegriffen nannte, einen verzweifelten Kampf anzunehmen; ungeachtet — was gewiß sehr hoch anzuschlagen ist — der Gegenstand, an welchen sich die Frage der Nationalehre knüpfte, nicht der mindesten Sympathie bei der Masse des Volkes genoß.

Was den Geist des schweizerischen Volkes frisch und lebendig erhält, ist der Umstand, daß die Schweiz mit den zwei lebendigsten und gebildetsten Völkern des Continentes in dem unmittelbarsten Verkehr steht, und an ihren socialen und politischen Entwickelungs- und Bildungsprocessen den eingreifendsten Antheil nimmt. Es lag nun freilich in diesem Umstande, daß die Schweiz ihr sociales und politisches Leben hauptsächlich durch Aufnahme fremder Ideen und Fermente nährt, auf der andern Seite wieder die Gefahr, die Eigenthümlichkeit und Nationalität des Charakters darüber zu verlieren; was ein schlimmerer, durch den Gewinn fremder geistiger Anregung nicht aufgewogener Verlust gewesen wäre, denn ein Volk, das die Livree eines andern nimmt, hat seine Rolle ausgespielt. Es wird sich auch nicht läugnen lassen, daß die Schweiz in der Theilnahme an den socialen und politischen Entwickelungsprocessen ihrer beiden Nachbarvölker hin und wieder zu weit gegangen ist, so daß es Zeiten gegeben hat, wo sie zu deutsch, und wieder andere, wo sie zu französisch gewesen ist. Allein im Allgemeinen muß zugestanden werden, daß die Schweiz trotz dieser beständigen Einfuhr fremder socialer und politischer Fermente ihren Nationalcharakter zu bewahren und diese fremden Elemente zu verdauen und zu assimiliren gewußt hat; zum Beweis, daß der schweizerische Nationalcharakter auf festen und scharfausgeprägten Grundlagen beruht.

Es ist eine schwierige Aufgabe, die Nationalität eines Volkes zu zeichnen; denn sie besteht in allgemeinen, zwar durch das ganze Leben und die ganze Gestalt des Volkes hindurchgreifenden, aber nirgends zu Tage liegenden Zügen. Sie scheint aus allen Sitten und Gebräuchen, aus allen socialen und politischen Einrichtungen, aus allen literarischen und Kunstprodukten eines Volkes heraus, allein sie besteht weder in dieser noch in jener Sitte, weder in

dieser noch in jener Staatsform, weder in diesem noch in jenem literarischen Producte; denn solche Einzelnheiten hängen eben so sehr, als sich in der Regel der Grundzug der Nationalität in ihnen ausdrückt, vom Zufall und Schicksal, von örtlichen, ganz äußerlichen Verhältnissen ab, oder sind das Werk einzelner dominirender Persönlichkeiten. Hier kommt es, um die Nationalität eines Volkes zu bemerken und hervorzuheben, darauf an, diese Einzelnheiten zu durchblicken und die gemeinschaftlichen, immer wiederkehrenden und in jeder neuen Gestalt und Wendung wieder durchschlagenden Tendenzen zu sehen. Indessen wäre diese Aufgabe doch wohl kaum zu lösen, ohne die Vergleichung anderer Völker zu Hülfe zu nehmen. Namentlich kommt uns, um die schweizerische Nationalität zu enthüllen, der Umstand zu Hülfe, daß wir schon zum Voraus vermuthen können, wo wir sie in Beziehung auf ihre Stellung zu andern Nationalitäten zu suchen haben: nämlich in der Mitte zwischen zwei sehr ausgesprochenen Nationalgegensätzen, dem französischen und dem deutschen, etwas näher vielleicht dem letztern als dem erstern. Diese Stellung der schweizerischen Nationalität liegt in den Ursprungsverhältnissen der schweizerischen Völkerschaften, wie in den geschichtlichen Beziehungen der Schweiz zu beiden Nachbarvölkern.

Was die Ursprungsverhältnisse der schweizerischen Völkerschaften anbelangt, so gehörten die Urbewohner der Schweiz, wie sie wenigstens der erste geschichtliche Lichtstrahl, der in ihre Thäler fällt, aufzeigt, theils dem gallischen Volksstamme selbst, theils einem verwandten, romanischen oder celtischen Stamme an. Ein gallischer Stamm waren die Sequaner, welche die zum ehemaligen bischöflich baselschen Gebiete gehörigen westlichen, gegen das Doubsthal abfallenden Abhänge des Jura bewohnten und sich über dieses Gebirge bis an den Neuenburgersee erstreckten. Ein Ausläufer der Gallier waren die Rauracer, welche das Birsthal mit den gegen dasselbe abfallenden Abhängen und Thälern des Jura, die Basellandschaft und das Frikthal bevölkerten. Zu dem gallischen Stamme gehören die savoyardischen Bewohner des Unterwallis, wie der savoyardische Grundstock der Genfer Bevölkerung. Die ebene Schweiz war von dem gallischen, wahrscheinlich eingewanderten, Stamme der Helvetier bewohnt, welche

sich zu Cäsars Zeiten in 4 Gauen mit 12 Städten und 400 Dörfern von dem Zürichersee über Orbe in Waadtland bis an den Lemanersee ausdehnten und wahrscheinlich über die Thalgebiete der Limmat, Reuß und Aare verbreiteten, indem sie mit den Rauracern durch die Gränzscheide des Jura zusammenstießen. Bei ihrer Wiederauswanderung zu Cäsars Zeiten waren wohl bedeutende Reste gleich zurückgeblieben, auch sind sie nach ihrer Niederlage bei Bibrakte (Autun) in einer noch immer bedeutenden Anzahl wieder in die Schweiz zurückgekehrt. Diese Reste wurden in dem Verlaufe der beinahe 500jährigen römischen Herrschaft reichlich mit römischen und gallischen Einwanderungen verstärkt. Die Helvetier hatten, wie es scheint, bei ihrer Einwanderung die Schweiz bereits bevölkert gefunden, von den Rhätiern, die sich einst nicht bloß über die ganze Schweiz, sondern auch weit über die Schweiz hinaus, tief in die tyrolischen und baierischen Gebirge hinein, wie über die baierische Ebene südlich der Donau, ja selbst über Oberitalien erstreckt zu haben scheinen. Meist wurden die Rhätier von den Helvetiern in die Gebirge wie in die nordöstliche Ecke des Landes zurückgedrängt, zum Theil indessen wohl auch nur unterjocht, wofür wenigstens die 10,000 Clienten des Orgetorix sprechen dürften. Diese Rhätier aber waren zwar ein von den Galliern verschiedenes und eigenthümliches, indessen stammverwandtes, nämlich celtisches oder romanisches Volk.

Ueber diesen gallischen und celtischen Grundstock haben sich nun germanische Einwanderungen in überwiegenden Massen ergossen und ihn durchgängig, wenn auch mit großen Gradunterschieden, germanisirt, so daß der größere Theil der Schweiz deutsche Sprache und Sitte und selbst die französisch gebliebene Schweiz viel deutschen Charakter, jedenfalls aber die ganze Schweiz germanische Gesellschafts- und Staatsformen angenommen hat. Die Alpenthäler der südwestlichen Schweiz: das Oberwallis, die Urcantone, das Entlibuch und Haslithal, das Simmenthal und Saanenland, die, wenn sie nicht ganz unbewohnt gewesen, wenigstens nur eine sehr spärliche rhätische und helvetische Bevölkerung hatten, wurden wahrscheinlich von den im sechsten Jahrhundert von Belisar und Narses aus Italien zurückgeschlagenen Ostgothen in Besitz genommen, die wenigstens in den schweizerischen Alpen sich verlieren und verschwinden. Nördlich sind in überwiegenden Massen die

Schwaben und Alemannen eingewandert. Die Schwaben haben sich über das Rheinthal, St. Gallen und den Thurgau, tief in den Canton Zürich hinein verbreitet, und die dortige rhätische Bevölkerung verdeutscht. Die Alemannen dagegen haben sich durch das Aargau über die ganze ebene Schweiz ergossen und die mit gallischen und römischen Einwanderungen reichlich zersetzten Reste der Helvetier theils aufgerieben, theils in sich aufgenommen; sie haben die Rauracer des Frikthals, der Basellandschaft und des Birsecks germanisirt. Mit den Burgundern endlich ist viel germanisches Blut über die französische Schweiz gekommen.

Was die geschichtlichen Verhältnisse der Schweiz zu ihren Nachbarvölkern anbelangt, so kommen hier, wo es sich um die Entwickelung der socialen und politischen Nationalität handelt, beinahe nur Deutschland und Frankreich in Betracht; denn mit Italien ist zwar die Schweiz von jeher in lebhaftem Handel und zu Zeiten in blutigen Kriegen gestanden, ohne daß sie jedoch viel von dem gesellschaftlichen und politischen Leben und Treiben Italiens angenommen hätte. — In der Stellung der Schweiz zu Deutschland und Frankreich dagegen bemerken wir eine durch die 500jährige Geschichte der Eidgenossenschaft hindurchgehende Schwankung, daß sie nämlich von Anfang an, vermöge ihrer Ursprungsverhältnisse, zu deutsch gewesen, in neuester Zeit dagegen, namentlich seit der französischen Revolution — in Sitte und Denkweise schon früher — fast zu französisch geworden ist. Es war namentlich in der Zeit der französischen Revolution, als ob das mit Gewalt zurückgedrängte und Jahrhunderte lang niedergehaltene gallische Element der Schweiz, das in der Stille herangereift, mit lang gesammelter Kraft hervorgebrochen wäre; so jauchzend warf sich die Schweiz dem neuen Frankreich in die Arme, als ob sie in der französischen Revolution nur die eigenen, endlich freigewordenen Bestrebungen erkannt hätte. Wenn ich gesagt, daß die Schweiz ehedem zu deutsch gewesen und neuerdings fast zu französich geworden, so wird sich dies bei der Darstellung der socialen und politischen Nationalität der Schweiz näher erweisen; hier will ich nur daran erinnern, daß die Schweiz früherhin viel zu unmittelbaren und lebhaften Antheil an den Parteistreitigkeiten Deutschlands,

den Religionsspaltungen, genommen, gerade wie sie nun seit der französischen Revolution sich wieder zu tief in die französischen Parteistreite, die politischen Meinungskämpfe, einläßt. Die Strafe folgte dieser, die nationale Gränze überschreitenden Theilnahme an fremden Händeln auf dem Fuße nach, indem die Schweiz, wie früher mit den deutschen Bürgerkriegen, nämlich mit Religionskriegen, so neuerdings mit den französischen Bürgerkriegen, nämlich mit politischen Prinzipienkriegen, selbst angesteckt worden ist; anstatt daß sie aus beiderlei Bewegungen sich nur den Nutzen eines klugen Beobachters hätte ziehen sollen. Hiezu kam noch eine zweite merkwürdige Nemesis, daß nämlich die Schweiz, so lange sie noch zu deutsch gewesen, in politischer Abhängigkeit von Deutschland stand und selbst, nachdem diese bis zu dem kaum fühlbaren Reichsverbande aufgelockert war, noch für längere Zeit in immer wiederkehrenden verderblichen Fehden und Zerwürfnissen mit Deutschland lag. Dasselbe Verhältniß hat sich in neuester Zeit, nachdem die Schweiz zu französisch geworden, gegenüber von Frankreich wiederholt. Sie fiel in dem Momente, wo sie sich in die fremde, französische Bewegung hineinreißen ließ, in politische, fast provincielle Abhängigkeit von Frankreich, und hat seit dieser Zeit immer wiederkehrende Anfechtungen von französischer Seite abzuwehren, bis die Schuld des Abfalls von der nationellen Selbstständigkeit gebüßt und die Ursache der noch fortdauernden zu nahen Berührung, der zu innige Zusammenhang der politischen Sympathien, abgeschnitten ist; wozu, man muß es gestehen, Frankreich selbst sein Möglichstes beiträgt.

Die Schweiz hat mit diesem Hervorbruch des gallischen Elements ihrer Nationalität an einem höchst merkwürdigen und großartigen Entwickelungsprozeß der französischen Nation, der schon seit Langem sich in diesem Volke vorbereitet hatte, aber erst in unsern Tagen zu vollendetem Durchbruch gekommen ist, theilgenommen. Dieser Entwickelungsprozeß des französischen Volkes ging auf nichts geringeres, als: die germanischen Elemente der Gesellschaft und des Staates, welche seine gothischen, fränkischen, burgundischen und normännischen Eroberer ihm aufgezwungen hatten, wieder auszustoßen und seine ursprüngliche gallische Nationalität

wiederherzustellen, natürlich in neuer, der jetzigen fortgeschrittenen Zeit angemessener Form. Dies scheint mir nehmlich der tiefere Sinn und die nationalere Bedeutung der französischen Revolution zu seyn; wogegen ich die Geburt und Verwirklichung der Idee einer constitutionellen Monarchie nur als einzelnen Ausfluß des allgemeineren und weiter greifenden gallischen Prinzips betrachte. Die Franzosen, welche der Grundmasse des Volkes nach Gällier geblieben und nur oberflächlich Franken und Burgunder geworden waren, wollten und mußten endlich auch äußerlich, in ihren politischen und gesellschaftlichen Formen, wieder werden, was sie innerlich nie aufgehört hatten zu seyn, ein wesentlich gallisches Volk. Und sie haben recht daran gethan, wie wohl viel Schönes darüber zu Grunde gegangen ist, was nicht wieder auf gallischem Grund und Boden wächst; denn das ist nun einmal die Bestimmung und Sittlichkeit eines jeden Volkes, seiner eigensten Natur getreu sich zu gestalten und zu entwickeln.

Daß die französische Revolution ihrem tiefsten Grunde nach eine Reaktion des gallischen gegen das germanische Prinzip gewesen ist, zeigte sich an dem blutigen Ingrimm, womit sie sich auf die noch übrigen Reste des von den Germanen, wie in allen von ihnen eroberten Ländern, eingeführten Feudalwesens warf, um sie mit Mord und Brand zu zertrümmern und den Adel, wenn er nicht auf alle und jede feudalistische Erinnerung verzichtete, oder aus dem Lande floh, zu vertilgen und auszurotten. Auch liegt ein sehr sprechender Zug darin, daß es, außer der Hauptstadt, dem Zusammenfluß von ganz Frankreich, im Grunde das mittlere und südliche Frankreich gewesen ist, was die französische Revolution gemacht hat, wovon jenes noch rein gallisch, dieses gallischromanisch ist; wogegen im nördlichen, namentlich aber in dem noch deutscheren östlichen Frankreich dem revolutionären Enthusiasmus sehr mit der Guillotine nachgeholfen werden mußte.

Wenn freilich die französische Revolution blos jenem Einen germanischen Institute, dem Feudalwesen, gegolten hätte, so ließe sich diese Reaktion noch näher und einfacher erklären durch die Verderbtheit und Lästigkeit des Institutes selbst, allein die Reaktion ging tiefer und stieß alle von den Germanen eingeführten, politischen und socialen Institute aus.

Frankreich hatte das Schicksal aller unter germanische Herrschaft gefallenen Länder getheilt, nach und nach in selbstständige und unabhängige Grafschaften und Herzogthümer mit eigenthümlichen Verfassungen, Rechten und Sitten, zu zerfallen, ungeachtet Karl der Große noch, wie früher Augustus, das Land in ziemlich gleiche und gleichberechtigte Provinzen getheilt hatte. Es liegt nun einmal in dem Geiste des Germanen, die provinziellen Eigenthümlichkeiten zu Nationalitäten fortzubilden und die Provinzen zu eigenen Staaten zu erheben; der Germane ist, wie es scheint, zu selbstständig, um eine öde, uniforme Centralisation zu ertragen. Dagegen war diese Verwandlung der französischen Provinzen in selbstständige Staaten dem gallischen Nationalgeiste schnurstracks entgegen, dessen großartigster Zug in dem Sinn für die absoluteste Nationaleinheit besteht, so daß der Gallier ebenso sehr, als der Germane es haßt, darauf ausgeht, sich uniform zu centralisiren. Um einzusehen, wie tief dieser Gegensatz in beiden Völkern steckt, vergleiche man nur den gallischen Patriotismus mit dem germanischen: jener geht immer und zuerst auf das Ganze, während der Germane es zunächst mit seinem Stamme und erst in zweiter Linie mit dem größeren Vaterlande hält. Der Franzose liebt und rühmt sein schönes Frankreich und fühlt sich als Franzose, fast ohne an seine besondere Provinz zu denken; der Deutsche dagegen denkt, wenn er von seinem Vaterlande spricht, sicherlich, wenigstens mit dem Herzen, zunächst an seine nähere Heimath, nach der er sich denn auch in der Regel benennt. — Ein zweiter germanischer Ueberrest, den die französische Revolution zernichtete, war daher die Besonderheit und Selbstständigkeit der Provinzen. Mit dem ersten Sturme der Revolution wurden die Gränzmarken der noch berechtigten Provinzen durchbrochen, die alten an frühere Nationalitat erinnernden Namen abgethan und die Länder in Eine große Masse zusammengeworfen, um nach neuen Loosen vertheilt zu werden. — Diese Reaktion der französischen Nationalität gegen die germanische Provinzialabsonderung datirt sich übrigens nicht erst aus der Zeit der französischen Revolution; denn diese hat nur den letzten Schritt gethan, die nationelle Centralisation zu vollenden, woran die französische Monarchie von Hugo Capet an mit unverrücklichem Streben und immer glücklicherem Erfolge gearbeitet hatte. Daher geht der französische Staat

beinahe seit einem Jahrtausend den umgekehrten Gang von dem deutschen Reiche. Dieses hat sich bei jeder Revolution und jedem inneren Kriege, welche nach Zertrümmerung alter Formen Gelegenheit zu freierer Neugestaltung gaben, immer mehr decentralisirt bis zu einem bloßen Staatenbunde; Frankreich dagegen hat jede solche Gelegenheit benützt, sich immer fester und uniformer zu centralisiren. Ich erinnere nur an die großen Schritte, welche diesem Ziele entgegen Ludwig der Heilige durch seine Tugenden, Ludwig **XI.** durch seine Verbrechen, Ludwig **XIV.** durch seine Gewaltthaten gethan hatten.

Ein drittes germanisches Element, welches die französische Revolution ebenfalls vollends zernichtet hat, waren die Freiheiten und Rechte der Städte und anderer Korporationen, der Zünfte u. dergl. Mit diesem letzten Reste waren alle von den Germanen eingeführten besonderen Rechte und Freiheiten von dem gallischen Boden weggefegt und Eine allgemeine und unterschiedslose Freiheit, Ein allgemeines und homogenes Recht hergestellt, das nun aufs Neue und wo möglich in gleichen Theilen nach der Kopfzahl ausgetheilt werden sollte. So kehrte sich die tiefste Seite des gallischen Gegensatzes gegen das germanische Prinzip heraus und es zeigte sich: daß es in der Natur des gallischen Volkes liegt, sich als homogene, gleichsam unorganische Masse zum Staate zu vereinigen, während umgekehrt der Germane seinen Staat durchaus corporativ, gleichsam organisch gegliedert haben will.

Politische Genossenschaften fehlen trotz dieser Nationaleinheit in Frankreich nicht, denn sie liegen in der Natur der Sache, indem die Individualansichten und Particularinteressen in jedem Staate, der dem Individuum irgend freieren Spielraum gestattet und nicht das Besondere in dem Allgemeinen verschlingt, sich geltend zu machen und Gleichgesinnte um sich zu versammeln wissen. Nur nahmen die politischen Genossenschaften mit der uniformen Centralisation eine andere Farbe und Gestalt, eine neue Tendenz und Bedeutung an. Sie treten nicht mehr wie die Corporationen und Stände mit einem eingestandenen, aber bescheidenen Particularansprüche auf, sondern machen den Anspruch, das Ganze und das einzig wahre Interesse des Ganzen zu vertreten. Kurz die französischen Genossenschaften sind nun, was sie im

Grunde mehr oder weniger von jeher gewesen, Partheien, Faktionen. — So hat schon Cäsar die Gallier gekannt, immer in Partheien zerrissen, aber wenn es große Nationalentschlüsse galt, einig.

Mit diesem neuen politischen Prinzip der uniformen Nationalität kam auch ein neuer Geist über die französische Gesellschaft, der Geist der Gleichheit, welcher auch dort germanische Elemente genug auszustoßen fand, namentlich die Sonderung und Rangordnung der Stände; denn es ist dies nur die andere, dem Privatleben zugekehrte Seite des nationalen Gegensatzes: daß in Deutschland sich scharf ausgeprägte Stände bilden, welche sich mehr oder weniger von einander absondern und fast unvermeidlich in eine gewisse Rangordnung stellen; während in Frankreich die Gesellschaft von jeher mehr eine homogene Masse bildete, von der sich nur der germanische und germanisirte Adel abgesondert hielt. Es war natürlich, daß in Frankreich, nachdem alle besondern politischen Rechte und Freiheiten gefallen waren, auch die gesellschaftlichen Absonderungen und Rangordnungen nicht mehr fortbestehen durften. Die französische Revolution wüthete nun auch so heftig und ingrimmig gegen alle gesellschaftlichen Unterschiede, daß sie eine Zeitlang darauf ausging, die höhern Stände mit der Guillotine zu der Gemeinheit und dem Sansculottismus der niedern herabzuziehen; während jetzt die niedern Stände in Frankreich sich nach der Region der höhern drängen.

Diese wenigen Andeutungen mögen genügen und beweisen: daß die französische Revolution die tiefere nationale Bedeutung hatte, das dem Volke nur äußerlich aufgedrungene germanische Princip der ständischen und corporativen Gliederung der Gesellschaft und des Staates durch das gallische Princip der gesellschaftlichen und politischen Gleichheit zu verdrängen.

Merkwürdig ist, daß derselbe Prozeß nach und nach alle stammverwandten, nehmlich ursprünglich celtischen Völker zu ergreifen und zu demselben Resultate zu führen scheint; während in Deutschland die Bewunderung der neufranzösischen Zustände, welche von Anfang an enthusiastischer gewesen ist, als bei jenen Völkern, längst vorüber ist und die Spuren ihrer Nachahmung bereits anfangen sich wieder zu verwischen und zu verwachsen. — So hat Belgien, dessen Abneigung gegen die Niederländische Regierung

so muthwillig schien, am Ende nur einer tiefern Antipathie gegen das germanische und germanisirende Prinzip der Holländer nachgegeben, um seine unter französischer Herrschaft erreichte belgische Reconstituirung nicht wieder zu verlieren. Portugal ist nach dem Muster Frankreichs umgestaltet. Spanien ist gegenwärtig in blutiger Arbeit begriffen, die altgothischen, corporativen und ständischen Institute zu zernichten und sich celtiberisch zu reconstituiren. Irland sinnt schon längst darauf, seine Nationalität wieder zu erobern. Den Italienischen Staaten ist der Versuch mißglückt.

Aus allem geht hervor, daß die celtischen Völker, welche dem germanischen Stamme so lange das Weltregiment überlassen haben, sich aus ihrem langen Schlummer wieder zu erheben anfangen, um mit dem germanischen Stamme um das Weltregiment zu ringen, das sie vor ihm geführt hatten: denn vor der germanischen Völkerwanderung hatten Gallier und Rhätier sich erobernd und herrschend über das südliche Deutschland ergossen und an der Spitze des celtischen Stammes stand, die Welt beherrschend, das römische Volk, eine glückliche Mischung aus celtischem Grundstoffe mit pelasgischer Zersetzung.

Indem die Schweiz an diesem allgemeinen Wiederaufleben des celtischen Prinzipes Theil genommen hat, hat sich die Stellung ihrer Nationalität zwischen der deutschen und französischen wesentlich geändert, oder vielmehr, da blos ein schlummerndes Element hervorgetreten ist, sich nur klarer gestaltet und schärfer gezeichnet, und es wird sich nun bei näherer Betrachtung zeigen, daß die schweizerische Nationalität, ganz entsprechend den Ursprungsverhältnissen des Volkes, ein sehr interessantes und glücklich gemischtes Mittelgebilde zwischen französischem und deutschem Geiste ist, worin indeß das germanische Element noch immer bedeutend überwiegt.

Vergleichen wir die schweizerische Nationalität zuerst in socialer Beziehung mit der französischen und deutschen. Was die Gesellschaft anbelangt, so sondert sich der Deutsche ebenso entschieden in verschiedene Stände ab, als der Franzose nunmehr die unterschiedslose Gleichheit in der Gesellschaft reclamirt. Die Geschichte der letzten 50 Jahre hat sattsam gezeigt, daß der Franzose sich

die sociale Gleichheit nicht mehr nehmen läßt, und wenn er noch zehn Revolutionen machen müßte; umgekehrt wäre es aber ebenso vergeblich, diese sociale Gleichheit nach Deutschland verpflanzen zu wollen, ja verderblich für den Volkscharakter. Diese Unterschiede wurzeln zu tief in dem beiderseitigen Nationalcharakter, namentlich in der verschiedenen Tendenz, welche das Ehrgefühl, diese Hauptwurzel der socialen Verhältnisse, bei beiden Völkern hat. Der Deutsche kennt vorzugsweise nur die Standesehre, sein Ehrgefühl ist Standesgefühl; während das Ehrgefühl des Franzosen Individual- oder Nationalgefühl, Individual- oder Nationaleitelkeit ist. Der Deutsche will nun einmal Freiherr, Bürger oder Bauer, Handwerkspursche oder Student, Gelehrter oder Militär, Staatsbeamter oder Geistlicher seyn und sich als solcher fühlen; während der Franzose sich als Franzose oder als er selber geltend macht. Der deutsche Bauer nach ächtem altem Schlage will nichts als Bauer, aber ein tüchtiger und gewichtiger Bauer seyn, und fühlt sich wahrlich als solcher nicht schlechter als der Freiherr oder der Beamte; er verschmäht es, in der Kleidung seinen Stand zu verläugnen, und hält auch bei seiner Familie auf die Landestracht. Den Titel eines Herrn weist er zurück, außer wenn er ein Gemeindeamt bekleidet, dagegen schmeichelt ihm, bei seinem Taufnamen, mit welchem er im Dorfe gilt, angeredet zu werden. Dieses Standesgefühl, was dem deutschen Bauer so wohl steht, findet sich bei dem gallischen Bauer nicht, der entweder schmutzig und ohne Ehre lebt oder aber sich mit Einem Schwunge in die Sitte und Weise der höhern Stände versetzt. Dieser grelle Absprung besteht nicht selten nebeneinander. Mancher reiche gallische Landmann hat ein Prunkzimmer in seinem sonst ärmlichen und schmutzigen Hause, worin er ganz gebildeter und feiner Franzose ist, während er außer diesem Gemache ärmlich und ohne Ehre lebt. — Aehnlich ist es mit dem städtischen Bürger. Der deutsche Bürger und Handwerker verschmähte es meist, als er noch streng auf die alte deutsche Sitte hielt, in der Kleidung sich und seine Familie den sogenannten Herren gleichzustellen, wie er auch den Meistertitel dem Herrentitel vorzog. Neuerdings hat sich dieser Unterschied im Aeußerlichen etwas verwischt; doch treibt es den deutschen Bürger nicht, wie den französischen, Sitte und Ton der höhern Stände nachzuahmen, sich in ihre

Gesellschaften oder gar bei Hofe einzudrängen, seine Bude in ein Magazin, seine Handwerksstätte in eine Fabrik umzutaufen u. dergl.; ohne daß er sich darum geringer und schlechter fühlte, denn auch er hat noch seine eigene Standesehre, die er mit der Ehre keines andern Standes vertauschte. Die Titelsucht der übrigen deutschen Stände wurzelt in demselben socialen Principe, wie das Selbstgefühl des ächten deutschen Bauern und Handwerkers: es ist die Standesehre, die der Deutsche sucht, wenn er darauf hält, mit seinem Titel angeredet zu werden, während der Franzose sich schlechtweg mit Monsieur anreden läßt oder mit Selbstgefühl sich einen Franzosen nennt; denn es ist die individuelle oder aber die Nationalehre, für die er Sinn hat. Es ist merkwürdig, den Eindruck zu beobachten, den es macht, wenn man einen in seinen Titel und seine Standesehre eingehüllten Deutschen kurzweg mit seinem Namen anredet: er erschrickt ordentlich, als hätte man ihm die Kleider vom Leibe gerissen und er stünde nun gesellschaftlich blosgestellt da. Nur innerhalb seines Standes steht er gesellschaftlich fest; als Individuum oder als bloßer Deutscher hingestellt, fühlt er sich deplacirt.

Dieses Standesgefühl des Deutschen und die daraus fließende ständische Gliederung seiner Gesellschaft hat ihre gute, wie ihre schlimme Seite, gerade wie das Individual- und Nationalgefühl des Franzosen und seine daraus fließende sociale Gleichheit, und ich wüßte in der That nicht, welchem der beiden Socialprincipien ich, so ganz im Allgemeinen betrachtet, den Vorzug geben sollte. Das Standesprincip führt, das läßt sich nicht läugnen, sehr leicht zu verwerflicher Ungleichheit, zu ungebührlicher Erhebung der höhern und zu unwürdiger Degradation der niedern Stände; auch zieht diese sociale Unterordnung der Stände fast unvermeidlich eine politische Bevorrechtung der höhern und eine Unterdrückung der niedern nach sich; ja die Stände werden fast zu Kasten, nämlich der freie Uebergang aus dem einen in den andern erschwert. Es hat zu manchen Zeiten und an manchen Orten Deutschlands dahin geführt, daß der Beamte den Bürger und Bauern, wie der höhere Beamte den niedern mit empörendem Hochmuth behandelte, und daß hinwiederum der Niedere sich kriechend vor dem Höhern beugte; es ist durch diesen Standesunterschied die entehrende Demuth und Unterwürfigkeit in den deutschen Volkscharakter gekommen, — ein

Nachtheil des ständischen Socialprincips, der für sich allein sicherlich nicht schwer genug anzuschlagen ist. — Allein auf der andern Seite hat das Standesprincip wieder große Vorzüge, welche das Princip der unterschiedslosen Gleichheit entbehrt. Denn am Ende ist doch diese allgemeine und unterschiedslose sociale Ehre ein sehr dünnes Element, in welchem sich nur wenige edlere oder ehrgeizigere Naturen der niedern Stände schwimmend zu erhalten oder gar zu erheben wissen, während die Mehrzahl, wenn nicht selbst der höhern, doch der niedern Stände in bodenlose Gemeinheit und Niederträchtigkeit versinkt und den Bodensatz der Gesellschaft, die Canaille, d. h. Menschen ohne alle und jede Ehre bildet. Ohne Zweifel ist die Aufhebung der Standesehre mehr als die Industrie daran schuld, daß sich in französischen Städten seit der Revolution so viel roher Pöbel gebildet hat; und am Ende liegt der Grund, warum die Industrie mehr rohen Pöbel bildet als das Handwerk, weniger in dem leichteren und wechselnderen Verdienste, dem man gewöhnlich Schuld gibt, als in dem Mangel an Standesehre, welche dem Fabrikarbeiter aus verschiedenen Gründen fehlt: weil er den Herrn spielt, weil es meist ein neues Gewerbe ist, hauptsächlich aber weil er nie Meister werden kann, sondern immer Geselle bleibt. Der deutsche Bauer, der deutsche Bürger, der deutsche Handwerksbursch ist, wenn auch oft gemein und roh, doch selten ganz Pöbel; seine Standesehre liegt ihm zu nahe, als daß er nicht leicht und von selbst daran gemahnt würde und daß die Mahnung nicht einen Eindruck auf ihn machte; sie ist ihm auch so leicht erreichbar, denn er braucht sich nicht mit Anstrengung zu erheben, sondern nur seine Stelle tüchtig auszufüllen; er hat keine zu hoch und ferne stehenden Muster und Strebeziele, an deren Erreichung er so leicht verzweifeln müßte, um beschämt und läßig sich aufzugeben. Kurz: die Standesehre ist ein dichteres, solideres Element, in welchem der gemeine Mann sich leichter schwimmend und oben erhält. — Es mag seyn, daß der Wegfall der Standesehre weniger verderblich auf den Franzosen wirkt, weil er mehr persönlichen Ehrgeiz, eine elastischere Eitelkeit und ein empfindlicheres Nationalgefühl hat. Wie verderblich dagegen diese Veränderung auf den deutschen Volkscharakter wirkt, das kann man an den ehmals so respektabeln deutschen Städten des Elsasses sehen, die ehedem keine Bürger- und Einwohnerclasse hatten, die nicht

ehrenwerth an ihrem Platze gestanden wäre, während sie jetzt voll Pöbel stecken, der ehrlos untergesunken ist, weil die Aussicht auf den Marschallstab oder die Ministerwürde, die man ihm statt der Gesellen- und Meisterehre geboten hat, ihn nicht zu elektrisiren vermag.

Wenn beide Socialprincipien nicht im Allgemeinen gegeneinander abzuwägen sind, indem die Gleichheit wie der Standesunterschied ihre Vorzüge und Nachtheile haben, die je nach dem verschiedenen Nationalcharakter sich vergrößern oder verringern, so leuchtet dagegen ein, daß das ohne Zweifel das beste sociale System wäre, welches die Vorzüge beider vereinigte und eine glückliche Mitte hielte. So unmöglich scheint nun auch diese Vereinigung nicht zu seyn, namentlich scheint die Rangabstufung von dem Unterschied der Stände abtrennbar zu seyn und der letztere mit socialer Gleichheit zusammenbestehen zu können. Die sociale Stellung der Stände kann eigenthümlich und gesondert und dennoch coordinirt seyn. Es kann jeder Stand seinen eigenthümlichen Werth, seine eigenthümliche Tüchtigkeit, seine eigenthümliche Ehre haben, ohne daß man zu sagen wüßte, welcher besser und welcher schlechter wäre, welcher höher oder niederer stünde. Denn am Ende ist die Ehre des Bürgers und Bauers, obgleich eine andere, ebenso gut als die des Herrn und des Gelehrten. Diese glückliche Vereinigung der beiden socialen Systeme, die ich so eben als möglich geschildert, existirt nun allerdings auch in der Wirklichkeit, so unter andern in Tyrol, in Schweden und Norwegen, namentlich liegt sie uns hier in der Schweiz sehr nahe, denn es ist das gegenwärtig herrschende gesellschaftliche System der Schweiz, wie sich dasselbe durch die Revolution der letzten 50 Jahre gestaltet hat. Der Unterschied und die scharfe Sonderung der Stände hat immer in der Schweiz Statt gefunden und ist geblieben. Wir haben noch den Bauer, den Landmann, der stolz darauf ist, Landmann und nichts anderes zu seyn; unsere Bürger schämen sich, Gott sey's gedankt! noch nicht, Bürger und Handwerker zu seyn, und suchen ihren Stolz darin, es tüchtig und recht zu seyn, anstatt mit lächerlicher Eitelkeit sich zu Fabricanten und Herren hinauf zu schrauben. Es hält in der Schweiz noch jeder Stand auf seine eigenthümliche Ehre und Stellung, ohne die Ehre und Stellung des andern Standes zu suchen und zu beneiden. Nur die Titulaturen haben wir nicht, außer in wenigen

ganz germanisirten Kantonen, indem der Gebildete sich nicht weiter gliedert, sondern nur Einen allgemeinen Stand der Herren ausmacht. Die ständische Gliederung der schweizerischen Gesellschaft ist sonach etwas einfacher, als in Deutschland, indem die Schweiz im Grunde nur die drei Stände: der Herren, der Bürger und der Bauern hat. In früheren Zeiten fehlte in der Schweiz auch die Schattenseite des ständischen Principes nicht, indem jene drei Stände einander dem Range nach untergeordnet waren, ja selbst verschiedene politische Rechte hatten. Die Herren waren Patricier, Aristokraten; die Bürgerschaften dagegen herrschten über den politisch rechtlosen Bauern. Diese Schattenseite des ständischen Princips hat sich bei der Theilnahme der Schweiz an der französischen Revolution ausgestoßen und die Schweiz ist um das sociale Princip der Gleichheit französischer geworden als früher, ohne jedoch darum den germanischen Grundcharakter ihrer Gesellschaft, die ständische Gliederung, aufzugeben; denn jetzt stehen alle Schweizer gesellschaftlich sich gleich und doch steht jeder an seiner eigenthümlichen Stelle; es gelten alle gleich, aber jeder nach seiner Art.

Wie die schweizerische Gesellschaft, so bildet nun auch der schweizerische Staat ein interessantes und glückliches Mittelgebilde zwischen dem germanischen und gallischen Staate. Auch in der Gestaltung des Staates, wie er sich bei germanischen Völkern immer gemacht hat und immer wieder machen wird, finden wir als durchgreifenden Zug das corporative und ständische Element; während der französische Staat, dem Nationalprincip homogener Gleichheit und Einheit getreu, sich immer mehr centralisirt hat. Der deutsche Staat war von jeher corporative oder ständische Monarchie und wird es bleiben; der französische Staat dagegen ist durch die Revolution repräsentative oder constitutionelle Monarchie geworden.

Es ist zwischen diesen zwei Staatsformen, der ständischen und der constitutionellen Monarchie, ein himmelweiter Unterschied, so weit, als überhaupt die Kluft zwischen französischer und deutscher Nationalität ist; denn die constitutionelle oder repräsentative Monarchie gehört ebenso wesentlich dem gallischen Princip unterschiedsloser, homogener, unorganischer Nationalität an, als die ständische Monarchie der corporativen oder ständischen Gliederung

der Gesellschaft, wie sie nun einmal der Deutsche will und liebt. Der Unterschied zwischen diesen beiden Staatsformen ist nur der Neuheit der constitutionellen Monarchie wegen noch nicht allgemein zum Bewußtseyn gekommen; ja man hört ihn von liberaler Seite nicht gerne, da er von der andern Seite, namentlich von Genz und dem Berliner politischen Wochenblatte zuerst ist begriffen worden. Indessen sieht sich der deutsche Liberalismus nachgerade doch genöthigt, diesen Unterschied zu besprechen, so z. B. Büchner gegen den Fürsten Solms-Lich; und es steht zu hoffen, daß er sich über kurz oder lang damit versöhnen wird, wenn er sich nur erst vertrauter damit gemacht haben wird. Denn er wird, wenn er nur selber nachgraben will, in dem ständischen Systeme, worin er jetzt nur eine Fundgrube vorrechtlicher Ansprüche sieht, Schätze des zuträglichsten, weil nationalen, Rechtes finden.

Die ständische Monarchie unterscheidet sich von der constitutionellen in den zwei wesentlichsten Punkten einer Verfassung, der Stellung und Wahl der Nationalvertreter und der Stellung des Staatsoberhaupts.

Was zuerst die Stellung der Nationalvertreter anbelangt, so vertritt der ständische Deputirte zunächst seinen Stand oder seine Korporation, daher er auch selbst Stand, Landstand, Reichsstand genannt wird, während jeder einzelne constitutionelle Repräsentant die ganze Masse des Volkes ohne Unterschied vertritt, was im ständischen Systeme nur der Gesammtheit der Stände zukommt. Der ständische Deputirte hat zunächst das Interesse seines Standes oder seiner Korporation zu wahren, dieses Particularinteresse aber durch Vergleich mit den übrigen Ständen in Harmonie mit dem Interesse des Ganzen zu erhalten, so daß durch Uebereinstimmung der Stände das Ganze von selbst vertreten und gewahrt ist. Dem constitutionellen Repräsentanten ist es dagegen ausdrücklich verboten, an das besondere Interesse seines Standes, seiner Korporation, seiner Gemeinde zu denken, wenn anders diese organischen Staatsformen noch bestehen; er soll einzig und ausschließlich das Interesse der Gesammtheit im Auge haben und zur Gewissensrichtschnur nehmen. — Was die Wahlart anbelangt, so wird der constitutionelle Repräsentant folgerechter Weise nach dem Princip der Kopfzahl gewählt, denn die Gesammtheit des Volkes, die er vertreten soll, zählt nur als unterschiedslose,

homogene, unorganische Masse. Der ständische Deputirte vertritt dagegen keine Zahl, sondern einen Stand oder eine Korporation, ein Glied des Staates, das seine Bedeutung und seine Rechte nicht vermöge seiner Menge und Masse, sondern vermöge seiner wesentlichen Stellung im Staatsorganismus hat. Die ständische Vertretung vertheilt sich daher nicht nach der Kopfzahl, sondern nach der Bedeutung und Stellung der verschiedenen Glieder des Staatsorganismus. Der constitutionelle Repräsentant endlich kann, unter gewissen ökonomischen und moralischen Bedingungen, aus der unterschiedslosen Masse des Volkes beliebig ausgewählt werden; der ständische Deputirte dagegen sollte wo möglich, wenn auch nicht gerade obligatorisch, dem Stande oder der Korporation, die er vertreten soll, selbst angehören, es sollte also allerdings auch der Bauer „mit der Pelzmütze und in dem Rock mit silbernen Knöpfen" auf den Landtag kommen, worüber sich einer der Gegner des Fürsten Solms mit einer sehr unbürgerlichen Vornehmheit der Bildung entsetzt.

Es läßt sich nicht läugnen, daß beide Weisen der Volksvertretung viel für und wiederum viel gegen sich haben. Es ist eine edlere großartigere Aufgabe, ausschließlich nur das Interesse des Ganzen zu vertreten, als zunächst und in erster Linie das Interesse seines Standes oder seiner Korporation, was sich freiwillig und von selber macht und mehr eine äußere und innere Nothwendigkeit als eine sittliche That ist. Allein auf der andern Seite darf nicht übersehen werden, daß die Gesammtheit des Volkes etwas sehr abstraktes und ferneliegendes ist, was in der Regel, wo nicht ein sehr lebendiges Nationalgefühl herrscht, nur als schwaches, unlebendiges Motiv wirkt; während der Stand oder die Korporation ein engeres, ungleich näher liegendes Ganzes ist, in dessen unmittelbarer, lebendiger Wirklichkeit der ständische Deputirte steht, dessen Interesse unmittelbar auch das seine ist. — Was ferner die Beurtheilung, namentlich aber die gemüthliche Aufnahme des Gesammtinteresses anbelangt, so kann es fast nicht fehlen, daß dasselbe von Verschiedenen selbst bei dem besten und reinsten Willen verschieden gefaßt wird; denn es scheint fast unmöglich, daß das Individuum sein Interesse auf ganz anschmiegende Weise zu dem reinen Gesammtinteresse sollte erweitern können. So führt die Forderung wie die Meinung, das Gesammtinteresse zu vertreten,

unvermeidlich zu politischen Partheien, nämlich zu Particularinteressen, welche den ungebührlichen Anspruch machen, das Gesammtinteresse zu seyn. Die politische Partheiung liegt nun auch so sehr in dem Wesen des constitutionellen Systems, daß es dieselbe pflanzt, ja daß die consequenten Anhänger desselben politische Partheien, die ich nun einmal nicht für das Glück eines Landes halten kann, als Bedingungen politischen Lebens fordern. Der ständische Deputirte vertritt nun allerdings ebenfalls ein Particularinteresse, allein er gibt es auch nur als solches und fügt sich damit dem Ganzen. — Was sodann die Controle anbelangt, so steht hinter dem constitutionellen Volksrepräsentanten niemand, als die Presse, die ebendaher im constitutionellen Systeme durchaus frei seyn muß, und seine wandelbaren Wähler, die er, wenn er sie hier nicht mehr findet, sich dort, in einem andern Distrikte, suchen kann; während hart hinter dem ständischen Deputirten sein Stand oder seine Korporation, von dem er Instruktionen und Weisungen erhält, als Controle steht, so daß in dem ständischen Systeme selbst ohne Preßfreiheit, ohne welche sonst alles politische Leben der Völker verkümmert, wenigstens die Vertretung garantirt bleibt. — Die bedenklichste Seite des ständischen Systemes ist indessen, daß, selbst wenn mit dem besten Willen ein Staat ganz aus freier Hand zu organisiren wäre, es außerordentlich schwer fiele, die Stände und Corporationen zu bezeichnen, welche für das bestimmte Volk und die bestimmte Zeit als wesentliche und zu vertretende Glieder gelten müßten, namentlich aber das Verhältniß auszumitteln, in welchem ihre verschiedenen Interessen durch die jedem einzuräumende Repräsentation in ein das Gesammtinteresse des Staats darstellendes Gleichgewicht zu bringen wären. Offenbar sind die drei oder vier Stände, welche ehedem in deutschen Staaten ausschließlich vertreten waren: Adel, Geistlichkeit, Städte und Bauerschaften, längst nicht mehr die einzigen wesentlichen Glieder der neuern Staaten, und noch mehr hat sich das ehevor zwischen ihnen bestandene Gleichgewicht verändert. Das Gleichgewicht der Stände verändert sich überhaupt mit der Zeit: der eine Stand sinkt zurück, der andere hebt sich überwiegend, es kommen neue Stände und Glieder des Staatsorganismus auf. Diese Veränderung in dem Gleichgewicht der Stände geht fort, während die ständischen Formen kürzere oder längere

Zeit dauern, hinter dem fortgeschrittenen Zustand des Volkes zurückbleiben, so daß am Ende die ständischen Rechte, welche ursprünglich wahrhafte und billige Rechte gewesen, zu drückenden und unerträglichen Vorrechten werden. Denn das ist in Summa die größte Schattenseite des ständischen Systems, daß das unbeweglichere Recht mit dem Verlauf der beweglicheren Zeit zum Vorrecht und ebendamit zum Unrecht wird. Auch dieser Schattenseite des ständischen Systems korrespondirt indeß eine nicht viel vortheilhaftere Parthie des constitutionellen Systems, nämlich die Frage des Census, die in einem Lande, das viel Pöbel und Gesindel hat, wie sie auch entschieden werden mag, eine unpassende Consequenz zur Folge hat, sey's daß die Proletarier als Parias ausgestoßen, sey's daß der bessere Bürger mit ihnen zusammengezählt werde. Das ständische System hat oder sollte wenigstens keinen Census haben, indem es überhaupt die Bürger nicht als Individuen gegeneinander stellt und wägt.

Indessen läßt sich der Vorzug oder Nachtheil eines politischen Systemes wiederum nicht so im Allgemeinen abwägen und entscheiden, denn nicht bloß gibt es hier kein absolut gutes oder absolut schlechtes, sondern kaum ein absolut besseres oder schlechteres; am Ende paßt die eine Form mehr für dieses, die andere mehr für jenes Volk. Ueberhaupt ist, wie mir scheint, hier nicht viel zu berathen und zu ermahnen, denn am Ende nimmt doch jedes Volk die Staatsform, welche besser für seine Natur paßt, vermöge eines Instinktes der Selbsterhaltung an, und reproducirt sie mit der Zeit immer wieder, wenn ihm auch durch Fehlgriffe seiner Politiker fremdartige Formen augenblicklich aufgedrungen werden. So hat das französische Volk den letzten Rest des ständischen Systems, seine erste Kammer, worin noch immer die beiden Stände des Adels und der Staatsbeamten als solche vertreten waren, durch Aufhebung der Erblichkeit, wenigstens in Beziehung auf den Adel untergraben, und wird bei der nächsten Revolution auch diesen ständischen Rest vollends ausstoßen. Dagegen ist das constitutionelle System, womit die Verfassungen der süddeutschen Staaten bei ihrer Reconstituirung zersetzt wurden, eine exotische, auf deutschen Stamm gepfropfte Pflanze, die abgeschoben oder unvermerkt in die ständische Mutterpflanze verwandelt wird. Wie sie gegenwärtig noch sind, bilden die Verfassungen der süddeutschen Staaten ein merkwürdiges

Gemisch von ständischer und constitutioneller Volksvertretung. Meist sind die ständischen Elemente: der hohe und der niedere Adel, die Geistlichkeit und die neurepräsentirten Stände der Wissenschaft und der Staatsdienerschaft in der ersten Kammer vereinigt, wogegen die zweite Kammer nach constitutionellem Princip organisirt ist. Zum Theil haben jedoch auch sehr bedeutende ständische Elemente in der zweiten Kammer Platz gefunden, wie z. B. in Würtemberg der niedere Adel, die Kirche, die Wissenschaft und sieben gute Städte. Indessen verwandeln sich selbst die constitutionellen Repräsentanten der Distrikte, und wenn sie auch den bestimmten, zu einem besondern Paragraphen der Verfassung formulirten, Auftrag haben sollten, kein örtliches und besonderes Interesse, sondern nur das Interesse der Gesammtheit zu vertreten, allmählig immer mehr in ständische Deputirte ihrer Amtskörperschaften, so daß sie bald so ständisch gesinnt seyn werden, als die erste Kammer; wobei denn freilich die Trennung der Kammern in demselben Grade zur Abnormität wird. — Das constitutionelle System paßt nun einmal nicht für den Deutschen: er ist, wie die Erfahrung der neuesten Zeit sattsam gezeigt hat, wenn er sich nicht dem Geiste und der Gesinnung nach in einen ständischen Deputirten verwandelt, ein eben so ungelenker als unbeliebter Gesammtvertreter. Er bringt es nicht einmal zu einem rechten Partheimann, so sehr er sich auch Mühe darum gibt, was dem Franzosen so leicht fällt und so natürlich steht. In der Opposition ist er meist ein unpraktischer, eigensinniger Metaphysiker, der nur für seine Ideen Recht behalten will, wogegen er als Ministerieller kaum dem Scheine der Servilität entgeht, was beides nicht viel Sympathie bei dem Volke erwecken kann. Es will nun einmal weder innerhalb noch außerhalb der Kammern zu einer rechten und lebendigen Partheiung zwischen Majorität und Opposition kommen. Dagegen ist der Deutsche ein vortrefflicher ständischer Deputirter, der mit der größten Zähigkeit auf den Rechten und Freiheiten seines Standes, seiner Provinz, seiner Gemeinde und Korporation hält. Man konnte in der allerneuesten Zeit diese Untauglichkeit des Deutschen zum Volksrepräsentanten, und umgekehrt seine natürliche Anlage und Tüchtigkeit zum ständischen Deputirten recht augenscheinlich in einem nordwestlichen deutschen Lande beobachten, wo eine unter den ungünstigsten Auspizien

einberufene ständische Versammlung ungleich mehr politischen Charakter und politische Tüchtigkeit bewiesen hat, als ihre constitutionelle, unter den günstigsten Verhältnissen gestandene Vorgängerin, welche durch metaphysische Weitschweifigkeit und abstrakte Farblosigkeit ihre Committenten wie das Publikum so sehr gelangweilt hatte, daß nur ihr rechtswidriger Untergang nachträgliche Sympathie für sie erwecken konnte.

Ein zweiter Punkt, worin die ständische Monarchie sehr wesentlich von der constitutionellen abweicht, ist die Stellung des Monarchen. Nach dem Grundgedanken des constitutionellen Systems ist der Monarch, gleich den Volksvertretern, Repräsentant der Gesammtheit, so daß er als Monarch, wenn ihm nicht die Volksvertreter zur Seite gestellt wären, alle öffentlichen Rechte und Gewalten in sich vereinigen würde und nicht bloß der Staat selber, sondern auch die Gemeinde und Korporation, kurz, absoluter Despote wäre; während er in Folge der constitutionellen Beschränkung genöthigt worden ist, die Rechte der Gesammtheit sammt und sonders, somit alle und jede Regierungsrechte, mit den Volksvertretern zu theilen. Dagegen ist nach dem Grundgedanken des ständischen Systems der Monarch selbst ein Stand, nämlich der vorörtliche Stand, an den, weil er ein mächtiger, reicher Herr gewesen, die übrigen Stände und Korporationen sich zu ihrem Schutze angeschlossen und dem sie die Führung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten, wie Krieg und Frieden, Handelstraktate, die höhere Justiz und dergleichen übertragen haben. Der ständische Monarch war, selbst wenn ihm keine Vertretung der übrigen Stände zur Seite stand, wie in Dänemark, nie absoluter Despote oder der Staat selber, sondern hatte nur die unbeschränkte Führung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten, während die Stände ihre Freiheiten und Rechte nach wie vor genossen, so weit sie nicht durch die unbeschränkte Führung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten litten. Dagegen aber hat nun auch der ständische Monarch da, wo Stände ihm zur Seite stehen, nicht die Regierungsrechte und Regierungsgewalt mit diesen zu theilen, denn sie sind und bleiben ihm allein übertragen, wohl aber ist er in der Ausübung dieser Rechte und Gewalt, so weit sie irgend die Rechte der Stände berührt, an die Einwilligung der letztern gebunden. Es scheint

dies freilich am Ende der Sache nach auf Eines hinaus zu kommen und mehr ein Streit der Theorie als der Praxis zu seyn. Allein die Verhältnisse gestalten sich dennoch etwas verschieden, je nachdem sie nach dem einen oder nach dem andern Princip geregelt werden. — Nehmen wir das Recht der Gesetzgebung, so machen nach dem constitutionellen Systeme Monarch und Volksvertreter die Gesetze mit einander, wogegen nach dem ständischen Systeme dieses zeitraubende, verwirrte Geschäft der Gesetzmacherei, das von einer größeren Versammlung kaum mit Glück zu lösen ist, von den Ständen dem Monarchen übertragen ist, aber so, daß ihnen immer vorbehalten bleibt, theils an ein nothwendiges Gesetz oder eine erforderlich gewordene Gesetzesänderung ihn zu mahnen, theils zu den von dem Monarchen vorgelegten Gesetzen ihre Einwilligung zu geben oder zu versagen. Wo sich die Stände auf bloßen, oft nicht einmal erforderlichen, Rath reduciren ließen, haben sie eines ihrer wesentlichsten Rechte vergeben, wo sie sich dagegen in Mitberathung und Mitbearbeitung der Gesetze einließen, ihre Gränze überschritten und einen Theil der für sie nicht passenden und daher mit Recht abgegebenen Regierungsrechte wieder an sich genommen. — Verschiedener noch gestalten sich nach beiden Systemen die Finanzverhältnisse. Nach dem constitutionellen System genießt der Monarch eine Civilliste, die mehr oder weniger wie eine aus dem Nationalvermögen gereichte und von der Nation durch ihre Vertreter verwilligte, wenn auch fest stipulirte, Besoldung aussieht; wogegen nach dem ständischen System der Monarch ein reicher Herr ist, der im Grunde die Regierung als Ehrenamt umsonst übernommen hatte, aber freilich aus dem Staatsvermögen, dessen Verwaltung ihm fast ohne Controle überlassen, und das mit seinem Privatvermögen fast ohne Unterschied zusammen geworfen war, sehr bedeutenden Nutzen zog. Nur wo das Haus- und Staatsvermögen (das übrigens nicht bloß liegende Gründe, sondern alle stehenden Staatseinkünfte, Zehnten, Gefälle, Zölle, und dergleichen in sich begriff) nicht zureichte, den Aufwand des Fürsten und der Regierung zu bestreiten, traten die Stände durch Verwilligung von Steuern oder außerordentlichen Zulagen ins Mittel, welche sie hin und wieder eben so unabhängig verwalteten. Dieses ständische Finanzsystem hatte, namentlich in der extremen

Form, wie es z. B. in Altwürtemberg bestanden hatte, die gedoppelte Abnormität, indem die ungebundene Verwaltung des Staatsgutes durch den Fürsten, vermöge der davon abhängigen Steuerbedürfnisse, die Rechte der Stände, wie die unabhängige Verwaltung der Steuern durch die Stände die Rechte des Fürsten auf gleiche Weise beeinträchtigte; und es ist daher mit Recht die Verwaltung der Steuern der Regierung übergeben, dagegen aber das Verwilligungsrecht der Stände nicht bloß für die Steuern vorbehalten, sondern auch auf die Nutznießung des Staatsgutes ausgedehnt worden. Nur ist, zum Schaden des Fürsten, bei der Absonderung des Hausgutes von dem Staatsgute der Fehler gemacht worden, daß ein Theil der fürstlichen Rente in der Form einer, wenn auch stipulirten, Civilliste angenommen wurde, während es würdiger und sicherer gewesen wäre, wenn der Fürst sein Hausvermögen als Privatgut ausgeschieden erhalten und die Regierung in ächt ständischer Weise als Ehrenamt übernommen hätte.

Vergleichen wir nun den schweizerischen Staat mit dem ständischen Systeme der Deutschen und dem constitutionellen der Franzosen, so springt in die Augen: daß, wenn auch einzelne Kantone sich ganz, andere mehr oder weniger constitutionell umgeformt haben, die Eidsgenossenschaft im Ganzen wenigstens corporativ und ständisch geformt geblieben ist, nicht nach Provinzen abgetheilt, sondern nach Nationalitäten gegliedert, nicht constitutionell durch Gesammtrepräsentanten, sondern durch die Stände selbst, mit sehr beschränkten Vororten, regiert. Vermöge der Selbstregierung der Stände in der Tagsatzung unter bloß präsidirenden, nicht monarchisch regierenden, Vororten bildet die Schweizerische Eidsgenossenschaft, wie sie aus Republiken besteht, so nun auch im Ganzen eine Republik von Ständen oder Nationen, die selbstherrlich unter einem bloßen Präsidium ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten besorgen. Der schweizerische Staat stellt sich hiemit der ständischen Monarchie der Deutschen als interessante Nebenform des ständischen Systems, nämlich als ständische Republik, an die Seite.

Was freilich das Gegenbild der Eidsgenossenschaft, das deutsche Reich, anbelangt, so stellt dasselbe gegenwärtig, seit sein ständischer oder vorörtlicher Monarch, der deutsche Kaiser, untergegangen ist, einen fast noch republikanischeren Staatenbund

bar, als die schweizerische Eidsgenossenschaft; Schade nur, daß niemand an die republikanische Stellung der deutschen Bundesstände gegen einander glaubt! Ich möchte indeß, der kurzen Dauer dieses Zustandes wegen, die Form des deutschen Reiches noch nicht als ständische Republik bezeichnen, sondern halte an der, Jahrhunderte bestandenen, Form fest, welche ständische Monarchie gewesen; um so mehr, da dem allgemeinen Unglauben an die republikanische Wahrheit des jetzigen Zustandes eine prophetische Ahnung der Wiederkunft des deutschen Kaisers zu Grunde liegen könnte.

Was die ständisch-republikanische Form des schweizerischen Staatenbundes anbelangt, so hat die Erfahrung der neuesten Zeit unwidersprechlich dargethan, wie tief und unverrücklich diese ständische Gliederung und republikanische Selbstregierung in der Natur der schweizerischen Volksstämme wurzelt, indem alle seit der französischen Revolution oft mit stürmischer Gewalt und fremder Hülfe gemachten Versuche, die Eidsgenossenschaft in eine constitutionelle Republik umzuformen, an der unüberwindlichen Antipathie der schweizerischen Volksstämme gescheitert sind, die sich nun einmal nicht in eine homogene Masse zusammenschmelzen, nach der Kopfzahl abtheilen, und durch Gesammtrepräsentanten regieren lassen wollen. Es konnte nicht fehlen, daß die Begeisterung, womit in Frankreich die Idee homogener Centralisation und constitutioneller Repräsentation in verschiedenen Ansätzen zum Durchbruche kam, jedesmal ansteckend auch auf die Schweiz hinüberwirkte. In der helvetischen Republik ist ein Versuch, die constitutionelle Republik einzuführen, gemacht worden, und noch sind die Stimmen, welche das Gespenst der Helvetik wieder heraufbeschwören möchten, nicht verstummt; sie erheben sich vielmehr bei jedem neuen Ansatz und Ausbruch des constitutionellen Princips in Frankreich mit neuem Ungestüm. Allein es sind dies fruchtlose Versuche, die Natur der schweizerischen Volksstämme zu schulmeistern, welche einfach daran scheitern müssen, daß die größeren Kantone, welche bei der Vertretung nach der Kopfzahl scheinbar gewinnen würden, sich am Ende eben so sehr wie die kleineren Kantone dagegen sträuben, sich als Bruchtheile einer homogenen Masse behandeln zu lassen und aufzuhören Kantone zu seyn. Das möchten sie freilich wohl, Kantone bleiben und als

die größern die kleinern meistern; allein dessen werden sich diese sehr bedanken, auch wäre es eine schmähliche Aristokratie der Masse, in das Princip der Stände eingeführt. Daß eine helvetische Republik die größte Thorheit wäre, welche das kleine schweizerische Volk begehen könnte, indem seine Stärke gegen außen, nämlich seine Neutralität, wesentlich auf seiner diplomatisch unüberwindlichen kantonalen Gliederung beruht, davon will ich hier nicht reden, indem ich überhaupt nicht rathen will, was das schweizerische Volk thun soll, sondern zeigen, was es seiner Natur nach thut und thun wird, wenn man es auch noch so sehr mit dem Gegentheil beriethe.

Was die Organisation der einzelnen Kantone anbelangt, so würde es zu weit führen, das constitutionelle oder ständische Element, wie es sich in den verschiedenen Cantonalverfassungen gemischt hat, zu verfolgen. Folgende Andeutungen mögen genügen. Die Kantone, welche dem Sturme der sogenannten Regeneration entgingen, sind noch gänzlich ständisch organisirt, so Graubünden und Wallis, welche im Grunde Föderativstaaten von Ständen und Gemeinden bilden; ebenso die Urkantone, welche freilich nur Einen Stand, aber meist, außer der allgemeinen Landsgemeinde, ihre sehr unabhängigen Bezirksgemeinden, sämmtlich endlich sehr selbstständige Ortsgemeinden haben. Die französischen Kantone, Neuenburg ausgenommen, welches noch sehr viel Ständisches hat, haben sich dagegen von Grund aus constitutionell umgeformt; eben so die neu gebildeten deutschen Kantone, die keine eigene, in dem Volk festgewurzelte ständische Organisation besessen hatten. Die alten deutschen Kantone endlich, welche sich freiwillig oder unfreiwillig regenerirten, haben innerhalb der constitutionellen Form, worin eben die Hauptsache der Regeneration bestand, doch noch sehr viele ständische Elemente, namentlich die Zünfte als politische Wahlkörper, beibehalten. So combinirt z. B. die Verfassung von Baselstadt das ständische und constitutionelle Princip fast zu gleichen Theilen, jenes in den Zünften, dieses in den Bezirkswahlen, wodurch der Große Rath zusammengesetzt wird; während die raurachische Basellandschaft, ihrer gallischeren Natur folgend, sich von Grund aus constitutionell umgeformt hat.

Prof. Fr. Fischer.

Aphorismen über Forstwesen.

Der strenge Winter von 1837 — 1838 hat die öffentliche Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand gelenkt, welcher dieselbe schon früher verdient hätte, nämlich: auf die Wälder. Man scheint endlich allgemein anzuerkennen, daß ihr Zustand im hohen Grade wichtig und daß ihre Production keineswegs etwas sich Gleichbleibendes ist, sondern großen Schwankungen unterliegt, die um so einflußreicher sind, als es sich mit den Holzpreisen nicht wie mit den Getreidepreisen verhält, sondern seltene, durch besondere Naturereignisse herbeigeführte Ausnahmen abgerechnet, die ersteren immer für eine längere Reihe von Jahren steigen oder fallen, während die letzteren alljährlich wechseln können, und z. B. eine einzige reichliche Ernte dem Mangel sofort abzuhelfen und die Preise um die Hälfte und wohl noch mehr zu verringern vermag. Demnach dürfte sich's wohl der Mühe lohnen, diese Angelegenheit näher ins Auge zu fassen und richtige Begriffe über die Natur der Wälder und ihre Erträge fördern zu helfen. Es soll dies in einzelnen aphoristischen Sätzen versucht werden, da eine zusammenhängende und vollständige Behandlung des Gegenstandes für den Zweck wie für den Raum dieser Blätter zu umfangreich seyn würde.

Verschiedenartigkeit der Waldungen — hoher und niedriger Umtrieb.

Wenn es sich um die Dauer, die Ergiebigkeit und den Nachhalt der Wälder handelt, so ist es vor allen Dingen wichtig, den großen Unterschied zu erkennen, welcher, der Natur der Sache

zufolge zwischen Staatswaldungen und Privatwaldungen besteht, und das Interesse ihrer Besitzer so abweichend von einander macht.

Man hat diesen Unterschied in neuerer Zeit läugnen wollen und manche Forstschriftsteller sind selbst so weit gegangen, die Veräußerung aller Staatsforste anzuempfehlen. Dies ist indeß eine der gefährlichsten staatswirthschaftlichen Lehren, und ihrem theilweisen Befolgen hat man bereits die Verringerung der Wälder, das Steigen der Holzpreise, den Mangel an Holz und die Noth, welche in dieser Beziehung manchen Gegenden bevorsteht, zuzuschreiben. Es liegt nämlich in der Natur der Wälder, daß, wenn sie gut seyn, das beste Holz liefern und die reichlichste Production gewähren sollen, in ihnen ein Vorrathscapital aufgehäuft seyn muß, welches bei sofortiger Versilberung fast stets mehr Zinsen gewährt, wie der Wald als solcher nachhaltige Rente zu geben vermag.

Die Versuchung, ja man kann sagen die Aufforderung zur unpfleglichen Behandlung oder wohl selbst gänzlichen Devastation der Wälder ist daher für den Privatbesitzer so gegeben und so lockend, daß es in der That sehr natürlich ist, wenn er ihr nicht widersteht. Die Regierungen haben dies sonst allgemein anerkannt und deshalb auch die Bewirthschaftung und Benutzung der Privatforste einer Controle unterworfen, das Ausroden der Wälder aber nur nach besonderer Erlaubniß gestattet. Neuerlich hat man eine solche Beschränkung für unvereinbar mit den Eigenthumsrechten erachtet und sie direct oder indirect fallen lassen; als Folge davon sind aber die Wälder in jeder Beziehung geringer geworden, und sie werden täglich noch mehr verschwinden, da, wenn die Behandlung der Forste ganz frei gegeben ist, wenige Fälle ausgenommen, nur Unkenntniß, oder Gewohnheit, oder Vorliebe die Privatwaldungen in gutem Stande zu erhalten vermag. Dieser Ausspruch kann für den ersten Augenblick bizarr klingen, ist aber vollkommen wahr, indem z. B. ein Mann, welcher beim sofortigen Abtriebe seines Waldes 100,000 Rthlr. aus ihm zu lösen vermag, doch gewiß nur durch einen der genannten Gründe bewogen werden kann, auf den Erwerb eines solchen Kapitals zu verzichten, und statt dessen sich mit einem jährlichen Ertrag des Waldes von vielleicht 2500 Rthlr. zu begnügen (in der Art etwa wird sich das Verhältniß stellen).

Findet man, daß dieser Zustand der Dinge auf einem Mißverhältniß beruhe, daß ihm eine Richtangemessenheit der Holzpreise zum Grunde liegen müsse, daß die Holzpreise erst dann für angemessen zu erachten wären, wenn es eben so einträglich sey, Holz, als irgend etwas Anderes zu erbauen, so scheint in diesem Einwande etwas Wahres enthalten, bei näherer Erwägung gestaltet sich jedoch die Sache vielfach und besonders deshalb anders, weil beim Wald Saat und Ernte sehr entfernt von einander liegen, weil ein Wald nicht die Natur eines Krautackers hat, auf dem man im Frühjahr pflanzen und im Herbst ernten kann, weil Fehlgriffe, die hier begangen werden, sich erst nach einem halben Jahrhundert oder noch später, und selbst da nur mit vielen Opfern, wieder verwischen lassen: Experimente zur Herstellung richtiger Holzpreise, die mit Walddevastationen begonnen werden, sonach aber die bedenklichsten Folgen für ganze Landstriche haben können.

Gesetzt daher auch, es bestehe noch mehrfach ein Mißverhältniß zwischen der Wald- und Feldfläche, und sonach auch zwischen dem Preis der Wald- und Feldproducte, so darf dasselbe doch nur nach und nach, nur mit großer Umsicht und Enthaltsamkeit, und nur unter Berücksichtigung aller hier einschlagenden Verhältnisse auszugleichen versucht werden. Dies kann aber nur von einer für das Wohl Aller verpflichteten Regierung geschehen, die entweder selbst im Besitz der Waldungen ist, oder diese wenigstens von ihrer Bevormundung abhängig erhält.

Das plötzliche Fallenlassen der allgemeinen Beaufsichtigung der Privatwälder, welche sonst in allen deutschen Ländern bestand, und das Freigeben ihrer Behandlung ist deshalb eine nur sehr einseitig erwogene Maßregel, deren Folgen die Einwohner noch sattsam und eben so gut als jene Nachtheile büßen werden, welche aus dem mitunter so unvorsichtigen Verkauf der Staatsforsten erwachsen müssen.

Wälder, die andern als absoluten Holzboden enthalten — d. h. deren climatische oder Terrainverhältnisse eine andere Benutzungsart als die zur Holzerzeugung zulassen — eignen sich sonach im Grunde nur zu Staatsforsten, da dem einzelnen Privatmanne eben so wenig zuzumuthen ist, für's allgemeine Beste große, nur ihn treffende Opfer zu bringen, als es für die Gesammtheit gleichgültig seyn kann, ob durch eine unpflegliche und überhaupt

zweckwidrige Behandlung der Wälder die Bodenproduction eines Landes geschmälert, nach Befinden das Clima dadurch verschlechtert und mancher Gewerbszweig gefährdet oder zerstört wird.

Die große Wichtigkeit des Gegenstandes mag es übrigens entschuldigen, wenn durch noch weitere Betrachtungen und Beispiele darzuthun gesucht wird, wie groß für den Privatmann die Aufforderung zur unpfleglichen Behandlung des Waldes ist.

Das Holz, welches man jetzt säet oder pflanzt, wird bei Waldungen von hohem Umtriebe, der das meiste und beste Holz erzeugt, erst nach vielen Jahren geerntet, und darum selten von dem, der es anbaut. Beim Holzanbau muß man mithin ein Kapital aufwenden, ohne Hoffnung, es selbst wieder zu erlangen und angemessene Zinsen davon zu beziehen. Schon hierin liegt eine Veranlassung, dergleichen Kosten zu vermeiden. Taugen überdies die fraglichen Flächen zur Grasnutzung oder zum Feldbau, und der Besitzer baut sie mit Holz an, so muß er nicht nur einerseits eine Ausgabe machen, sondern andererseits auch eine nahe liegende Einnahme entbehren. Er sieht sich sonach zu doppelten Opfern veranlaßt, und es ist bei allen Flächen, welche sich zum Frucht- oder Grasbau eignen, und nicht als absoluter Holzboden zu betrachten sind, wirklich vortheilhafter für den Besitzer, wenn er kein Holz anbaut, wie gering auch der Ertrag seyn mag, den die Fläche außerdem gewährt.

Um dies nachzuweisen, wollen wir uns einen 120 Acker großen, dem Alter des Holzes nach ganz richtig abgestuften Wald denken, bei welchem man, wenn der Umtrieb auf 120 Jahre gesetzt ist, sonach alljährlich einen Acker zu benutzen hat; außerdem aber wollen wir Bezug auf die nachstehende Tabelle nehmen, welche die hier in Anwendung kommenden Zahlen enthält.

Die erste Spalte gibt dabei das Holzalter an; die zweite enthält die Vorrathsmasse auf einem Acker in dem voranstehenden Alter; die dritte Spalte zeigt, wie viel Holz auf allen Schlägen in jedem Jahrzehnt vorhanden ist, wie viel z. B. das Holz auf den 10 Jahresschlägen von und mit dem 21sten Jahre bis mit dem 30sten, vom 31sten bis mit dem 40sten Jahre rc. beträgt; in der vierten Spalte sind die Holzpreise nach den verschiedenen Altersperioden ungleich angenommen, und die fünfte Spalte gibt die Geldsummen an, welche sich aus dem in der dritten Spalte

verzeichneten Massenvorrath und dem in der vierten Spalte bemerkten Preis herausstellen.

1. Alter des Holzes.	2. Vorrath auf einem Acker.	3. Gesammtvorrathsmasse.	4. Preis eines Kubikfußes.		5. Werth der Vorrathsmasse nach diesem Preis.		
Jahre	Kubikfuß	Kubikfuß	Gr.	Pf.	Rthlr.	Gr.	Pf.
20	634	—	—	3	—	—	—
30	1156	9211	—	6	191	21	6
40	1775	14964½	—	9	467	15	4½
50	2438	21396½	1	—	891	12	6
60	3152	28307	1	3	1474	7	9
70	3890	35579	1	6	2223	16	6
80	4665	43162½	1	9	3147	6	4½
90	5463	51039	2	—	4253	6	—
100	6268	59057½	2	3	5536	15	4½
110	7092	67212	2	6	7001	6	—
120	7881	75259½	2	9	8623	11	7½
Summa:		405188½	—	—	33810	23	—

Aus der vorstehenden Tabelle ist ersichtlich, daß — die verhältnißmäßig unerheblichen und der einfacheren Rechnung halber nicht in Ansatz gebrachten Zwischennutzungen unberücksichtigt gelassen — ein solcher Wald bei 120jährigem Umtriebe einen jährlichen Ertrag von 7881 Kubikfuß liefert, während der gesammte Holzvorrath, bis zum 20jährigen Holze herunter gerechnet, 405,188½ Kubikfuß beträgt. Wenn man nun dabei die Holzpreise für jede Altersperiode gleich groß und z. B. zu 1 Groschen für den Kubikfuß annimmt, so gewährt demnach die nachhaltige Benutzung jährlich

328 Rthlr. 9 Gr. 6 Pf.,

während der Werth der vorräthigen Holzmasse sich auf

16882 Rthlr. 20 Gr. 6 Pf.

beläuft, ein Kapital, von welchem allein die jährlichen Zinsen, zu 4 Procent gerechnet,

675 Rthlr. 7 Gr. 6 Pf.

betragen, während der Grund und Boden, so wie das Holz unter 20 Jahren, noch überdies zu anderweiter Benutzung bleibt. Offenbar gewinnt sonach der Waldbesitzer viel, wenn er von aller Nachhaltigkeit absieht und das Holz so rasch als möglich abschlägt und verkauft.

Die Richtigkeit dieser Berechnung kann nicht in Abrede gestellt werden; allein man entgegnet: „Setzt nur das alte Holz hoch genug im Preise, so wird man sich auch geneigt fühlen, dergleichen zu erziehen; den angemessen hohen Preis aber wird es schon von selbst finden, wenn es nur für einen solchen Preis erzogen werden kann."

Um zu prüfen, ob dieser Einwand gegründet ist, wollen wir nun die Verschiedenheit der Preise nach Maßgabe des Holzalters so annehmen, wie sie in der fünften Spalte der obigen Tafel aufgeführt sind.

Bei diesen Holztaxen, die für das zunehmende Alter verhältnißmäßig viel höher angesetzt sind, als es in der Wirklichkeit geschehen kann, würden nun die bei 120jährigem Umtriebe und nachhaltiger Benutzung aus dem fraglichen Walde alljährlich zu beziehenden 7881 Kubikfuß, à 2 Gr. 9 Pf. gerechnet, allerdings

903 Rthlr. = Gr. 9 Pf.

einbringen, die gesammte Vorrathsmasse des Waldes wäre dagegen ebenfalls sehr viel mehr, nämlich

33810 Rthlr. 23 Gr. = Pf.

werth, und die Zinsen von diesem Kapital betrügen dann zu 4 Procent

1352 Rthlr. 10 Gr. 6 Pf.,

und sonach alljährlich doch noch

449 Rthlr. 9 Gr. 9 Pf.

mehr, als die nachhaltige Bewirthschaftung zu liefern vermöchte. Und so wäre denn auch in diesem Falle, wo das alte Holz zwölfmal theurer angenommen ist, als das junge, der Besitzer doch noch in großem Vortheil, wenn er seinen Wald devastirt. Wollte man übrigens behaupten, die Holzpreise wären vorstehend noch immer nicht hoch genug veranschlagt, so würde — abgesehen davon, daß zuletzt das Holz gar nicht mehr bezahlt werden könnte — der Zweck, die Nachhaltigkeit zu fördern, doch keineswegs erreicht, sondern vielmehr der Reiz zur Waldverwüstung oder wenigstens zur Herabsetzung des Umtriebes nur um so größer seyn.

Wären z. B. die Holzpreise zehnmal so hoch, als vorstehend angenommen, und kostete also der Kubikfuß 120jähriges Holz 1 Rthlr. 3 Gr. 6 Pf., so würde der Waldbesitzer durch den Abtrieb des Holzes bis zum 20sten Jahre herunter anstatt

9030 Rthlr. 7 Gr. 6 Pf.,
13524 — 9 — 3 —

gewinnen.

Dies erkennend, wollen nun Manche den hohen Umtrieb überhaupt verwerfen; allein wenn auch nicht zu manchem Gebrauche starke Holzsortimente, die einen hohen Umtrieb bedingen, unumgänglich nöthig wären, so würden doch viele andere Gründe bei Staatswaldungen für den höheren Umtrieb sprechen, während der niedrige für den Privatmann vortheilhaft seyn kann.

Gesetzt alles über 20 Jahr alte Holz in dem hier angenommenen 120 Acker großen Walde würde abgetrieben, und der Besitzer verwandelte dann seinen Hochwald in einen Niederwald von 20jährigem Umtriebe, so würde der Holzschlag künftig zwar 6 Acker groß seyn, diese 6 Acker würden aber erfahrungsmäßig höchstens ³/₄ so viel Holzmasse liefern, als vorher 1 Acker gab, und die Holzmasse selbst würde bei weitem noch nicht den Werth des 120jährigen Holzes haben. Der künftige Ertrag dieses Waldes wäre sonach durch die für den Privatmann sehr vortheilhafte Heruntersetzung des Umtriebes mehr als um die Hälfte geschmälert, und die Bodenproduction also dem entsprechend verringert.

Dem Privatmanne schadet dieser Umstand nichts; denn wenn er aus einem Walde, der ihm bei nachhaltiger Bewirthschaftung jährlich 328 Rthlr. (den Kubikfuß zu 1 Groschen gerechnet) einbrachte, auf einmal für so viel Geld Holz verkauft, daß ihm die Zinsen davon jährlich 675 Rthlr. einbringen, so hat er bei dieser Manipulation jährlich noch 347 Rthlr. Gewinn, selbst wenn ihm der leere Waldboden nachher gar nichts mehr rentirte. Ganz anders ist das aber bei Staatswaldungen. Das Geld, das der Privatmann für das Holz empfängt, fließt aus fremder Kasse in die seinige; das aber, was von den Einwohnern des Landes in die Staatskasse gezahlt wird, ist kein fremdes, denn der Waldbesitzer ist, im Großen betrachtet, hier Empfänger und Geber zugleich. Durch die Heruntersetzung des Umtriebes kommt nicht mehr Geld in den Verkehr, wohl aber wird dadurch die Bodenproduction und das Nationalvermögen vermindert.

Das obige Beispiel ist schlagend; um indeß dem etwaigen Vorwurf zu begegnen, daß es einseitig ausgewählt sey, möge noch ein anderes, und zwar gerade das genommen werden, das

man aufgestellt hat, um zu beweisen, daß der Vortheil, welchen der kürzere Umtrieb gewähre, gleich nützlich für den Staat, wie für den Privat-Waldbesitzer sey.

Es handelt sich dabei um einen Kiefernforst, welcher im Alter von 60 Jahren auf dem preußischen Morgen 3000 Kubikfuß Holz enthält, bei dem der jährliche Zuwachs auf ungefähr 60 Kubikfuß zu veranschlagen ist, und bei dem sonach im Alter von 110 Jahren der Vorrath auf den Morgen etwa 6000 Kubikfuß beträgt.

Denkt man sich nun diesen Forst 13,200 Morgen groß, so trägt es bei 110jährigem Umtriebe jedem Jahresschlage 120 Morgen. Auf den 50 ältesten Schlagflächen kann man aber, bei Nichtbeachtung unnützer Subtilitäten, eine mittlere Holzvorrathsmasse zwischen 3000 Kubikfuß des jüngsten und 6000 Kubikfuß des ältesten Holzes — mithin durchschnittlich auf den Morgen 4500 Kubikfuß — rechnen, und bei dem auf 110jährigem Umtriebe stehenden Walde sind demnach auf den 50 ältesten Schlägen 27 Millionen Kubikfuß Holz befindlich, dessen Werth, den Kubikfuß zu 1 Groschen veranschlagt, sich sonach auf

1,125,000 Thaler

berechnet, von welchen die Zinsen bei 4 Procent alljährlich

45,000 Thaler

betragen.

Da man nun bei dem 110jährigen Umtriebe auf jedem der 120 Morgen großen Schläge nur 720,000 Kubikfuß Holz erntet, und dafür nur 30,000 Thaler lößet, so betragen mithin die Zinsen von obigem Kapital allein 15,000 Thaler mehr, als der ganze Wald bei regelmäßiger Bewirthschaftung einbringt, während außerdem noch

a) 6000 Morgen abgetriebener Waldboden zu anderweitiger Benutzung bleiben, und
b) 7200 Morgen Wald von 60jährigem Umtriebe vorhanden sind, dessen 120 Morgen große Jahresschläge alljährlich 360,000 Kubikfuß Holz oder 15,000 Thaler Geld ertragen.

Den Werth der abgetriebenen 6000 Morgen Waldboden noch unberücksichtigt gelassen, verschafft sich also der Waldbesitzer bei einer solcher Verkürzung des Umtriebes einen jährlichen Mehrertrag von 30,000 Thalern.

Das klingt gut und ist in Bezug auf den Privatbesitzer auch wahr, in staatswirthschaftlicher Hinsicht stellen sich jedoch die

Folgen eines solchen Verfahrens anders und zwar nachtheilig genug heraus.

In dem nurgedachten 13,200 Morgen großen Walde hat man bei dem 60jährigen Umtriebe jährlich 220 Morgen zu schlagen, und diese liefern, den Morgen zu 3000 Kubikfuß gerechnet,

660,000 Kubikfuß,

während beim 110jährigen Umtrieb der Ertrag von 120 Morgen zu 6000 Kubikfuß sich auf

720,000 Kubikfuß

beläuft.

Den Kubikfuß zu 1 Groschen gerechnet, ist mithin der Geldertrag

im ersten Fall 27,500 Thaler,
im zweiten aber 30,000 Thaler.

Der verkürzte Umtrieb hat sonach hier alle Jahre ein Deficit von 60,000 Kubikfuß an Holz und 2500 Rthlr. an Geld zur Folge. Nimmt man nun an, daß das fehlende Holz dem Lande unentbehrlich sey, so ergiebt sich das Verderbliche von selbst; setzt man aber den Fall, man könne jene 60,000 Kubikfuß entbehren, so würde es doch immer höchst unwirthschaftlich seyn, eine Fläche von 13,200 Morgen zu verwenden, um eine Holzmasse zu erziehen, die bei 110jährigem Umtriebe auf nur 12,100 Morgen zu erlangen wäre. Nur so viel Fläche würde man aber im vorliegenden Falle gebrauchen, um 660,000 Kubikfuß jährlich zu ernten, wenn man den 110jährigen Umtrieb beibehielte, und die entbehrlichen 1100 Morgen könnten dann zu etwas Anderem verwendet werden.

Der Staat würde also hier, eben so wie bei dem früher entwickelten Beispiel, einen entschiedenen Verlust erleiden, während der Privatbesitzer hier wie dort einen großen Gewinn haben könnte.

Uebrigens kommt bei der Untersuchung, ob ein hoher oder niedriger Umtrieb rathsam sey, noch ein anderer ungemein wichtiger Gegenstand in Betracht, und zwar der, daß das ältere Holz — besonders das Nadelholz — eine viel größere Dauer hat, als das junge. Gehörig ausgewachsenes Nadelholz dauert nämlich als Bauholz wenigstens noch einmal so lange, als junges von derselben Art und auf demselben Boden gewachsenes. In dem Verhältnisse aber, in welchem das alte Holz länger dauert, braucht man auch noch aus diesem Grunde weniger Fläche, um es zu erziehen.

Durch den höhern Umtrieb erlangt man also nicht nur mehr Holzmasse, sondern diese hat auch zum Brennen größere Güte, zum Bauen aber längere Dauer: welcher letztere Umstand von um so größerer Wichtigkeit ist, als gewisse Baukosten sich immer gleich bleiben, ein Haus mag nun 30 oder 90 Jahre dauern, im ersteren Falle aber sich dreimal wiederholen, während man sie im zweiten Falle nur einmal aufzuwenden hat.

Schutz der Forste.

Eine zweite Veranlassung zur Verminderung der Wälder und ihres Ertrages ist der unzureichende Schutz, der ihnen von Seiten der Justizbehörden und der Gesetzgebung überhaupt zu Theil wird, und in dessen Folge sie so großen Entwendungen ausgesetzt sind. Ein altes Sprichwort sagt: „Nur die Furcht schützt den Wald," und bezeichnet in der That höchst treffend den Charakter des Gegenstandes. Die Wälder, ihrer Natur nach unverschließbar, weit ausgedehnt, gewöhnlich allenthalben zugänglich, immer und für Jedermann brauchbare Artikel enthaltend, müssen natürlich fortwährend den größten Anfechtungen durch Diebstahl ausgesetzt seyn, so lange die Menschen nicht durch Moral oder durch Furcht abgehalten werden, gegen das siebente Gebot zu sündigen. Je weniger sich nun aber bis jetzt die Menschen durch moralische Betrachtungen vom Stehlen des Holzes abhalten lassen, und je weniger man in der neueren Gesetzgebung von Furchterweckung etwas wissen will, indem man — ziemlich unbekümmert um das Geschick der ehrlichen Leute — vor allen Dingen dahin strebt, die Nichtehrlichen, und überhaupt die Gesetzübertreter recht human und nachsichtig behandelt zu sehen: um so mehr müssen natürlich die Wälder diese Lage der Dinge entgelten und successive verschwinden, wie schon viele Waldstücke verschwunden sind, weil ihre Besitzer das darauf befindliche Holz nicht mehr zu schützen vermochten.

Diese Humanitäts-Passion in der Gesetzgebung überhaupt, in der Forststrafgesetzgebung aber insbesondere, ist wohl als eine jener Krankheiten zu betrachten, welche die Menschheit durchmachen, und deren Heilung der Zeit anheim gestellt bleiben muß. Indeß dürfte es doch gut seyn, bemerklich zu machen, um was es sich bei den Klagen über Entwendung der Waldproducte und über

andere sogenannte Forstfrevel oder Forstvergehen eigentlich handelt, und daß keineswegs etwa bloß die unentgeltliche Entfernung jener Producte vermieden werden soll, sondern daß hauptsächlich die Art und Weise der Entwendung und ihr indirecter Einfluß es ist, wodurch die Production häufig so ungemein beeinträchtigt wird, und wogegen Abhülfe Noth thut. Der Werth des Entwendeten oder Beschädigten kann für den Augenblick gering seyn, während doch die Folgen eines solchen Diebstahls oder Frevels in hohem Grade einflußreich und nachtheilig sind, und es deshalb oft ganz unpassend ist, bloß jenen gegenwärtigen Werth als Maßstab für den Schadenersatz oder die verwirkte Strafe betrachten zu wollen. So sind z. B. einige Hände voll Moos, aus einem Nadelholzbestande entnommen, für sich betrachtet so gut als ohne Werth, während doch bei häufiger Wiederholung einer solchen Entwendung durch sie ein großer Schade verursacht werden und die Production außerordentlich herabsinken kann.

Obschon es aber sonach in den meisten deutschen Ländern einer angemesseneren Gesetzgebung bedarf, wenn die Wälder hinlänglich sicher gestellt werden sollen, so wird jene allein freilich doch nicht den gewünschten Erfolg haben, wenn nicht auch Vorkehrungen getroffen werden, um die in der Nähe der Wälder wohnenden Unbemittelten für thunlichst geringe Preise mit Brennmaterial und dem, was der Wald sonst ohne Nachtheil liefern kann, zu versehen, und wenn nicht veranstaltet wird, daß das Holz, gleich jedem andern Lebensbedürfniß, mehr in kleinen Quantitäten und zu allen Zeiten zu haben ist. Am besten dürfte dieser Zweck durch Anlegung und Begünstigung von Holzmagazinen zu erreichen seyn, durch welche besonders noch der große Vortheil erlangt werden könnte, daß das Publikum mit trockenem Holze versorgt würde, und dann vielleicht nur die Hälfte von dem brauchte, was nöthig ist, wenn das heute gestohlene Holz morgen schon verbrannt werden soll, mithin noch ganz naß und grün zum Verbrauche kommt.

Waldnebennutzungen.

Auch die sogenannten Wald- und Forstnebennutzungen sind häufig von großem Einfluß auf den Holzertrag der Wälder, und ihre Bedeutsamkeit wird in der Regel nicht hinlänglich erkannt. Man versteht unter ihnen hauptsächlich

die Streubenutzung,
die Gräserei,
die Waldhuthung,
das Leseholzsammeln,
das Harzscharren &c.,

und ist vielfach der Ansicht, daß diese Dinge neben der Haupt- oder Holznutzung stattfinden könnten, ohne dieselbe wesentlich zu beeinträchtigen, wogegen indeß große Bedenken hervortreten.

Die wichtigste und gefährlichste der Waldnebennutzungen ist die Wegnahme der Bodenstreu — der Blätter, Nadeln und Moose — mit welchen der Waldboden bedeckt zu seyn pflegt. Diese Decke ist der Lebensnerv der Forste, sie ist das Düngmittel, welches die Natur anwendet, um die Kräfte wieder zu ersetzen, die durch die Production des Holzes verloren gehen. Ohne diese Decke schwindet dem Boden die nöthige Frische und Feuchtigkeit, die so unerläßliche Erzeugung der Dammerde wird gehindert, die Tragbarkeit sinkt von Generation zu Generation, und endet zuletzt mit gänzlicher Sterilität. Einigermaßen glauben wohl alle aufmerksamen Waldbesitzer an diese Wahrheit, werden sich aber der Umfänglichkeit derselben nicht immer hinlänglich bewußt, und beschwichtigen sich wohl mit der falschen Vorstellung, daß auch da, wo man die Bodenstreu dem Forste entzieht, am Ende immer noch Wald bleibe, was durch vieljährige Erfahrung bestätigt sey. Wenn aber auch nicht überall eine gänzliche Unfruchtbarkeit eintritt, so bleibt doch jedenfalls zwischen Wald und Wald ein großer Unterschied, und während hier der Acker hundert und mehr Klafter producirt, liefert er dort nur die Hälfte, den vierten Theil, oder noch weniger, und ist überdies hier mit guten, dort mit geringeren Holzarten bestanden. Es bleibt deshalb im höchsten Grade wichtig, den Einfluß der Streuentziehung gehörig zu quantificiren, sich dieses Einflusses sattsam bewußt zu werden, und abzuwägen, ob der Werth des Streumaterials, welches man gewinnt, wirklich dem Verluste gleichkommt, den man am Holzertrag erleidet. Allenthalben, wo das Holz bereits ein gesuchter Artikel ist, wird der Verlust an Holz den Gewinn an Streu übersteigen, besonders wenn man den so wichtigen Umstand gehörig berücksichtigt, daß durch die Streuentziehung eine progressiv wachsende Verschlechterung des Bodens eintritt, und man deshalb von

Jahr zu Jahr immer weniger Holz, und somit auch immer weniger Streu, zu erwarten hat.

Deshalb ist denn auch allenthalben, wo sich's um eine gute Forstwirthschaft handelt, die Entziehung der Bodenstreu nur sehr selten statthaft, und deshalb sollte auch in den Fällen, wo die landwirthschaftlichen Verhältnisse nun einmal mindestens eine zeitweilige Abgabe von Streumaterial bedingen, diese wenigstens so eingerichtet werden, daß sie auf eine für die Holzproduction der Forste möglichst unschädliche Weise erfolgt, z. B. dadurch, daß man aus den Schlägen frische, noch belaubte Zweige und Aeste verabfolgt, daß man die Bestände nur wenige Jahre hindurch und nur im angemessensten Lebensalter der Streuentziehung Preis giebt.

Die Waldhuthung stammt gleichfalls aus einer Zeit her, in der es mit dem Holzertrag der Forste noch nicht genau genommen wurde, in der man wenig oder nichts für den Wiederanbau that, es auch für gleichgültig erachtete, ob ein Wald volle Bestände, oder lückige Orte und Blößen enthielt.

Allenthalten, wo man keine höheren Anforderungen stellt oder zu stellen braucht, ist die Waldhuthung noch heut zu Tage an ihrem Orte; da jedoch, wo man mehr verlangt, kann sie — einzelne Fälle ausgenommen — nur sehr störend und nachtheilig wirken, und verträgt sich überhaupt mit einer guten Forstwirthschaft nicht, und zwar schon deshalb nicht, weil bei dieser das Vieh nur an solchen Orten Nahrung findet, wo es nicht ohne Nachtheil eingehütet werden kann, da aber, wo sein Eintrieb weniger schädlich seyn würde, die Nahrung fehlt.

Sonst, wo für den Nachwuchs der Forste wenig geschah, wo man ihn hauptsächlich der Natur überließ, und wo — zumal bei den Nadelholzwaldungen — ohnedies Jahre vergingen, ehe die abgetriebenen Flächen wieder in Bestand kamen, wurde es weiter nicht beachtet, wie viel die Huthung an dieser Verspätung Theil hatte; auch wirkt, wie ja unzählige Beispiele beweisen, dieselbe allerdings nicht absolut zerstörend auf den Nachwuchs ein, hält ihn aber lange zurück und veranlaßt überdies lückige und kränkliche Bestände. Wer den hierdurch entstehenden Zuwachsverlust und geringeren Ertrag nicht achtet, dem wird auch die Huthung weiter nicht besonders nachtheilig erscheinen; wer aber ermißt, um wie viele Jahre der Nachwuchs durch sie zurückgesetzt wird, und wie

auch bei der besten Aufsicht die verhegten Orte dennoch mit dem Vieh betrieben werden, so bald die Hirten sich sicher glauben; wer erwägt, welchen Schaden das Vieh auch für ältere Bestände durch Zertreten und Verletzen der feineren Wurzeln veranlaßt; wer bedenkt, wie störend die Huthung für den natürlichen Anflug ist, der sich häufig in den Beständen findet, und durch dessen Benutzung die Verjüngung oft so sicher und wenig kostspielig erfolgt; wer berücksichtigt, wie nachtheilig das Eintreiben des Viehes für die Straßen- und Entwässerungsgräben, überhaupt aber wie störend sie für eine sorgsame, und, wenn man so sagen darf, feine Waldwirthschaft ist: der wird die große Schädlichkeit der Waldhuthung nicht verkennen und zugeben müssen, daß — einzelne Fälle ausgenommen — sie nur dorthin gehört, wo das Holz wenig oder keinen Werth hat.

Aehnlich wie mit der Huthung verhält es sich mit der Gräserei, doch kann sie allerdings auch bei guter Forstwirthschaft in geeigneten Fällen bestehen, und ist mitunter sogar nothwendig, immer aber mehr als Ausnahme zu betrachten und nur bei gehöriger Vorsicht unschädlich.

Sehr wichtig in Bezug auf den Ertrag der Forste ist das Benutzen des Leseholzes — das Sammeln der dürren Zweige, Aeste und Stangen — was meist unentgeldlich oder gegen Entrichtung einer geringen Abgabe gestattet wird. Für den ersten Augenblick erscheint dasselbe als eine unschädliche, den Aermern gern zu gönnende Unterstützung; bei näherer Untersuchung der Ausführung und im practischen Leben gestaltet sich jedoch die Sache ganz anders. In vielen Partien der Wälder, besonders aber an mittägigen, wie an den dem Windzuge vorzugsweise ausgesetzten Hängen und Bergen, geben nämlich die abfallenden dürren Zweige den besten, häufig den einzigen Anhalt für die ihnen nachsinkenden Blätter und Nadeln, mit denen jeder Herbst den Boden bedeckt, und die von so hoher Wichtigkeit für dessen Tragbarkeit sind. Bleiben jene Zweige und Aeste liegen, so sammeln sich in ihnen, wie in einem Netze, die Blätter und Nadeln, und bilden dann jene wohlthätige Decke, von welcher die Beschaffenheit des Bodens abhängt, und deren Erhaltung und Erzeugung eine der wichtigsten Aufgaben des Forstwirthes ist. Werden jene Zweige weggenommen, so verweht der Wind den Blätterabfall oder die Sonne

verdorrt ihn, oder der Regen schwemmt ihn weg, und der Boden verödet. Nicht unmittelbar, aber mittelbar sind daher jene Aestchen und Zweige vielfach von großer Wichtigkeit für das Gedeihen der Forste, und ihre Wegnahme kann sehr schädlich, das Leseholzsammeln aber — durch welches die Entfernung der Zweige veranlaßt wird — sonach in den betreffenden Fällen ganz unstatthaft seyn.

Abgesehen aber auch von dem großen Nachtheil, welchen, nach Maßgabe der Lokalität, das Leseholzsammeln für den Zustand des Bodens haben kann, erwachsen daraus leicht so viele andere Unbilden für den Wald, es wird in Ermangelung des trockenen Holzes so häufig nach dem grünen gegriffen, oder dieses durch Beschädigung zum Absterben gebracht (um dann als dürr zum Wegschaffen legalisirt zu seyn) ꝛc., daß — zumal in volkreichen Gegenden — sich wesentliche Bedenken herausstellen, und daß ohne Zweifel eine Zeit kommen wird, wo man dasselbe nur unter großen Beschränkungen und in der Nähe volkreicher Orte gar nicht gestattet.

Uebrigens ist der Betrag des auf dem Wege der sogenannten Leseholzerholung absorbirten Holzquantums meist sehr groß, und beträgt in den bevölkerten Gegenden leicht ein Drittheil der gesammten Production. Da fragt sich's nun doch, ob der Waldbesitzer ein solches Quantum fast ganz unentgeldlich hergeben, und überdies durch die Art der Entfernung sein Besitzthum noch außerdem beeinträchtigen lassen, oder es nicht lieber vorziehen soll, dasjenige abgestorbene Holz, das ohne Nachtheil entnommen werden kann, durch Lohnarbeiter sammeln zu lassen, um es dann nebst andern geringen Sortimenten (Reißig ꝛc.) nur gegen die Aufbereitungskosten an die Bedürftigen zu geben. Die Production der Forste würde durch ein solches Verfahren außerordentlich gesteigert, und auch an Arbeitskräften eher gewonnen als verloren, da es in der That merkwürdig ist, wie viel von ihnen beim Leseholzsammeln verschwendet wird. Nimmt man an, daß das Schock Reißig 20 Groschen kostet — ein Preis, den es häufig noch nicht erreicht — so kommt ein Gebund auf 4 Pf. zu stehen. Nun ist es aber bei Wäldern, die in der Nähe volkreicher Orte liegen und häufig von Leseholzsammelnden besucht werden, nicht möglich, daß im Durchschnitt einer der Sammelnden in einem Tage mehr als höchstens den Betrag von vier Gebunden zusammenbringen kann. Glückt ihm das aber auch, so hat er demnach an jenem Tage

16 Pfennige verdient. Ist das ein angemessener Lohn? sind in Gegenden, wo das Holz den oben supponirten Preis hat, Tagelöhner für eine ähnliche Summe zu haben?

Aus dem Harzscharren (der Pechnutzung) läßt sich allerdings eine nicht unerhebliche Nutzung ziehen, auch kann dasselbe stattfinden, ohne den Holzertrag wesentlich zu beeinträchtigen; versteht sich unter der Voraussetzung, daß nur in den Orten geharzt wird, welche für die nächsten Jahre zum Abtrieb bestimmt sind. Je mehr man aber die Pechnutzung zu steigern sucht, um so mehr ist der Holzertrag gefährdet, und je mehr man diesen schützt, um so unerheblicher wird jene. Ueberdies sind große Zuwachsverluste und Störungen in der Wirthschaft zu fürchten, wenn unvorherzusehende Ereignisse eine Aenderung in den Hauungen nöthig machen, und dann Orte, die bereits gelagt, d. h. Behufs des Harzausflusses mit Rissen versehen wurden, länger stehen bleiben müssen, als erwartet wurde; auch ist es wohl außer Zweifel, daß das geharzte Holz zum Bauen geringere Dauer, zum Brennen aber weniger Hitzkraft hat, und aus diesem Umstande, wie aus den übrigen Bedenklichkeiten, welche sich gegen die Harznutzung erheben lassen, scheint wenigstens hervorzugehen, daß dieselbe nur in solchen Gegenden an ihrem Platze ist, wo geringe Holzpreise bestehen.

C.

Leichenhäuser oder keine?

Von einem Arzte.

Als vor Kurzem in diesen Blättern die Rücksichten auseinander gesetzt wurden, welche von Seiten des Arztes als die wichtigsten erscheinen, um, so viel an ihm ist, der Euthanasie zu genügen, wurde zugleich bemerkt, daß die menschliche Leiche, bis zu dem Gange nach dem Grabe, unserer Sorge nicht fremd werden dürfe; es wurde behauptet, daß eine übertriebene Furcht vor dem Lebendigbegrabenwerden, wie sie Sorge im Leben sey, auch das Sterben erschwere, und daß die Existenz von Leichenhäusern dieser Sorge entgegenwirken, und dabei noch den Nutzen haben solle, daß sie bei beengten wohnlichen Räumen die Todten von den Lebendigen trennten.

Die Frage über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit der Leichenhäuser oder ihrer Surrogate erscheint keineswegs müßig, da sie im Interesse des Publikums und in dem des Arztes, dem die Sorge für Kranke und Todte am Herzen liegt, neuerdings wieder mit den entgegengesetztesten Ansichten häufig besprochen wurde, und so die Akten nichts weniger als geschlossen sind. Es ist zwar schon so unendlich viel Neues und Wiederholtes über den Gegenstand gesprochen, daß Mancher sogar behaupten dürfte, es könne dem Gesagten nichts mehr hinzugefügt werden, und es komme darauf an, die Regierungen oder die Communen in gebräuchlicher Langsamkeit überlegen zu lassen, was zu thun sie für gut finden. Dem ist aber in der That nicht so; bei einem Institute, welches so direct in das Interesse eines jeden Menschenlebens eingreift, wird eine jede neue Beleuchtung auch eine neue Seite auffassen:

schon nach der Individualität ihrer Verfasser, deren einer den Tod unter der Erde bei jedem Begräbnisse zu fürchten scheint, während der andere dieses grausige Ende für einen zwar traurigen, aber doch endigenden Ausgang hält, und zwar — von ferne, wie der Königsmörder Damiens, welcher, zum Tode durch 24stündige Tortur verurtheilt, beim Beginn seiner Qualen sagte: le jour sera long, mais il passera! Mit solchen Extremen der Angst und angenommenen Furchtlosigkeit ist nichts geholfen; im Gegentheil, die Erörterungen leidenschaftlichen Streites führen nur weiter aus einander, und das um so mehr, als in diesem Falle das beliebte Rechenexempel nicht einmal angewendet werden kann: daß die Wahrheit in der Mitte liege.

Wenn das Publikum dem verstorbenen Hufeland die Ehre gibt, zuerst auf die Errichtung von Leichenhäusern gedrungen zu haben, so ist dagegen zu erinnern, daß dieselben in ihrer Existenz schon uralt sind, daß in neuerer Zeit vor ihm P. Frank, und nach ihm, außer den neuesten, Thiery, Metzger, Atzel, Meyer, Poppel und Andre diese Anstalten als einziges sicheres Mittel gegen das Lebendigbegrabenwerden dem ärztlichen und Laien-Publikum dringend ans Herz gelegt haben. Hufeland verstand es nur am Besten von allen Aerzten, die Deutschland aufzuweisen hat, zum Publikum zu sprechen, und darum wird er von ihm gerade am meisten genannt. Es liegt darin ein Nationaldank für diesen, von mancher Seite her mißachteten und schief beurtheilten Mann, dessen Verdienst keineswegs in feinster Beobachtung des kranken Organismus, oder in dem streng sogenannten heilkünstlerischen Fördern lag, sondern, nach seiner ganzen Persönlichkeit und der ihm durch diese angewiesenen Stellung, in dem hochgebildeten und damit humanen Vermitteln der Extreme, und darin, daß er, mit feinstem Takte für das Zuviel und Zuwenig, Dolmetscher für das Publikum, im edleren Sinne des Wortes, war, der in ewig sich wiederholenden Anmahnungen die höchsten Interessen, so weit sie mit seinem Berufe zusammentrafen, der ganzen Menschheit an das Herz legte. Er war kein Revolutionair, kein Reformator unter den Aerzten, er war der Friedensfürst unter ihnen; er war nicht der kühne Feldherr in dem Kriege gegen den Tod, den der Arzt führt, sondern der Chef des Generalstabes; nicht der Blücher, sondern der Gneisenau; er hat keine Reformation bewirkt, sondern in ihr geholfen; ohne Luther

wäre diese nicht entstanden, aber Melanchthon half entschieden mit an dem Baue; er war kein Reil, sondern er war eben — Hufeland. Wenn auch heute noch vielfach Persönliches sich gegen diesen verdienten und durchaus wohlwollenden Mann geltend macht, so wird doch die Geschichte ihn milder richten, und sie hat ihn schon gerichtet, denn Kuhpocken, Skropheln, Kindererziehung und viele andere hochwichtige Gegenstände werden in und außer Deutschland nicht genannt ohne ihn, und kein Deutscher spricht von Leichenhäusern, ohne an Hufeland zu denken.

So sind denn mit mehr oder minder Luxus, mit Glocken oder Glasharmoniken, mit schönen Arkaden oder einfachen Bretterwänden in verschiedenen Städten Deutschlands, namentlich in Weimar, Berlin, Mainz, München, Frankfurt am Main, Bamberg, Breslau, Magdeburg u. s. w., Leichenhäuser erbaut und benutzt worden. Wäre die Zahl derselben aber vielfach so groß, wäre ihre Größe der Population der Städte auch immer entsprechend, so bleibt es auffallend, daß, trotz der wiederholtesten Aufforderungen, zu ihrer Vermehrung verhältnißmäßig so wenig geschehen. Es deutet dies vorläufig entweder auf ein bedeutendes Hinderniß in der Errichtung dieser Anstalten, oder darauf, daß, bei der allgemeinen Furcht vor dem Tode unter der Erde, vor dem Leben im Leichenhause, ihr Nutzen mehr ein geträumter als ein practischer sey.

Es entsteht zunächst die Frage: Zu welchem Zwecke wünscht man Leichenhäuser? Nach einstimmiger Antwort ist aber der Zweck ein doppelter; er geht einmal dahin: das Lebendigbegraben zu verhüten, und bei dem engen Lokal in den Wohnungen Verstorbener diese bis zur gesetzlichen Zeit ihrer Beerdigung unterzubringen, schädliche Leichenausdünstungen zu verhüten oder sonstige medicinisch-polizeiliche Zwecke zu erfüllen. Beide Zwecke sind aber so von einander verschieden, daß sie nicht zugleich in Bezug auf die Beantwortung der Frage in Betrachtung gezogen werden können, ob das verheißene Mittel dem Zwecke entspreche? Das Leichenhaus kann — in seiner Erscheinung in der Idee — nicht zugleich das Haus der Hoffnung und der vorläufige Sarg seyn, eine Anstalt der Liebe zu Wiedererweckung wahrscheinlich oder vielleicht Gestorbener, und des Loswerdens entschieden Todter, nicht des Privatwunsches, ein

theures Haupt wieder zu erhalten, und kälter polizeilicher Grundsätze. Es ist hiernach nöthig, beide Zwecke, welche ein Leichenhaus erfüllen soll, vereinzelt zu betrachten und zu fragen, ob sie auch ohne diese Anstalten einfacher zu erreichen sind?

Ist es möglich, daß ein Mensch lebendig begraben werde? und zwar wegen der Unsicherheit der Zeichen des Todes? Dies heißt so viel als: gibt es einen Scheintod? Wer wird dies verneinen? Glückliches Wiedererwachen plötzlich Verunglückter, nach längeren Krankheiten scheinbar Todter — jeder Laie weiß davon zu erzählen, jeder Arzt hat darin Erfahrungen gemacht, und jeder Arzt kennt die selteneren Fälle, in denen dieser scheinbare Tod erst nach längerer Zeit schwand, um in den wahren überzugehen oder in das Leben zurückzutreten. Belehrend ist der Fall, den Dr. J. H. Schmidt zu Paderborn 1833 erlebte und der, viel Aufsehen erregend, besonders Gelegenheit zu neuen Erörterungen über den fraglichen Gegenstand gegeben; er möge hier statt aller andern Beispiele stehen, die so leicht ein romanhaftes Gepräge annehmen. Ein 20jähriger Mann wurde in das Krankenhaus zu Paderborn geschickt, und daselbst von einem leichten Wechselfieber, welches in Schwindsucht überzugehen drohte, geheilt. Er starb plötzlich. Am 1sten Tage nach dem letzten Athemzuge hatte er die Augen aufgeschlagen und einige Minuten hindurch einen unregelmäßigen Puls fühlen lassen. Kleine Brandwunden, die als Belebungsversuche beigebracht wurden, eiterten am 3ten, 4ten und 5ten Tage; am 5ten Tage hatte der Todte die Hand umgedreht; am 6ten und 9ten Tage stellte sich ein halbseitiger, durchaus nicht riechender Schweiß ein; nach dem 9ten Tage zeigten sich in einem großen Umfange des Rückens Blasen; die Glieder blieben biegsam, die Lippen bis zum 18ten Tage roth; die Stirne war 9 Tage hindurch in Falten gelegt, die Physiognomie war nicht leichenhaft. Noch am 19ten Tage stellten sich in dem warmen Zimmer weder ein Leichengeruch noch Todtenflecke ein, ohne daß große Abmagerung die Ursache davon hätte seyn können. Erst am 21sten Tage konnte der nunmehr unzweideutige Leichnam geöffnet werden.

Fragen wir nun ferner, ob denn wirklich Beispiele von dem Schauder erregenden Unglück vorhanden sind, daß Menschen zum Tode im verscharrten Sarge verdammt wurden? so muß dies

mit einem traurigen Ja! beantwortet werden. Lassen wir die Ungersche Behauptung: daß es weniger Selbstmorde gebe als lebendig Begrabene — wiewohl es auch zu jener Zeit nicht an den jetzt luxurirenden Menschen fehlte, welche die frevelnde Hand an den eigenen Leib legten — so wie auch eine nicht weiter beglaubigte Anzeige in einer amerikanischen Zeitung: daß in Newyork, wo die Maßregel getroffen ist, daß die Särge acht Tage lang vor der völligen Beerdigung so über der Erde stehen bleiben müssen, daß in der Gegend des Kopfes eine Oeffnung und an den Händen und Füßen Schnüre sich befinden, welche zu einer Glocke gehen, man die Erfahrung gemacht habe, daß von 1200 hier über die Erde Gestellten 6 scheintodt waren, also ein halbes Procent — lassen wir diese Aeußerungen ganz unbeachtet, so gibt es doch, abgesehen von allen melodramatischen Mährchen aus ältester und neuester Zeit, so viele unzweideutige und glaubwürdige Facta, welche für die traurigste aller Todesarten sprechen, daß an ihrem Vorkommen gar nicht zu zweifeln ist. Die allgemein verbreitete Neigung des Menschen, Wunderbares und Schauerliches gern zu hören und zu glauben, sein inneres, widerspenstiges Ergötzen an Furcht und Angst, kommt hier gar nicht in Betracht; es ist von unzweifelhaften Thatsachen die Rede.

Wie war es aber möglich, so unsicher in Bezug auf die wahren Zeichen des Todes zu seyn? Man war in älteren Zeiten allerdings zu leicht in seiner Erklärung, und mancher Mord aus Fahrlässigkeit mag von der Erde bedeckt seyn; aber die neuere Generation hat bekanntlich zu ihrem großen Vortheile die negative Erfahrung festgesetzt, daß ein Körper erst dann ganz entschieden zu den Todten gerechnet werden könne, wenn sich die bekannten Spuren der Verwesung eingestellt haben. Es ist diese Kenntniß nicht etwa mehr ein Monopol der Medicinalpersonen. Jeder hat sie, jeder, der Sinne hat, weiß ungefähr, was Fäulniß ist, jeder, der ein Gewissen hat, wird in seinem Kreise dafür sorgen, daß kein Körper ohne deutliche Spuren der Verwesung der Erde wiedergegeben wird.

Und doch! wie oft geschieht das Gegentheil! Wie oft sucht die empfindliche Nase, was sie gar nicht findet, wie oft gebietet der Leichtsinn, die Mode, das Herkommen, das unglückselige Misverstehen von Religionsvorschriften, daß nach bestimmter Frist die

Leiche verscharrt werde! Wie oft sehen aber die Hinterbliebenen, so wenig als der Arzt, die Leiche an, jene aus Ekel, dieser aus Gleichgültigkeit, und so wird denn das Urtheil über den wahren Tod des noch vor Kurzem so theuren Hauptes der Leichenfrau oder andern Unkundigen überlassen!

Ein Leichenhaus soll also dazu seyn, um eine Entscheidung zu geben über wahren oder scheinbaren Tod; diese ist aber unbestritten einfacher zu erhalten. Es ist gewöhnlich eine leichte Aufgabe; es gibt aber eine schwerere, nämlich diejenigen Fälle, um v. Jägers Worte zu wiederholen, in welchen eine Wiederkehr des Lebens bei einem scheinbar Todten möglich ist, durch andere Merkmale, als durch das zwar entscheidende, aber sehr unbequeme der beginnenden Fäulniß, von den andern — offenbar weit zahlreicheren — völlig hoffnungslosen Fällen zu unterscheiden. Hierzu können aber nur Sachverständige im eigentlichen Sinne des Wortes geschickt seyn; nicht invalide Chirurgen, nicht brodlose Afterärzte, sondern die tüchtigsten, die kräftigsten Aerzte sind nöthig, um den letzten Lebensfunken in einem scheinbar Todten zu erkennen, und mit der nothwendigen Energie und Ausdauer ihn zur hellen Lebensflamme wieder anzufachen. Kann dies aber besser in dem Leichenhause oder in der Wohnung des scheinbar Verstorbenen geschehen? In die letztere können unfehlbar alle die nothwendigen Utensilien zu Wiederbelebungsversuchen leichter geschafft werden, wenn nur die Menschen da sind, als daß die vermeintliche Leiche in einen andern Raum gebracht wird. Alle Gründe sprechen hier gegen das Leichenhaus und alle für das Verbleiben in der Wohnung; und wenn die schlechte Behandlung der Scheintodten Manchen zu einem wahren Todten gemacht haben mag, so ist der Transport, durch eine vielleicht große Strecke, in einem Sarge oder in einer Bahre, bei jedweder Jahreszeit, mit leichenactartiger Langsamkeit, durch Träger oder auf einem Leichenwagen nach einem Leichenhause — also Leiche und nichts als Leiche — gewiß eben so hinreichend, einen seiner bewußten Scheintodten zu tödten, als die hier nicht genug zu schätzende Zeit verloren geht, wenn auch der moralische Grund fehlt. Und das Erwachen! Vielleicht in demselben Lokal mit mehreren Leichen! Wer in einem Sarge aus seinem Hause getragen ist, der behält etwas Gespenstisches, wenn er dahin zurückkehren sollte als Lebendiger; das fühlt er gewiß eben so

als die Angehörigen. Wie anders gestaltet sich das im eigenen Hause! und wer wird seinen Todten den mehr als halben Weg zum Grabe tragen lassen, um ihn möglicherweise, und kaum das, wieder zu umarmen, und nicht tausendmal vorziehen, in dem noch so kümmerlichen Hause des Lebens den ersten wiederkehrenden leisen Athemzug mit Jubelruf und Freudethränen zu begrüßen? Es läßt sich denken, daß die Angehörigen, zu größerer Sicherheit, und ohne Hoffnung, die Fäulniß in einem Leichenhause abwarten lassen; aber das hoffende Abwarten mit der Entfernung aus unmittelbarer Nähe streitet gegen alle, selbst die kälteste menschliche Natur.

Ein Hauptgrund gegen die allgemeine Einführung und Erhaltung der Leichenhäuser, wenn sie, abgesehen von dem bisher Gesagten, das leisten sollen, was sie sollten, besteht in der vollkommenen Unmöglichkeit, den Kostenaufwand dafür zu bestreiten. Graff in Darmstadt hat darüber so eindringlich gesprochen, daß man sich auf ihn berufen kann. Es gehört zur Entdeckung des Scheintodes die umsichtigste und fortgesetzteste Behandlung, bei der die Kräfte eines Sachkundigen nicht ausreichen, so daß mindestens zwei derselben, wenigstens während der Nacht, wechseln müssen. Diese müßten nothwendig im Leichenhause wohnen, um stets bei der Hand zu seyn. Es wären zu den geringeren Dienstleistungen weiter zwei Wärter nöthig, denen gleichfalls Wohnung in oder neben dem Leichenhause gegeben würde. Alle diese Personen müßten nicht nur so reichlich und vollständig besoldet werden, daß sie ihren Lebensunterhalt dabei fänden, sondern es müßte ihnen auch jedes andere Geschäft dabei untersagt seyn. Die gehörige Lokalität für das Leichenhaus selbst, für diese Beamten, die Utensilien, Betten, Arzneien, würden einen großen Kostenaufwand bedingen, der für das verhältnißmäßig kleine Darmstadt auf 20,000 Gulden für die erste Anlage angeschlagen ist, und es müßten außerdem noch 3000 Gulden jährlicher Ausgabe für Gehalte, ohne die Kosten der Unterhaltung der Gebäude, so wie die Erneuung der Arzneien und Utensilien, in Anschlag zu bringen seyn. Das ist vielleicht für eine kleine und reiche Residenz möglich auszuführen, keineswegs aber allgemein für Provinzialstädte oder für das platte Land. Ist aber nur die Residenz mit einer solchen angeblichen Wohlthat belastet, so hat die ganze Welt augenblicklich

den gerechten Argwohn der Aristokratie oder wenigstens der Exemtion. Das Mißtrauen gegen alle Arten von Aristokratie ist im Publikum überall rege, und wenn der Mensch bis dahin noch in seinen Begriffen dunkel und unsicher war über die Wohlthat einer solchen Anstalt, so wird er in Kurzem mißtrauisch werden, dann eifersüchtig, und zuletzt wird er sie hassen. Der Zweck der guten Gesinnung wäre also geradezu verfehlt. Wie sollte aber, practisch genommen, eine kleine Provinzialstadt, oder gar das platte Land, das nur von den materiellsten Interessen beseelt ist, sich dazu willig finden, ein Leichenhaus zu gründen, sey es auch nur mit sehr geringen Kosten, während ein großer Theil der Bevölkerung noch ohne alle ärztliche Hülfe stirbt!

Angenommen aber auch, keineswegs zugegeben, daß ein Leichenhaus, mit diesen ungeheuern Kosten errichtet und unterhalten, seinem Zwecke entspreche, so würde es doch sofort alle Hoffnung auf nützliche Thätigkeit einbüßen, wenn auf irgend eine Weise daran gespart werden sollte, und nirgends hört man, denn es ist überall bei den bestehenden gespart, daß ein Arzt dabei angestellt sey; überall sind es chirurgische, sonst unbrauchbare Gehülfen, selten dort wohnhaft, welche in Verein mit rohen Wärtern, und oft diese allein, das so viel Umsicht erfordernde Geschäft des Wiederbelebens bei Scheintod besorgen. Ist es noch zu beweisen, daß diese Leute roh sind und daß es fast unmöglich ist, sich von ihnen irgend einen Nutzen zu versprechen? Es ist dies wichtig, und wenn 40 Jahre hindurch diese Institute bestehen, errichtet auf die dringende Empfehlung gefeierter Namen, besprochen, belobt und geschmeichelt, so hat man ein Recht zu fragen: welches **war** denn ihr Nutzen? Hunderte von Rettungen bei Scheintod, tausend wahre und falsche Geschichten von Lebendigbegrabenwerden liest und hört man bis zum Ueberdruß, überall herrscht die Furcht vor, und die Leichenhäuser, deren Verfechter gewiß nicht ermangelt haben würden, laut zu berichten und zu triumphiren, geben **kein einziges glückliches Resultat.**[1] Dies bricht den Stab den Anstalten,

[1] Die vor wenig Jahren hie und da erzählte Geschichte: daß in dem Leichenhause zu München ein zweijähriges Kind in dem Augenblick, da man es zu Beerdigung abholen wollte, aufrecht sitzend und mit Blumen spielend angetroffen wurde, mit denen der vermeintliche Leichnam geziert war, so daß es von den vielen Leichen in seiner Nähe

wenigstens wie sie sind, obgleich ihre Stifter damit zufrieden waren, und die Unmöglichkeit, sie nach dem vorher genannten Kostenanschlage zu errichten, stellt sich leicht heraus.

Es kann hiegegen eingewendet werden, daß dies gar nicht auffallen dürfe, da die Leichenhäuser so wenig in Anspruch genommen werden. Von der so splendid eingerichteten Anstalt in dem reichen Frankfurt sagt Graff, daß sie die Hälfte des Jahres völlig leer stehe, obgleich durchschnittlich des Tags immer drei Personen sterben. Kaum der zehnte Theil derselben werde in den dazu bestimmten Räumen abgesetzt; und diese kleine Summe enthalte lediglich Personen der niedersten Stände, welche sich durch längere Aufbewahrung der Leichen in ihrer beschränkten Wohnung behindert fühlten. Neun Zehntheile dagegen, und darunter jedenfalls diejenigen, welche am ängstlichsten für den Schutz ihrer Abgeschiedenen besorgt sind, können sich nicht entschließen, diese Sorge in die Hände des Aufsichtspersonals im Leichenhause zu geben. Innerhalb 29 Jahren sind nach Klose nur 19 Personen in das Breslauische Leichenhaus gesetzt worden, und so hat es sich an fast allen Orten gezeigt, wo dergleichen Häuser existiren. Aber auch diese geringe Benutzung gibt ein Verdammungsurtheil ab, nicht gegen die bessere oder schlechtere Einrichtung der Leichenhäuser, sondern gegen die Institute selbst, denn über ihren relativen Werth hat das Publikum kein Urtheil und maßt sich auch keines an, wohl aber über den absoluten Werth. Also ihren Zweck haben diese Anstalten, nach mehr als 40jährigen Proben, verfehlt, wenigstens ihren wichtigsten Zweck.

In der allgemeinen Widerspenstigkeit des Publikums mag auch ein Grund liegen, da es ihm frei gegeben ist, von der Wohlthat eines Leichenhauses Gebrauch zu machen; es ist nur von Mainz bekannt, daß dort jede Leiche hingebracht werden muß, wenn nicht besondere Umstände eintreten. Dann erst könnten die Leichenhäuser, wo sie ihrer ungeheuern Kosten wegen existiren können, wohlthätig wirken und Beweise ihres Nutzens liefern, wenn alle Leichen, scheinbare oder wirkliche, in sie gebracht würden, und wenn

---

keine Notiz nahm, und alsbald nach seiner Mutter verlangte; — diese Geschichte ist am Ende zu wenig verbürgt und hat etwas zu Rührendes, als daß man sie so auf guten Glauben annehmen könnte, so gern man es möchte.

nicht jene oben genannten moralischen Gründe so mächtig und laut gegen eine solche barbarische Maßregel sprächen. Bei der vollkommenen Freiheit aber geht es noch schlimmer, als mit den Hospitälern, welche so ungern und schwer besucht werden. Welcher Dienstbote, der auch kein anderes Hospital kennt, als das seines Wohnorts, der also keine Vergleiche anstellen kann, geht anders als halb mit Zwang dahin, und betrachtet nicht diese Ermission aus dem Hause der Herrschaft, wo er verhältnißmäßig nur schlecht verpflegt wird, als eine grausame Härte? Es ist dies allerdings abermals eine antiaristokratische Beschränktheit; um wieviel weniger wird, dies war schon a priori zu behaupten, der Bequemlichkeit wegen das Glied einer Familie, welches so eben verstorben, aus dem Sterbehause geführt werden! Dem ist so, und es läßt sich nicht ändern, denn ein Gebot wäre hier offenbar eine Grausamkeit.

Man könnte ferner noch anführen, daß die sparsame Benutzung der Leichenhäuser und der Mangel ihrer weiteren Verbreitung auch darin einen Grund finde, daß die Kosten, welche der Aufenthalt einer Leiche in denselben verursacht, drückend seyen. Allein das ist in den meisten nicht der Fall; im Gegentheil sind diese sehr gering, in Weimar z. B., wo die Anstalt wohl noch am meisten benutzt wird, bezahlt man nur wenige Groschen für die Beleuchtung, und während des Winters wird Holz zur Heizung in natura geliefert; wenig mehr wird in Breslau bezahlt; in dem „reichen Saal" zu München werden aber 11 Gulden und für die gewöhnliche Aufbewahrung 2 bis 4 Gulden gegeben, was allerdings einen unangenehmen Unterschied macht. Es machen diese Zahlungen, so gering sie auch seyn mögen, immer einen unerfreulichen Eindruck, der um so leichter zu vermeiden wäre, als bei der so sehr geringen Benutzung der Häuser dieses Geld zur Erhaltung so gut als gar nichts beiträgt und die Unterhaltungskosten fast gar nicht verringert. Das Publikum ist einmal eigensinnig und hat eine Scheu vor Abgaben, in denen es immer etwas Hartes findet; wären nun die Leichenhäuser wirklich die angepriesenen Sicherheitsmaßregeln gegen das Lebendigbegrabenwerden, so könnte hier füglich nachgegeben werden, nicht für das eigentliche Publikum, sondern zu Gunsten des jedesmaligen Einzelnen, der für immer, oder wenigstens für den Augenblick, aus dem Publikum geschieden ist.

Es würde dies auch leicht gehen, wenn nicht, wie bei den meisten, diese Institute als Anhängsel der Kirche betrachtet würden, mit der sie vernünftigerweise in gar keinem Zusammenhange stehen. Daß das Kirchenthum — was wahrhaftig nicht in der Idee des Christenthums liegt — nach einer schon sprichwörtlich gewordener Erfahrung **nichts** umsonst, nichts ohne veraltete oder neu geschaffene Abgaben thut und thun kann, ist traurig genug. Aber der menschliche Leichnam gehört gar nicht der Kirche, und daß die Begräbnißplätze Kirchhöfe heißen, ist nur die nominelle Beibehaltung des verwerflichen, aber jetzt Gottlob aufgegebenen Systems, dieselben um die Kirchen herum anzulegen. Jedoch der ewige Hunger der Kirche thut hierbei wenig oder nichts; es ist nur ein Scheingrund: von Abgaben, seyen sie vorhanden oder mögen sie fehlen, weiß das Publikum kaum etwas, es ist in seinem Interesse für die Leichenhäuser erkaltet, es hat nur den historischen Sinn dafür, wie für Gespenstergeschichten; es würden die Kosten nur dann in Betracht kommen, wenn die Anstalten wirklich in Thätigkeit wären, in größerer wenigstens als sie es sind. Nur durch das erkaltete Interesse wird der Kostenpunkt unerheblich; denn dem Publikum zuzutrauen, daß es auch hier gern etwas thun werde, da es, in seinem ganzen Umfange, dem eitlen und kostspieligen Schaugepränge eines Begräbnisses, **weil es die Menschen sehen**, huldigt, würde offenbar von einer so großen Unbefangenheit zeugen, daß man sie einem Erfahrenen nicht zutrauen kann.

Selbst die eifrigsten Vertheidiger der Leichenhäuser, z. B. Speyer in Bamberg, haben zugegeben, daß die Unmöglichkeit, den mit ihrer Einrichtung verbundenen Aufwand zu bestreiten, von nicht geringer Erheblichkeit sey. Aber sey die Ersparniß noch so groß, sey die Einrichtung noch so zweckmäßig, es wird gegen den oben genannten Anschlag von Graff nicht viel einzuwenden seyn; seyen die Empfehlungen noch so warm, die Wünsche des Publikums, wider alles Erwarten, noch so lebhaft, es wird dieses in seiner Begräbnißeitelkeit nicht nachlassen; — keine Kirche, wie es gewünscht ist, wird sich dazu hergeben, aus ihrem Vermögen die erste Einrichtung zu übernehmen, und die meisten, wenigstens protestantischen, Kirchen wären dazu nicht einmal fähig; — daß ferner aus Gemeindemitteln die dazu nöthigen Ausgaben nicht gutwillig

bestritten werden würden und zum Theil auch nicht könnten, leidet keinen Zweifel und die Erfahrung hat es bisher gelehrt; — und daß eigene Gesellschaften sich dazu hergeben würden, wie z. B. die der Freunde in Berlin ein fast ganz unbenutztes Leichenhaus gegründet, scheint im Allgemeinen genommen ein sehr frommer Wunsch. Es mußte dieser Kostenpunkt noch einmal berührt werden, um die äußere Unmöglichkeit neben dem Mangel eines innern Bedürfnisses lebhafter hervorzuheben.

Um von diesem Kostenpunkt Abschied zu nehmen, möge nur noch kürzlich erwähnt werden, daß man an verschiedenen Orten und zu wiederholten Malen theils portative, theils stabile hölzerne einfache Leichenkammern, mit und ohne Fallthüren angegeben hat, in Kirchen, auf Kirchhöfen oder sonst passenden Orten aufzustellen, selbst mit Glockenschnüren, um die Hand der Leichen gethan, um, so meint man, im Fall eines Erwachens Nachtwächter oder Küster oder sonst wen herbeizulocken. Dies wurde ganz ernsthaft gemeint. Es leuchtet aber wohl ein, daß Leichenkammern dieser Art von den Leichenhäusern, von denen wir reden, himmelweit verschieden sind, wie der Scheintod von dem wirklichen Tode, daß also von ihnen eigentlich an diesem Orte nicht die Rede seyn kann. Man hat auch vorgeschlagen, Röhren durch den Sargdeckel an die äußere Luft zu leiten, um so den im Sarge Erwachten vor augenblicklicher Erstickung zu sichern und sein Lärmen zu hören. Dergleichen Vorschläge richten sich selbst. Weniger abenteuerlich, aber wahrhaft entsetzlich ist der Vorschlag, den man noch hie und da ganz ernstlich hört: man solle nämlich Jeden vor dem Begräbniß seciren, oder wenigstens durch Oeffnung gewisser Adern tödtlich verletzen. Es möchte wenig Aerzte geben, an die nicht Bitten dieser Art ergangen wären. Es handelt sich hier um eine scheußliche Alternative: um einen Mord über oder um einen gewaltsamen Tod unter der Erde!

Wenn nun nach dem Bisherigen den Leichenhäusern als Lebensrettungsanstalten nicht der Werth eingeräumt werden konnte, den man von ihnen zu verlangen berechtigt wäre, so bieten sie in andern Beziehungen, die oben genannt wurden, doch einen sehr wesentlichen Nutzen dar und machen ihre möglichst vervielfältigte Existenz höchst wünschenswerth: nämlich um Verunglückte, nach vergeblich angestellten Belebungsversuchen, Heimathlose, an

ansteckenden epidemischen oder sporadischen Krankheiten Verstorbene aufzunehmen, letztere, um eine weitere Ansteckung durch Leichen zu verhüten, indem diese bis zur Beerdigung dort bleiben, und zu gleichem Zwecke für solche Leichen, die aus Mangel an Raum in ihren Sterbehäusern nicht füglich und ohne bedeutende Störungen bis zur gesetzlichen Zeit der Beerdigung aufbewahrt werden können. Es ist nicht nöthig, hier auszuführen, wie verschieden hier der Zweck von den Leichenhäusern ist, welche bisher unsere Aufmerksamkeit fesselten, und wie so verschiedenartigem Zwecke entsprechend auch die ganze Einrichtung dieser Anstalten eine ganz andere seyn kann. Von speciellen Vorschlägen zu einer solchen Einrichtung, die von Privatpersonen und Behörden oft genug gegeben sind, kann hier nicht die Rede seyn. Auf Kirchhöfen, am besten wohl zugleich mit der Wohnung des Todtengräbers, würden sie gewiß eine passende Stelle finden; jene portativen oder stabilen Leichenkammern möchten hinreichen; eine alte Kammer, ein nicht gebrauchter Stall, auf jedem Dorfe zu suchen und zu finden, würde dem Bedürfnisse entsprechen, und wenn die Behörden es nur ordentlich und kräftig wollen, so werden auch die Communen für diese bestimmten und bedingten Fälle sich ganz gewiß bereit finden, von der wahren Wohlthat einer solchen Leichenkammer Gebrauch zu machen, die zu ihrer Beschaffung nur sehr unbedeutende Kosten veranlaßt. Zweckmäßig könnten auch in einem solchen Raume alle die Geräthschaften und Arzeneien aufbewahrt werden, welche zur Belebung von Scheintodten selbst in den kleinsten Gemeinden nicht fehlen dürften. Hier bringen die Leichenhäuser einen wirklich praktischen Nutzen, und es ist traurig zu sehen, wie alle mit so vielem Kostenaufwande errichteten Institute an allen Orten nur den Zweck erreicht haben, der auf die eben angegebene einfache Weise zu erreichen gewesen wäre. Alle diese Häuser haben bisher nichts gewirkt, als daß sie die Leichen bis zur Zeit ihrer Beerdigung bewahrt. Es bedarf wohl nur dieser wenigen Bemerkungen, um die Leichenhäuser, als polizeiliche Vorbauungsmaßregeln, als höchst wichtig und wohlthätig darzustellen. Haben sie in ihrer verfehlten Richtung zu sehr die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich gezogen, so ist es zu beklagen, daß dies in letzterer Rücksicht noch immer viel zu wenig geschehen ist. An jener Uebertreibung mag das Publikum Schuld seyn, diese

Vernachlässigung scheint mehr von den Behörden verschuldet zu seyn. Es mag nur noch hinzugefügt werden, daß gerade durch diese Vernachlässigung hauptsächlich die verlassenen Dörfer leiden, die am meisten auch hierin der Sorge und Beaufsichtigung bedürften; die bevölkerten Städte dulden dabei viel weniger.

Von dem Schutze, den diese Art von Leichenhäusern gewähren soll, kann hier nur beiläufig die Rede seyn, wo es besonders darauf ankam, den angeblichen Nutzen derselben in einer weit wichtigeren Beziehung zu verneinen. Es schließt sich hieran aber unmittelbar die Frage: auf welche Weise denn nun, abgesehen von der Existenz der Leichenhäuser, vor jenem Schauder erregenden Tode im Grabe jeder einzelne Mensch auf eine ganz sichere Weise geschützt werden könne? An wen soll aber diese Frage zunächst gerichtet werden? An die Regierung. Folgendes ist es z. B., was Preußen gethan, um jene Sicherstellung zu bewirken.

Das Landrecht (II. 11. § 474) sagt: „Der Pfarrer muß sich nach der Todesart erkundigen und dem Todtengräber aufgeben, bei der Einlegung der Leiche in den Sarg, und bei dessen Zuschlagung gegenwärtig zu seyn. So lange es noch im geringsten zweifelhaft ist, ob die angebliche Leiche wirklich todt sey, muß das Zuschlagen des Sarges nicht gestattet werden. Die näheren Bestimmungen wegen der zur Verhütung des Lebendigbegrabens nöthigen Vorschriften bleiben den besonderen Polizeiverordnungen vorbehalten." Gegen dieses Gesetz ist der sehr erhebliche Einwurf zu machen und gemacht, daß, wenn es auch strenge befolgt würde, es doch sehr zweideutig bliebe, einem ungebildeten Todtengräber die wichtige Entscheidung über wirklichen oder scheinbaren Tod zu überlassen.

Wichtig und sehr zweckmäßig ist die von Preußen 1794 gegebene „Instruktion für die Prediger, nach welcher sie die Glieder ihrer Gemeinde über die Kennzeichen des wirklich erfolgten Todes zu belehren haben, damit kein lebendiger Mensch begraben werde; nebst einigen Vorschlägen, wie in jeder Landgemeinde das unumgänglich nöthige längere Aufbewahren der Leichen möglich zu machen ist, und wenn auch unter Tausenden nur Einer gerettet würde." Dieser mit ganz besonderem Glücke verfaßte Aufsatz lehrt die unsicheren und sicheren Zeichen des Todes, belehrt über den Scheintod und die Mittel gegen denselben und führt die Fälle auf, in denen dieser besonders vorzukommen pflegt, so wie denn auch die

Anschaffung eines transportablen Leichenzeltes und Anderes empfohlen wird. Ein solches Leichenhaus, in dem die jüdischen Leichen drei Tage lang nach dem Tode aufbewahrt werden sollten, wurde nebst den Belehrungen über wirklich erfolgten Tod den Israeliten wiederholt empfohlen, da ihren religiösen, falsch verstandenen Vorschriften besonders schwer zu begegnen ist. Bei der 1792 erfolgten, theils nicht beachteten, theils sehr ablehnend aufgenommenen Empfehlung von Leichenhäusern wurde besonders bemerkt: „daß bei kalter Witterung und im Winter den Zimmern, worin die Leichen aufbewahrt werden, eine temperirte Wärme gegeben werden könne. Auch sollten bei denselben Wächter angestellt werden, welche die Leichen Tag und Nacht abwechselnd beobachteten und bei einer Veränderung derselben, entweder zu Fäulniß oder bei einer Spur des Lebens, den Angehörigen davon Nachricht geben könnten." Sehr häufig wurden diese Empfehlungen eindringlich wiederholt, aber, wie der Erfolg gelehrt, sehr wenig beachtet; ab und zu wurden genaue Pläne zu solchen Räumen angegeben. Es fehlte zwar nicht an Verordnungen, nach welchen die Obrigkeiten verfahren sollten, wenn todte Menschenkörper in ihrem Gerichtsbezirke aufgefunden würden; sogar (1819) die Leichenwäscherinnen wurden einmal mit den Zeichen des wahren Todes bekannt gemacht!

Als allgemein anerkannte Norm wurde festgesetzt, daß der Regel nach Niemand vor Ablauf von 72 Stunden nach seinem Ableben beerdigt werden dürfe; daß aber ein früheres Beerdigen außer den Fällen, wo ein solches geboten, wie z. B. bei Epidemien u. s. w. auch in den Fällen nachgegeben werden könne, wenn entweder ein approbirter Arzt oder Wundarzt bezeugt, daß die Leiche alle Spuren des wirklichen Todes an sich trage, oder an Orten, wo kein Arzt ist, der Bürgermeister oder Dorfschulz mit zwei erfahrenen Männern (mit angegebenen Vorsichtsmaßregeln) die Verhältnisse untersucht und die frühere Beerdigung gestattet hat." Niemals sollte eine Leiche ohne die sichersten Spuren der angehenden Verwesung beerdigt werden, und es wurde erklärend hinzugesetzt: „wie aus der Bestimmung, daß in der Regel Niemand vor Ablauf von 72 Stunden nach seinem Ableben beerdigt werden dürfe, keineswegs folge, daß die Beerdigung nach Ablauf von 72 Stunden unbedingt, also auch

dann, wenn keine Spuren der Verwesung vorhanden, Statt finden könne."

Zu einer allgemein eingeführten Todtenschau fehlt es noch an einem, wie es heißt, beabsichtigten Fundamente gesetzlicher Art für Preußen, wiewohl eine solche in andern Ländern, wenn auch nicht in ganz Deutschland, doch in Würtemberg, Oestreich, Baiern, Hessen, Sachsen, Baden u. s. w. schon seit langer Zeit eingeführt ist. Nur in einzelnen Städten von Preußen, wie in Berlin und Stettin, ist, zwar in ersterer Stadt nicht eigentlich dem Namen nach, eine Todtenschau durch Aerzte eingeführt, indem dort jeder Sterbefall durch einen vom behandelnden Arzte ausgefüllten Sterbezettel angegeben werden muß, ehe das Begräbniß gestattet wird. In anderen Bezirken wurden zwar zu diesem Geschäfte besonders Aerzte oder Wundärzte gewünscht, aber doch auch allenfalls Hebammen und gehörig unterrichtete Todtengräber qualificirt erachtet.

Vergleicht man nun diese gesetzlichen Vorschriften, welche zur Verhinderung des Lebendigbegrabenwerdens aufgestellt sind, mit dem, was uns Wissenschaft und Erfahrung in Bezug auf dieses Thema an die Hand geben, so ist es zwar ausgemacht, daß nur der Grundsatz, wenn er strenge befolgt wird, die Möglichkeit des traurigen Ereignisses aufhebt, daß sichere Beweise des wirklich vorhandenen Todes vorhanden seyn müssen, ehe eine Leiche für bestimmt nicht scheintodt erklärt werden und der Erde wiedergegeben werden darf. Es ist, um dies zu wissen, um den wahren Tod zu erkennen, nöthig, die Zeichen desselben festzustellen. Es ist ferner entschieden, daß es nur ein sicheres Zeichen des Todes gebe, — nämlich die eingetretene oder wenigstens beginnende Fäulniß. Dieses Zeichen bedarf zu seinem Eintritt, **caeteris paribus**, eine gewisse Zeit, welche in Preußen, Baiern und Sachsen auf 72, in Holland auf 120, in Würtemberg auf 48 Stunden angenommen ist. Die Zeit von 72 Stunden ist in der Regel als mittlere Zeit hinreichend, jenes sichere Mittel, daß nur Todte unter die Erde kommen, herbeizuführen; aber nur wenn die Fäulniß alsdann eingetreten ist, darf dann zur Beerdigung geschritten, widrigenfalls soll damit bis zum Auftreten deutlicher Verwesungsspuren gewartet werden. Das ganze Publikum, da Sachverständige nicht überall zu haben sind, soll in den Zeichen der beginnenden

Fäulniß und Verwesung unterrichtet seyn. Dies ist aber notorisch nicht der Fall. Ob auf diese Weise Scheintodte ohne die geeigneten und so oft hülfreichen Rettungsversuche nicht in vielen Fällen wirklich Todte werden? ist eine Frage, die hier nicht zu erledigen ist. Daß es aber Fälle gibt, in denen das auf diese Weise nicht oder wenigstens nicht hinlänglich beaufsichtigte Publikum leichtsinnig zu Werke geht, liegt ganz in seinem Charakter, und alle die Fälle von begrabenen Lebendigen könnten gar nicht vorgekommen seyn ohne diesen Leichtsinn. Es sind aber, da solche Fälle existiren, die bestehenden Vorschriften nicht zureichend: für die Regel wohl; aber in der Regel werden auch nicht Lebendige begraben; für die Ausnahmen aber nicht, in denen — abgesehen von etwa geschehenen Verbrechen — die Fäulniß durch irgend welche Einflüsse nicht deutlich hervortritt, sich verspätet, für die Fälle, in denen Gespensterfurcht vor Todten, Leichtsinn, Mangel an Raum in den Wohnungen und viele andere Gründe die Entfernung der Leiche, je früher je besser, wünschenswerth machen, und gerade diese Fälle sind die gefährlichen. Es soll zwar nicht zu viel regiert werden, aber überall soll Aufsicht seyn, wo ein Unglück geschehen kann; da aber Menschen lebendig begraben werden können, da dies sogar seltener oder öfter vorgekommen ist; da solche Fälle nicht a priori von solchen zu unterscheiden sind, in denen der gewisse Tod constatirt, so muß ein anderes Mittel ins Leben treten, welches die Gewißheit des Todes jedesmal ermittelt, d. h. die Entscheidung der eintretenden Verwesung gibt, und wo diese Gewißheit des Todes fehlt, für den möglicherweise Scheintodten die Wohlthat der Wiederbelebungsversuche eintreten läßt.

Es gibt ein solches Mittel in einer zweckmäßig angeordneten Leichenschau; ein Mittel, welches den wünschenswerthen Zweck sicher erreicht, ein Mittel, das zugleich, wie Schmittmüller richtig bemerkt, noch andere Zwecke erfüllt, indem dadurch Todesfälle entdeckt werden, die eine gerichtliche Untersuchung fordern, indem dadurch die herrschenden Krankheiten, besonders die Epidemien, mehr zu wünschenswerther Kenntniß gelangen und endlich, indem Fälle von Pfuscherei und ärztlichen Vergehen dadurch ermittelt, untersucht und bestraft werden können. In der That vielfache und wünschenswerthe Resultate durch ein einfaches Mittel, dessen Erreichung in volkreichen Städten keine großen

Schwierigkeiten machen würde, (Berlin und Stettin geben davon die Beweise) dessen Einleitung auf dem Lande sich aber noch bedeutende Hindernisse in den Weg stellen.

Mit wenigen Worten möge noch schließlich erwähnt werden, was unter einer zweckmäßigen Leichenschau zu verstehen seyn möchte. Um zweckmäßig zu seyn, d. h. um ihren Zweck zu erfüllen, muß sie vorerst gerade der entgegengesetzt seyn, wie sie, mit geringen Ausnahmen, z. B. in Preußen ist. Hebammen, abgedankte Wundärzte, Todtengräber, brodlose Hausknechte und alle Personen ähnlicher Kategorie passen nicht zu dem wichtigen, von ihnen geforderten Geschäfte, nicht einmal Geistliche mit ihrem so häufig vorkommenden Indifferentismus geistlosester Dreifelderwirthschaft. Rüstige Medicinalpersonen, jeder in seinem Distrikt, sind die einzig Qualificirten dazu; sie allein können von dem wirklichen Eintritt allgemeiner Fäulniß urtheilen; sie allein, nicht die oben genannten, sind im Stande, bei muthmaßlich vorhandenem Scheintode alle die Mittel in Anwendung zu bringen, welche passen und von denen einige, wie das Aderlassen, die Anwendung des Galvanismus u. s. w. ganz specielle Fertigkeiten und Kenntnisse voraussetzen. Sie würden zu verpflichten, zu belohnen, zu honoriren, zu beaufsichtigen, zu bestrafen seyn; nur bei ihrer Thätigkeit könnte und würde das Publikum ruhig und sorglos werden. Es möchte scheinen, als ob durch dieses Verlangen die von der Preußischen Regierung den Predigern zugemuthete Aufklärung in Bezug auf Zeichen des Todes, Vorkommen und Erkennen des Scheintodes, Wiederbelebung u. s. w. unnütz sey; aber nur das Gebot, der gute Wille, der weise Zweck der Regierung war unnütz durch die Schuld der Geistlichen, weil sie dem Zwecke nicht entsprachen; denn im Besitze der gewünschten Kenntnisse würde Jedermann im Stande seyn, die erste zweckmäßige Hülfe zu leisten, bis der eigentliche Sachverständige, der nicht immer zur Hand seyn kann, angelangt, damit die oft kostbare Zeit bis zu seiner Ankunft nicht ungenützt vorübergehe. Ohne seine, dieses sachverständigen Todtenschauers, schriftliche Erlaubniß dürfte dann keine Leiche beerdigt werden. Alle Schriften, welche den Gegenstand behandeln, erzählen schmähliche Beispiele von Leichtsinn in Bezug auf die Todtenschau ohne Sachverständige; mag auch in dem ärztlichen Stande der Leichtsinn nicht ganz fremd seyn, so ist er doch

in keinem Falle so allgemein, besser vom ganzen Publikum zu controliren und von den Behörden zu überwachen. Es ist ein Vorurtheil, daß eine Leiche nicht in den allermeisten Fällen bis zu ihrer Beerdigung an dem Todesorte verbleiben könnte; die Chemie gibt heut zu Tage eine Menge einfacher Mittel an die Hand, um schädliche und belästigende Ausdünstungen unwirksam zu machen, und sollte es wirklich nicht gut gehen, so sind zu fernerer Beobachtung die eben berührten Leichenkammern oder Leichenzelte vorhanden; wie bemerkt, zugleich der zweckmäßigste Ort zur Aufbewahrung der Rettungs- und Wiederbelebungsgeräthschaften und Arzeneien. Ganz mit Recht schlägt Schmittmüller vor, die Todtenschau zweimal vorzunehmen, zuerst unmittelbar nach dem Hinscheiden und noch einmal unmittelbar vor der Beerdigung, also mit einem Zwischenraum von drei Tagen. Zuerst soll sich der Arzt oder Wundarzt, während der Todte noch bedeckt und angezogen in seinem Sterbebette liegt, davon überzeugen, ob neben andern, nicht unmittelbar hieher gehörigen Rücksichten, ein Scheintod, also auch eine Wiederbelebung zu vermuthen oder zu hoffen ist, und dann die Versuche anstellen; die zweite Untersuchung soll geschehen, um den Beginn vollständiger Verwesung zu constatiren und die Beerdigung zu genehmigen oder zu verschieben. Mit Unrecht dagegen wohl macht sich Schmittmüller Sorge über den anzuschaffenden Fond für solche Institute und will zu seiner Bestreitung eine Steuer auf Kindtaufschmäuse und sonstige unnütze Ausgaben legen; es scheint dieser Fond zu gering, zu leicht zu schaffen, als daß man ihn nicht überall, in jedem Dorfe sollte auftreiben können, zu gering, um schon von vorn herein darüber in Sorge seyn zu müssen.

Wiewohl die Graff'schen Vorschläge in Bezug auf die Todtenschau mit den obigen ziemlich im Einklange stehen, so kann doch dem nicht beigestimmt werden, daß, wenn man den Todten im warmen Zimmer, in Betten und Kleidern lasse, dies dem etwaigen Scheintodten nichts schade und bei dem wirklich Todten den Erfolg habe, daß längstens binnen 24, häufig schon nach 12 Stunden die deutlichen und unverkennbaren Spuren der Fäulniß eingetreten seyen und dann der Beerdigung nichts mehr im Wege stehe, wenn der Tod auch erst vor 12 Stunden erfolgte; ohne dieses Zeichen dürfe dieselbe aber auf keine

Weise gestattet werden. Dies würde verführerisch zu leichtsinnigen Aussagen seyn; ein bestimmter Termin muß existiren und den hat Preußen wohl am richtigsten mit seinen 72 Stunden getroffen, so wie es die Ausnahmsfälle bestimmt hat, in denen eine frühere Beerdigung gestattet werden darf oder sogar geboten ist.

Es ist also zu wiederholen: das Beerdigen faulender, in Verwesung begriffener Leichname, consentirt durch sachverständige Todtenschauer, ausnahmsweise aufbewahrt in Leichenkammern, machen die nicht zu beschaffenden Leichenhäuser unnütz und sichern vollständig vor dem Lebendigbegrabenwerden.

Sind aber dergleichen Leichenschauer stets und sicher zu beschaffen? In bevölkerten Gegenden gewiß, in volksarmen nicht; denn diese sind auch arm von Aerzten. Also die ungleiche Vertheilung der Medicinalpersonen stellt auch der in Rede stehenden, wie es scheint, wohlthätigen Einrichtung Hindernisse in den Weg. Ist aber eine gleichmäßigere Vertheilung des Heilpersonals ohne Ungerechtigkeit thunlich? Die Beantwortung dieser Frage kann Gegenstand einer spätern Unterhaltung werden.

Ueber rhetorische Improvisation.

Es möchte wohl nicht ganz ohne Interesse seyn, die Aufmerksamkeit unserer Leser auf eine Kunst zu lenken, welche in Deutschland noch zu wenig Anerkennung gefunden hat, während sie bei andern Völkern zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gediehen ist. Die Fortschritte im constitutionellen Leben, das immer wachsende Interesse, welches die Politik erregt, die unbestreitbare Ueberlegenheit des improvisirten Wortes über das memorirte, alles dies macht es der deutschen Jugend zur Pflicht, die Kunst der freien Rede zu pflegen und sich darin zu üben, mit allen Mitteln, die ihr zu Gebote stehen. Dieses Studium durch einige klare und bestimmte Regeln zu erleichtern, ohne den Gegenstand völlig erschöpfen zu wollen, ist die Aufgabe dieses Aufsatzes.

Wir begnügen uns damit, die Wichtigkeit der Improvisation fühlbar zu machen, das Empirische der Vorbereitungsstudien vorzuzeichnen, die Hülfsmittel anzudeuten, welche in dem Augenblick, wo man das Wort nimmt, von Nutzen sind, vor einigen Mißbräuchen zu warnen, zu welchen die Gewohnheit des Extemporirens Veranlassung geben möchte, und schließlich mit einigen Worten die Bemühungen zu berühren, welche in den Nachbarländern diesem Studium gewidmet wurden.

Vor Allem sind zwei Arten der Improvisation zu unterscheiden. Die eine ist die Frucht des Augenblicks, und gewöhnlich hervorgerufen durch einen unvorhergesehenen Umstand, durch irgend eine unerwartete, plötzliche Aufforderung, wie es wohl in einer berathschlagenden Versammlung geschieht. Die andere ist das Ergebniß

eines mehr oder weniger langen Nachdenkens, vorläufiger Studien und Nachforschungen, kurz einer vorbereitenden geistigen Arbeit.

Von den sogenannten Improvisationen, die nur längst einstudirte und memorirte Reden sind, berechnet, um bei einem leichtgläubigen Publikum Effect zu machen, kann hier keine Rede seyn. Diese Art, sich auszudrücken, ist nur Charlatanerie, zu dem mittelmäßige Menschen ihre Zuflucht nehmen, um ihre Schwäche zu bemänteln und sich auf eine leichte Art einen Namen zu machen.

Wie viel derjenige voraus hat, welcher über einen überdachten Gegenstand in unvorbereiteten Ausdrücken mit Leichtigkeit reden kann, wird von Niemand in Abrede gezogen. Welches Uebergewicht vor den Schranken, auf der Tribune, auf der Kanzel, auf dem Katheder, seine Ideen mit Leichtigkeit ordnen zu können, den Ausdruck zu beherrschen! Wie viel unvermuthete Regungen, energische Ausdrücke, neue originelle Bemerkungen strömen auf ihn ein, die er nie in der Stille des Arbeitszimmers gefunden haben würde!

Spricht er für einen Angeklagten, so wird er sich nicht aus der Fassung bringen lassen durch die tausenderlei Unterbrechungen, die während der Gerichtshandlung auf ihn einstürmen und die eine so große Unordnung in eine memorirte Rede bringen können. Spricht er in einer öffentlichen Versammlung als Abgeordneter seines Landes, so wird ihn weder das Gemurmel seiner Gegner, noch unvermuthete Sarkasmen, noch lebhafte Gegenreden, noch ein rücksichtsloser Angriff, noch das Dazwischenrufen von einem Ende des Saals zum andern, nöthigen, die Tribune zu verlassen; denn er hat nicht zu befürchten, daß sein Gedächtniß ihn verlasse, oder daß er mit zitternder Hand sein Manuscript durchblättern und 20 bis 30 Seiten überschlagen müsse, um der Ungeduld seiner Gegner zu genügen. Im Gegentheil, es gibt Improvisatoren, welche durch Unterbrechung nur noch mehr angeregt werden, deren Genius durch einen unvermutheten Angriff nur gesteigert wird, gleich jenen reißenden Strömen, welche durch einen Eigensinn des Bodens gehemmt, nach überwundenem Hinderniß ihre Wellen mit desto mehr Ungestüm fortwälzen. Nehmen wir noch hinzu, daß für den täglich sich erneuernden Streit der Parteien geschriebene Reden eine unbequeme Waffe sind und von zu ungewissem Effekt. Die Redner, statt sich gegenseitig Stich zu halten, kreuzen sich,

ohne sich zu treffen, und die Meinungen defiliren prozessionsweise, ohne sich zu bekämpfen, blos zur Parade. Und der Prediger, der die Herzen erweichen, erschüttern soll, die Einen aufrütteln aus ihrer Apathie, die Andern aus ihrer Verstockung — wie leicht wird der, der sich dem Impuls seiner Natur hingibt, mit reicher Einbildungskraft und lebhaftem Gefühl begabt, kühne und treffende Gedanken, belebte Bilder und glückliche und tiefe Einfälle finden. Er mag vielleicht weniger Correctheit, weniger Eleganz im Style haben, als der, der eine auswendig gelernte Rede hersagt; aber jedes seiner Worte tönt Leben, Kraft, Begeisterung. Ferner welche Schwierigkeit für den, welcher eine memorirte Rede hält, seinen Vortrag zu nüanciren, und seine Action in Einklang mit seinen Worten zu bringen! nur zu leicht bekommt er das Ansehen eines Schauspielers, dessen einziges Bestreben ist, Effect zu machen. Er mag seine Stimme erhöhen, um gegen verhärtete Sünder zu donnern, sie mildern, um zarte und liebevolle Gesinnungen auszudrücken; alle seine Kunst, mit welch großem Aufwand von Studium und Talent sie auch vereint seyn möge, wird immer nur an das alltägliche Spiel eines mehr oder weniger geübten Declamators erinnern. Nehmen wir dagegen den Redner, der, von dem unwiderstehlichen Drang einer innigen Ueberzeugung getrieben, sich dem freien Schwung seiner Beredsamkeit hingibt: da ist Alles natürlich, wahr; Alles ist dramatisch, ohne theatralisch zu seyn; und wenn es dem Redner gelingt, die Blüthen der Improvisation mit den Früchten des reifen Nachdenkens zu verflechten, so muß der Effect auf sein Auditorium unberechenbar seyn. Gewöhnlich entschuldigen sich die, denen man zu improvisiren gerathen hat, mit den Schwierigkeiten der öffentlichen Rede, mit der Furcht, stecken zu bleiben, oder nicht schnell genug die gehörigen Ausdrücke und Ideen zu finden, mit der Besorgniß, durch ungelegene Einwürfe außer Fassung gebracht zu werden. Aber man bedenke, daß die Improvisation eine Kunst ist, und als solche ihre Regeln hat, wie jede andere; man muß daher ein gewisses Noviziat durchmachen, ehe man sich ungestraft der Inspiration des Augenblicks hingibt.

Vor Allem sind natürliche Anlagen erforderlich, die, wenn auch nicht gerade unentbehrlich, doch mächtig zum glücklichen Erfolge der Improvisation beitragen. Diese Gaben, welche die

Natur an die verschiedenen Nationen und Individuen in verschiedenem Maße ausgetheilt hat, sind:

1stens eine gewisse Sprachfertigkeit, welche oft nur vom Mechanismus der Sprache selbst abhängt, von der Anzahl der weichen oder harten Sylben, die die Wörter enthalten, von dem Charakter der Nation, ihren geselligen Gewöhnungen, mit einem Wort, von den Institutionen des Landes. Die Sprachen des Nordens sind im Allgemeinen hart und mit Consonanten überhäuft; daher erschweren sie die Aussprache und legen dem fließenden Vortrage Hindernisse in den Weg. Die Gutturaltöne Deutschlands, das zischende Idiom des großen Comptoirs, Großbrittanien genannt, sind ohne Widerrede ein großes Hinderniß für diese Leichtigkeit im Sprechen, welche wir in südlichern Ländern, deren Sprache klingender und melodischer ist, bemerken.

2tens ist eine schnelle Auffassung erforderlich, welche sich bei den nördlichen Völkern seltener zeigt, aber mit welcher die südlichen wunderbar begabt sind. Diese letzteren haben eine lebhafte Einbildungskraft, die mit Schnelligkeit schafft, und eine große Zahl von Ideen hervorbringt; sie fassen viele Beziehungen zugleich, und ihr Geist empfängt und begreift ohne Anstrengung. Die nördlichen Völker haben eine mehr intensive, aber weniger schnelle Einbildungskraft; ohne beständig von einem Gegenstand zum andern zu schweifen, halten sie einen Punkt fest, concentriren sich in ihm, erschöpfen ihn, und tragen ihre Farben scharf und bestimmt auf. Weniger durch die Fülle der Ideen zerstreut, verfolgen sie denselben Gedanken mit mehr Beharrlichkeit und Haltung und verstehen besser, ihn auf seine Principien zurückzuführen oder seine letzten Consequenzen abzuleiten. Aus dieser Langsamkeit der Auffassung ist es ohne Zweifel zu erklären, daß die Septentrionalen beinahe völligen Mangel leiden an eigentlichen Improvisatoren, während Griechenland, Italien, Spanien, selbst Frankreich und besonders der Orient von Erscheinungen dieser Art wimmeln.

Fügen wir zu den schon erwähnten natürlichen Anlagen jetzt noch zwei nothwendige Eigenschaften hinzu: eine unerschütterliche Kaltblütigkeit und eine große Geistesgegenwart. Selbst der unterrichtetste, beredteste Mann kann sich überrascht finden; es gibt Fälle, wo der Geist plötzlich in Anspruch genommen wird, wo es dem Redner an Zeit fehlt, sich zu orientiren und das

Nöthige vorbereitend zu ordnen. Mancher geübte Feldherr hat einen beinahe entschiedenen Vortheil aus den Händen gelassen und das Land an den Rand des Verderbens gebracht, weil er sich überrumpeln ließ, weil er nicht verstand, dem Feind eine Handvoll Leute, schnell aufgerafft, entgegenzuwerfen, und so seiner Truppe die nöthige Zeit zu geben, sich zu sammeln und das Gefecht aufzunehmen. Es ist mit der rhetorischen Strategie nicht anders bewandt als mit der militärischen. Die Kunst, seine Ideen schnell zusammenzufassen, sie zu ordnen und in den Kampf der Rede zu führen, wie man sich zur Vertheidigung eines überfallenen Lagers rüstet: diese Kunst erfordert vor Allem, daß man seiner selbst Herr bleibe, um das Terrain in seinen Eigenthümlichkeiten zu benützen, und den Gefahren selbst den Sieg abzuzwingen.

Leichtigkeit im Sprechen, ein schneller Verstand, unerschütterliche Kaltblütigkeit und große Geistesgegenwart sind also die hauptsächlichsten Bedingungen zur Improvisation. Aber zu diesen natürlichen Anlagen gehören auch noch erworbene Eigenschaften, und frühzeitig muß sich der Improvisator durch ernstliches Arbeiten darauf vorbereiten, vor einem größern Publikum im Namen der Religion und Moral, Gerechtigkeit und Wahrheit zu reden.

Um der Sprache Meister zu werden, muß man sich zuerst daran gewöhnen, einen Gegenstand in seiner ganzen Bedeutung zu fassen, seine vielfachen Seiten zu betrachten, und ihn in seine verschiedenen Theile zu zerlegen. Dann verfolge man die Ideenverkettung, die aus dieser anhaltenden Betrachtung hervorgeht, indem man von den Consequenzen zu den Principien steigt, oder, indem man die Folgerungen aus den erstgesetzten Prämissen herleitet.

Ist die Rede von einem zweifelhaften Rechtsfall, so gewöhne man sich, die Gründe Für und Wider mit gleicher Leichtigkeit zu vertheidigen, um voraus die Argumente des Gegners widerlegen zu können, ohne Gefahr zu laufen, durch diese außer Fassung gebracht zu werden. Nur durch vorbedächtiges Denken kann man dazu gelangen, des Wortes auf diese Art Herr zu werden, und immer auf den ersten Ruf bereit zu seyn. Man muß der Materie auf den Grund gekommen seyn, ihre Theile sich vollständig vergegenwärtigen, um sich im Angesichte eines zahlreichen Publikums

gleich ganz zu beherrschen; möge alsdann die Discussion neue Schwierigkeiten aufwerfen, möge die Versammlung einen unerwarteten Widerspruch äußern; der Redner, zum Kampfe gerüstet, wird im Gefühle seiner Kraft genug Mann's seyn, um die störrigsten Geister zu bezwingen und den eigensinnigsten Widerstand zu bewältigen.

Quintilian räth denen, die sich mit der Kunst des Extemporirens vertraut machen wollen, jeden Tag einen Gegenstand im Beiseyn mehrerer Personen zu erörtern, und soviel wie möglich das Thema und seine Entwickelung zu ändern. Er empfiehlt auch, und das mit besonderem Nachdruck, oftmals denselben Gegenstand in Betrachtung zu ziehen und seine verschiedenen Theile nach einander zu beleuchten. Wir möchten zu diesem Rathe den hinzufügen, Leichtigkeit im Schreiben zu gewinnen, und sich die verschiedenen Formen der Sprache geläufig zu machen. Der Geist gewöhnt sich alsdann an gewisse elegante Wendungen und eine sorgfältige Phraseologie, die sich einem von selbst darbietet, wenn man ihrer benöthigt ist; auf diese Art unterstützen sich der Gedanke und der Styl gegenseitig.

Es gibt Redner, welche die Gewohnheit haben, verschiedene Theile ihrer Rede, die am meisten Effect machen sollen, voraus niederzuschreiben; sie verlassen sich alsdann auf das gute Glück der Inspiration, auf eine plötzliche Begeisterung, um diese zerstreuten Theile zusammenzufügen; selten jedoch gelingt es ihnen, dem Publikum den Kunstgriff zu verbergen. Dieses wird leicht einen gewissen Contrast, einen störenden Abstich zwischen den improvisirten Stellen und den geschriebenen fühlen. Von diesem Augenblick an hat die Rede ihre Wirkung verfehlt, und der Redner gleicht einem Taschenspieler, der sich ungeschickter Weise in die Karte sehen läßt. — Quintilian erzählt uns, daß zu seiner Zeit die öffentlichen Redner die Gewohnheit hatten, die Haupttheile ihrer Rede und besonders die Einleitung niederzuschreiben. Einigen Fragmenten von Cicero zufolge sollte man glauben, er habe alle Reden geschrieben und memorirt. Ferner empfiehlt Quintilian, die hauptsächlichsten Stellen der Rede auf Blättchen zu schreiben, und sie, während man spricht, in der Hand zu halten; ein anderer römischer Schriftsteller über Rhetorik hält es für nützlich, das Wesentlichste der Rede in getreuer Zusammenstellung vorzubereiten.

Als Uebung in der Logik und als empirisches Mittel dünkt uns diese Arbeit die empfehlenswertheste von allen.

Zu diesen allgemeinen Regeln möchten wir noch einige andere fügen, die sich auf das Sprachorgan beziehen, welches einen so großen Einfluß auf den Erfolg der Improvisation hat.

Man weiß, mit welchem Hohngelächter Demosthenes empfangen wurde, als er es das erstemal versuchte, in einer öffentlichen Versammlung zu reden. Die Athener, dieses unterrichtete und zur Ironie geneigte Volk, machten sich über seine unbiegsame, schleppende Stimme, seine schwerfällige Aussprache, seine ungefälligen Bewegungen lustig, und die Geschichtschreiber berichten uns, welche sinnreiche, künstliche Mittel der Redner anwandte, um seine Organe auszubilden, seine Brust zu stärken, und endlich jene vollendete Aktion zu erlangen, welche er so sehr über jede andere Kunst stellte, wahrscheinlich, weil er sie nach der Mühe schätzte, die sie ihm gekostet hatte. Hier eine andere Thatsache, welche beweist, wie sehr die Griechen Sklaven eines schönen Vortrags waren, ein Talent, welches viele so leicht nehmen! Athen brauchte Geld, und, wie die modernen Nationen (hierin war die Civilisation schon weit vorgerückt), ließ man sich selbst hohe Zinsen gefallen. Ein Banquier aus Carien, der schlecht griechisch sprach, aber große Capitalien besaß, besteigt die Tribune, um die Unterhandlungen anzuknüpfen, aber beim ersten Wort wird er vom Gelächter und Hohngeschrei unterbrochen und zu einem schmachvollen Rückzuge genöthigt.

Obgleich man heut zu Tage nicht mehr so übertrieben empfindlich ist und ein ernsthaftes Geschäft nicht mehr eines ungeschickten Redners wegen liegen läßt, der es eingeleitet, so halten wir es doch für unsere Pflicht, einige Regeln anzugeben, deren Beobachtung unerläßlich ist, wenn man mit Glück öffentlich reden will.

Was endlich die Nothwendigkeit betrifft, angeborene Fehler, wie Stottern, Schnarren, Anstoßen der Zunge, welche den Redner so lächerlich machen, zu überwinden, so mag dieses auf sich beruhen. Wir begnügen uns, denjenigen, welche sich in der Kunst des Extemporirens üben wollen, Sorgfalt im richtigen Accent und der rhetorischen Betonung anzuempfehlen, ohne welche selbst die glücklichsten Anlagen dem gehofften Erfolg nicht entsprechen dürften. Cicero, de' Oratore, legt einen besondern Werth auf

die Mannigfaltigkeit der Töne, welche bald tief, bald scharf, bald beide Modulationen vereinigend, die Rede zu einer Art Gesang machen. Diese feinern Modificationen, welche man heut zu Tage ganz übersieht, beobachteten die Alten — bei ihrem für die Aesthetik des Tons so empfindlichen Ohre — mit weit größerer Aufmerksamkeit. — Der Vortrag war sowohl in Prosa als Versen an scharfe Regeln gebunden, welche Niemand bei Seite setzen konnte, ohne für einen Barbaren zu gelten. Hier ohne Zweifel ist die Quelle jenes unbeschreiblichen Reizes zu suchen, welcher der Sprache der alten Griechen inwohnte, so wie die Macht ihrer Redner, welche immer darauf bedacht waren, dem zarten Ohr ihrer Landsleute zu schmeicheln.

Als der Rhetor Gorgias im Namen seines Vaterlandes eine Unterstützung an Waffen und Schiffen nachsuchte, würde ihm Alles bewilligt; er führte Schiffe, Truppen, Geld mit sich weg, er konnte ganz Athen mit sich nehmen; so groß war die Gewalt dieses talentvollen Redners, welcher jenem in die Redekunst verliebten Volke das bot, was es am höchsten stellte, eine Sprache voll Wohlklang und Anmuth. Noch mehr Gewicht ist auf die rhetorischen Formen zu legen; hierunter begreifen wir: die Kunst, den Ton der unendlichen Mannigfaltigkeit der Gefühle anzupassen, Stimme, Geberden, Haltung auf eine gefällige Art zusammenspielen zu lassen, kurz, zu den Sinnen der Zuhörer zu sprechen wie der Gedanke zu dem Geist. Dies bildet eine abgesonderte Seite des Studirens für den Redner, welche derjenige, welcher frei spricht, ebensowenig vernachläßigen darf, als der, welcher memorirt; denn billig soll der erste, da er von der Gunst des Augenblicks abhängt, sich durch alle Kunstgriffe, welche die Erfahrung bietet, einigermaßen den Eindruck sichern, welchen er machen will, und sein Publikum von den schwachen Seiten der improvisirten Rede abzuziehen suchen.

Hier ist die Stimme die Hauptsache. — Dollmetscherin unserer Gefühle, empfängt sie alle Eindrücke, deren die Seele fähig ist; rein, voll Metall und Fülle, wenn der Frohsinn aus ihr spricht, macht sie Betrübniß klanglos und schleppend — Zorn, oder eine andere heftige Leidenschaft, hart, ungestüm und ungleich. — Wenn wir einen Fehltritt eingestehen, um Verzeihung flehen oder eine Gunst nachsuchen, ist unsere Stimme sanft; ihre zarten,

schmeichelnden Töne athmen Demuth und Unterwürfigkeit. — Ueberdies fordert jeder Theil der Rede seinen besondern Ton, der sich nach dem Eindruck, welchen der Redner machen will, so wie nach dem Gegenstand richtet: der Eingang verlangt ihn ernst und gemäßigt, die Exposition einfach, gleich, ruhig. Bei der Beweisführung mag sich die Stimme etwas erheben; das regste Leben wird sie entfalten, wenn der Redner seine Gegner oder Richter mit Querfragen angreift, aus der Fassung bringt, verstummen macht.

Wenn sich Ironie seiner Sprache beimischt, daß seine Worte das Gegentheil von dem zu sagen scheinen, was er denkt, so ist es allein der Ton, welcher die Satyre verräth; aber die Ironie kann leicht, spielend und launig seyn, oder sie kann das Gewand eines bittern Sarkasmus, eines sardonischen Lächelns annehmen; in beiden Fällen ist die Stimme der nächste Verbündete des Redners, und durch den Reichthum an wechselnden Ausdrücken, die er in sie legt, gibt er seinen Worten eine über jedes Maß zerstörende Gewalt. Jetzt neigt sich die Rede zum Schlusse, und der Kämpfer, dem Ziel nah — weit entfernt, von der gemachten Anstrengung erschöpft zu seyn — richtet sich empor — seine Kraft scheint zu steigen mit dem Raum, den er durchläuft — noch einen Schwung, und der Kranz des Sieges ist erkämpft.

Dies ist das Bild des Redners in seinen letzten Worten; die reiche Fülle der Rede, das Lebendige seiner Farben, das Feuer der Action — Alles concentrirt sich zum entscheidenden Schlag, der das Publicum rühren, hinreißen soll. Dies ist der Augenblick, der oft das Schicksal einer ganzen Rede entscheidet, der Zeitpunkt, wo der Mangel an Leben bis zum Unerträglichen empfunden wird: hier keine wachsende Bewegung, und Abspannung und Langeweile bemächtigen sich der Zuhörer; nur das Hervorbrechen des vollen Gefühls, der Ausdruck tiefer Ueberzeugung und wirklicher Begeisterung können das Publicum begeistern und dem Redner den Sieg sichern.

Untersuchen wir jetzt, was der Redner im Augenblicke, wo er auftreten soll, zu thun hat. Während der wenigen Augenblicke, die ihm vergönnt sind, sich zu sammeln (und diese wird ihm wohl Niemand versagen), muß er sich möglichst mit dem zu behandelnden Gegenstand befreunden, wie Boileau sagt:

Ce que l'on conçoit bien s'énonce clairement,
Et les mots, pour le dire, arrivent aisément,

und im Voraus sich den Weg vorzeichnen, den er einschlagen will, und hier ist der gerade Weg von einem Punkt zum andern nicht immer der kürzeste.

Er muß seine Argumente, vom schwächern zum stärkern fortschreitend, vertheilen, um seine Zuhörer über die Vordersätze weg unmerklich zum Schlusse zu führen; endlich wisse er sich zu mäßigen, um nicht der Sache, die er vertheidigt, durch übertriebenen Eifer zu schaden.

Wenn erst diese Vorkehrungen getroffen sind, dann gehe der Redner nur vorwärts; wenn er seinen Gegenstand bis auf den Grund kennt, einen gehörigen Vorrath von Ideen gesammelt, und sich gegen plötzliche Einwürfe gewappnet hat, wie das Schlachtroß sich daran gewöhnt, nicht mehr beim Donner der Kanonen zu zittern: so versprechen wir ihm, daß er den Plan seiner Rede mit mehr oder weniger Glück ausführen wird; auf jeden Fall wird sie vernünftig, vielleicht hinreißend und geistreich, aber vor allen Dingen wird sie wahr seyn.

Da indessen viele Leute sich heut zu Tage einbilden, aus dem Stegreife reden zu können, so ist es gut, ihnen zu sagen, daß die Improvisation nicht ganz ohne Gefahr ist, und Vernachlässigung des Styls und Weitschweifigkeit nur zu häufig aus ihr hervorgehen. Beinahe Jedermann hört sich gerne sprechen. Die Zeit dünkt dem Redenden nie so lange als dem Zuhörer; wer daher nur im Geringsten mit einiger Sprachfertigkeit begabt ist, ist stolz, schwelgt in einer wirklich mehr als eingebildeten Ueberlegenheit, berauscht sich in dem Ton seiner eigenen Stimme, und, da Einem nicht immer gleich die lebhafteste Wendung, der malerischste Ausdruck zu Gebote stehen, so versucht man oft mehrere, ehe der angemessenste gefunden ist; man kleidet dieselbe Idee in verschiedene Formen; dies führt gerade zur Weitschweifigkeit, und bringt beim Zuhörer nur zu leicht Ungeduld und Langeweile hervor. Uebrigens wäre es ungerecht, eine improvisirte Rede mit derselben Strenge beurtheilen zu wollen, als eine, die für den Druck bestimmt ist. Nicht Jedermann ist mit derselben Fassungskraft begabt, nicht Jeder kann der Verkettung der verschiedenen Theile einer Rede und den Beziehungen der Ideen folgen; oft

auch fordert der Gegenstand beim Zuhörer eine gewisse Gelehrsamkeit, die nicht immer vorauszusetzen ist; es ist also unerläßlich, daß der Redner seine Entwickelung so viel wie möglich ausbreitet, ohne deßhalb seinen Gegenstand aus dem Auge zu verlieren, welches abschweifen hieße.

Was nun die Nachtheile betrifft, welche aus der Improvisation für die Form der Rede entstehen können, so ist leicht einzusehen, daß der Styl natürlich weniger rein und abgerundet ist, als da, wo eine sorgfältige Ausarbeitung zu Grunde liegt. Indessen muß sich der Redner auch nicht auf gar zu freiem Boden wähnen und nicht denken, daß jede Art zu sprechen beim Extemporiren gut genug sey. Nur zu oft finden sich Menschen, die um jeden Preis der freien Rede mächtig scheinen möchten, und sich auf gut Glück in eine öffentliche Discussion wagen, ohne sich weiter um die Regeln der Grammatik und Syntax, oder die Gesetze des schönen Styls zu bekümmern, die das Ohr jeden Augenblick durch ein unrichtiges Wort, durch die Plattheit des Styls, durch zerrissene Phrasen oder barbarischen Ausdruck beleidigen.

Aus unserem Rath, so wenig wie möglich die Eleganz der Diction und die Richtigkeit des Ausdrucks zu verletzen, geht indessen nicht hervor, daß wir den Redner auffordern, gesuchten Wendungen nachzujagen; diese Uebertreibung wäre schlimmer als die vorige. Natürlich, wie es ihm der Augenblick eingibt, gebe er seine Gedanken wieder. Die Gemüthsbewegungen, die nach einander hervorgerufen werden, mögen ihm zu Hülfe kommen und seiner Rede Wärme geben, aber eine wahre, ungekünstelte Wärme, fern von jeder Berechnung.

Nachdem wir die Kunst der Improvisation nach Verdienst anerkannt und alle ihre Vorzüge ans Licht gezogen haben, dürfen wir auch nicht über ihre Nachtheile schweigen, worunter der größte der ist, daß der Improvisator mehr für die Gegenwart als für die Zukunft arbeitet. Ohne allen Zweifel wird der Advocat im Gerichtssaal, der Deputirte auf der Tribune, der Prediger auf der Kanzel, der Professor auf dem Katheder die Versammlung beherrschen, wenn die Hitze des Streits und der Anblick eines zahlreichen Publicums in ihnen die Gabe der Improvisation hervorruft.

Wenn der Vertheidiger den Angeklagten den Händen der Justiz entreißt, so ist sein Zweck erreicht; wenn der Abgeordnete des Volks einem Mißbrauch abgeholfen, eine Steuer aufgehoben, ein der Menschheit nützliches Gesetz durchgesetzt hat, so ist seine Mission erfüllt. Der Prediger, wenn er die Gemüther erschüttert, und Thränen der Reue oder der Rührung aus den Augen gelockt, ist sich bewußt, seine Pflicht erfüllt zu haben. Derjenige endlich, dem die Belehrung der Jugend anvertraut ist, wenn er ihre Aufmerksamkeit lebhaft gefesselt hat, ist zufrieden mit dem erlangten Resultat. Aber, um sich dieses Erfolgs rühmen zu können, hat der Redner zwei Wege vor sich: Entweder er hat dem Papier und dem Gedächtnisse die Entwickelung seines Satzes anvertraut, oder er hat sich auf sein Rednertalent verlassen, und Alles von den unerschöpflichen Hülfsquellen der Improvisation erwartet. Im ersten Falle würde seine Beredsamkeit Spuren hinter sich lassen und Monument seines rhetorischen Triumphs bleiben. **Scripta manent.** Im zweiten bleibt nichts von dem augenblicklichen Erfolge, und bald wird der Name des Redners sich nur noch wie eine fabelhafte Tradition in die Erinnerungen der Nachwelt mischen. **Verba volant.** Wenn auch der Zuhörer, der nichts untergehen lassen möchte, versucht, die lebendige, bewegte, ansprechende Rede zu bewahren, und jedes Wort aufzeichnet: es gelingt ihm doch nie ganz, sich den Redner wieder zu vergegenwärtigen; denn der Accent und die Action, diese zweite Sprache der Improvisation, welche durch tausend Hülfsmittel die unwillkürliche Unordnung der Grammatik und der Logik ersetzen, und die so lebhaft die Bedeutung des Worts und die Absicht der Phrase bezeichnen: sie lassen sich nicht, die Feder in der Hand, bannen. Perikles, Athens erster Redner, wenn man Cicero Glauben beimessen soll, war ohne Zweifel beredt, aber seine Beredsamkeit hat die Jahrhunderte nicht durchschritten. Warum? weil sie ganz im Menschen selbst war, weil er hundert Eigenschaften besaß, die den Redner von der Rede unzertrennbar machen. Er muß wohl ein seltenes Genie besessen haben, denn selbst die komischen Schriftsteller seines Zeitalters, welche man die Journalisten ihrer Zeit nennen könnte, weil sie an Jedermann Etwas zu tadeln fanden, sprachen von ihm nur mit großer Bewunderung, die selbst in ihren beißendsten Sätzen durchblickt. Thucydides, in seiner Geschichte

Griechenlands, hat zwar Perikles göttliche Worte in den Mund gelegt, aber es ist bekannt, daß die Geschichtschreiber jener Zeit ihre Redner sprechen ließen, wie es ihnen beliebte, und daß mehr als ein sonst berühmter Mann den Ruf eines großen Redners allein dem geschickten Betrug seines Biographen verdankt.

Man erstaunt oft darüber, daß das Gewaltige in den Reden des Tiberius und Caius Gracchus in der Stille des Zimmers verschwindet, daß sie meist jenes Lebens, jener Heftigkeit, jener Glut von Begeisterung entbehren, welche man bei Cicero bewundert, und welche man mit Recht bei diesen genialen Tribunen sucht. Natürlich — das improvisirte Wort ist eben nicht das Resultat einer gelehrten und künstlichen Arbeit, sondern die Frucht einer augenblicklichen Eingebung, dazu bestimmt, eine electrische Macht über die Massen auszuüben und sie lebhaft, aber freilich nur vorübergehend, zu erschüttern. Auch können die Werke der Beredsamkeit, die nicht untergehen sollen, zu ihrem Glanzpunkt nur in den Zeiten gelangen, wo der gute Geschmack herrscht. In diesem Sinne kann Cicero der feurigste römische Redner genannt werden, weil seine Beredsamkeit das ewig dauernde Leben besitzt, welches nur den Meisterwerken des Genies eigen ist. Aulus Gellius in seinen „Attischen Nächten" gibt uns ein auffallendes Beispiel dieser Verschiedenheit. Er zieht eine Parallele zwischen dem Rednertalent eines der Gracchen und dem Cicero's, welche beide eine Erzählung der körperlichen Züchtigung machten, die an einem römischen Bürger vollzogen wurde. Die Rede des Letztern athmet Leidenschaft, Feuer, Entrüstung; mit welcher Kunst ruft er mehrmals den Namen „römischer Bürger" aus, diesen Namen, den alle Völker mit religiöser Ehrfurcht aussprachen, diesen heiligen Titel, welchem keine Macht ungestraft Trotz bieten durfte! Andererseits mußte Gracchus zwischen den Rostris in Stimme und Action einen wunderbaren Effect machen; aber diese flüchtige Improvisation, entblößt von dem Zauber der Geberden, der Stimme, erstarrt auf dem Papier. Uebrigens vereinigen sich alle Zeitgenossen der Gracchen in ihrem Urtheil über sie; sie gestehen ihnen eine große Ordnung im Ideengang, Kraft in der Argumentation, Gediegenheit der Gedanken und Energie im Ausdruck zu, aber keine Kunst, keine Zartheit, keine Grazie, keine Sorgfalt in der Verbindung der Worte, keine Kenntniß der Harmonie

des Rhythmus. Quintilian schreibt ihnen einen trockenen, schroffen, rauhen und harten Styl zu, und widerräth den jungen Rednern, sie als Muster zu nehmen.

Durchliest man die Sammlung der Reden, welche die Revolution von 1789 veranlaßte, dies große Grab, in dem so viel Leidenschaften, so bitterer Haß, so heftiger Zorn und so große Aufopferungen schlummern: so kann man sich des Erstaunens nicht erwehren, daß den Leser dieselben Reden kalt lassen, welche eine ganze Nation so mächtig bewegt haben. Ist dies, möchte man fragen, jene ungestüme, feurige, leidenschaftliche Beredsamkeit, geschickt, Alles zu entfesseln, was Schreckliches und Ausschweifendes in einer von Leidenschaften getriebenen Menge ist, jene rasende Beredsamkeit, die, mitten unter Tod und Trümmern wüthend, Verderben von der Tribune aussandte, und unaufhörlich selbst ihre eigenen Organe deprimirte? Sind dies jene weithallenden Worte des Riesen der Rednerbühne, der zuerst sich auf den Kampfplatz stürzte? ist dies die männliche Energie, die beredte Rohheit seines aufbrausenden Zornes? — ja, so ist's. Wir halten das Protocoll seiner so gepriesenen Reden in Händen; worin liegt es, daß dieselben Stellen nicht mehr dieselbe Wirkung thun? warum sind wir ruhige, kalte Zeugen der fürchterlichen Kämpfe, Mann gegen Mann, von denen damals die Rednerbühne erzitterte, welche die Zuhörer von Barnave, Cazalès und Mirabeau zur Begeisterung hinrissen? — Warum? weil das Leben jene Athleten des Worts verlassen hat, weil wir phantastische Formen, unbelebte Wesen vor uns sich bewegen sehen; kurz: weil wir den Löwen nicht selbst brüllen hören, das wilde Thier, τὸ θηρίον, wie der Rival des Demosthenes zu denen sagte, die den griechischen Redner auf seinen Ruhm hin bewunderten, ohne, wie Eschinus, vom Donner seiner Worte getroffen worden zu seyn. Und dies ist der Grund, warum wir die Macht nicht mehr begreifen, welche jene Reden der lebendigen Stimme, der Bewegung der Versammlung und der Hitze der politischen Leidenschaften verdanken.

Ehe wir diese Skizze beendigen, dürfte es wohl nicht unnöthig seyn, unsere Leser die Versuche übersehen zu lassen, welche man in einigen Nachbarländern zur Entwicklung des Talents der Improvisation gemacht hat.

Es gibt in Frankreich Gesellschaften, deren Zweck hauptsächlich darin besteht, junge Rechtsgelehrte mit den Formen des Rechtsverfahrens vertraut zu machen, und sie an den Streit vor den Schranken zu gewöhnen. Man wählt irgend ein Thema, die Gesellschaft constituirt sich zum Schein als vollzähliger Gerichtshof, der Kampf beginnt und die Sprecher der Parteien verbreiten sich über diesen fingirten Gegenstand mit einer Wärme, welche den Erörterungen das Ansehen und den Ernst eines wirklichen Rechtsstreits gibt.

In der französischen Schweiz, besonders in Genf, folgen die angehenden Advocaten dem Beispiel der jungen Juristen in Frankreich, und veranstalten regelmäßige Uebungen in der Improvisation; sie bereiten sich durch diese Scheinkämpfe auf jene ernsthafteren vor, wo es gilt, von der Tribune herab das Auditorium zu überreden, vor den Schranken zu überzeugen. Niemand wird läugnen, daß die jungen Leute durch diese Vorbereitung den Vortheil erlangen, mit Ruhe vor dem Publikum zu reden, daß sie sich an jene Unterbrechungen, an jene plötzlichen, unvorhergesehenen Zufälle gewöhnen, die der Schrecken aller Anfänger sind, die den Zug der Rede hemmen, und sie endlich zum Stehen bringen.

In England, wo der Handel und die Industrie eine so große Rolle spielen, hat man bei Zeiten die Nothwendigkeit eingesehen, sich an die Rede aus dem Stegreife zu gewöhnen, um mit Glanz da auftreten zu können, wo die Schicksale des Landes verhandelt werden. In den meisten großen Städten Englands gibt es Versammlungen (debating clubs), die den Zweck haben, den Gegenstand vorzubereiten, welcher wahrscheinlich in der nächsten Sitzung von dem Parlamentsglied für die Stadt, in welcher der Clubb besteht, eingebracht werden wird. Das Resultat dieser Debatten ist gewöhnlich eine Bittschrift. Diese Discussionen bewegen sich nicht ausschließlich im Felde der Politik, sondern erstrecken sich auf Alles, was die betreffende Stadt interessiren kann. In London, Manchester, Liverpool, Leed's u. s. w. sind die zahlreichsten dieser Versammlungen, und alle Männer, die eine hohe Stellung in der Gesellschaft einnehmen, oder einen gewissen Einfluß auf die Politik haben, sind Mitglieder derselben. In Liverpool beschäftigen sich diese Versammlungen hauptsächlich mit dem Handel, der inländischen und fremden Industrie, den commerciellen Verbindungen

Englands mit den andern Nationen, mit den Colonien u. s. w. Männer aller Farben sind Mitglieder: Radikale, Ultraradikale, Whigs, Tories und Ultratories begegnen sich hier und berathschlagen frei mit einander. Diese zuweilen sehr zahlreichen Versammlungen werden nicht ängstlich von der Regierung bewacht, und die Discussion ist hier eben so frei als im Hause der Gemeinen oder der Lords.

In den Universitätsstädten versammeln sich diese Gesellschaften wöchentlich dreimal, und beschäftigen sich mit Dingen, welche die Universität näher angehen; aber im Allgemeinen ist der Gegenstand der Erörterung innere und fremde Politik. Jeder Studirende kann Mitglied des Clubbs werden, gegen Entrichtung eines jährlichen Beitrags zu Bestreitung der Ausgaben der Gesellschaft. Pitt, Fox, Canning, Brougham gehörten alle zu diesen Gesellschaften, welche man die Wiege ihrer Talente nennen kann.

Die Gesellschaft besteht, außer den Mitgliedern, aus einem Speaker, einem Präsidenten und einem Vicepräsidenten. Der Speaker hat dieselben Functionen wie der des Unterhauses; der Präsident und Vicepräsident haben die Ruhe und Ordnung zu erhalten; der Kassier verwaltet die Fonds, die zur Unterhaltung der Gesellschaft bestimmt sind. Halbjährlich wird ein neuer Speaker erwählt; der Präsident und Vicepräsident werden auf drei Jahre ernannt, der Kassier auf sechs.

Diese Clubbs haben ein hohes Alter. Unter der Republik gab es deren schon in London, z. B. den zur Krone und dem Anker, welcher heut zu Tage noch besteht, und O'Connel, Brougham, Hume und Andere zu seinen Mitgliedern zählt. Unter der Regierung Georgs III. vermehrte sich die Anzahl dieser Clubbs bedeutend. In Cambridge und in Oxford bildeten sich welche, die bis jetzt beinahe ganz so geblieben sind, wie bei ihrer Entstehung. Was übrigens am meisten dabei hervorgehoben zu werden verdient, ist der ungeheure Einfluß, welchen diese Versammlungen auf die Wohlfahrt Großbritanniens gehabt haben. Wir könnten eine Menge Unternehmungen nur allein aus der Regierung Georgs IV. und Wilhelms IV. anführen, die eben so vortheilhaft auf die Ausbreitung des Handels als auf die englische Industrie wirkten, und wovon die erste Idee von diesen Versammlungen ausging. Wir begnügen uns aus dieser Menge drei herauszuheben.

Der Clubb von Liverpool war es, der die ersten Schritte zur Emancipation der Sklaven that; der von Manchester, wo zuerst die Dampfschifffahrt und die Eisenbahnen besprochen wurden. Den jetzt allgemein verbreiteten Gebrauch der brennbaren Luft zur Erleuchtung der Straßen und Läden verdankt man dem Clubb von Leed's, wo diese Sache Anfangs lebhafte Streitigkeiten erregte.

Dieses kurze Bild mag nach unserer Ansicht genügen, um darauf aufmerksam zu machen, wie wichtig für die Zukunft der constitutionellen Staaten das Entstehen von Vereinigungen werden kann, welche im Handel, den mechanischen Künsten und der Industrie eine ganz andere Ordnung der Dinge geschaffen und das Joch zerbrochen haben, welches auf Millionen menschlicher Geschöpfe lastete.

Tübingen, den 1. Decbr. 1838.

Prof. Peschier.

Das Unbefriedigende auf dem religiösen Standpunkt der Gegenwart.

Wenn sich vor Alters das Urtheil über die jedesmalige Gegenwart mit vorwiegender Stimme mißbilligend vernehmen ließ, und die meisten in dem Ausspruch übereinkamen: es ist böse Zeit; so scheint sich die Betrachtungsweise unsrer neueren Bildung wesentlich verändert zu haben; denn wir sind gewohnt, uns als auf einer hohen Stufe der menschlichen Entwicklung stehend zu betrachten und bewundern nicht bloß die Riesenschritte der modernen Industrie, sondern mehr noch das Schaffen des Geistes auf seinen weitgesteckten Gebieten, und seine in die Höhe und in die Tiefe gehende Arbeit unter uns. Diese Bewunderung, welche sich in den leichteren Köpfen durch posaunenmäßiges Rühmen Luft macht, daß wir's doch zuletzt so herrlich weit gebracht, prägt sich in manchen edlern Naturen als hohes Selbstgefühl aus, und der Stolz des Geistes, der sich in seinem Elemente fühlt, ist schnell geneigt, eingelegte Zweifel als Grämlichkeit zu bezeichnen und als das Werk unfähiger Muthlosigkeit. Wenn die nachfolgenden Betrachtungen in Beziehung auf den bei weitem wichtigsten Theil unserer geistigen Arbeit, den religiösen, einige Bedenken wagen, ob nämlich auch dieser an dem Ruhm der Zeit Antheil habe, so haben sie keine andere Absicht, als dazu beizutragen, daß das religiöse Bedürfniß sich selbst kennen lerne, weil dies das einzige ist, was wir Menschen thun können, um seine Befriedigung möglich zu machen.

Wir fragen daher: Hat der religiöse Geist unserer Tage wirklich ein Recht, sich zu rühmen? und welches sind seine Verdienste um unser Geschlecht?

Man wird wohl nur solche Zeiträume als wichtig in der Geschichte des Geistes bezeichnen dürfen, in welchen entweder ein wirklich Neues sich kund gibt, oder auf der Grundlage des Alten fleißig und mit Erfolg fortgebaut wird. Also das Jugendalter, oder der Eintritt ins Mannesalter ist für jede der geistigen Kräfte und Richtungen eine entscheidungsvolle Zeit. In welches Alter fällt nun unsere gegenwärtige religiöse Entwicklung?

Nehmen wir hier zuerst das Wissenschaftliche, so läßt es sich nicht übersehen, daß die wichtigsten und immer am meisten besprochenen Erscheinungen seit bald hundert Jahren von einer Kritik ausgingen, welche sich zu dem Inhalt und der Form der kirchlichen Ueberlieferung mehr oder weniger verneinend verhielt. Es ist ein immer sich deutlicher werdendes, immer unverholener hervortretendes Protestiren gegen die Autorität des Hergebrachten, was die neuere Zeit charakterisirt. Der in der Reformation geltend gemachte Grundsatz, daß der Mensch in Glaubenssachen nur von Gott abhänge, ein Grundsatz, durch den die Scheidung der evangelischen Kirche von der traditionellen bewirkt worden war, fand im vorigen Jahrhunderte schon eine viel weitere Ausdehnung, als welche die Reformatoren beabsichtigt hatten. Er wandte sich gegen die Reste der Tradition, welche im Bekenntniß der evangelischen Kirchen zurückgeblieben waren, und suchte Alles auszuscheiden, was nicht in der heiligen Schrift selbst unläugbar enthalten war. Weiter sonderte er das Neutestamentliche von dem Alttestamentlichen ab, und endlich suchte er auch im neuen Testament nur dasjenige, was sich als reine Lehre Jesu allein zu erkennen zu geben schien. So lange indessen diese Operation der Kritik vorwaltete, blieb es neben allen Verirrungen im Einzelnen doch bei dem Hauptgrundsatz, sich einer göttlichen unmittelbaren Autorität zu unterwerfen, und nur darüber war Streit, wo und wie sie in der heiligen Schrift gefunden werde. Aber von einer andern Seite her griff gleichzeitig eine tiefergehende Kritik das Ueberlieferte an. Diese, von der Philosophie aus geltend gemacht, kümmerte sich weniger um das Wie? als um das Was? fragte nur nach der Denkbarkeit, und ließ ebenso das Kirchliche stehen, wenn es sich denken

ließ, als sie das Biblische verneinte, wenn ihm dies Merkmal abging. Göttliche Autorität kommt nach ihren Grundsätzen nur demjenigen zu, was der Gott in der eigenen Brust redet, und was mit seinen Aussprüchen übereinkommt, und — dies ist ein natürlicher Schluß — welchem Satze und welcher Ueberlieferung diese innerliche Göttlichkeit abgeht, an deren geschichtlichen Göttlichkeit muß sich auch der Mangel aufweisen lassen. Hier liegt der Grund zu allen den Versuchen, die geschichtliche Realität des in der heiligen Schrift Mitgetheilten zu beseitigen — Versuche welche damit anfingen, einzelne Partien des alten Testaments in Mythen aufzulösen, bald aber, immer weiter gehend, auch das neue ergriffen, und gegenwärtig in dem Strauß'schen Unternehmen vor der Hand ihr Ziel gefunden zu haben scheinen. Es ist im günstigsten Fall eine Verwechslung der Standpunkte, wenn man diesen Arbeiten der Kritik Empörung gegen das Heilige vorwirft. Denn das will der mythische Kritiker nicht, das Heilige zerstören, sondern er will ihm nur einen andern Wohnsitz anweisen, er will es aus dem Boden der Vorstellung und der überlieferten Geschichte heraus in das Reich des freien Gedankens versetzen, und wenn er dabei bekennt, daß er das Undenkbare nicht als wahr und geschehen annehme, so verfährt er hiebei immer ehrlicher und wohl auch ersprießlicher für die Wissenschaft, als derjenige, welcher vorgibt, der Schrift Alles zu glauben, und daneben die seiner Vernunft anstößigen Stellen derselben durch gezwungene Erklärungen beseitigt. Aber wer kann läugnen, daß durch die eben berührte zweifache Thätigkeit der Kritik das alte Gebäude des kirchlichen Glaubens zu Boden geworfen werden muß, und wer möchte unserer Zeit dafür einen Ruhm zugestehen, wenn sie statt des zerstörten Alten kein Neues zur Entschädigung zu geben vermag?

Und in der That, ein Neues ist nicht zu finden, sondern überall entweder Zerstörung des Alten oder eine nach versuchter Irrfahrt beschleunigte Rückkehr zum Alten. Zwar das muß man den philosophischen Kritikern lassen, daß sie, wenn auch den Leib der Ueberlieferung tödtend, ein eifriges Bestreben zeigen, ihren Geist zu retten. Ja es ist merkwürdig, und muß von schneller Verdammung der modernen Philosophie abhalten, daß gerade von dieser Seite her, welche die Form des kirchlichen Glaubens zu

zerstören suchte, sein Inhalt zu neuen Ehren gebracht wurde. Schon Kant fand tiefe Wahrheiten in dem Gewande der symbolischen Lehren; aber wenn seine allegorische Deutung derselben sie zu sehr äußerlich und willkührlich nimmt, so hat seit ihm die Philosophie sich immer mehr in das Innerste des christlichen Bekenntnisses hineinzusetzen bestrebt, und es muß jetzt allerdings den Uneingeweihten in hohem Grade wundern, wenn man ihm sagt: daß dieselbe Philosophie, welche die Urgeschichte des Christenthums in Mythen auflöst, zugleich die Menschwerdung und Dreieinigkeit zur Grundlage ihrer ganzen Methode hat, und daß eben solche Männer, durch welche entschieden die Zeit aus der Seichtigkeit des Unglaubens emporgehoben und zum verkannten Christenthum zurückgerufen worden ist, mit scharfer Kritik gegen die heiligen Urkunden verfahren sind. Denn dieses Schauspiel hat sich vor unsern Augen zugetragen. Diejenigen, welche sich für die Form und Geltung des Ueberlieferten in saurem Kampf gewehrt, sind dahingegangen, ohne seinen geistigen Inhalt zu genießen, und diejenigen, welche von ihnen als Irrlehrer und Zerstörer sind bestritten worden, haben wissenschaftlich die christlichen Ideen zu Ehren gebracht. Ich erinnere mich lebhaft des Eindrucks, den ein Buch De Wette's: „des Zweiflers Weihe", auf mich gemacht, weil mir hier zum erstenmal das Christenthum als etwas Denkbares und Denkenswerthes aufging, was in sich aufzunehmen, keiner äußeren Nöthigung bedurfte, und wie ich dann erschrak, als vom Katheder herab dieser De Wette als ein Feind der christlichen Lehre dargestellt wurde, weil er — die fünf Bücher Mosis dem Moses absprach und in den Erzählungen des Alten Testaments Mythen fand. Noch stärker war mein Erstaunen, als ich den Muth faßte, Schleiermachers Glaubenslehre zu lesen, Schleiermachers, welcher von den Lehrstühlen des Supranaturalismus aus täglich und stündlich bekämpft und an dessen System kein guter Faden gelassen wurde, und nun fand, daß dieser Schleiermacher in reicher Fülle der christlichen Gedanken froh ward, während seine Gegner an den Außenwerken ihrer Festung sich mit seinem Schatten schlugen. Hätte jene innere und ideelle Anschauung des Christenthums auch gar kein anderes Verdienst aufzuweisen, als das, die theologische Heerde von den dürren Steppen jenes rationalen Supranaturalismus weggeführt zu haben, der sich zuerst unendlich viele

Mühe gab, einem zu beweisen, daß man glauben müsse, und hernach einem dennoch so wenig zu glauben übrig ließ, so wäre schon darum ihr Werth nicht gering anzuschlagen. Aber dennoch wirkte diese Richtung mehr auflösend, als erbauend; sie hat dem Glauben seine historische Stütze und seine objectiv-göttliche Autorität genommen und ihn dem Subject, dem Fühlen oder Denken des Individuums anheimgegeben, und so der auf der Grundlage einer Kirche oder der Schrift ruhenden Einheit der religiösen Ueberzeugung das Band zerschnitten. Welche Verwirrung der Gedanken und der Sprachen hieraus entstanden, zeigt die theologische Literatur mit jedem Tage mehr; denn nicht nur die Extreme auf beiden Seiten stellen sich immer schroffer einander gegenüber, auch unter den Mittlern und Vermittlern wird sich kaum Ein Satz aufweisen lassen, den Alle unterschreiben könnten in gleichem Sinn, und so, bei Aller Lebhaftigkeit des Denkens und Forschens, scheint es immer weniger zu einem festen Resultat kommen zu können. Es ist die Eigenthümlichkeit unserer Zeit, ihr Ruhm und ihre Krankheit, rücksichtslos die vorgefundenen Principien aufzulösen, ein neues zu suchen und keines zu finden, und aus der Tiefe, in die sie sich versenkt, immer noch keinen brauchbaren Schatz erheben zu können. Dafür können wir nichts, daß es uns dahin treibt, den Dingen auf den Grund zu sehen, und daß jeder mit eigenen Augen sehen will — das ist die Nothwendigkeit auf unserm geistigen Standpunkt: die Autonomie des forschenden Geistes, und somit die Kritik walten zu lassen. Aber in dieser Stellung allein finden wir keine Befriedigung, und wer auch alle christlichen Ideen sich angeeignet hat, kann sich eines geheimen Schmerzens nicht erwehren bei dem Gedanken, ihnen sey nun die Hülle genommen, in der sie bisher verkörpert erblickt worden waren. Denn die Religion hat ein Bedürfniß, das der Philosophie in gewissen Stadien ihrer Entwicklung fremd bleibt. Die Religion verlangt eine sichtbare Wirklichkeit, während die Philosophie darauf ausgeht, das Reale in die Ideen aufzulösen. Der Evangelist hat alles Bedürfniß und alles Genüge des religiösen Geistes in dem einen Verse ausgesprochen: „Das Wort ward Fleisch, und wohnete unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit.“ Diese Fleischwerdung des Göttlichen, diese Offenbarung einer übersinnlichen Herrlichkeit in der sinnlichen Welt ist es, was man in der Religion

sucht, und wenn es dem speculativen Denker genügt, jeder Erscheinung ihren Ort im Reiche der Ideen anzuweisen, so will der Religiöse umgekehrt die Idee in ihrer Verkörperung anschauen. Die Menschwerdung Gottes gibt allein ihm Frieden. Und weil das geschichtliche, einzelne, sinnlichgreifbare Faktum dieser Menschwerdung durch die Kritik der modernen Philosophie zerstört werden muß, darum halten es so Wenige in dieser Philosophie aus, darum suchen so manche scheinbare Jünger derselben die Schärfe ihrer Konsequenz durch allerlei nebulose Redensarten zu verdecken, und darum auch wallfahrten wiederum große Schaaren Sehnsüchtiger zurück zu den verlassenen Altären des alten Kirchenglaubens. Denn jetzt wieder, mehr als lange zuvor, findet man in den Bekenntnißschriften, in den Gebräuchen und Satzungen der Kirche Gehalt und Werth, und glaubt sich dabei immer besser zu befinden, als in dem aller Gestalten entleerten Raum des reinen Denkens; und daß nun auch die längst verschwunden geglaubte Intoleranz unter den verschiedenen Kirchengenossen wieder ihr Haupt erhebt, ist ein sicheres Zeichen der stattgehabten Rückkehr zum Alten. Ja, während manche in unsern Tagen nichts sehen wollten als Aufklärung, und den alten Glauben für ewig abgethan hielten, während ängstliche Gemüther bebten vor dem Strom der Revolution, der nun erst recht verheerend in das Christenthum einbreche, hat es sich schnell an einzelnen auffallenden Beispielen gezeigt, wenn man es nicht zuvor schon im Stillen beobachtet hatte, daß wir auch im Religiösen unter der Restauration stehen. Es bedarf keiner Namen, um dies zu erhärten. Jede Kirchenzeitung, jedes Literaturblatt gibt dies, gutwillig oder nicht, zu erkennen, und die zuversichtliche Sprache der Bannerträger des Alten beweist, daß sie einer Macht sich bewußt sind. Ob nun dieses Zurückschreiten zu dem Verlassenen, dies Restauriren der erbleichten Heiligenbilder einer frommen Vorzeit noch weiter gehen, ob auch die alten Mißbräuche und das entschieden Unchristliche, das sich im Laufe der Jahrhunderte eingeschlichen hatte, unter demselben Deckmantel neuen Eingang finden werde, und so das verschrieene Mittelalter für die katholische, und das dürre Streitjahrhundert für die evangelische Kirche wieder kommen soll, das ist eine Frage, worüber mancher im Gefühle seiner Sicherheit lächeln mag, als über eine alberne, worüber man aber gleichwohl nur spottet, so

lange man die Entwicklungsgesetze seines eigenen Geschlechts und seine Geschichte nicht kennt. Kein Satz pflegt oberflächlicher nachgesprochen zu werden, als der, daß die Menschheit in stetem Fortschritt begriffen sey; und wenn hier behauptet wird, sie sey es nicht, so ist das vielleicht die größte Ketzerei unserer Tage. Ein Volk hat, wie das Individuum, seine Zeiten, in welchen es große Schritte im Wachsthum machen kann, wenn es will; versäumt es sie, so bleibt es zurück, vielleicht für immer. Es schickt der Herr zuweilen fruchtbare Jahre, und wer da seinen Acker wohl bestellt, wird reich auf lange, der Faule aber muß hernach um so peinlicher darben. Und wie ein Mensch desto elender wird, je schöner und reicher seine vergeudete Jugend seyn könnte, so ein Volk, so das Geschlecht oder vielmehr diejenigen Nationen, welche zu dieser bestimmten Zeit an der geistigen Entwicklung Antheil zu nehmen berufen sind. Die Geschichte, besonders die christliche, weist mehr als einen Abschnitt auf, wo ein neues Licht aufzudämmern begann; aber die Finsterniß hat's nicht begriffen, und dann ward die Nacht ärger denn zuvor; denn alle Gnadengaben mehren die Verhärtung in dem, der sich nicht bekehrt. Es könnte wohl auch uns begegnen, daß wir von der geistigen Höhe, auf der wir uns zu stehen dünken, bald herunterfallen, und einer spätern Zeit dasselbe Mitleid abnöthigen, welches wir jetzt dem Mittelalter und dem siebzehnten Jahrhundert so freigebig zollen.

Unläugbar geht dem hastigen Drängen nach Vorwärts, oder — um den besseren Naturen auf dieser Seite nicht Unrecht zu thun — dem Trieb des freien Geistes nach dem Innerlichen in unsern Tagen ein ebenso eiliges Streben dem Alten und durch Autorität Gehaltenen entgegen zur Seite. Kaum hatten die Tieferblickenden den Gehalt aufgezeigt, welcher, der sogenannten Aufklärung unsichtbar, in den alten Symbolen und in dem Körper der Kirche verborgen lag, so hat sich auch sogleich ein jüngeres Geschlecht daran gemacht, den äußeren Formen selbst wieder jene Verehrung darzubringen, welche der gesunde Menschenverstand während seiner Herrschaft vergönnt hatte, und die zuvor in stiller Zurückgezogenheit sitzenden und hoffenden Alten erheben jetzt, ermuthigt durch diesen Bund, das Haupt mit kühner Zuversicht. Wird es ihnen gelingen, das gestürzte Reich wieder aufzurichten? Sieht man auf die Sorglosigkeit, worein sich die Aufgeklärten

selbst gewiegt haben, beachtet man die bisher gezeigte Unfähigkeit der Freieren, eine Gemeinschaft zu bilden und sichernde Burgen zu bauen gegen den Feind, so möchte man es kaum bezweifeln. Allein es tragen jene Anhänger des Alten eben auch das Mahlzeichen der Zeit auf ihrer Stirne, ein Stachel bleibt zurück in Jedem, der die Kräfte des freien Geistes gekostet hat, und auch, wer sie nur von ferne fühlt, die Macht des aus den Banden der Autorität sich losringenden Gedankens, der kann nicht mehr, außer mit halbem Gewissen, also auch nicht mehr mit ganzem Muth dem Alten, so wie es ist, und weil es ist, anhangen. Daher die Leidenschaftlichkeit in den Ehrlicheren, das affektirte Wesen in den Verschmitzten, die Erbitterung der Streitbaren, welche sich dem Kriegszug gegen die freie Richtung anschließen; daher der idealisirende Nimbus, womit man die immer noch großartigen Trümmer einer aus dem Bewußtseyn der Zeit halbentschwundenen Bildung umgibt, um sie den Sehnsüchtigen als das erscheinen zu lassen, was sie suchen, — ein Nimbus, welcher immerhin lockend genug ist für Jeden, der nicht weiß, daß das Idealisiren das letzte Stadium der Auflösung zu seyn pflegt, und daß das Heidenthum damals schon innerlich besiegt war, als es seinen Schutz gegen das Christenthum bei den Phantasieen der Neuplatoniker suchen mußte.

Es ist möglich, daß diese künstlichen Bemühungen für einige Zeit wieder siegen, ja es ist möglich, daß sie soweit es gewinnen, bis sie sich mächtig genug fühlen, die Maske fallen zu lassen und das Alte in seiner ganzen starren Form der Verehrung der Menge aufzudringen; denn es ist möglich, daß ein Volk Rückschritte macht, ja daß es ganz verloren geht durch seine Schuld. Aber was ist's, was unser Geschlecht davor bewahren kann, daß es nicht versinke, und wie erlangt der sich frei machende Geist die Bürgschaft, daß er nicht vergebens gerungen und nicht um Nichts? Auf dem Wege, welchen er bisher eingeschlagen hat, bei weitem nicht allein. Die Erkenntniß von der Mangelhaftigkeit der Form, in welcher die Wahrheit überliefert worden, ist nicht stark genug, jene Form zu zerbrechen. Kein Irrthum wird besiegt durch die bloße Einsicht des Irrthums. Das Papstthum des Mittelalters war mehr als hundert Jahre vor der Reformation von der Einsicht der Denkenden gerichtet, und doch stand es; es ward verspottet

und verlästert von seinen eigenen Unterthanen, von denen, die an seinem Glanz und Reichthum Theil nahmen, es gab eine Zeit, da sich einer seiner höchsten Würdeträger wunderte, wie man noch eine Unsterblichkeit glauben könne, und doch — stand es. Aber als die Reformation nicht eben mit philosophischen Gründen, nicht mit Beweisen gegen einzelne Irrthümer, sondern mit einem neuen Princip, mit einer umbildenden schöpferischen Idee gegen dasselbe in die Schranken trat, da ward es erschüttert. Es gibt kein oberflächlicheres Urtheil, als welches Grynäus über Erasmus gefällt: „er habe dem Papstthum mit Scherz und Schimpf mehr geschadet, als Luther mit all seinem Ernst.“ Nicht Spott und Schimpf, sondern der Ernst hat eine Macht, Altes zu zerstören, weil er die Macht hat, Neues zu bauen. Der tiefe, heiße Ernst, womit Luther rang nach Frieden seiner Seele, die unter den alten Satzungen verschüttete Kunde von der Versöhnung aus Gnade, welche mit diesem vollen Ernst ins Bewußtseyn der Sehnsüchtigen trat, das hat eine Umwälzung bewirkt in den Ueberzeugungen der Gemüther, zu welcher bloßer Spott, auch bloße Einsicht viel zu unmächtig gewesen wäre. Nicht weil man beweisen konnte, daß die Vermittlung, welche die damalige Kirche bot, eine unzureichende oder falsche sey, sondern weil man Christum wieder gefunden hatte, als den einigen, gewissen Mittler, darum sank der Glaube an die Heiligen und Bilder und an die päpstliche Hierarchie. Es ist das neue religiös-sittliche Princip, welches in der Reformation einen Theil der abendländischen Völker ergriff und mit einem Mal auf eine Stufe erhob, auf welche sie durch Sinnen und Spotten nie gekommen wären. Denn das Denken ist dazu da, ein Gewordenes zu begreifen, auszubilden, zu befestigen, oder zu untergraben; aber zum Schaffen gehört ein Lichtblitz aus einer geheimeren Region des Genius, und wenn ein solcher ankommt in den Kreisen des gewohnten Lebens, so pflegt er den Boden mit der sittlichen Triebkraft eines Neuen zu befruchten, welches das Alte von selbst verdrängt. Findet dieses Statt auf den der Erkenntniß eigenthümlich zugehörigen Gebieten der Naturwissenschaften und selbst der Philosophie, — denn auch hier wird Alles wesentlich Neue dem Genie verdankt, zu welchem sich das logische Denken verhält etwa wie der Beweis zur mathematischen Anschauung — wie vielmehr in der Religion, deren Entstellungen ebenso wie ihre herrlichsten

Erscheinungen zeigen, daß in ihr etwas über die Verstandesvermögen Hinausliegendes wirksam ist. Das ist das Eigenthümliche in den religiösen Epochen der Menschheit, daß sich in ihnen jedesmal ein Neues aus dem geheimen Grund des menschlichen Lebens zum Bewußtseyn emporarbeitet, welches nun mit unwiderstehlicher Gewalt der Gemüther sich bemächtigt und sie eben mit jenem Ernst erfüllt, jene Geistesinbrunst in ihnen entzündet, welchen gegenüber der Scherz und Schimpf auch der gebildetsten Unzufriedenen und Negativen als stumpfe Waffe erscheint. Und an diesem Ernste fehlt es augenscheinlich unserer Zeit, sie weiß mehr, was sie nicht will, als was sie will, daher kein Muth des Wollens, daher auch bei den gegen das Alte Eingenommenen nichts als Rücksicht und Bedenklichkeit, wenn sie vorwärts sollen; die Hand ist an den Pflug gelegt, das Auge siehet zurück, daher die Ungeschicklichkeit im Ackern. Da ist doch das vergangene Jahrhundert, das gegenwärtig fast von allen Partien verspottete Aufklärungsjahrhundert muthiger gewesen und kräftiger, und jener poesielose Rationalismus, über welchen man sich heutzutage nicht genug lustig machen zu dürfen meint, hat mehr Leben gehabt, mehr Fruchtkeime ausgestreut, als der vornehme Geist dieser Zeit, welcher jenen seinen alten Vater verachten will. Allerdings Geschmack war ihm wenig verliehen, er ist arm zu nennen gegenüber dem Reichthum an Interessen und Bedürfnissen, welche unsere Zeit kennt; aber das Wenige, was ihm auszusprechen geboten war, das hat er treulich und fleißig verkündiget und zu Tag gebracht. Gesunder Menschenverstand und Tugend, oder, um es kunstgerecht auszudrücken, Selbstständigkeit des empirischen Subjekts im Denken und Handeln; Vervollkommnung und darauf gegründete Glückseligkeit — dahin ging das Streben der sogenannten Aufklärungsperiode. Jene Worte sind nun abgenutzt, man schämt sich ihrer, aber insgeheim gesteht man sich doch, daß ohne die große Veränderung, welche in Staat und Kirche und in der Wissenschaft durch die Auswirkung jenes, wenn auch einseitigen rationalistischen Elements hervorgebracht worden, alle die reiche und freie Entwicklung des Geistes nicht möglich gewesen wäre, deren man jetzt sich rühmt. Damals, als das Bewußtseyn und der Muth, Mensch zu seyn, alle civilisirten Völker durchdrang, als die edelsten Geister frei und froh mit der Entdeckung hervortraten, wie in allen Menschen

etwas Gemeinschaftliches sey, und gerade das Beste, was über den Unterschied der Stände und Konfessionen hinaus liege, als jene Gedanken bewußt und unbewußt sich der Hohen und Niedrigen bemächtigten, welche sodann in Kant ihren Ausleger, in Schiller ihren Priester gefunden haben, und bei Joseph einen Thron gesucht — das war ein Emporblühen der Humanität, welches uns viele gesegnete Früchte hinterlassen hat; und die Energie jenes Princips hat sich in der That durch die Entfernung einer Masse von Mißbrauch und Unvernunft bewährt, deren Macht uns jetzt erst wieder deutlich zu werden anfängt, nachdem sie an manchen offengelassenen Pforten unseres heutigen Lebens Eingang gefunden oder erzwungen haben. Den Unterschied jener Zeit von der unsrigen kann man kaum in die Augen fallender hervorheben, als in der Bemerkung, wie damals fast alle größeren Geister dem Hergebrachten gegenüberstanden, während jetzt die meisten sich zu dessen Vertheidigern gesellen, und wie man jetzt sich durch eben dasselbe lächerlich machen kann, was damals als ein Zeichen und Vorrecht edler Naturen galt — durch Streben nach dem Idealen und durch weltbürgerliche Gesinnung. Auch das darf nicht außer Acht gelassen werden, welchen Eingang die Grundsätze des vorigen Jahrhunderts, wenn auch nicht beim gesammten Volk, so doch beim Mittelstand fanden, während unsere Zeitphilosophie schon nach Fichte bereits wiederum zum Monopol Weniger geworden ist — ein Zeichen, daß in jenen etwas von dem unsagbar Lebendigen war, was die Denkkunst nicht macht, sondern was ihr als ein Geschenk zufällt in den fruchtbaren Jahren der Menschengeschichte. Ein Unparteiischer wird nicht verkennen, daß durch die Philosophie des vorigen Jahrhunderts die Menschheit um einige wirkliche Gedanken ist reicher geworden, während der Einfluß der neuzeitigen Philosophie vor der Hand mehr nur in einer gewissen Unruhe unter dem Volk sich bemerklich macht, über welche hinaus es eine von Geburt esoterische Lehre nicht zu bringen pflegt. Diese stiftet nur Schulen, aber um auch bloß eine Secte zu gewinnen, geschweige ein Volk, bedarf es einer sittlichen Triebkraft, und die neuen Gedanken müssen den Weg durchs Herz gehen können, wenn sie sollen populär, völkerbildend werden und eine Gemeinschaft gründen. Welch ein Lob spendete doch jener Gegner Luthers, Cochläus, der Reformation, wenn er von jener Zeit sagt: „Die

Weiber in den Spinnstuben haben das neue Testament vor sich gehabt, und die umlaufenden Mönche daraus so abgefertigt, daß sie keine Lust mehr gezeigt, weiter einzukehren." Das ist das Kennzeichen der Wahrheit, daß sie für Alle ist und auch den Weg zu den Unmündigen findet und in die Hütten der Niedrigen; und ein religiöses Denken, welchem diese Grundlage fehlt, hat alle Ursache, an sich selbst zu zweifeln und die hohe Meinung von sich aufzugeben.

Fragen wir aber die Geschichte, wie in der Regel die weltumbildenden Gedanken in die Welt eingeführt werden, so antwortet sie uns mit einer auf den ersten Anblick räthselhaften Erscheinung. Es sind nämlich einzelne Individuen, die unter die Menschen gesandt werden, ausgerüstet mit den Kräften einer zukünftigen Welt; und dies findet, wie auf den Gebieten der Wissenschaft und Kunst, so am deutlichsten auf dem höchsten, der Religion statt, daß das Größte nicht von den Massen, sondern von den Einzelnen ausgeht und der Spruch sich bewährt: „Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt." Die Idee gewinnt thatsächlich ihre Macht dadurch, daß sie sich selbst beschränkend in Einem sich concentrirt. Es ist nicht nöthig, hier Namen zu nennen, die Jedem von selbst beigehen; nur darauf werde aufmerksam gemacht, daß die Bildung des vorigen Jahrhunderts keinen einzelnen über die andern hervorragenden Namen aufzuweisen hat, der sie völlig repräsentirte, und gefragt, ob es ihr darum, neben dem Vielen, was wir ihr verdanken, nicht dennoch an der Tiefe und Lebendigkeit gefehlt haben mag, welche zur Herstellung eines dauerhaften Neuen erfordert werden? Sie hat zwar Verbindungen hervorgerufen, Brüderschaften, die sich edle Zwecke vorsetzten, die sich auch noch in unsere Zeit hereinziehen, wenn schon mit losem Bande, aber an einem lebendigen Mittelpunkt, an einem Anker hat's ihr gefehlt; und nur der Taumel der Revolution und der Schrecken der Macht und das Ungeheure des Glücks hat einen Theil der Sehnsüchtigen bethört, denjenigen eine Zeit lang dafür anzusehen, welchen wir jetzt mit allem Recht als ein flüchtiges Schattenbild des Ersehnten, aus der vergänglichen Welt erzeugt, betrachten — den Eroberer Napoleon. Das Suchen nach einem Vater — wenn es erlaubt ist, diesen Ausdruck fort zu gebrauchen — und das Getäuschtwerden durch den Schein von

Vaterschaft kommt unter verschiedenen Formen vor bei den Anhängern Swedenborgs, bei den Simonisten, in den Philosophieschulen und religiösen Secten Deutschlands, und will man ein Beispiel aus dem Theil der katholischen Kirche, welcher streng katholisch seyn will, so stehe hier ein in noch anderer Hinsicht merkwürdiger Beleg. In einem vom Abt Cölestin in Einsiedeln geschriebenen Nachtrag zum Entwurf des katholischen Vereins in der Schweiz[1] findet sich folgendes: Jeder Verein, der große Resultate bewirkte, hatte, wie diese Resultate zum Heil oder Verderben waren, entweder große Heilige oder mächtige Bösewichter an der Spitze. So stand an der Spitze derer, welche die Albigenser bekriegten, der heilige Dominikus, an der Spitze derer, welche den stolzen Soliman bei Corfu besiegten, stand der heilige Pabst Pius V., an der Spitze des Freimaurervereins, der wie ein Donnergewitter 1789 den Thron und den Altar umwarf, stand der mächtige Herzog von Orleans, und an der Spitze der Revolution 1830 sein Sohn, Männer des wegen Ruchlosigkeit so berüchtigten Hauses Orleans. In gegenwärtigen Bedrängnissen können nur große Resultate die Christenheit retten, und da unser Verein alle Katholiken in der Schweiz, und wenn's nach Wunsch und Bedürfniß ginge, gar alle Katholiken umschlingen sollte, so müssen wir ebenfalls einen Heiligen an der Spitze haben, hiemit nicht einen, qui se ipsum commendat nec quem hominum fama commendat, sed quem Deus commendat, einen Mann des Glaubens und Gebets, durch Wunderthat bekannt. Da kein solcher bekannt ist, als der Fürst von Hohenlohe, so glaube ich, die Direction sollte ihn bitten, mit seinem Gebet und Räthen an die Hand zu gehen. Durch ihn könnte die ganze östreichische Monarchie für diesen Verein gewonnen werden. Durch ihn würde vielleicht Gott offenbaren, wie das Geschäft, die Christenheit von der äußern Herrschaft des Satans zu befreien, müßte angegangen werden, wo man anfangen, was für Laster und wie solchen zu begegnen sey. Es scheint, die Ehre, das christliche Volk vom äußern Drang der Fürsten dieser Welt zu retten, sey dem heiligen Vater nicht vorbehalten." Was hier auf einem kirchlich-politischen Standpunkt als Bedürfniß ausgesprochen wird, das scheint auf

---

[1] Rheinwald Acta historico-ecclesiastica sec. XIX. Jahrgang 1835. p. 91.

dem rein religiösen Boden noch mehr erweckt zu werden; und sind die Träume derer, welche ein tausendjähriges Reich für diese unsere Zeit verkündigt haben, nicht ein, wenn auch unvollkommen ausgesprochenes Zeugniß davon, daß man in dem Gewirr der Meinungen und Bestrebungen nach einem festen Halt sucht, nach einem geistigen Vater, der wiederum diejenigen um sich sammelte, und ihnen ihr Geschäft anwiese, welche einer besseren Zukunft harren. Aber wenn es wahr ist, daß die Ideen, um wirksam zu seyn und Gemeinheiten stiften zu können, sich in einem Individuum verkörpern, und durch das Medium der Persönlichkeit zugleich gemildert und verstärkt werden müssen, so sind wir hier auf einen Punkt gekommen, der jenseits aller menschlichen Berechnung und Willkühr liegt, und wo es uns zu ahnen gegeben wird, daß die Zeiten nicht von Menschen, sondern von einer höheren Macht geordnet werden, welche die Stunde weiß, da ihre Gesandten angenommen werden können von den Menschen.

Eine Zeit nun, welche sich bewußt wird, daß ihr das Alte vergangen und noch kein Neues gekommen ist, hat vor Allem dies Geständniß abzulegen, und sich zu hüten vor den Selbsttäuschungen, in welchen sowohl die Rückwärtsgekehrten als die Vorauseilenden eine halbe Ruhe finden, und des Glaubens hat sie zu leben, daß je vollkommener und ehrlicher sie ihren Charakter auswirkt, um so empfänglicher sie werde für die neuen Keime, welche von Oben in den bestellten Acker gestreut werden. Fassen wir noch einmal kurz zusammen, was jenes gesuchte Neue seyn muß, so sey es erlaubt, das mit den Worten Uhlmanns[1] zu thun: „Eine Lehre, die nicht einen größeren Reichthum religiösen Geistes und Lebens entfaltet, die nicht im Stande ist, der Kirche höhere Güter zu bieten, kann nicht berufen seyn, den großen Geisterzwiespalt unserer Zeit zu lösen. Die zerworfene, ringende, einerseits dem Sturz ins Materielle drohend preisgegebene, andererseits nach dem Höchsten strebende und neue Manifestationen des Göttlichen ersehnende Zeit bedarf etwas Festes, einfach Großes, religiös Tiefergreifendes, sittlich Mächtiges, etwas, wie es Luther seiner Zeit gab. Dieses wird, wenn es Gottes Wille und der rechte Augenblick gekommen ist, auch nicht fehlen, und dann werden wir uns, oder es werden sich die, welche nach uns kommen, um diesen Mittelpunkt sammeln."

[1] 2tes Sendschreiben an Dr. Strauß p. 368.

Die Freiheit und die Beschränkungen des auswärtigen Handels,[1]

aus dem historischen Gesichtspunkt beleuchtet.

In einer Zeit, in welcher alle Parliamente die großen Fragen der Handelspolitik jedes Jahr erörtern, und die öffentliche

[1] Diese Abhandlung ist ein Auszug der Beantwortung einer von der Akademie der moralischen und ökonomischen Wissenschaften zu Paris über die Handelsfreiheit aufgestellten Preisfrage, welche im Juni d. J. unter sieben und zwanzig Concurrenten als eine der merkwürdigsten benannt worden ist. Der Verfasser hat sich in Frankreich nicht genannt. Seine Schrift führte das Motto: „Et la patrie et l'humanité", und ist unter demselben in dem Bericht der Akademie aufgeführt. Der Preis aber ist nicht ertheilt, sondern zurückgenommen worden. Der Verfasser wird vielleicht später Gelegenheit nehmen, die Gründe, womit die Akademie ihren Beschluß rechtfertigen zu müssen glaubte, zu beleuchten. An die Stelle der zurückgenommenen ward die neue Frage gesetzt: Welches ist die Natur und die Wirkung des deutschen Handelsvereins, und wie lassen sich die Zwecke dieses Vereins auf ganze Nationen ausdehnen? Diese Frage ist in der mit dem erwähnten Motto versehenen Schrift des Verfassers zum Voraus beantwortet, derselbe dürfte also wohl berechtigt seyn, anzunehmen, daß die Akademie ihre Frage aus seiner Schrift geschöpft habe. Gleichwohl ist dieses Umstandes in dem Bericht der Akademie keine Erwähnung geschehen. Den nämlichen Gegenstand hat der Verfasser schon vor einigen Jahren bei der Administration der Vereinigten Staaten von Nordamerika in offizielle Anregung gebracht, in der Absicht, dieselbe zur Ueberzeugung zu führen, daß es in dem Interesse der Union liegt, in dieser großen Angelegenheit der civilisirten Völker die Initiative zu ergreifen. Es scheint aber, die Administration der Vereinigten Staate habe noch

Meinung sich für competent hält, in höchster Instanz darüber zu urtheilen, dürfte es nicht unangemessen seyn, mit Beiseitsetzung aller Systeme der politischen Oekonomie die Frage zu stellen: Was lehrt die Geschichte in Beziehung auf die Freiheit und die Beschränkungen des auswärtigen Handels? Der Verfasser hat sich seit vielen Jahren mit dieser Frage beschäftigt. In dem nachfolgenden Aufsatz hat er in möglichst gedrängter Kürze, wie es der Plan dieser Zeitschrift fordert, die Resultate seiner Forschungen darzustellen gesucht. Widerstreiten dieselben den Lehrsätzen der politischen Oekonomie, so mag die Geschichte sie verantworten. Indessen hält der Verfasser in einer Wissenschaft, wie die politische Oekonomie, Geschichte und Erfahrung für so sichere Führer, daß er nicht im mindesten Bedenken trägt, die Unfehlbarkeit der Theorie in Frage zu stellen, so oft sie ihm mit beiden im Widerspruch zu stehen scheint. Er wird einen in diesem Sinne verfaßten Aufsatz dem gegenwärtigen folgen lassen.

Die Geschichte, sagt man, sey die Lehrerin der Völker. Wo möchten ihre Rathschläge fruchtbringender seyn als in der Handelspolitik? Montesquieu, der sich meisterlich darauf verstand, der Geschichte die Lehren abzuhorchen, die sie dem Gesetzgeber und Politiker ertheilt, hat mit wenigen Worten nicht blos die cosmopolitische Theorie der Physiokraten von Grund aus über den Haufen geworfen, sondern sich zur Höhe eines Propheten erhoben. „Polen" — sagt er in seinem berühmten Capitel: welchen Nationen der fremde Handel untersagt ist — „Polen ist der fremde Handel untersagt." Was er damit sagen wollte — dem Beschränktesten ist es jetzt klar. Nur durch die Entwicklung einer innern Manufakturkraft, durch freie volk- und gewerbreiche Städte konnte Polen zu einer kräftigen innern Organisation, zu National-Industrie,

---

keine Zeit gefunden, diesem Gegenstand ihre Aufmerksamkeit zu widmen. Indessen ist der Verfasser von seinen amerikanischen Freunden aufgefordert worden, diese wichtige Sache vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung zu bringen; er wird daher, sobald seine Geschäfte es ihm erlauben, eine Schrift darüber publiciren, jedoch ohne dieselbe zuvor dem Urtheil der französischen Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften zu unterwerfen. Einen Auszug dieser Schrift wird er demnächst der Redaktion der deutschen Vierteljahrsschrift mittheilen.

Freiheit und Reichthum gelangen, konnte es seine Selbstständigkeit bewahren, und politisches Uebergewicht über minder cultivirte Nachbarn behaupten. Statt fremder Manufakturwaaren hätte es, wie einst England, als es mit Polen auf gleicher Stufe der Cultur stand, fremde Manufakturisten und Manufaktur-Capitale einführen sollen. Aber seine Edelleute liebten es, die saure und dürftige Frucht der Sklavenarbeit nach den auswärtigen Märkten zu senden, und in den prächtigen und wohlfeilen Stoffen des Auslands einherzugehen. Ihre Nachkommen mögen nun die Frage beantworten: ob einer Nation zu rathen sey, die wohlfeileren und schöneren Fabrikate des Auslands den theurern und schlechtern des Inlands vorzuziehen? Ihr Schicksal mag der Adel anderer Länder sich vor Augen stellen, so oft er vom Feudalkitzel gestochen wird; er mag dann seine Blicke nach England wenden, um sich darüber zu belehren, was eine erstarkte Manufakturkraft, ein freier Bürgerstand und reiche Städte den großen Güterbesitzern werth seyen.

J. B. Say, obwohl seine Werke bedeutend jünger sind, als die Theilung Polens, konnte Montesquieu so wenig begreifen, daß er das allegirte Capitel als Beweis anführt, wie unverständig der große Denker über Gegenstände der politischen Oekonomie geurtheilt habe. Kein Wunder. Eine Schule, welche die Natur des Nationalverbands gänzlich ignoriren, und dagegen eine Welt-Republik fingiren muß, welche nirgends die produktiven Kräfte der Nationen, noch viel weniger ihre politische Macht und den Werth ihrer Selbstständigkeit berücksichtigen darf, um die rein materielle Tauschwerths-Theorie auf den freien Weltverkehr anwenden zu können — eine solche Schule kann sich nicht darum kümmern, ob Nationen durch Befolgung ihrer Theorie aufkommen oder zu Grunde gehen; die gesammte Menschheit, nicht die einzelnen Nationen im Auge, recusirt sie die Politik; dem todten Reichthum ausschließlich sind ihre Forschungen gewidmet.

Leider werden die Lehren der Geschichte selten verstanden und noch seltener benutzt. Wenn man gelesen hat, was wir in dem nachstehenden Aufsatz über den französisch-englischen Handelsvertrag von 1786 gesagt haben, so wird man beurtheilen können, welche Wirkungen dieser Vertrag auf die französischen Zustände gehabt haben muß, und welcher Antheil an der französischen Revolution demnach auf die Rechnung Englands zu setzen ist —

zwischen England [illegible] zwanzig Jahre [illegible]. [illegible] jenes Ver[illegible] Revolution [illegible].

Eben so [illegible] die [illegible] der amerikanischen Revolution [illegible]. Es war nicht [illegible] die unbedeutende Theetaxe, und nicht die [illegible] des [illegible]rechts, sondern die [illegible], zu welcher die Nordamerikaner von England [illegible], was sie vorzüglich gegen das [illegible]. Es war der völlige Mangel an einer [illegible], was die Union vorzüglich vermochte, in der [illegible] zu [illegible].

Auch die neueren Vorgänge am St. Lorenz und am Erie-See können nicht verstanden werden ohne Kenntniß der neuesten Geschichte der Handelspolitik von England und Nord-Amerika. Als die Vereinigten Staaten, genöthigt durch die englischen Korngesetze, im Jahr 1828 ihren Tarif bedeutend erhöhten, meinte Herr Huskisson im englischen Parlament, die Wirkungen dieses Tarifs dürften wohl durch ein an der canadischen Grenze zu organisirendes großartiges Schmuggelsystem bedeutende Milderung erleiden. Hr. Huskisson hat richtig gemeint. Aber seitdem betrachten die Fabrikanten der nördlichen und mittleren Staaten die Vereinigung aller englisch-nordamerikanischen Provinzen mit Nord-Amerika als die Grundbedingung eines tüchtigen amerikanischen Douanen-Systems. Hieraus muß man sich großen Theils die allgemeine Theilnahme an der canadischen Revolution erklären, die sich neuerlich in den nördlichen Grenzstaaten kund gibt. Das nordamerikanische Manufakturinteresse erwirbt sich durch diese Vereinigung nicht nur ein wirksameres Douanensystem, sondern auch einen neuen bedeutenden Markt für seine Fabrikate, und, was noch mehr ist, eine Vermehrung der Anzahl der Nichtsklaven-Staaten, folglich ein Uebergewicht seiner Interessen im Congreß. Letzteres ist der Grund, warum die Sklaven-Staaten und die executive Gewalt der Union dieser Vereinigung zuwider sind. Da aber diese executive Gewalt, einer Majorität des Volkes so vieler Staaten gegenüber, vollkommen machtlos dasteht, so wird in Canada die Natur der Dinge ihren Lauf haben; es wird früh oder spät den neueren Colonien Englands in Nordamerika gelingen,

was den ältern vorlängst gelungen ist, und die Sklaven-Staaten werden durch die Aufnahme von Texas in den Bund das durch die Aufnahme von Canada verletzte Gleichgewicht wieder herzustellen streben.

Venedig ist groß geworden in der Handelsfreiheit. Wie anders hätte es sich von einem Schifferdorf zur Königin des Mittelmeers, zur Agentin der Kreuzzüge, zur ersten Handelsmacht des Mittelalters zu erheben, oder die Concurrenz Genua's mit Erfolg zu bestehen vermocht? Zu Reichthum und Macht gelangt, führte es hohe Zölle und andere Beschränkungen ein. Man hat diese Maßregeln als Hauptursachen seines Verfalls denuncirt, aber, wie uns scheint, nicht ganz mit Grund. Denn gesetzt auch, was mehr als zweifelhaft ist, der spanische und portugiesische Unternehmungsgeist sey durch jene Ausschließungsgesetze aufgeregt worden, besaß nicht diese Republik zureichende Mittel, um, im Geist der Seeherrscherin unserer Tage, ihre Flotten auf neue Entdeckungen auszusenden, oder von andern gemachte Entdeckungen zu ihrem Vortheil auszubeuten? Warum machte sie davon keinen Gebrauch? Und was war der Grund jener stupiden Apathie, welche, pochend auf den ausschließlichen Besitz des alten Handelswegs, durch kleinliche Intriguen in Asien und Afrika zu erzielen hoffte, was blos durch Unternehmungsgeist und Tapferkeit zu erreichen stand?

Montesquieu beantwortete diese Fragen mit zwei Worten: „Dans une nation qui est dans la servitude, on travaille plus à conserver qu'à acquérir, dans une nation libre on travaille plus à acquérir qu'à conserver.“ [1]

Venedig, groß geworden durch die Freiheit, fing in dem Augenblick an zu sinken, in welchem seine Aristokratie die öffentliche Freiheit angriff, und als sie die letzten Reste der demokratischen Energie verschlungen hatte; trat Verwesung an die Stelle des Lebens. [2] Sicher hätte ein freies Volk, angeführt von einer

---

[1] Esprit des lois, page 192.

[2] „Quand les nobles au lieu de verser leur sang pour la patrie, au lieu d'illustrer l'état par les victoires et de l'agrandir par des conquêtes, n'eurent plus qu'à jouir des honneurs et à se partager des impots, on dut se demander pourquoi il y avait huit ou neuf

erleuchteten und kräftigen Aristokratie, die Schätze von Ost= und West=Indien nach Venedig[1] geleitet. Wir wollen indessen jene Beschränkungsgesetze keineswegs rechtfertigen. Wie förderlich sie auch der Republik gewesen seyn mögen in Erreichung des höchsten Grads von Reichthum und Macht, als sie ihn erreicht hatte, konnten Handelsbeschränkungen nur schädlich wirken. Eine Nation, die, wie Venedig in der Zeit seines höchsten Flors, allen andern in Industrie und Handel, wie in der Seemacht überlegen ist, behauptet ihre Suprematie am besten im freien Handel, bewahrt am besten durch möglichst freien Verkehr ihre Fabrikanten und Kaufleute vor dem Laster der Indolenz. Concurrenz ist ein weit besseres Mittel, die Auswanderung der Gewerbe und Künste zu

---

cents habitans de Venise qui se disaient propriétaires de toute la republique.“ Daru l'histoire de Venise Vol. IV. L. XVIII. In den Zeiten des Wachsthums und Flors der Republik war die Einzeichnung in das goldene Buch als ein Preis betrachtet, der denen zu Theil ward, die sich im Handel und in der Industrie oder im Kriegsdienst auszeichneten. So ward diese Ehre den verdienstvollsten der aus Florenz eingewanderten Seidenfabrikanten zuerkannt. Als aber das Recht, an der Regierung des Staats Antheil zu nehmen, ein ausschließliches Eigenthum weniger Familien geworden war, suchte das Patriciat auf dem Weg der Erpressung, und zuletzt gar in der Alchymie, die Mittel zur Verschwendung. Ein gemeiner Charlatan, Marc Brasadino, welcher Gold machen zu können vorgab, ward von der Aristokratie wie ein Erlöser aufgenommen. Siehe Daru Vol. III. L. XIX.

Später suchte das Patriciat durch Aufnahme neuer Familien sich aufzufrischen; die Ehre des goldenen Buchs war aber schon so sehr im Preise gefallen, daß es ein Jahrhundert lang fast vergeblich offen stand. Die Bedingungen der Aufnahme bezeichnen hinlänglich den herrschenden Geist der Republik: man verlangte nicht Verdienst, sondern Reichthum und adelige Geburt. In der letzten Zeit der Republik bot dieselbe ein Schauspiel von Sittenverderbniß dar, welches die Geschichtschreiber zu schildern erröthen. Der letzte Doge, da er von dem Anmarsch Napoleon Bonaparte's Nachricht erhielt, weinte vor Angst wie ein Kind und konnte sich nicht genug beeilen, dem Sieger von Italien die Schlüssel der Stadt zu überschicken. Als die venetianische Deputation bei dem französischen Feldherrn eintraf, hatte derselbe bereits den Ausspruch gethan, es sey unmöglich die Stadt zu nehmen.

[1] Die englische Aristokratie kann aus der Geschichte Venedigs den Werth einer freien und kräftigen Demokratie schätzen lernen.

verhüten, als Bedrohung der Bürger mit der Todesstrafe, im Fall sie einheimische Künste und Gewerbe nach dem Ausland verpflanzen.[1] Unsere Ansicht geht nur dahin, daß der Verfall der venetianischen Freiheit überhaupt die Grundursache des Verfalls der venetianischen Größe, wie seines Handels und seiner Industrie gewesen ist. Im Besitz derselben und bei einer aufgeklärten Politik den italienischen Schwester-Republiken und den eigenen Provinzen gegenüber,[2] hätte Venedig, der nachtheiligen Wirkungen jener Beschränkungsgesetze ungeachtet, wahrscheinlich bis auf unsere Tage seine Selbstständigkeit und einen großen Theil seiner Macht und Industrie, seines Handels und seiner Reichthümer behauptet.

Die Hanseaten, durch freien Handel emporgekommen, erreichten ihre Größe durch einen Handelsbund, der sich auf Corporationen, Navigationsbeschränkungen, und auf Privilegien in fremden Reichen basirte. Unbekümmert um die Industrie, um die Freiheit und Macht derjenigen Nation, welcher sie angehörten, kauften sie, nach dem Princip der neueren Theorie, da, wo man am wohlfeilsten kaufte, verkauften sie da, wo man am besten bezahlte. Als aber die Länder, wo sie kauften, und diejenigen, wo sie verkauften, diese Zwischenhändler von ihren Märkten aus-

---

1 Ein solcher, wenn er nach ergangener Mahnung nicht in's Vaterland zurückkehrte, ward durch einen von der Republik ausgesandten Banditen getödtet. Als zu Ende des 18ten Jahrhunderts die französische Regierung Commissäre nach Venedig schickte, um den dortigen Zustand der Fabriken zu untersuchen, fand man, daß die Venetianer in den meisten Verfahrungsweisen weit hinter den meisten andern Nationen zurückgeblieben waren.

2 Die einsichtsvollsten Geschichtschreiber stimmen darin überein, daß die Republik mit jeder neuen Eroberung schwächer ward, weil sie ihre Provinzen, statt sie zu Genossen ihrer Rechte und Freiheiten zu erheben, als eroberte Länder regierte. Um wie viel weiser erscheint dagegen die Politik der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die nur neue Länder acquiriren, um ihnen gleiche Rechte mit den alten Staaten einzuräumen, und es verschmähen, abhängige Colonien zu stiften, oder dergleichen zu erobern! Und um wie viel besser hätte sich Venedig der Politik Carls V. und Philipps II. gegenüber gestanden, wäre es, statt seine Größe auf die Demüthigung der übrigen italienischen Republiken zu gründen, schon frühzeitig darauf bedacht gewesen, einen italienischen Staatenbund zu stiften und die Hegemonie desselben zu übernehmen.

schlossen, zogen die meisten, um für ihre Schiffe und Capitalien Beschäftigung zu finden, nach fremden Ländern.[1] Was noch zurückblieb, wandte sich, obwohl vergebens, um Handelsbeschränkungen an Kaiser und Reich.[2] Die Industrie aller nordischen Länder, Englands und der Niederlande ward unermeßlich durch diese Zwischenhändler gefördert. Bei den Deutschen selbst ließ der Bund kaum eine Spur zurück.

Das Schicksal dieser Städte ist geeignet, Zweifel zu erregen, ob die höhere Politik der politischen Oekonomie so fremd bleiben dürfe, wie die neueren Theoretiker vermeinen.[3] Die Hanseaten

---

[1] Zu einer Zeit, berichtet uns Anderson, wo die Holländer jährlich 2000 Schiffe bauten, brachten die Hamburger die ihrigen nach den Niederlanden oder nach Venedig zum Verkauf. Das Hanseatische Handelscapital wanderte größtentheils nach Holland oder England.

[2] Nach Werdenhagen (de rebus publ. hans. tractatus) ward dem Ansuchen der Hansestädte bei dem deutschen Reichstag, den feindseligen Maßregeln der Königin Elisabeth eine Prohibition englischer Tücher im deutschen Reich entgegenzustellen, zwar willfahrt, aber Anderson berichtet uns, Gilpin, der englische Gesandte beim deutschen Reichstag, habe es durch ein Stratagem dahin zu bringen gewußt, daß dieser Reichstagsbeschluß nicht zur Ausführung gekommen sey. Die Holländer und Deutschen nennen das Einsalzen der Heringe pökeln (im Englischen pickle) nach Peter Bökel, dem Erfinder dieser Methode. Eben so nennen die Engländer das Morden zum Behuf der Ablieferung der Leichname auf die Anatomien burkisiren. Sollte es nicht der Sache angemessen seyn, die Stratageme, wodurch die englischen Staatsmänner und Theoretiker sich die Industrie anderer Nationen dienstbar zu machen wissen, nach Gilpin zu benennen? Wie kurz und bündig würde es z. B. lauten, wenn man sagte: Portugal ward 1703 von Methuen gilpinisirt; die Franzosen ließen sich 1786 von den Engländern gilpinisiren; Canning und Huskisson wollten 1827 Frankreich zum zweiten Mal gilpinisiren u. s. w.

[3] Adam Smith sagt übrigens mit klaren Worten, wo er von dem Verfall des hanseatischen Bundes spricht: „Ein Kaufmann ist nicht nothwendigerweise der Bürger eines besondern Landes. Es ist ihm so ziemlich gleichgültig, von welchem Ort aus er seinen Handel leitet, und eine sehr unbedeutende Unannehmlichkeit mag ihn veranlassen, sein ganzes Handelscapital, mit aller Industrie, die dadurch unterhalten worden ist, in ein anderes Land zu bringen. Man kann nicht sagen, daß ein Theil dieses Capitals irgend einem besondern Lande angehöre, bis dasselbe entweder durch Anlegung von Gebäuden, oder durch bleibende Verbesserungen dem Grund und Boden gleichsam

haben ihren Handel und ihre Reichthümer verloren, weil sie in der Zeit ihrer Prosperität nicht darauf bedacht gewesen sind, ihrem Bunde mehr Einheit zu verschaffen, und sich, durch festere Anschließung an die Kaiserliche Macht, größern Einfluß auf die Angelegenheiten des deutschen Reichs zu erwerben. Im Verein mit dem Bunde der oberdeutschen Städte und im Einverständniß mit dem Kaiser hätte es ihnen wohl nicht schwer fallen können, ein deutsches Unterhaus zu bilden, vermittelst des dadurch erlangten Einflusses auf die Gesetzgebung und die exekutive Gewalt der deutschen Aristokratie das Gleichgewicht zu halten, und so jenen glücklichen Verein der drei Staatselemente herbeizuführen, welcher später die Grundlage der Größe Englands geworden ist. Wenn man bedenkt, daß Holland ebensowohl als Belgien diesem Handelsreich angehört haben würden, so wird man versucht, zu glauben, daß die Deutschen mehrere Jahrhunderte vor den Engländern das Schauspiel einer im auswärtigen wie im innern Handel, in der Landwirthschaft wie in den Gewerben, in der Colonisation, Fischerei und Schifffahrt wie in der Seemacht ausgebildeten, kurz einer mit allen Attributen der Größe bekleideten Nation der Welt hätten vor Augen stellen können.

Vor allen Ländern hat im Mittelalter Belgien dem Princip der unbeschränktesten Handelsfreiheit mit Erfolg gehuldigt. Früh schon auf Sicherheit und Erleichterungen des Verkehrs und auf Abschaffung der Hindernisse bedacht, welche die Feudalverfassung der Entwicklung der Industrie und Landwirthschaft entgegen stellte, pflegten die Herrscher von Flandern und Brabant, unterstützt von großen und freien Gemeinden, beide mit ausgezeichnetem Erfolg; sie erhoben die freien Bürger Belgiens, unter Beihülfe des hanseatischen Zwischenhandels, zu Manufakturisten aller nordischen Nationen, Großbritanniens, Frankreichs und der Halbinsel, deren rohe Produkte sie eintauschten und verarbeiteten. Von fremden

---

verleibt worden ist. Von den großen Reichthümern der Hansestädte ist keine Spur mehr vorhanden, ausgenommen in den dunkeln Geschichten des 13ten und 14ten Jahrhunderts." (wealth of nations L. III. Ch. 2.) — Und dennoch will Adam Smith von den Maßregeln, welche dahin abzwecken, den Kaufmann zum Bürger eines besondern Landes zu machen, und ihn zu veranlassen, sein Capital dem Grund und Boden einzuverleiben, nichts wissen.

Zwischenhändlern abhängig, ohne zureichende See- und Landmacht, in verschiedene Herrschaften getheilt, also ohne National-Einheit, an Territorium beschränkt und an Volkszahl gering, dabei allen andern Ländern in der Gewerbsindustrie weit überlegen, und durch keinerlei Concurrenz in derselben bedroht: wie konnten sie von Handelsbeschränkungen Besseres erwarten, als von der unbeschränktesten Handelsfreiheit? Der gläubigste und eifrigste Schüler Smith's hätte keinen dem Princip der Handelsfreiheit besser entsprechenden Bescheid geben können, als ihn Robert Graf von Flandern gab, da Eduard II. verlangte (1315), der Graf solle mit den Schotten alle Handelsverhältnisse abbrechen: „Flandern," erwiderte der Graf, „habe sich zu allen Zeiten als ein freier, offener und gemeinschaftlicher Markt aller Nationen betrachtet, und habe keinen Grund, seine Politik zu ändern."[1]

Holland, genöthigt, seinen Bedarf an Brennmaterialien, an Bauholz und Getreide aus fremden Ländern zu beziehen, mußte die Mittel zur Bezahlung dieser Bedürfnisse durch Fischerei, Frachtfuhr zur See und Zwischenhandel aufzutreiben suchen. Durch Peter Böckel's Erfindung des Häringsalzens wurden diese Erwerbszweige so sehr in Schwung gebracht, daß sie allmählig alle durch den Verfall des hanseatischen Handels überflüssig gewordenen Capitale und Schiffe an sich zogen. Zugleich ward hier durch belgische Tuchfabrikanten, die, in Folge politischer Bewegungen in den brabantischen und flandrischen Städten aus ihrer Heimath vertrieben, sich nach Holland flüchteten, die Tuchfabrikation einheimisch. Dieser Aufschwung in den Manufakturen, in den Fischereien, in Handel und Schifffahrt ward die Veranlassung und gewährte die Mittel zu erfolgreichem Widerstand gegen Spaniens fanatische Despoten. Holland eroberte nicht nur seine Unabhängigkeit und Freiheit, sondern auch die Schätze beider Indien und den größten Theil der belgischen Manufacturen, die nun aus dem Lande der Finsterniß und der Bedrückung in das Land der Freiheit und der Duldung flüchteten. Antwerpen sank, und Amsterdam erhob sich zum Centralpunkt des Welthandels. Durch eigene Kraft und durch die Freiheit groß geworden, sank hinwiederum

---

[1] Rymer vol. III. pag. 388.
Hume vol. II. pag. 143.

Holland, niedergedrückt durch die National-Eifersucht fremder Nationen, in Folge ihrer Navigations- und Handelsbeschränkungen und unglücklicher Seekriege, wodurch seine Schifffahrt, Fischerei und Ausfuhr beeinträchtigt, der Staat in große Schulden gestürzt und die Last der Abgaben, folglich der Taglohn, dergestalt erhöht ward, daß die holländischen Manufakturen auf den freien Märkten des Auslands nicht mehr Concurrenz zu halten vermochten. Einem an innern Hülfsquellen und an Territorium so beschränkten Lande war es unmöglich, den Restriktionen Englands und Frankreichs gleiche Maßregeln mit Erfolg entgegen zu setzen oder die durch Beschränkung seines Handels überflüssig gewordenen Capitale und Arbeiter nützlich zu beschäftigen. Beide zogen sich daher nach dem Auslande, erstere hauptsächlich in der Form von Anlehen, und die Suprematie der Manufakturen, des Handels und der Seemacht ging nun an ein Reich über, das durch seine politischen Institutionen, wie durch seine innern Hülfsquellen, weit mehr befähigt war, sie auf den höchsten Grad auszubilden, und sich in ihrem Besitz zu behaupten.

England, zur Schaafzucht besonders geeignet, und im Besitze reicher Zinn- und Bleiminen, aber noch im barbarischen Zustand, und ohne Gewerbe und Künste, sah im 12ten und 13ten Jahrhundert gerne, daß die Hanseaten seine rohen Produkte ausführten, und ihm dafür niederländische Fabrikate lieferten. Unter dem Einfluß dieses freien Handels nahmen die Viehzucht, besonders die Schäfereien, und der Minenbau einen gewaltigen Aufschwung.[1] Weit entfernt, diesen Zwischenhandel der Hanseaten mit neidischen

---

[1] Hume gibt in seiner Geschichte Englands vol. 2. pag. 143. eine sehr interessante Notiz über den Stand der englischen Landwirthschaft zu Anfang des 14ten Jahrhunderts. Lord Spencer zählte im Jahre 1327 auf 63 seiner Landgüter 28,000 Schafe, 1,000 Ochsen, 1,200 Kühe, 560 Pferde und 2000 Schweine, folglich kamen auf ein Landgut ungefähr 450 Schaafe, 35 St. Rindvieh, 9 Pferde und 32 Schweine. Man ersieht hieraus, in welchem vortheilhaften Verhältniß die Zahl der Schaafe im Vergleich mit der Zahl der übrigen Viehgattungen schon damals in England stand. Die großen Vortheile, welche die englische Aristokratie aus der Schaafzucht zog, interessirte dieselbe für die Industrie und den verbesserten Landbau schon zu einer Zeit, da noch die Aristokratie in den meisten Ländern des Continents den größten Theil ihrer Besitzungen nicht besser zu nutzen wußte als

Augen zu betrachten, suchte Heinrich III. dieselben durch große Privilegien zu begünstigen.[1]

Bald aber, als eine große Anzahl belgischer Wollenweber, durch die Bedrückungen der Herrscher von Flandern und Brabant aus ihrem Vaterland vertrieben, und von den Herrschern Englands mit Wohlwollen aufgenommen,[2] dort die Fabrikation roher Tücher in Gang gebracht hatte, gelangte man zur Einsicht, daß eine Nation Besseres thun könne, als rohe Wolle gegen Tuch zu vertauschen, und schon Eduard III. verordnete, daß nur im Inland fabricirte Tücher dürften getragen werden,[3] welchem Gesetze Eduard IV. noch hinzufügte: die fremden Kaufleute sollten gehalten seyn, den Werth ihrer Einfuhren in englischen Waaren zu exportiren.[4]

Unter dem Einfluß dieser Beschränkungen, deren Zurücknahme von den Hanseaten durch den Vertrag von Utrecht (1474) zwar ertrotzt, die aber von Heinrich VII. wieder in Kraft gesetzt wurden[5] stieg die innere Fabrikation und Ausfuhr roher Tücher, und die Zahl der inländischen Tuchfabrikanten dergestalt, daß schon unter Heinrich VIII. das träge Volk von London sich über Vertheurung der Lebensmittel beschweren konnte, die mit Grund den großen Consumtionen der eingewanderten Manufakturisten zugeschrieben ward. Dieser eben so unverständige als leidenschaftliche König, anstatt das Steigen der Preise aller rohen Produkte und Lebensmittel als eine naturgemäße und wohlthätige Folge der wachsenden Industrie, und als das mächtigste Reizmittel zu Verbesserung

---

durch Hegung eines großen Wildstands, und da sie noch kein ruhmwürdigeres Geschäft kannte, als den Städten und ihrem Verkehr durch Feindseligkeiten jeder Art Abbruch zu thun. Die englische Schaafzucht und Wollenfabrikation hat mehr Antheil an der englischen Freiheit, als man glaubt.

[1] Die Hanseaten wurden im Gegensatz zu den Holländern von den Engländern die Oestlichen (Kaufleute), Easterlings genannt. Da nur hanseatisches Geld in England circulirte, so rechnete man dort nur nach Pfund Easterlings, woraus später Sterling ward. Anderson VI. p. 259.

[2] Rymers Foed. p. 496. De Witt, Mémoires p. 45.

[3] 11 Edward III. Chap. XVIII. Hume vol. II. p. 225.

[4] Hume Chap. XVIII.

[5] 3. Henry VII. Chap. III. Hume Chap. XXVI.

der Landwirthschaft zu betrachten, gab den Beschwerden seines müßiggängerischen Volkes Gehör und verordnete, vielleicht mehr angetrieben durch seinen Haß gegen seine belgische Gemahlin, den er auf ihre Landsleute ausdehnte, als aus Theilnahme an der Wohlfahrt seines Landes, die Vertreibung von 15,000 belgischen Fabrikanten.[1] Die Tuchfabrikation, durch diese und andere nicht minder thörichte Maßregeln Heinrichs VIII. bedeutend in ihrem Aufschwung gehemmt, hatte jedoch unter den frühern Regierungen so feste Wurzel gefaßt, daß sie in Folge der weisen Handelspolitik Eduards VI., besonders aber der Königin Elisabeth, welche dem Zwischenhandel der Hanseaten den letzten Stoß versetzte, zum höchsten Flor gedieh. In der oben erwähnten Bittschrift, worin die Hanseaten bei dem deutschen Reichstag um Retorsions-Maßregeln einkamen, ist die Tuchausfuhr Englands schon auf 200,000 Stücke geschätzt, und schon unter Jakob I. betrug der Werth sämmtlicher von England ausgeführter Tücher die enorme Summe von 2 Mill. Pfd. Sterling. Bis zur Regierung des letztgenannten Königs waren die meisten Tücher roh nach Belgien exportirt und dort gefärbt und appretirt worden, aber in Folge der Schutz- und Aufmunterungsmaßregeln Jakobs I. und Carls I. gelangte auch die englische Tuchappretur zu einer solchen Vervollkommnung, daß nun die Einfuhr feiner Tücher größtentheils aufhörte und fortan nur gefärbte und appretirte Tücher exportirt wurden.

Um die Wichtigkeit dieser Erfolge der englischen Handelspolitik in ihrem ganzen Umfang zu würdigen, ist zu berücksichtigen, daß die Tuchfabrikation vor dem großen Aufschwung, den in späteren Zeiten die Linnen-, Baumwollen-, Seiden- und Eisenfabrikation genommen haben, bei weitem den größten Theil der erforderlichen Tauschmittel darbot, für den Handel mit allen europäischen Nationen, besonders den nordischen Ländern, sowohl, als für den Verkehr mit der Levante und mit Ost- und Westindien. In welchem hohen Grade dies der Fall gewesen, ergibt sich daraus, daß schon zur Zeit Jacobs I. die Ausfuhr an Wollenwaaren $^9/_{10}$ aller englischen Ausfuhren betrug.[2] Diese Gewerbsproduktion

---

[1] Hume Chap. XXXIII.

[2] Hume beim Jahrgang 1603.
Macpherson histoire du commerce beim Jahrgang 1651.

Meinung sich für competent hält, in höchster Instanz darüber zu urtheilen, dürfte es nicht unangemessen seyn, mit Beiseitsetzung aller Systeme der politischen Oekonomie die Frage zu stellen: Was lehrt die Geschichte in Beziehung auf die Freiheit und die Beschränkungen des auswärtigen Handels? Der Verfasser hat sich seit vielen Jahren mit dieser Frage beschäftigt. In dem nachfolgenden Aufsatz hat er in möglichst gedrängter Kürze, wie es der Plan dieser Zeitschrift fordert, die Resultate seiner Forschungen darzustellen gesucht. Widerstreiten dieselben den Lehrsätzen der politischen Oekonomie, so mag die Geschichte sie verantworten. Indessen hält der Verfasser in einer Wissenschaft, wie die politische Oekonomie, Geschichte und Erfahrung für so sichere Führer, daß er nicht im mindesten Bedenken trägt, die Unfehlbarkeit der Theorie in Frage zu stellen, so oft sie ihm mit beiden im Widerspruch zu stehen scheint. Er wird einen in diesem Sinne verfaßten Aufsatz dem gegenwärtigen folgen lassen.

Die Geschichte, sagt man, sey die Lehrerin der Völker. Wo möchten ihre Rathschläge fruchtbringender seyn als in der Handelspolitik? Montesquieu, der sich meisterlich darauf verstand, der Geschichte die Lehren abzuhorchen, die sie dem Gesetzgeber und Politiker ertheilt, hat mit wenigen Worten nicht blos die cosmopolitische Theorie der Physiokraten von Grund aus über den Haufen geworfen, sondern sich zur Höhe eines Propheten erhoben. „Polen" — sagt er in seinem berühmten Capitel: welchen Nationen der fremde Handel untersagt ist — „Polen ist der fremde Handel untersagt." Was er damit sagen wollte — dem Beschränktesten ist es jetzt klar. Nur durch die Entwicklung einer innern Manufakturkraft, durch freie volk- und gewerbreiche Städte konnte Polen zu einer kräftigen innern Organisation, zu National-Industrie,

---

keine Zeit gefunden, diesem Gegenstand ihre Aufmerksamkeit zu widmen. Indessen ist der Verfasser von seinen amerikanischen Freunden aufgefordert worden, diese wichtige Sache vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung zu bringen; er wird daher, sobald seine Geschäfte es ihm erlauben, eine Schrift darüber publiciren, jedoch ohne dieselbe zuvor dem Urtheil der französischen Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften zu unterwerfen. Einen Auszug dieser Schrift wird er demnächst der Redaktion der deutschen Vierteljahrsschrift mittheilen.

Freiheit und Reichthum gelangen, konnte es seine Selbstständigkeit bewahren, und politisches Uebergewicht über minder cultivirte Nachbarn behaupten. Statt fremder Manufakturwaaren hätte es, wie einst England, als es mit Polen auf gleicher Stufe der Cultur stand, fremde Manufakturisten und Manufaktur-Capitale einführen sollen. Aber seine Edelleute liebten es, die saure und dürftige Frucht der Sklavenarbeit nach den auswärtigen Märkten zu senden, und in den prächtigen und wohlfeilen Stoffen des Auslands einherzugehen. Ihre Nachkommen mögen nun die Frage beantworten: ob einer Nation zu rathen sey, die wohlfeileren und schöneren Fabrikate des Auslands den theurern und schlechtern des Inlands vorzuziehen? Ihr Schicksal mag der Adel anderer Länder sich vor Augen stellen, so oft er vom [illegible] [illegible] wird; er mag dann seine Blicke nach England wenden, um sich darüber zu belehren, was eine erstarkte Manufakturkraft, ein [illegible] Bürgerstand und reiche Städte den großen Güterbesitzern [illegible] [illegible].

J. B. Say, obwohl seine Werke bedeutend jünger sind, als die Theilung Polens, konnte Montesquieu so wenig begreifen, daß er das allegirte Capitel als Beweis anführt, wie [illegible] der große Denker über Gegenstände der politischen Oekonomie geurtheilt habe. Kein Wunder. Eine Schule, welche die [illegible] des Nationalverbands gänzlich ignoriren, um dagegen eine Welt-Republik fingiren muß, welche nirgends die produktiven Kräfte der Nationen, noch viel weniger ihre politische Macht und den Werth ihrer Selbstständigkeit berücksichtigen darf, um die [illegible] materielle Tauschwerths-Theorie auf den [illegible] verkehr anwenden zu können — eine solche Schule kann sich nicht darum kümmern, ob Nationen durch Befolgung ihrer Lehre aufkommen oder zu Grunde gehen; die [illegible] Wortführer [illegible] die einzelnen Nationen im Auge, [illegible] [illegible] todten Reichthum ausschließlich [illegible]

Leider werden die Lehren der Geschichte [illegible] noch seltener benutzt. Wenn man [illegible] [illegible] nachstehenden Auszug über den französisch-englischen Handelsvertrag von 1786 gelesen haben, [illegible] welche Wirkungen dieser Vertrag auf die französischen [illegible] gehabt haben muß, und welchen Antheil er an der französischen Revolution [illegible]

Meinung sich für competent hält, in höchster Instanz darüber zu urtheilen, dürfte es nicht unangemessen seyn, mit Beiseitsetzung aller Systeme der politischen Oekonomie die Frage zu stellen: Was lehrt die Geschichte in Beziehung auf die Freiheit und die Beschränkungen des auswärtigen Handels? Der Verfasser hat sich seit vielen Jahren mit dieser Frage beschäftigt. In dem nachfolgenden Aufsatz hat er in möglichst gedrängter Kürze, wie es der Plan dieser Zeitschrift fordert, die Resultate seiner Forschungen darzustellen gesucht. Widerstreiten dieselben den Lehrsätzen der politischen Oekonomie, so mag die Geschichte sie verantworten. Indessen hält der Verfasser in einer Wissenschaft, wie die politische Oekonomie, Geschichte und Erfahrung für so sichere Führer, daß er nicht im mindesten Bedenken trägt, die Unfehlbarkeit der Theorie in Frage zu stellen, so oft sie ihm mit beiden im Widerspruch zu stehen scheint. Er wird einen in diesem Sinne verfaßten Aufsatz dem gegenwärtigen folgen lassen.

Die Geschichte, sagt man, sey die Lehrerin der Völker. Wo möchten ihre Rathschläge fruchtbringender seyn als in der Handelspolitik? Montesquieu, der sich meisterlich darauf verstand, der Geschichte die Lehren abzuhorchen, die sie dem Gesetzgeber und Politiker ertheilt, hat mit wenigen Worten nicht blos die cosmopolitische Theorie der Physiokraten von Grund aus über den Haufen geworfen, sondern sich zur Höhe eines Propheten erhoben. „Polen" — sagt er in seinem berühmten Capitel: welchen Nationen der fremde Handel untersagt ist — „Polen ist der fremde Handel untersagt." Was er damit sagen wollte — dem Beschränktesten ist es jetzt klar. Nur durch die Entwicklung einer innern Manufakturkraft, durch freie volk- und gewerbreiche Städte konnte Polen zu einer kräftigen innern Organisation, zu National-Industrie,

---

keine Zeit gefunden, diesem Gegenstand ihre Aufmerksamkeit zu widmen. Indessen ist der Verfasser von seinen amerikanischen Freunden aufgefordert worden, diese wichtige Sache vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung zu bringen; er wird daher, sobald seine Geschäfte es ihm erlauben, eine Schrift darüber publiciren, jedoch ohne dieselbe zuvor dem Urtheil der französischen Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften zu unterwerfen. Einen Auszug dieser Schrift wird er demnächst der Redaktion der deutschen Vierteljahrsschrift mittheilen.

Freiheit und Reichthum gelangen, konnte es seine Selbstständigkeit bewahren, und politisches Uebergewicht über minder cultivirte Nachbarn behaupten. Statt fremder Manufakturwaaren hätte es, wie einst England, als es mit Polen auf gleicher Stufe der Cultur stand, fremde Manufakturisten und Manufaktur-Capitale einführen sollen. Aber seine Edelleute liebten es, die saure und dürftige Frucht der Sklavenarbeit nach den auswärtigen Märkten zu senden, und in den prächtigen und wohlfeilen Stoffen des Auslands einherzugehen. Ihre Nachkommen mögen nun die Frage beantworten: ob einer Nation zu rathen sey, die wohlfeileren und schöneren Fabrikate des Auslands den theurern und schlechtern des Inlands vorzuziehen? Ihr Schicksal mag der Adel anderer Länder sich vor Augen stellen, so oft er vom Feudalkitzel gestochen wird; er mag dann seine Blicke nach England wenden, um sich darüber zu belehren, was eine erstarkte Manufakturkraft, ein freier Bürgerstand und reiche Städte den großen Güterbesitzern werth seyen.

J. B. Say, obwohl seine Werke bedeutend jünger sind, als die Theilung Polens, konnte Montesquieu so wenig begreifen, daß er das allegirte Capitel als Beweis anführt, wie unverständig der große Denker über Gegenstände der politischen Oekonomie geurtheilt habe. Kein Wunder. Eine Schule, welche die Natur des Nationalverbands gänzlich ignoriren, und dagegen eine Welt-Republik fingiren muß, welche nirgends die produktiven Kräfte der Nationen, noch viel weniger ihre politische Macht und den Werth ihrer Selbstständigkeit berücksichtigen darf, um die *rein materielle Tauschwerths-Theorie* auf den *freien Weltverkehr* anwenden zu können — eine solche Schule kann sich nicht darum kümmern, ob Nationen durch Befolgung ihrer Theorie aufkommen oder zu Grunde gehen; die gesammte Menschheit, nicht die einzelnen Nationen im Auge, recusirt sie die Politik; dem todten Reichthum ausschließlich sind ihre Forschungen gewidmet.

Leider werden die Lehren der Geschichte selten verstanden und noch seltener benutzt. Wenn man gelesen hat, was wir in dem nachstehenden Aufsatz über den französisch-englischen Handelsvertrag von 1786 gesagt haben, so wird man beurtheilen können, welche Wirkungen dieser Vertrag auf die französischen Zustände gehabt haben muß, und welcher Antheil an der französischen Revolution demnach auf die Rechnung Englands zu setzen ist —

desselben Englands, das diese Revolution in der Folge zwanzig Jahre lang bekämpfte. Gleichwohl hat kein Geschichtschreiber jenes Vertrags als einer mitwirkenden Ursache der französischen Revolution Erwähnung gethan.

Eben so falsch werden die Ursachen der amerikanischen Revolution beurtheilt. Es war nicht blos die unbedeutende Theetaxe, auch nicht die Verweigerung des Steuerverwilligungsrechts, sondern die Gewerbssklaverei überhaupt, in welcher die Nordamerikaner von England gehalten wurden, was sie vorzüglich gegen das Mutterland erbitterte. Es war der fühlbare Mangel an einer kräftigen Handelspolitik, was die Union vorzüglich vermochte, in der Folge ihr Nationalband fester zu knüpfen.

Auch die neueren Vorgänge am St. Laurenz und am Erie-See können nicht verstanden werden ohne Kenntniß der neuesten Geschichte der Handelspolitik von England und Nord-Amerika. Als die Vereinigten Staaten, genöthigt durch die englischen Normgesetze, im Jahr 1828 ihren Tarif bedeutend erhöhten, meinte Herr Huskisson im englischen Parliament, die Wirkungen dieses Tarifs dürften wohl durch ein an der canadischen Grenze zu organisirendes großartiges Schmuggelsystem bedeutende Milderung erleiden. Hr. Huskisson hat richtig gemeint. Aber seitdem betrachten die Fabrikanten der nördlichen und mittleren Staaten die Vereinigung aller englisch-nordamerikanischen Provinzen mit Nord-Amerika als die Grundbedingung eines tüchtigen amerikanischen Douanen-Systems. Hieraus muß man sich großen Theils die allgemeine Theilnahme an der canadischen Revolution erklären, die sich neuerlich in den nördlichen Grenzstaaten kund gibt. Das nordamerikanische Manufakturinteresse erwirbt sich durch diese Vereinigung nicht nur ein wirksameres Douanensystem, sondern auch einen neuen bedeutenden Markt für seine Fabrikate, und, was noch mehr ist, eine Vermehrung der Anzahl der Nichtsklaven-Staaten, folglich ein Uebergewicht seiner Interessen im Congreß. Letzteres ist der Grund, warum die Sklaven-Staaten und die executive Gewalt der Union dieser Vereinigung zuwider sind. Da aber diese executive Gewalt, einer Majorität des Volkes so vieler Staaten gegenüber, vollkommen machtlos dasteht, so wird in Canada die Natur der Dinge ihren Lauf haben; es wird früh oder spät den neueren Colonien Englands in Nordamerika gelingen,

was den ältern vorlängst gelungen ist, und die Sklaven-Staaten werden durch die Aufnahme von Texas in den Bund das durch die Aufnahme von Canada verletzte Gleichgewicht wieder herzustellen streben.

Venedig ist groß geworden in der Handelsfreiheit. Wie anders hätte es sich von einem Schifferdorf zur Königin des Mittelmeers, zur Agentin der Kreuzzüge, zur ersten Handelsmacht des Mittelalters zu erheben, oder die Concurrenz Genua's mit Erfolg zu bestehen vermocht? Zu Reichthum und Macht gelangt, führte es hohe Zölle und andere Beschränkungen ein. Man hat diese Maßregeln als Hauptursachen seines Verfalls denuncirt, aber, wie uns scheint, nicht ganz mit Grund. Denn gesetzt auch, was mehr als zweifelhaft ist, der spanische und portugiesische Unternehmungsgeist sey durch jene Ausschließungsgesetze aufgeregt worden, besaß nicht diese Republik zureichende Mittel, um, im Geist der Seeherrscherin unserer Tage, ihre Flotten auf neue Entdeckungen auszusenden, oder von andern gemachte Entdeckungen zu ihrem Vortheil auszubeuten? Warum machte sie davon keinen Gebrauch? Und was war der Grund jener stupiden Apathie, welche, pochend auf den ausschließlichen Besitz des alten Handelswegs, durch kleinliche Intriguen in Asien und Afrika zu erzielen hoffte, was blos durch Unternehmungsgeist und Tapferkeit zu erreichen stand?

Montesquieu beantwortete diese Fragen mit zwei Worten: „Dans une nation qui est dans la servitude, on travaille plus à conserver qu'à acquérir, dans une nation libre on travaille plus à acquérir qu'à conserver.“ [1]

Venedig, groß geworden durch die Freiheit, fing in dem Augenblick an zu sinken, in welchem seine Aristokratie die öffentliche Freiheit angriff, und als sie die letzten Reste der demokratischen Energie verschlungen hatte; trat Verwesung an die Stelle des Lebens. [2] Sicher hätte ein freies Volk, angeführt von einer

---

[1] Esprit des lois, page 192.

[2] „Quand les nobles au lieu de verser leur sang pour la patrie, au lieu d'illustrer l'état par les victoires et de l'agrandir par des conquêtes, n'eurent plus qu'à jouir des honneurs et à se partager des impots, on dut se demander pourquoi il y avait huit ou neuf

erleuchteten und kräftigen Aristokratie, die Schätze von Ost- und West-Indien nach Venedig[1] geleitet. Wir wollen indessen jene Beschränkungsgesetze keineswegs rechtfertigen. Wie förderlich sie auch der Republik gewesen seyn mögen in Erreichung des höchsten Grads von Reichthum und Macht, als sie ihn erreicht hatte, konnten Handelsbeschränkungen nur schädlich wirken. Eine Nation, die, wie Venedig in der Zeit seines höchsten Flors, allen andern in Industrie und Handel, wie in der Seemacht überlegen ist, behauptet ihre Suprematie am besten im freien Handel, bewahrt am besten durch möglichst freien Verkehr ihre Fabrikanten und Kaufleute vor dem Laster der Indolenz. Concurrenz ist ein weit besseres Mittel, die Auswanderung der Gewerbe und Künste zu

---

cents habitans de Venise qui se disaient propriétaires de toute la republique." Daru l'histoire de Venise Vol. IV. L. XVIII. In den Zeiten des Wachsthums und Flors der Republik war die Einzeichnung in das goldene Buch als ein Preis betrachtet, der denen zu Theil ward, die sich im Handel und in der Industrie oder im Kriegsdienst auszeichneten. So ward diese Ehre den verdienstvollsten der aus Florenz eingewanderten Seidenfabrikanten zuerkannt. Als aber das Recht, an der Regierung des Staats Antheil zu nehmen, ein ausschließliches Eigenthum weniger Familien geworden war, suchte das Patriciat auf dem Weg der Erpressung, und zuletzt gar in der Alchymie, die Mittel zur Verschwendung. Ein gemeiner Charlatan, Marc Brasadino, welcher Gold machen zu können vorgab, ward von der Aristokratie wie ein Erlöser aufgenommen. Siehe Daru Vol. III. L. XIX.

Später suchte das Patriciat durch Aufnahme neuer Familien sich aufzufrischen; die Ehre des goldenen Buchs war aber schon so sehr im Preise gefallen, daß es ein Jahrhundert lang fast vergeblich offen stand. Die Bedingungen der Aufnahme bezeichnen hinlänglich den herrschenden Geist der Republik: man verlangte nicht Verdienst, sondern Reichthum und adelige Geburt. In der letzten Zeit der Republik bot dieselbe ein Schauspiel von Sittenverderbniß dar, welches die Geschichtschreiber zu schildern erröthen. Der letzte Doge, da er von dem Anmarsch Napoleon Bonaparte's Nachricht erhielt, weinte vor Angst wie ein Kind und konnte sich nicht genug beeilen, dem Sieger von Italien die Schlüssel der Stadt zu überschicken. Als die venetianische Deputation bei dem französischen Feldherrn eintraf, hatte derselbe bereits den Ausspruch gethan, es sey unmöglich die Stadt zu nehmen.

[1] Die englische Aristokratie kann aus der Geschichte Venedigs den Werth einer freien und kräftigen Demokratie schätzen lernen.

verhüten, als Bedrohung der Bürger mit der Todesstrafe, im Fall sie einheimische Künste und Gewerbe nach dem Ausland verpflanzen.[1] Unsere Ansicht geht nur dahin, daß der Verfall der venetianischen Freiheit überhaupt die Grundursache des Verfalls der venetianischen Größe, wie seines Handels und seiner Industrie gewesen ist. Im Besitz derselben und bei einer aufgeklärten Politik den italienischen Schwester-Republiken und den eigenen Provinzen gegenüber,[2] hätte Venedig, der nachtheiligen Wirkungen jener Beschränkungsgesetze ungeachtet, wahrscheinlich bis auf unsere Tage seine Selbstständigkeit und einen großen Theil seiner Macht und Industrie, seines Handels und seiner Reichthümer behauptet.

Die Hanseaten, durch freien Handel emporgekommen, erreichten ihre Größe durch einen Handelsbund, der sich auf Corporationen, Navigationsbeschränkungen, und auf Privilegien in fremden Reichen basirte. Unbekümmert um die Industrie, um die Freiheit und Macht derjenigen Nation, welcher sie angehörten, kauften sie, nach dem Princip der neueren Theorie, da, wo man am wohlfeilsten kaufte, verkauften sie da, wo man am besten bezahlte. Als aber die Länder, wo sie kauften, und diejenigen, wo sie verkauften, diese Zwischenhändler von ihren Märkten aus-

---

[1] Ein solcher, wenn er nach ergangener Mahnung nicht in's Vaterland zurückkehrte, ward durch einen von der Republik ausgesandten Banditen getödtet. Als zu Ende des 18ten Jahrhunderts die französische Regierung Commissäre nach Venedig schickte, um den dortigen Zustand der Fabriken zu untersuchen, fand man, daß die Venetianer in den meisten Verfahrungsweisen weit hinter den meisten andern Nationen zurückgeblieben waren.

[2] Die einsichtsvollsten Geschichtschreiber stimmen darin überein, daß die Republik mit jeder neuen Eroberung schwächer ward, weil sie ihre Provinzen, statt sie zu Genossen ihrer Rechte und Freiheiten zu erheben, als eroberte Länder regierte. Um wie viel weiser erscheint dagegen die Politik der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die nur neue Länder acquiriren, um ihnen gleiche Rechte mit den alten Staaten einzuräumen, und es verschmähen, abhängige Colonien zu stiften, oder dergleichen zu erobern! Und um wie viel besser hätte sich Venedig der Politik Carls V. und Philipps II. gegenüber gestanden, wäre es, statt seine Größe auf die Demüthigung der übrigen italienischen Republiken zu gründen, schon frühzeitig darauf bedacht gewesen, einen italienischen Staatenbund zu stiften und die Hegemonie desselben zu übernehmen.

schlossen, zogen die meisten, um für ihre Schiffe und Capitalien Beschäftigung zu finden, nach fremden Ländern.[1] Was noch zurückblieb, wandte sich, obwohl vergebens, um Handelsbeschränkungen an Kaiser und Reich.[2] Die Industrie aller nordischen Länder, Englands und der Niederlande ward unermeßlich durch diese Zwischenhändler gefördert. Bei den Deutschen selbst ließ der Bund kaum eine Spur zurück.

Das Schicksal dieser Städte ist geeignet, Zweifel zu erregen, ob die höhere Politik der politischen Oekonomie so fremd bleiben dürfe, wie die neueren Theoretiker vermeinen.[3] Die Hanseaten

---

[1] Zu einer Zeit, berichtet uns Anderson, wo die Holländer jährlich 2000 Schiffe bauten, brachten die Hamburger die ihrigen nach den Niederlanden oder nach Venedig zum Verkauf. Das Hanseatische Handelscapital wanderte größtentheils nach Holland oder England.

[2] Nach Werdenhagen (de rebus publ. hans. tractatus) ward dem Ansuchen der Hansestädte bei dem deutschen Reichstag, den feindseligen Maßregeln der Königin Elisabeth eine Prohibition englischer Tücher im deutschen Reich entgegenzustellen, zwar willfahrt, aber Anderson berichtet uns, Gilpin, der englische Gesandte beim deutschen Reichstag, habe es durch ein Stratagem dahin zu bringen gewußt, daß dieser Reichstagsbeschluß nicht zur Ausführung gekommen sey. Die Holländer und Deutschen nennen das Einsalzen der Heringe pökeln (im Englischen pickle) nach Peter Bökel, dem Erfinder dieser Methode. Eben so nennen die Engländer das Morden zum Behuf der Ablieferung der Leichname auf die Anatomien burkisiren. Sollte es nicht der Sache angemessen seyn, die Stratageme, wodurch die englischen Staatsmänner und Theoretiker sich die Industrie anderer Nationen dienstbar zu machen wissen, nach Gilpin zu benennen? Wie kurz und bündig würde es z. B. lauten, wenn man sagte: Portugal ward 1703 von Methuen gilpinisirt; die Franzosen ließen sich 1786 von den Engländern gilpinisiren; Canning und Huskisson wollten 1827 Frankreich zum zweiten Mal gilpinisiren u. s. w.

[3] Adam Smith sagt übrigens mit klaren Worten, wo er von dem Verfall des hanseatischen Bundes spricht: „Ein Kaufmann ist nicht nothwendigerweise der Bürger eines besondern Landes. Es ist ihm so ziemlich gleichgültig, von welchem Ort aus er seinen Handel leitet, und eine sehr unbedeutende Unannehmlichkeit mag ihn veranlassen, sein ganzes Handelscapital, mit aller Industrie, die dadurch unterhalten worden ist, in ein anderes Land zu bringen. Man kann nicht sagen, daß ein Theil dieses Capitals irgend einem besondern Lande angehöre, bis dasselbe entweder durch Anlegung von Gebäuden, oder durch bleibende Verbesserungen dem Grund und Boden gleichsam

haben ihren Handel und ihre Reichthümer verloren, weil sie in der Zeit ihrer Prosperität nicht darauf bedacht gewesen sind, ihrem Bunde mehr Einheit zu verschaffen, und sich, durch festere Anschließung an die Kaiserliche Macht, größern Einfluß auf die Angelegenheiten des deutschen Reichs zu erwerben. Im Verein mit dem Bunde der oberdeutschen Städte und im Einverständniß mit dem Kaiser hätte es ihnen wohl nicht schwer fallen können, ein deutsches Unterhaus zu bilden, vermittelst des dadurch erlangten Einflusses auf die Gesetzgebung und die exekutive Gewalt der deutschen Aristokratie das Gleichgewicht zu halten, und so jenen glücklichen Verein der drei Staatselemente herbeizuführen, welcher später die Grundlage der Größe Englands geworden ist. Wenn man bedenkt, daß Holland ebensowohl als Belgien diesem Handelsreich angehört haben würden, so wird man versucht, zu glauben, daß die Deutschen mehrere Jahrhunderte vor den Engländern das Schauspiel einer im auswärtigen wie im innern Handel, in der Landwirthschaft wie in den Gewerben, in der Colonisation, Fischerei und Schifffahrt wie in der Seemacht ausgebildeten, kurz einer mit allen Attributen der Größe bekleideten Nation der Welt hätten vor Augen stellen können.

Vor allen Ländern hat im Mittelalter Belgien dem Princip der unbeschränktesten Handelsfreiheit mit Erfolg gehuldigt. Früh schon auf Sicherheit und Erleichterungen des Verkehrs und auf Abschaffung der Hindernisse bedacht, welche die Feudalverfassung der Entwicklung der Industrie und Landwirthschaft entgegen stellte, pflegten die Herrscher von Flandern und Brabant, unterstützt von großen und freien Gemeinden, beide mit ausgezeichnetem Erfolg; sie erhoben die freien Bürger Belgiens, unter Beihülfe des hanseatischen Zwischenhandels, zu Manufakturisten aller nordischen Nationen, Großbritanniens, Frankreichs und der Halbinsel, deren rohe Produkte sie eintauschten und verarbeiteten. Von fremden

verleibt worden ist. Von den großen Reichthümern der Hansestädte ist keine Spur mehr vorhanden, ausgenommen in den dunkeln Geschichten des 13ten und 14ten Jahrhunderts." (wealth of nations L. III. Ch. 2.) — Und dennoch will Adam Smith von den Maßregeln, welche dahin abzwecken, den Kaufmann zum Bürger eines besondern Landes zu machen, und ihn zu veranlassen, sein Capital dem Grund und Boden einzuverleiben, nichts wissen.

Zwischenhändlern abhängig, ohne zureichende See- und Landmacht, in verschiedene Herrschaften getheilt, also ohne National-Einheit, an Territorium beschränkt und an Volkszahl gering, dabei allen andern Ländern in der Gewerbsindustrie weit überlegen, und durch keinerlei Concurrenz in derselben bedroht: wie konnten sie von Handelsbeschränkungen Besseres erwarten, als von der unbeschränktesten Handelsfreiheit? Der gläubigste und eifrigste Schüler Smith's hätte keinen dem Princip der Handelsfreiheit besser entsprechenden Bescheid geben können, als ihn Robert Graf von Flandern gab, da Eduard II. verlangte (1315), der Graf solle mit den Schotten alle Handelsverhältnisse abbrechen: „Flandern," erwiderte der Graf, „habe sich zu allen Zeiten als ein freier, offener und gemeinschaftlicher Markt aller Nationen betrachtet, und habe keinen Grund, seine Politik zu ändern." [1]

Holland, genöthigt, seinen Bedarf an Brennmaterialien, an Bauholz und Getreide aus fremden Ländern zu beziehen, mußte die Mittel zur Bezahlung dieser Bedürfnisse durch Fischerei, Frachtfuhr zur See und Zwischenhandel aufzutreiben suchen. Durch Peter Böckel's Erfindung des Häringsalzens wurden diese Erwerbszweige so sehr in Schwung gebracht, daß sie allmählig alle durch den Verfall des hanseatischen Handels überflüssig gewordenen Capitale und Schiffe an sich zogen. Zugleich ward hier durch belgische Tuchfabrikanten, die, in Folge politischer Bewegungen in den brabantischen und flandrischen Städten aus ihrer Heimath vertrieben, sich nach Holland flüchteten, die Tuchfabrikation einheimisch. Dieser Aufschwung in den Manufakturen, in den Fischereien, in Handel und Schifffahrt ward die Veranlassung und gewährte die Mittel zu erfolgreichem Widerstand gegen Spaniens fanatische Despoten. Holland eroberte nicht nur seine Unabhängigkeit und Freiheit, sondern auch die Schätze beider Indien und den größten Theil der belgischen Manufacturen, die nun aus dem Lande der Finsterniß und der Bedrückung in das Land der Freiheit und der Duldung flüchteten. Antwerpen sank, und Amsterdam erhob sich zum Centralpunkt des Welthandels. Durch eigene Kraft und durch die Freiheit groß geworden, sank hinwiederum

---

[1] Rymer vol. III. pag. 388.
Hume vol. II. pag. 143.

Holland, niedergedrückt durch die National-Eifersucht fremder Nationen, in Folge ihrer Navigations- und Handelsbeschränkungen und unglücklicher Seekriege, wodurch seine Schifffahrt, Fischerei und Ausfuhr beeinträchtigt, der Staat in große Schulden gestürzt und die Last der Abgaben, folglich der Taglohn, dergestalt erhöht ward, daß die holländischen Manufakturen auf den freien Märkten des Auslands nicht mehr Concurrenz zu halten vermochten. Einem an innern Hülfsquellen und an Territorium so beschränkten Lande war es unmöglich, den Restriktionen Englands und Frankreichs gleiche Maßregeln mit Erfolg entgegen zu setzen oder die durch Beschränkung seines Handels überflüssig gewordenen Capitale und Arbeiter nützlich zu beschäftigen. Beide zogen sich daher nach dem Auslande, erstere hauptsächlich in der Form von Anlehen, und die Suprematie der Manufakturen, des Handels und der Seemacht ging nun an ein Reich über, das durch seine politischen Institutionen, wie durch seine innern Hülfsquellen, weit mehr befähigt war, sie auf den höchsten Grad auszubilden, und sich in ihrem Besitz zu behaupten.

England, zur Schaafzucht besonders geeignet, und im Besitze reicher Zinn- und Bleiminen, aber noch im barbarischen Zustand, und ohne Gewerbe und Künste, sah im 12ten und 13ten Jahrhundert gerne, daß die Hanseaten seine rohen Produkte ausführten, und ihm dafür niederländische Fabrikate lieferten. Unter dem Einfluß dieses freien Handels nahmen die Viehzucht, besonders die Schäfereien, und der Minenbau einen gewaltigen Aufschwung.[1] Weit entfernt, diesen Zwischenhandel der Hanseaten mit neidischen

[1] Hume gibt in seiner Geschichte Englands vol. 2. pag. 143. eine sehr interessante Notiz über den Stand der englischen Landwirthschaft zu Anfang des 14ten Jahrhunderts. Lord Spencer zählte im Jahre 1327 auf 63 seiner Landgüter 28,000 Schafe, 1,000 Ochsen, 1,200 Kühe, 560 Pferde und 2000 Schweine, folglich kamen auf ein Landgut ungefähr 450 Schaafe, 35 St. Rindvieh, 9 Pferde und 32 Schweine. Man ersieht hieraus, in welchem vortheilhaften Verhältniß die Zahl der Schaafe im Vergleich mit der Zahl der übrigen Viehgattungen schon damals in England stand. Die großen Vortheile, welche die englische Aristokratie aus der Schaafzucht zog, interessirte dieselbe für die Industrie und den verbesserten Landbau schon zu einer Zeit, da noch die Aristokratie in den meisten Ländern des Continents den größten Theil ihrer Besitzungen nicht besser zu nutzen wußte als

Augen zu betrachten, suchte Heinrich III. dieselben durch große Privilegien zu begünstigen.[1]

Bald aber, als eine große Anzahl belgischer Wollenweber, durch die Bedrückungen der Herrscher von Flandern und Brabant aus ihrem Vaterland vertrieben, und von den Herrschern Englands mit Wohlwollen aufgenommen,[2] dort die Fabrikation roher Tücher in Gang gebracht hatte, gelangte man zur Einsicht, daß eine Nation Besseres thun könne, als rohe Wolle gegen Tuch zu vertauschen, und schon Eduard III. verordnete, daß nur im Inland fabricirte Tücher dürften getragen werden,[3] welchem Gesetze Eduard IV. noch hinzufügte: die fremden Kaufleute sollten gehalten seyn, den Werth ihrer Einfuhren in englischen Waaren zu exportiren.[4]

Unter dem Einfluß dieser Beschränkungen, deren Zurücknahme von den Hanseaten durch den Vertrag von Utrecht (1474) zwar ertrotzt, die aber von Heinrich VII. wieder in Kraft gesetzt wurden[5] stieg die innere Fabrikation und Ausfuhr roher Tücher, und die Zahl der inländischen Tuchfabrikanten dergestalt, daß schon unter Heinrich VIII. das träge Volk von London sich über Vertheurung der Lebensmittel beschweren konnte, die mit Grund den großen Consumtionen der eingewanderten Manufakturisten zugeschrieben ward. Dieser eben so unverständige als leidenschaftliche König, anstatt das Steigen der Preise aller rohen Produkte und Lebensmittel als eine naturgemäße und wohlthätige Folge der wachsenden Industrie, und als das mächtigste Reizmittel zu Verbesserung

---

durch Hegung eines großen Wildstands, und da sie noch kein ruhmwürdigeres Geschäft kannte, als den Städten und ihrem Verkehr durch Feindseligkeiten jeder Art Abbruch zu thun. Die englische Schaafzucht und Wollenfabrikation hat mehr Antheil an der englischen Freiheit, als man glaubt.

[1] Die Hanseaten wurden im Gegensatz zu den Holländern von den Engländern die Oestlichen (Kaufleute), Easterlings genannt. Da nur hanseatisches Geld in England circulirte, so rechnete man dort nur nach Pfund Easterlings, woraus später Sterling ward. Anderson VI. p. 259.

[2] Rymers Foed. p. 496. De Witt, Mémoires p. 45.

[3] 11 Edward III. Chap. XVIII. Hume vol. II. p. 225.

[4] Hume Chap. XVIII.

[5] 3. Henry VII. Chap. III. Hume Chap. XXVI.

der Landwirthschaft zu betrachten, gab den Beschwerden seines müßiggängerischen Volkes Gehör und verordnete, vielleicht mehr angetrieben durch seinen Haß gegen seine belgische Gemahlin, den er auf ihre Landsleute ausdehnte, als aus Theilnahme an der Wohlfahrt seines Landes, die Vertreibung von 15,000 belgischen Fabrikanten.[1] Die Tuchfabrikation, durch diese und andere nicht minder thörichte Maßregeln Heinrichs VIII. bedeutend in ihrem Aufschwung gehemmt, hatte jedoch unter den frühern Regierungen so feste Wurzel gefaßt, daß sie in Folge der weisen Handelspolitik Eduards VI., besonders aber der Königin Elisabeth, welche dem Zwischenhandel der Hanseaten den letzten Stoß versetzte, zum höchsten Flor gedieh. In der oben erwähnten Bittschrift, worin die Hanseaten bei dem deutschen Reichstag um Retorsions-Maßregeln einkamen, ist die Tuchausfuhr Englands schon auf 200,000 Stücke geschätzt, und schon unter Jakob I. betrug der Werth sämmtlicher von England ausgeführter Tücher die enorme Summe von 2 Mill. Pfd. Sterling. Bis zur Regierung des letztgenannten Königs waren die meisten Tücher roh nach Belgien exportirt und dort gefärbt und appretirt worden, aber in Folge der Schutz- und Aufmunterungsmaßregeln Jakobs I. und Carls I. gelangte auch die englische Tuchappretur zu einer solchen Vervollkommnung, daß nun die Einfuhr feiner Tücher größtentheils aufhörte und fortan nur gefärbte und appretirte Tücher exportirt wurden.

Um die Wichtigkeit dieser Erfolge der englischen Handelspolitik in ihrem ganzen Umfang zu würdigen, ist zu berücksichtigen, daß die Tuchfabrikation vor dem großen Aufschwung, den in späteren Zeiten die Linnen-, Baumwollen-, Seiden- und Eisenfabrikation genommen haben, bei weitem den größten Theil der erforderlichen Tauschmittel darbot, für den Handel mit allen europäischen Nationen, besonders den nordischen Ländern, sowohl, als für den Verkehr mit der Levante und mit Ost- und Westindien. In welchem hohen Grade dies der Fall gewesen, ergibt sich daraus, daß schon zur Zeit Jacobs I. die Ausfuhr an Wollenwaaren $^9/_{10}$ aller englischen Ausfuhren betrug.[2] Diese Gewerbsproduktion

---

[1] Hume Chap. XXXIII.

[2] Hume beim Jahrgang 1603.
Macpherson histoire du commerce beim Jahrgang 1651.

gewährte England die Mittel, die Hanseaten auf den Märkten von Rußland, Schweden, Norwegen und Dänemark auszustechen und den besten Theil des Ertrags vom levantischen und vom ost- und westindischen Handel an sich zu ziehen. An ihr erstarkte die Steinkohlenproduktion, folglich eine großartige Küstenfahrt, und die Fischerei, welche beide, als die Basis der Seemacht, erst die Erlassung der Navigationsakte vermöglichten, und damit die englische Seeherrschaft begründeten. An ihr rankten alle andern Fabrikationszweige, wie an einem gemeinschaftlichen Stamm empor, und sie ist somit die Basis der Größe von Englands Industrie, Handel und Seemacht. Was aber wäre aus England geworden, hätte es im Geist des Grafen Robert von Flandern fortwährend wie zur Zeit Heinrichs III. seinen Markt frei und zugänglich für alle Nationen erklärt? Schwerlich etwas mehr als eine Schaafweide von Flandern und Brabant und eine Handelsprovinz der Hanseaten.

Wie sehr England beflissen war, die Zufuhr fremder Fabrikate von seinen Grenzen auszuschließen, nach Außen suchte es immer den Grundsatz der Handelsfreiheit, so oft er der Ausfuhr seiner Fabrikate dienlich war, geltend zu machen. Schon Elisabeth suchte durch Handelsverträge mit den nordöstlichen Staaten den englischen Fabriken den ausschließlichen Markt jener Länder zu sichern. Unter allen Handelsverträgen aber, welche England mit fremden Staaten in der Absicht schloß, um sie seiner Manufakturherrschaft zu unterwerfen, war keiner so erfolgreich, wie der 1703 mit Portugal abgeschlossene sogenannte **Methuen treaty**, wodurch mit gänzlicher Aufopferung seiner weit vorgerückten Tuchfabrikation Portugal den Engländern den ausschließlichen Tuchmarkt bei sich einräumte, und dieses Königreich nebst allen seinen Colonien zur englischen Handelsprovinz erniedrigt ward. Seit dieser Zeit pflegte der König von England den König von Portugal in den Parliaments-Eröffnungsreden seinen ältesten und treuesten Freund und Alliirten zu nennen.

Schon unter der Königin Elisabeth war die Einfuhr von Metall- und Lederwaaren und von einer Menge anderer Manufakturartikel verboten,[1] dagegen aber die Einwanderung deutscher

[1] Anderson Jahrgang 1564.

Bergleute und Metallfabrikanten begünstigt worden. Früher hatte man die Schiffe von den Hanseaten gekauft, oder sie doch in den Häfen der Ostsee bauen lassen; sie wußte durch Beschränkungen und Aufmunterungen den eigenen Schiffbau emporzubringen. Das dazu erforderliche Bauholz ward aus den nordöstlichen Reichen eingeführt, wodurch wiederum der englische Ausfuhrhandel nach diesen Gegenden außerordentlich gewann. Den Häringsfang hatte man den Holländern, den Wallfischfang den Anwohnern des biscayschen Meerbusens abgelernt und beide durch Prämien befördert. Jakob I. ließ sich die Beförderung des Schiffbaues und der Fischerei besonders angelegen seyn. Wie lächerlich uns die unablässigen Ermahnungen erscheinen mögen, wodurch dieser König seine Unterthanen zum Fischessen ermunterte, die Gerechtigkeit müssen wir ihm widerfahren lassen, daß er recht gut merkte, worauf die Größe der englischen Nation beruhe. Einen unermeßlichen Zuwachs an Industrie, Geschicklichkeit und an Manufakturcapital erhielt England durch die Einwanderung der von Philipp II. und Ludwig XIV. aus Belgien und Frankreich vertriebenen protestantischen Fabrikanten. Ihnen verdankt es seine feineren Wollenfabriken, seine Fortschritte in der Hut-, Leinen-, Glas-, Papier-, Seiden- und Uhren-Fabrikation, sowie einen Theil seiner Metallfabriken; Industriezweige, die es durch Einfuhrverbote und hohe Zölle schnell zu heben verstand.[1]

Allen Ländern des Continents borgte diese Insel ihre besonderen Geschicklichkeiten ab und verpflanzte sie unter dem Schutz ihres Douanensystems auf ihren Boden. Venedig mußte die Kunst der Crystallfabrikation und sogar Persien die Kunst des Teppichwebens und Färbens ablassen. Einmal im Besitz eines Industriezweigs, ward er Jahrhunderte lang von ihr gehegt und gepflegt wie ein junger Baum, welcher der Stütze und Wartung bedarf. Wer etwa nicht weiß, daß bei Fleiß, Geschicklichkeit und Sparsamkeit jeder Industriezweig im Lauf der Zeit gewinnreich werden muß, nicht weiß, daß bei angemessenem Schutz junge Fabriken, wie unvollkommen und theuer im Anfang ihre Erzeugnisse seyn mögen, durch Uebung, Erfahrung und innere Concurrenz bald dahin gelangen, es in jeder Beziehung den alten Fabriken des Auslandes gleich zu thun, wem etwa unbekannt wäre, daß das

---

[1] Anderson beim Jahrgang 1685.

Gedeihen jedes besonderen Fabrikationszweigs durch das Gedeihen aller andern Fabrikationszweige bedingt ist, und bis zu welchem Grade eine Nation alle ihre produktiven Kräfte umzubilden vermag, wenn sie beharrlich dafür Sorge trägt, daß jede Generation das Werk der Industrie da fortsetzen kann, wo es die früheren Generationen gelassen haben: der studiere erst die Geschichte der englischen Industrie, bevor er es unternimmt, Systeme zu bauen, und praktischen Staatsmännern, welchen das Wohl oder Wehe der Nationen in die Hände gegeben ist, Rathschläge zu ertheilen. Unter Georg I. war es den englischen Staatsmännern längst klar geworden, worauf die Größe der Nation beruhe. „Es ist einleuchtend", lassen die Minister bei Eröffnung des Parliaments von 1721 diesen König sagen, „es ist einleuchtend, daß nichts so sehr „zu Beförderung des öffentlichen Wohlstandes beiträgt, als die „Ausfuhr unserer Manufakturwaaren und die Einfuhr fremder „Rohstoffe."[1] Dies war seit Jahrhunderten der leitende Grundsatz der englischen Handelspolitik; er ist es noch heute wie zur Zeit der Königin Elisabeth. Die Früchte, welche er getragen hat, liegen aller Welt vor Augen. Die Theoretiker haben später behauptet, England sey nicht durch, sondern trotz seiner Handelspolitik zu Reichthum und Macht gelangt. Man könnte mit eben so viel Fug behaupten, daß die Bäume nicht durch, sondern trotz der Stützen, womit sie in ihrer Jugend aufrecht erhalten werden, stark und fruchtbringend geworden seyen.

Nicht minder beweist uns die englische Geschichte, in welcher engen Verbindung die allgemeine Politik mit der politischen Oekonomie steht. Offenbar hat das Aufkommen der Fabriken in England und die daraus erwachsene Vermehrung der Bevölkerung große Nachfrage nach gesalzenen Fischen und nach Steinkohlen erzeugt, woraus große Vermehrung der zur Fischerei und zum Küstentransport erforderlichen Schifffahrt erwuchs. Beide, Fischereien und Küstentransport, befanden sich in den Händen der Holländer. Durch hohe Zölle und Prämien aufgemuntert, verlegten sich nun die

[1] Ustaritz Théorie du commerce, Chap. XXVIII.
Man sieht, Georg I. wollte nicht blos ausführen und nichts einführen, als Geld, was man als das Grundprincip des sogenannten Merkantilsystems bezeichnet, und was allerdings Unsinn wäre; sondern er wollte Manufakturwaaren ausführen und Rohstoffe einführen.

Engländer selbst auf die Fischerei, durch die Navigationsakte sicherten sie nun den Steinkohlentransport und den Seetransport überhaupt ihren eigenen Seefahrern. Die hieraus hervorgegangene Vermehrung der Handelsschifffahrt Englands hatte eine verhältnißmäßige Vergrößerung seiner Seemacht zur Folge, wodurch es in den Stand gesetzt ward, der holländischen Flotte die Spitze zu bieten. Zwei Jahre nach Erlassung der Navigationsakte (1651) endigte ein Kampf auf Leben und Tod im Canal zwischen der englischen und holländischen Flotte mit der totalen Niederlage der letztern (13. Febr. 1653). In Folge dieses Siegs ward der Handel der Holländer nach den Ländern außerhalb des Canals gänzlich unterbrochen und ihre Schifffahrt in der Nordsee und im baltischen Meer durch englische Caper fast vernichtet. Hume berechnet die Zahl der den Engländern in die Hände gefallenen holländischen Schiffe auf 1600, und Davenant versichert in seiner Schrift über die öffentlichen Einkünfte, daß im Laufe von 28 Jahren nach Erlassung der englischen Navigationsakte die englische Schifffahrt um das Doppelte sich vermehrt habe.[1]

Hieraus läßt sich abnehmen, welchen Aufschwung in Folge der erwähnten Beschränkungen der auswärtige Handel und somit die Fabriken Englands genommen haben müssen. So ward durch die Manufakturkraft Englands die englische Suprematie zur See erzeugt, und hinwiederum die englische Manufakturkraft durch die englische Seemacht auf den höchsten Grad der Ausbildung erhoben. Anderson berichtet uns, es habe zur Zeit der Erlassung der englischen Navigationsakte in England viel weise Männer gegeben, die auf's Scharfsinnigste bewiesen hätten, wie unklug diese Maßregel sey, und welche schädliche Folgen für England daraus erwachsen müßten.[2] Sicherlich hatten diese Weisen die Geschichte und die Erfahrung weniger zu Rathe gezogen, als die von ihnen getadelten Staatsmänner. Denn Jahrhunderte zuvor hatte schon Venedig mit Erfolg ähnliche Beschränkungen eingeführt, und die Hanseaten hatten sie mit gleichem Erfolg nachgeahmt. England selbst hatte bereits seit einem Jahrhundert, bevor sie von dem langen Parliament in Ausführung gebracht worden war, die

---

[1] Hume Vol. V. p. 39.

[2] Anderson Vol. II. p. 552.

Nützlichkeit und Nothwendigkeit einer solchen Maßregel gefühlt. Schon in den Jahren 1461[1] und 1622[2] war sie in Vorschlag gebracht, das erste Mal vom Parliament, das zweite Mal vom König, in beiden Fällen aber von dem gegenüberstehenden Zweig der Gesetzgebung verworfen worden. Navigationsbeschränkungen wie alle andern Schutzmaßregeln liegen so sehr im Bedürfniß derjenigen Nationen, welche zu Erstrebung eines hohen Grads von Wohlstand und Macht sich berufen und in diesem Streben durch weiter vorgerückte Nationen sich behindert fühlen, daß kurz nach ihrer Unabhängigkeits-Erklärung die Vereinigten Staaten von Nordamerika auf den Vorschlag von James Maddisons ähnliche Schifffahrtsbeschränkungen einführten, und zwar mit nicht minder bedeutendem Erfolg als anderthalb Jahrhunderte vor ihnen die Engländer.

Wie bei solchen geschichtlich außer allem Zweifel gestellten Erfolgen Adam Smith über die englische Navigationsakte ein so schiefes Urtheil fällen konnte, wie er gethan hat, läßt sich aus demselben Grunde erklären, aus welchem wir in einem andern Artikel die falschen Urtheile dieses berühmten Schriftstellers über die Beschränkungen überhaupt erklären werden. Diese Thatsachen standen seiner Lieblingsidee, der unbeschränkten Freiheit des Handels, im Wege, er mußte also die Einwürfe, die aus den Wirkungen der Navigationsakte gegen sein Princip geschöpft werden konnten, dadurch zu beseitigen suchen, daß er die politischen Zwecke von den ökonomischen trennte, und behauptete, die Navigationsakte sey zwar in politischer Beziehung nothwendig und nützlich, aber in ökonomischer Beziehung nachtheilig und schädlich gewesen. Wie wenig aber eine solche Trennung durch die Natur der Dinge und die Erfahrung gerechtfertigt erscheint, erhellt aus unserer Darstellung. J. B. Say, ungeachtet die Erfahrung von Nordamerika ihm hätte besseres Licht geben können, geht auch hier, wie überall, wo die Principien der Freiheit und der Beschränkung einander gegenüberstehen, noch weiter als sein Vorgänger. Say berechnet, wie hoch vermittelst der Fischerei-Prämien den Franzosen ein Matrose zu stehen komme, um die Unwirthschaftlichkeit dieser Prämie

[1] Hume Chap. XXI.

[2] Hume Vol. IV. p. 330.

zu beweisen. Ueberhaupt ist die Materie der Schifffahrtsbeschränkungen für die Vertheidiger der unbeschränkten Handelsfreiheit ein großer Stein des Anstoßes, welchen sie, zumal wenn sie dem Handelsstand der Seestädte angehören, gar zu gerne mit Stillschweigen übergehen.

Die Wahrheit ist: es verhält sich mit den Schifffahrtsbeschränkungen wie mit allem andern Verkehr. Die freie Schifffahrt und der Transporthandel der Fremden sind den Nationen nützlich und angenehm im Anfang ihrer Cultur, so lange sie weder ihren Ackerbau noch ihre Manufakturen gehörig ausgebildet haben. Aus Mangel an Capital und an erfahrenen Seeleuten, überlassen sie gerne die Schifffahrt und den auswärtigen Handel den Fremden. Später, nachdem sie ihre produktiven Kräfte bis auf einen gewissen Grad entwickelt, und nach und nach Kenntnisse im Schiffbau und in der Schifffahrt erlangt haben, regt sich in ihnen der Wunsch, ihren auswärtigen Handel weiter auszudehnen, ihn mit eigenen Schiffen zu betreiben, und selbst eine Seemacht zu bilden. Allmählig erwächst ihre eigene Schifffahrt zu einer Bedeutenheit, durch welche sie sich in den Stand gesetzt fühlen, die Fremden davon auszuschließen, und ihren entfernteren Seehandel mit eigenen Schiffen zu betreiben. Alsdann ist die Zeit gekommen, wo sie mit Erfolg durch Schifffahrtsbeschränkungen die reicheren, erfahreneren und mächtigeren Fremden von der Theilnahme an diesem Geschäft ausschließen. Aber auf den höchsten Grad der Ausbildung ihrer Schifffahrt und Seemacht gelangt, tritt wieder ein anderer Zeitpunkt ein, von welchem schon Dr. Priestley sagte: es dürfte eben so klug seyn, die Navigationsbeschränkungen aufzuheben, als es klug war, sie einzuführen.[1] Alsdann erlangen sie durch Wiederherstellung der freien Concurrenz in der Schifffahrt und durch Schifffahrtsverträge auf den Grund gleicher Rechte, einerseits, minder vorgerückten Nationen gegenüber, unzweifelhafte Vortheile, halten sie dergleichen Nationen ab, Schifffahrtsbeschränkungen zu ihrem besondern Vortheil einzuführen, andererseits verwahren sie ihre eigenen Seefahrer gegen Indolenz, und spornen sie an, im Schiffbau und in der Kunst der Schifffahrt mit andern Nationen gleichen Schritt zu halten. Venedig, im Aufstreben

[1] Priestley Lectures on history and general policy. P. II. p. 289.

begriffen, hatte ohne Zweifel seinen Schifffahrtsbeschränkungen viel zu verdanken; zur Suprematie in Handel, Gewerbe und Schifffahrt gelangt, hat es thöricht gehandelt, sie beizubehalten. Es war dadurch im Schiffbau wie in der Kunst der Schifffahrt und in der Qualität seiner Matrosen weit hinter den neben ihm aufstrebenden See- und Handelsmächten zurückgeblieben.

Die Geschichte von **Spanien** und **Portugal** ist wenig fruchtbar für die vorliegende Betrachtung; man kann daraus nur lernen, wie trotz allen Segnungen der Natur, trotz uralter Elemente der Industrie und des Reichthums, trotz beispielloser Glücksfälle, wodurch diesen beiden Ländern die Ausbeutung der Reichthümer von Ost- und Westindien fast ausschließlich zu Theil geworden, die von der Natur begabtesten Nationen durch Despotie und Fanatismus in Armuth und Elend, in Anarchie und politische Unmacht verfallen, und zuletzt in einen Zustand der völligen Auflösung gerathen, welchen Einfluß demnach Aufklärung und Freiheit, Rechtssicherheit und constitutionelle Garantien auf die Industrie und den Reichthum der Nationen üben.

Man hat vielfältig die Schädlichkeit der Prohibitionen und hoher Einfuhrzölle mit dem Beispiel Spaniens belegen und behaupten wollen: der Verfall der Nation sey zum großen Theil dem von Carl V. eingeführten Handelssystem zuzuschreiben; die spanische Industrie sey durch hohe Einfuhrzölle zu Grunde gegangen. Was aber hat der Zustand Spaniens mit dem eines civilisirten Reiches gemein? Wo gibt es noch ein Land, in welchem systematisch aller Geist, alle Intelligenz, alle Energie der Nation durch Scheiterhaufen und Torturen getödtet, wo Müßiggang und Laster so zärtlich gehegt und gepflegt, wo Fleiß und Unternehmungsgeist so unbarmherzig mit Füßen getreten worden wären? Wo gibt es noch ein Land, das wie Spanien planmäßig seine fleißigen Bewohner in Sklaventreiber verwandelt und den Ertrag der Sklavenarbeit dazu verwendet hätte, seine Bedürfnisse an Manufaktur- und Seeprodukten von fremden Nationen zu kaufen? Man braucht nur Ustaritz und Ulloa zu lesen[1], um sich von dem ökonomischen Zustand dieser Nation in den letzten Jahrhunderten eine Vorstellung

[1] Ustaritz, Théorie du commerce;
Ulloa, Rétablissement des manufactures d'Espagne.

zu machen. Ueberall die elendesten, bloß für Saumrosse gangbaren Wege, nirgends ordentliche Gasthöfe, nirgends Brücken, keine Canäle, nicht einmal schiffbare Ströme, alle Provinzen durch Douanen von einander getrennt, vor jedem Stadtthor ein königlicher Zoll, das unbilligste und drückendste Abgabensystem, Straßenraub und Bettelei, Trägheit des Volks, Mangel an Bevölkerung, Verfall der Fabriken: dies und Aehnliches gaben diese Schriftsteller als Ursachen der allgemeinen Verarmung an; die Quellen, woraus alle diese Uebel und noch tausend andere flossen, der Fanatismus, die Habgier und die Laster der Priester, die Erpressungen und Vorrechte des Adels, die Despotie der Herrscher, überhaupt den Mangel an Freiheit und Aufklärung wagt keiner zu bezeichnen. Nur ganz schüchtern bemerkt Ustaritz, daß Millionen jährlich nach Rom wanderten.

Welcher Verständige mag in einem solchen Lande von Schutzmaßregeln Früchte erwarten? Kann man auch durch Prämien Todte zur Thätigkeit ermuntern, oder Lahme zum Gehen, oder Blinde zum Sehen? Ein Thor säet Korn im dürren Sand und wundert sich, daß seine Saat nicht keimt. Wer aber daraus den Schluß zieht, daß das Saatkorn nichts tauge, ist mehr als ein Thor.

Größere Ausbeute gibt uns die Geschichte Frankreichs, und besonders die Ludwigs XIV. Schon vor Colbert hatten Franz I. den Seidenbau und die Seidenfabrikation, Heinrich IV. die Leinwand-, Wollen- und Glasfabrikation, Richelieu und Mazarin die Sammt- und Seidenfabrikation, die Wollenfabrikation von Rouen und Sedan, Fischerei und Marine durch Aufmunterung und Begünstigung emporzubringen gesucht. Doch waren bei Mazarins Tod weder Fabriken und Handel noch Fischerei und Schifffahrt bedeutend, und die Finanzen in schlechtem Zustand. Colbert hatte den Muth, für sich allein ein Werk zu schaffen, das England nur nach drei Jahrhunderte langem Bestreben und nach zwei Revolutionen gelungen war. Aus allen Ländern verschrieb er die geschicktesten Fabrikanten und Arbeiter, kaufte er Gewerbsgeheimnisse, schaffte er bessere Maschinen und Werkzeuge herbei. Durch ein allgemeines, wirksames Douanensystem sicherte er der innern Industrie den innern Markt. Durch Aufhebung oder möglichste Beschränkung der Provinzialdouanen, durch Anlegung von Straßen

und Canälen beförderte er den innern Verkehr. Diese Maßregeln gereichten dem Ackerbau mehr noch als den Fabriken zum Vortheil, indem er die Zahl seiner Consumenten verdoppelte und verdreifachte, und ihn mit denselben in wohlfeile und leichte Verbindung setzte. Außerdem begünstigte er noch den Ackerbau durch Verminderung der direkten Auflagen auf Grund und Boden, durch Milderung der strengen Maßregeln, womit früher die Abgaben beigetrieben wurden, durch gleichförmige Vertheilung der Abgaben, und endlich durch Maßregeln zum Behuf der Reduktion des Zinsfußes. Die Kornausfuhr verbot er nur zur Zeit des Mangels und der Theuerung. Die Erweiterung des auswärtigen Handels und die Beförderung der Fischereien ließ er sich besonders angelegen seyn; er richtete den Handel mit der Levante wieder auf, erweiterte den Handel mit den Colonien und eröffnete den mit dem Norden. In allen Zweigen der Administration führte er die strengste Sparsamkeit und Ordnung ein. Bei seinem Tode zählte Frankreich in der Wollfabrikation 50,000 Gewerbe, producirte es für 50,000,000 Seidenfabrikate, waren die Staatseinkünfte um 28,000,000 gestiegen, besaß das Reich blühende Fischereien, eine ausgedehnte Schifffahrt und eine mächtige Marine.[1]

Ein Jahrhundert später haben die Oekonomisten Colbert scharf getadelt, und behauptet, er habe die Fabrikation auf Kosten des Ackerbaues emporbringen wollen, ein Vorwurf, der nur ihren Mangel an richtiger Einsicht in die Natur der Industrie beurkundet.[2] War es auch fehlerhaft, daß Colbert der

[1] Eloge de Jean Baptiste Colbert par Necker 1773, oeuvres complètes. Vol. 15.

[2] Man sehe in der Schrift Quesnays: Physiocratie ou du gouvernement le plus avantageux au genre humain, 1768. Note 5 sur le maxime VIII., wo Colbert von Quesnay auf zwei Seiten widerlegt und gerichtet wird, während Necker hundert Seiten brauchte, um sein System und seine Leistungen ins Licht zu stellen. Man weiß nicht, soll man mehr über die Unwissenheit Quesnays in Sachen der Industrie, der Geschichte und der Finanzen, oder über die Anmaßung erstaunen, womit er, ohne Gründe anzuführen, über einen Mann wie Colbert den Stab bricht; dabei war dieser so unwissende Träumer nicht einmal aufrichtig genug, der Vertreibung der Hugenotten zu erwähnen, ja er scheute sich nicht, gegen alle Wahrheit zu behaupten, Colbert habe den Getraidehandel zwischen Provinz und Provinz durch eine lästige Polizei gehemmt.

Ausfuhr der rohen Produkte periodische Hemmnisse in den Weg legte, so vermehrte er durch Emporbringung der innern Industrie die Nachfrage nach landwirthschaftlichen Produkten dergestalt, daß er der Landwirthschaft zehenfach ersetzte, was er ihr durch jene Hemmungen schadete. Wenn er im Widerspruch mit einer aufgeklärten Staatspraxis neue Verfahrungsweisen vorschrieb, und die Fabrikanten durch Zwangsgesetze nöthigte, dieselben zu befolgen, so ist zu erinnern, daß diese Verfahrungsweisen jedenfalls die besten und vortheilhaftesten seiner Zeit gewesen sind, und daß er es mit einem Volke zu thun hatte, welches, durch langen Despotismus in Apathie versunken, allem Neuen, auch wenn es das Bessere war, widerstrebte. Der Vorwurf aber, Frankreich habe durch das Colbertsche Schutzsystem einen großen Theil seiner einheimischen Industrie verloren, konnte Colbert nur von einer Schule gemacht werden, welche die Wiederrufung des Edikts von Nantes und ihre verderblichen Folgen gänzlich ignorirte. In Folge dieser traurigen Maßregel wurden nach Colberts Tode im Lauf von drei Jahren eine halbe Million der fleißigsten, geschicktesten und wohlhabendsten Bewohner Frankreichs vertrieben, die nun zum doppelten Nachtheil für das Land, das sie bereichert hatten, ihre Industrie und ihre Capitale nach der Schweiz, nach allen protestantischen Ländern Deutschlands, besonders nach Preußen, nach Holland und nach England verpflanzten. So ruinirten die Intriguen einer bigotten Maitresse in drei Jahren das geniale Werk eines Menschenalters, und stürzten Frankreich in seine alte Apathie zurück, während England unter dem Schutz seiner Verfassung und gestärkt durch eine, alle Energie der Nation aufregende Revolution, mit fortwachsendem Eifer an dem Werke Elisabeths und ihrer Vorgänger ohne Unterlaß fortbaute.

Der traurige Zustand, in welchen die Industrie und die Finanzen Frankreichs durch lange Mißregieruug gestürzt worden waren, und der Anblick des hohen Wohlstands von England, erregte, kurz vor der französischen Revolution, die Nacheiferung der französischen Staatsmänner. Eingenommen von der hohlen Theorie der Oekonomisten, suchten sie, im Widerspruch mit Colbert, das Heilmittel in Herstellung des freien Verkehrs. Man glaubte den Wohlstand Frankreichs mit einem Streich restauriren zu können, wenn man seinem Wein und Branntwein in England

einen größeren Markt verschaffte, und dagegen den englischen Fabrikaten unter billigen Bedingungen Eingang verstattete. England, entzückt über diesen Antrag, gewährte Frankreich eine zweite Auflage des **Methuen treaty** (1786); eine Copie, die bald in Frankreich nicht minder verderbliche Wirkungen erprobte als das portugiesische Original. Die Engländer, an die starken Weine der Halbinsel gewöhnt, vermehrten ihre Consumtion nicht in dem Maßstabe, wie man erwartet hatte. Dagegen sah man mit Schrecken, daß die Franzosen den Engländern nur Mode- und Luxusartikel zu bieten hatten, deren Totalbetrag unbedeutend war, während die englischen Fabrikanten in allen Gegenständen der ersten Nothwendigkeit, deren Totalbetrag sich ins Unermeßliche belief, die französischen Fabrikanten in der Wohlfeilheit der Preise sowohl, als in der Qualität der Waaren und in Gewährung des Credits weit überbieten konnten. Als nach kurzer Concurrenz die französischen Fabriken an den Rand des Verderbens gebracht worden waren, während der französische Weinbau nur wenig gewonnen hatte, suchte die französische Regierung durch Aufhebung des Vertrags den Fortschritten des Ruins Einhalt zu thun, gewann aber nur die Ueberzeugung, daß es viel leichter sey, blühende Fabriken in wenigen Jahren zu ruiniren, als ruinirte Fabriken in einem Menschenalter wieder emporzubringen. Die englische Concurrenz hatte in Frankreich einen Geschmack an englischen Waaren erzeugt, der noch lange Zeit einen ausgedehnten, schwer zu unterdrückenden Schmuggelhandel zur Folge hatte. Nicht so schwer konnte es den Engländern fallen, nach Aufhebung des Vertrags ihren Gaumen wieder an die Weine der Halbinsel zu gewöhnen.

Ungeachtet die Bewegungen der Revolution und die unaufhörlichen Kriege Napoleons der Prosperität der Industrie wenig förderlich seyn konnten, ungeachtet die Franzosen während dieses Zeitraums den größten Theil ihres Seehandels einbüßten, gelangten die französischen Fabriken, während des Kaiserreichs, einzig durch den ausschließlichen Besitz des innern Marktes, zu einem höheren Flor als zur Zeit des **ancien régime**. Dieselbe Beobachtung machte man auch in Deutschland, und in allen Gegenden, auf welche das Continentalsystem sich erstreckte.

Mit dem Fall Napoleons faßte auch die Concurrenz Englands, bisher auf den Schmuggelhandel beschränkt, wieder Fuß auf dem

europäischen und amerikanischen Continent. Zum erstenmal hörte man jetzt die Engländer von Einführung der Adam Smith'schen Grundsätze des freien Handels in die Praxis sprechen; eine Theorie, die bisher von jenen praktischen Insulanern als nur für ein Utopien brauchbar betrachtet worden war. Doch konnte der ruhig prüfende Beobachter leicht sehen, daß philanthropisch-enthusiastische Gesinnungen dieser Bekehrung ferne standen; denn nur wo von Erleichterung der Ausfuhr englischer Fabrikate nach dem europäischen oder amerikanischen Continent die Rede war, wurden cosmopolitische Argumente vernommen. Wo es sich aber um freie Einfuhr von rohen Materialien und Produkten nach England, oder gar um die Concurrenz fremder Fabrikate auf dem englischen Markt handelte, wurde eine bedeutende Modifikation in Anspruch genommen.[1] Leider, hieß es, habe lange Befolgung einer widernatürlichen Politik England in einen künstlichen Zustand versetzt,

---

[1] Ein geistreicher amerikanischer Redner, Herr Baldwin, jetzt Oberrichter der Vereinigten Staaten, sagte mit treffendem Witz von dem Canning-Huskisson'schen freien Handelssystem: „es sey, wie die meisten englischen Manufakturwaaren, nicht sowohl für die innere Consumtion, als für die Exportation fabricirt worden."

Man weiß nicht, soll man lachen oder weinen, wenn man sich erinnert, mit welchem Enthusiasmus die Liberalen in Frankreich und Deutschland, besonders aber die cosmopolitischen Theoretiker, und namentlich J. B. Say, die Ankündigung des Canning-Huskisson'schen Systems aufnahmen. Es war ein Jubel, als wäre das tausendjährige Reich angebrochen. Man wird sich wohl noch erinnern, daß Herr Canning in der Absicht, Herrn Villele zu gilpinisiren (s. Note S. 138) nach Paris gereist war, dort aber kein Gehör fand. Nach London zurückgekehrt, suchte er für diese Abweisung an dem französischen Ministerium Rache zu nehmen, indem er in offenem Parliament sich rühmte, der französischen Regierung mit der spanischen Intervention „einen Mühlstein an den Hals gehängt zu haben." Man sieht, ein englischer Weltbürger und Liberaler kann es immer noch über sich gewinnen, die liberale Constitution und die Ruhe Spaniens der französischen Restauration Preis zu geben, um den Franzosen einen Mühlstein an den Hals zu hängen.

Hören wir, was der Biograph des Herrn Canning von den Gesinnungen dieses Ministers in Beziehung auf den freien Handel, sagt:

„Mr. Canning was perfectly convinced of the truth of the abstract principle that commerce is sure to flourish most, when wholly unfettered; but since such had not been the opinions either

der, ohne gefährliche und schädliche Folgen zu veranlassen, nicht plötzlich zu ändern sey; solches müßte mit der größten Umsicht und Vorsicht geschehen; England sey deshalb zu bedauern; um so erfreulicher sey es für die Nationen des europäischen und amerikanischen Continents, daß ihre Umstände und Verhältnisse ihnen erlaubten, sich ohne Verzug der Segnungen des freien Handels theilhaftig zu machen.

In Frankreich, obgleich dessen alter Herrscherstamm unter dem Panier Englands, oder doch mit englischem Gelde, auf den Thron zurückgeführt worden war, fanden diese Argumente nur kurze Zeit Eingang. Der freie Handel Englands verursachte so furchtbare Convulsionen in dem während des Continetalsystems erstarkten Fabrikwesen, daß man schnell zum Prohibitivsystem seine Zuflucht nehmen mußte, unter dessen Aegide es von 1812 bis 1827, nach dem Zeugniß Dupins, seine Manufakturkraft verdoppelte.[1]

Die deutsche Nation, geleitet von Theoretikern, welche mehr auf die Kraft der Schulsysteme als auf die Natur der Dinge und die Erfahrung bauen, und zerspalten durch die Douanenlinien vieler kleiner, souveräner Staaten, welchen wegen ihrer geographischen Lage und ihres geringen Territorialumfangs die Realisirung einer selbstständigen Handelspolitik jedenfalls unmöglich gewesen wäre, unterwarf sich mit großer Resignation den Geboten der cosmopolitischen Lehre; sie sah ihre, unter dem Continentalsystem aufgekommenen Fabriken zu Grunde gehen und hoffte noch auf die Verheißungen der Theoretiker; sie sah die Ausfuhr ihrer Wolle durch hohe Einfuhrzölle in England beschränkt, und sich in die Nothwendigkeit versetzt, ihre Heerden zu reduciren, und verzweifelte

---

of our ancestors or of surrounding nations, and since in consequence restraints had been imposed upon all commercial transactions, a state of things had grown up, to which the unguarded application of the abstract principle, however true it was in theory, might have been somewhat mischievous in practice." The political life of Mr. Canning by Stapleton p. 3.

Im Jahr 1828 hatte sich diese englische Praxis wiederum so klar ans Licht gestellt, daß der liberale Herr Hume im Parlament unbedenklich von Strangulirung der Fabriken auf dem Continent sprach.

[1] Forces productives de la France.

nicht an dem Nutzen des freien Handels; zuletzt sah sie ihr Getraide und ihr Bauholz vom englischen Markte ausgeschlossen, und noch las sie gläubig die Traktate, welche die in den freien Städten wohnhaften Agenten der englischen Fabrikanten ausstreuen ließen, um zu beweisen, wie thöricht es sey, anderswo zu kaufen, als wo man die Waaren am wohlfeilsten kaufen könne; wie jede Nation ihre Importation nur mit ihren Produkten bezahle; wie unglücklich England sey, daß es durch seine innern Verhältnisse zu Fortsetzung seiner Handelsrestriktionen genöthigt werde, und in welcher glücklichen Lage Deutschland sich befinde, das durch nichts abgehalten werde, sich der Segnungen des freien Handels zu erfreuen. Ein neues Zollsystem Preußens, das drückender auf die deutschen Nachbarstaaten wirkte, als auf den Handel fremder Nationen, weckte endlich den in der Nation schlummernden gesunden Menschenverstand. Es bildete sich durch ganz Deutschland ein Verein von Kaufleuten und Fabrikanten, der sich zum Ziel setzte, die Abschaffung der Provinzialdouanen und die Etablirung eines Nationaldouanensystems zu bewirken; ein Bestreben, das so glücklichen Fortgang hatte, daß es endlich die Stiftung der bekannten deutschen Handelsunion herbeiführte.

Dieser Verein ist nichts anderes als eine Verbindung einzelner Staaten, die für sich zu klein sind, um ein wirksames Handelssystem zur Ausführung zu bringen, in der Absicht geschlossen, um unter sich den freien Handel herzustellen, und dem Ausland gegenüber ihre Handelsinteressen durch ein gemeinschaftliches Douanensystem zu wahren. Das System dieses Handelsbundes ist kein anderes als ein gemäßigtes Schutzsystem, verbunden mit dem Zweck, durch den Ertrag der Eingangszölle die durch die Aufhebung früherer, separater Douanenlinien entstandenen Ausfälle in den Finanzen der einzelnen Staaten zu decken. Dieses System, obwohl es erst wenige Jahre besteht, hat seine wohlthätige Wirksamkeit bereits sattsam erprobt. Gewerbe und Landwirthschaft Deutschlands sind seitdem überall in einem Aufschwung begriffen, von welchem man früher keine Vorstellung hatte.

Preußen und Oesterreich hatten übrigens schon im vorigen Jahrhundert Versuche gemacht, ihre ökonomische Unabhängigkeit zu begründen; jenes unter Friedrich dem Großen, dieses unter Joseph II., letzteres jedoch mit ungleich größerem Erfolg als ersteres.

Aus vielen, an und für sich nicht sehr umfangreichen, durch fremde Territorien von einander getrennten, nach Bildung, Verfassung u. s. w. von einander höchst verschiedenen Landstrichen bestehend, war das Königreich Preußen unter allen größeren Staaten Europas am wenigsten zur Ausführung eines Douanensystems geeignet, mußten die Vexationen eines solchen Systems hier ungleich drückender wirken, als in großen, wohl arrondirten, durch Meere und Gebirgsketten begrenzten Reichen; dennoch waren die wohlthätigen Wirkungen dieses Douanenschutzes nicht zu verkennen, die preußischen Fabriken und Manufakturen machten grössere Fortschritte und gediehen, später unter dem Schutze des Continentalsystems zu größerem Flor als die Fabriken der kleineren deutschen Staaten. Um so mehr mußten aber auch die nachtheiligen Wirkungen der englischen Concurrenz, nach Herstellung des allgemeinen Friedens, in Preußen empfunden werden, zumal da zu gleicher Zeit durch die Beschränkungen Englands in Beziehung auf den Holz-, Getraide- und Wollenhandel dem preußischen Ackerbau empfindliche Schläge versetzt wurden. Während aber Frankreich nur Monate verstreichen ließ, bevor es unter gleich nachtheiligen Umständen zu kräftigen Maßregeln schritt, ließ man in Preußen Jahre vorübergehen. Den preußischen, zumeist auf Universitäten gebildeten und dort für die cosmopolitische Theorie gewonnenen Bureaukraten fiel es schwer, sich von der Idee der Handelsfreiheit zu trennen. Doch war auch hier die Macht der Umstände größer als die der abstrakten Theorien. Der preußische Tarif vom Jahr 1818 ist nichts anders als ein gemäßigtes Schutzsystem. Wie dieser Tarif auf die benachbarten deutschen Staaten gewirkt, und dadurch zu jener Association von deutschen Kaufleuten und Fabrikanten, welche sich die merkantilische Vereinigung von ganz Deutschland zum Ziel setzte, Veranlassung gegeben hat, ist bereits oben erwähnt. Als von Privatpersonen ausgegangen, war diese Bewegung im Anfang von der preußischen Regierung nicht mit besonders günstigen Augen betrachtet worden. Nachdem aber durch den eifrigen Betrieb der Agenten von Würtemberg und Bayern eine süddeutsche Vereinigung zu Stande gekommen war, gelangte allmählig auch Preußen zur Ueberzeugung, daß, bei der Trennung seiner Provinzen, nur durch die Vereinigung mit den mittleren und kleinern Staaten Deutschlands ein kräftiges

Handelssystem zu realisiren sey, und so ward der preußische Tarif vom Jahre 1818 mit geringer Modifikation die Basis der deutschen Handelsunion.

Oestreich, festhaltend an dem System Josephs II., dasselbe allmählig weiter entwickelnd, und durch das Continentalsystem darin bedeutend unterstützt, wich davon auch nach dem allgemeinen Frieden nicht ab, dehnte es vielmehr auf seine neuen Acquisitionen aus, und erhob dadurch Gewerbe und Landwirthschaft, besonders aber seine Schäfereien zu ansehnlichem Flor, obwohl diesem, aus so heterogenen Theilen zusammengesetzten Reich manches fehlt, was für die höchstmögliche Entwicklung der produktiven Kräfte unerläßlich ist.

Rußland verdankt seine ersten Fortschritte in der Cultur dem freien Handel mit den Hanseaten, den Holländern und den Engländern, die seine rohen Produkte kauften und mit ihren Fabrikaten bezahlten. Durch die Kriege und das Continentalsystem in diesem Handel unterbrochen, war es genöthigt, selbst Fabriken und Manufakturen anzulegen, die nun anfingen zu blühen, in einem Reiche, das ohne diese Nöthigung noch lange bei dem Ackerbau und Bergbau seine Rechnung gefunden haben würde. Nach der Herstellung des Friedens wurden zwar die russischen Fabriken durch die auswärtige Concurrenz sehr gedrückt, allein die Folgen davon waren, wegen der durch Mißwachs in den westeuropäischen Staaten veranlaßten starken Ausfuhr an Getraide, im Augenblick wenig fühlbar. Um so verderblicher stellten sie sich später heraus. In einem Circular des Grafen Nesselrode, worin er den hohen Tarif von 1821 rechtfertigt, wird versichert: „Die Produkte des russischen Reichs seyen ohne Markt, die Fabriken stehen am Rande des Verderbens, die edeln Metalle seyen nach dem Auslande gewandert und die solidesten Handelshäuser dem Einsturz nahe.“ Seit jenem Tarif aber hat man nie wieder von einer russischen Crisis im Handel, Gewerbe oder Ackerbau gehört, vielmehr sprechen alle Berichte ohne Ausnahme von dem immer mehr steigenden Wohlstand und der rasch sich entwickelnden Industrie dieses Reichs.

Nachdem wir die Geschichte der europäischen Völker, mit Ausnahme derer, von welchen wenig erhebliches zu lernen ist, über die beiden Systeme consultirt haben, wollen wir nunmehr

auch einen Blick jenseits des atlantischen Meeres werfen, auf ein Volk, das fast unter unseren Augen aus dem Zustand der totalen Abhängigkeit von einem Mutterlande und der Getrenntheit in mehrere, unter sich in keinerlei politischer Verbindung stehende Colonien, sich in den Zustand einer vereinigten, wohlorganisirten, freien, mächtigen, gewerbfleißigen und reichen Nation emporgehoben hat, und vielleicht schon unter den Augen unserer Enkel sich zum Rang der ersten See- und Handelsmacht der Erde emporschwingen wird. Die Handels- und Industriegeschichte von Nordamerika ist lehrreich für unsern Zweck wie keine andere, weil hier die Entwicklung schnell vor sich geht, die Perioden des freien und beschränkten Verkehrs schnell auf einander folgen, ihre Folgen klar und entschieden in die Erscheinung treten, und das ganze Räderwerk der Nationalindustrie und der Staatsadministration offen vor den Augen des Beschauers sich bewegt.

Die Nordamerikanischen Colonien wurden von dem Mutterlande, in Beziehung auf Gewerbe und Industrie, in so totaler Knechtschaft erhalten, daß außer der Hausfabrikation keinerlei Art von Fabrikation geduldet ward. Noch im J. 1750 erregte eine im Staat Massachussets errichtete Hutfabrik so sehr die Aufmerksamkeit des Parlaments, daß es alle Arten von Fabriken für gemeinschädliche Anstalten (commun nuisances) erklärte, die Eisenhammerwerke nicht ausgenommen, ungeachtet das Land an allen zur Eisenfabrikation erforderlichen Materialien den größten Ueberfluß besaß. Noch im J. 1770 erklärte der große Chatam, beunruhigt durch die ersten Fabrikversuche der Neuengländer, man sollte nicht zugeben, daß in den Colonien ein Hufnagel fabricirt werde. Adam Smith gebührt das Verdienst, zuerst auf die Ungerechtigkeit dieser Politik aufmerksam gemacht zu haben.

Die Monopolisirung aller Gewerbsindustrie von Seiten des Mutterlandes ist eine der Hauptursachen der amerikanischen Revolution; die Theetaxe gab bloß Veranlassung zum Ausbruch.

Befreit von dem aufgelegten Zwange, im Besitz aller materiellen und intellektuellen Mittel zur Fabrikation, und getrennt von derjenigen Nation, von welcher sie ihre Fabrikate bezogen und an die sie ihre Produkte verkauft hatten, also mit allen ihren Bedürfnissen auf ihre eigenen Kräfte reducirt, nahmen während des Revolutionskriegs Fabriken aller Art in den Nordamerikanischen Freistaaten

einen mächtigen Aufschwung, der auch die Landwirthschaft so sehr befruchtete, daß der Werth des Grundes und Bodens, so wie der Arbeitslohn, den Lasten und Verheerungen des Kriegs zum Trotz, überall bedeutend stieg. Da aber nach dem Pariser Frieden die fehlerhafte Verfassung der Freistaaten die Etablirung eines allgemeinen Handelsystems nicht ermöglichte, folglich die Fabrikate der Engländer wieder freien Zugang hatten, deren Concurrenz die neuerstandenen Fabriken Nordamerikas nicht auszuhalten vermochten, so verschwand die, während des Kriegs erstandene Prosperität des Landes noch viel schneller als sie entstanden war. „Wir kauften, sagt ein späterer amerikanischer Redner von dieser Crisis, nach dem Rath der neuern Theoretiker da, wo wir am wohlfeilsten kaufen konnten, und unsere Märkte wurden von fremden Waaren überschwemmt; man kaufte die englischen Waaren wohlfeiler in unseren Seestädten als in Liverpool und London. Unsere Manufakturisten wurden ruinirt, unsere Kaufleute, selbst diejenigen, welche sich durch die Einfuhr bereichern zu können glaubten, verfielen in Bankerott, und alle diese Ursachen zusammengenommen, wirkten so nachtheilig auf die Landwirthschaft, daß allgemeine Werthlosigkeit des Grundeigenthums eintrat, und folglich der Bankerott auch unter den Grundbesitzern allgemein ward. Dieser Zustand war keineswegs vorübergehend; er dauerte vom Pariser Frieden bis zur Herstellung der Föderativverfassung, und trug mehr als irgend ein anderer Umstand dazu bei, daß die Freistaaten ihren Staatsverband fester knüpften und dem Congreß zu Behauptung einer gemeinschaftlichen Handelspolitik zureichende Gewalt einräumten. Von allen Staaten, Neuyork und Südcarolina nicht ausgenommen, wurde nun der Congreß mit Petitionen um Schutzmaßregeln für die innere Industrie bestürmt, und Washington trug am Tage seiner Inauguration ein Kleid von inländischem Tuch, „um, sagte ein gleichzeitiges Journal von Neuyork, in der einfachen und ausdrucksvollen Weise, die diesem großen Manne eigen ist, allen seinen Nachfolgern im Amte und allen künftigen Gesetzgebern eine unvergeßliche Lehre zu geben, auf welche Weise die Wohlfahrt des Landes zu befördern sey.“ Ungeachtet der erste amerikanische Tarif (1789) nur geringe Einfuhrzölle auf die bedeutendsten Manufakturartikel festsetzte, so wirkte er doch schon in den ersten Jahren so wohlthätig, daß Washington in seiner Botschaft von 1791 der Nation zu dem

blühenden Zustand, in welchem sich Manufakturen, Ackerbau und Handel befanden, Glück wünschen konnte.

Bald aber zeigte sich die Unzulänglichkeit dieses Schutzes, da die Wirkung der geringen Auflage von den durch verbesserte Verfahrungsweisen unterstützten Fabrikanten Englands leicht überwunden worden war. Der Congreß erhöhte zwar den Einfuhrzoll für die bedeutendsten Manufakturartikel auf 15 Prct., jedoch erst im Jahre 1804, als er, durch die unzureichenden Zolleinnahmen gedrängt, seine Revenüen zu vermehren genöthigt ward, und lange nachdem die inländischen Fabrikanten in Beschwerden über Mangel an zureichendem Schutz und die entgegenstehenden Interessen in Argumenten über die Vortheile der Handelsfreiheit und die Schädlichkeit hoher Einfuhrzölle sich erschöpft hatten.

Unter dem Schutze des letztern Tarif's erhielt sich die Manufakturkraft der Nordamerikaner, den durch fortwährende Verbesserungen unterstützten und zu colossaler Größe anwachsenden Fabriken Englands gegenüber, nur nothdürftig, und hätte ohne Zweifel ihrer Concurrenz unterliegen müssen, wäre ihr nicht der Embargo und die Kriegserklärung von 1812 zu Hülfe gekommen, in Folge welcher Ereignisse, wie zur Zeit des Unabhängigkeitskriegs, die amerikanischen Fabriken einen so außerordentlichen Aufschwung nahmen, daß sie nicht nur den innern Bedarf befriedigten, sondern bald auch zu exportiren anfingen. Bloß in der Baumwollen- und Wollenfabrikation waren, nach einem Bericht des Handels- und Manufakturcomités an den Congreß, im J. 1815 100,000 Menschen beschäftigt, deren Produktion mehr als 60 Millionen Dollars an Werth betrug. Bristed schätzt die Summe des während dieses Zeitraums beschäftigt gewesenen Capitals, vielleicht etwas zu hoch, auf die ungeheure Summe von 1000 Millionen Dollars. Wie während des Revolutionskriegs, bemerkte man, als nothwendige Folge des Aufschwungs der Manufakturkraft, ein rasches Steigen aller Preise, der Produkte und Taglöhne sowohl, als des liegenden Eigenthums, folglich allgemeine Prosperität der Grundbesitzer, der Arbeiter und des innern Handels.

Nach dem Frieden von Gent, gewarnt durch die Erfahrungen von 1786, verordnete der Congreß für das erste Jahr die Verdoppelung der früheren Zölle, und während dieser Zeit fuhr das Land fort zu prosperiren. Aber gedrängt von den, den

Manufakturen gegenüberstehenden, übermächtigen Privatinteressen und von den Argumenten der Theoretiker, beschloß er für das Jahr 1816 eine bedeutende Herabsetzung der Einfuhrzölle, und nun kamen richtig dieselben Wirkungen der auswärtigen Concurrenz wieder zum Vorschein, wie man sie in den Jahren von 1786 bis 1789 erfahren hatte, nämlich Ruin der Fabriken, Werthlosigkeit der Produkte, Fallen des Werthes der liegenden Güter, allgemeine Calamität unter den Landwirthen. Bristed schätzt die Summe der Verluste und der aus den Gewerben gezogenen Capitale schon im Jahr 1818 auf 500 Millionen Dollars. Nachdem das Land zum zweiten Mal im Krieg die Segnungen des Friedens genossen hatte, erlitt es zum zweiten Male durch den Frieden größere Uebel, als der verheerendste Krieg ihm hätte bringen können. Erst im Jahre 1824, nachdem die Wirkungen der englischen Kornbill auf den amerikanischen Ackerbau in dem ganzen Umfang ihrer unsinnigen Tendenz sich herausgestellt und dadurch das Ackerbauinteresse der mittleren, nördlichen und westlichen Staaten genöthigt hatte, mit dem Manufakturinteresse gemeinschaftliche Sache zu machen, ward im Congreß ein etwas erhöhter Tarif durchgesetzt, der jedoch, da Herr Huskisson auf der Stelle Gegenmaßregeln traf, um in Beziehung auf die englische Concurrenz seine Wirkungen zu paralysiren, sich bald als unzureichend auswies und durch den, nach heftigem Kampf durchgesetzten Tarif von 1828 remedirt werden mußte. Welchen Aufschwung seitdem die amerikanischen Manufakturen genommen haben, ist bekannt.

Aus der Handelsgeschichte der vorzüglichsten Nationen der alten und neuen Welt läßt sich also für die beiden einander gegenüberstehenden Systeme der Freiheit und der Restriktion Folgendes abstrahiren: Einzelne freie Städte, oder kleine, an Territorium beschränkte, an Volkszahl geringe und an Kriegsmacht unbedeutende Republiken, oder Bündnisse solcher Städte und Staaten haben, gestärkt durch die Energie jugendlicher Freiheit und begünstigt durch ihre geographische Lage, so wie durch glückliche Umstände und Zeitverhältnisse, lange vor den großen Monarchien durch Gewerbe und Handel geblüht, und durch freien Verkehr mit den letzteren, indem sie ihnen Manufakturwaaren zuführten und ihre Produkte an Zahlungsstatt entgegen nahmen,

sich auf einen hohen Grad von Reichthum und Macht emporgeschwungen. So Venedig, so die Hanseaten, so die Belgier und Holländer.

Nicht minder zuträglich war anfänglich der freie Handel den großen Reichen, mit welchen sie im Verkehr standen. Mit natürlichen Hülfsquellen reichlich gesegnet, aber doch in Rohheit und Barbarei versunken, war die freie Einfuhr fremder Manufakturwaaren und die Ausfuhr einheimischer Produkte das sicherste und wirksamste Mittel, ihre productiven Kräfte zu entwickeln, ihre dem Müßiggang und Raufhändeln nachhängenden Bewohner an Arbeitsamkeit zu gewöhnen, Grundbesitzer und Adel für die Industrie zu interessiren, den schlafenden Unternehmungsgeist ihrer Kaufleute zu wecken, überhaupt ihre Culturindustrie und Macht zu heben.

Diese Wirkungen hat besonders Großbritannien von dem Handel und der Manufakturindustrie der Italiener, der Hanseaten, der Belgier und der Holländer erfahren. Aber durch den freien Verkehr auf eine gewisse Stufe der Entwicklung gehoben, erkannten die großen Reiche, daß die höchste Stufe der Cultur, der Macht und des Reichthums nur durch eine Vereinigung der Manufakturen und des Handels mit dem Ackerbau zu erreichen sey; sie fühlten, daß die neuen Manufakturen des Inlands mit den alten, längst bestehenden der Fremden nie mit Glück würden eine freie Concurrenz bestehen können, daß die eigenen Fischereien und die eigene Schifffahrt, die Basis der Seemacht, ohne besondere Begünstigungen nie aufkommen würden, und daß der Unternehmungsgeist der inländischen Kaufleute durch das übermächtige Capital und die größern Erfahrungen und Einsichten der Fremden fortwährend würden niedergehalten werden. Alsdann suchten sie durch Restriktionen, Begünstigungen und Aufmunterungen die Capitale, die Geschicklichkeit und den Unternehmungsgeist der Fremden auf den eigenen Boden zu verpflanzen, und zwar mit größerem oder geringerem, mit schnellerem oder langsamerem Erfolge, je nachdem die von ihnen angewandten Mittel mehr oder weniger zweckmäßig gewählt und mit größerer oder geringerer Energie und Beharrlichkeit ins Werk gesetzt und befolgt worden sind.

Vor Allem hat England diese Politik ergriffen. Aber durch einsichtslose oder leidenschaftliche Regenten, durch innere Bewegungen

oder auswärtige Kriege öfters darin unterbrochen, gelangte es erst durch Eduard VI., durch Elisabeth und die Revolutionen zu einem festen, dem Zweck entsprechenden System. Denn wie konnten die Maßregeln Eduards III. gehörig wirken, wenn erst unter Heinrich VI. erlaubt war, Korn von einer englischen Grafschaft in die andere zu führen oder nach dem Auslande zu exportiren? wenn noch unter Heinrich VII. und Heinrich VIII. aller Zins, selbst Wechselprofite für Wucher erklärt und die Ausfuhr von Pferden verboten ward, und wenn man noch zu dieser Zeit glaubte, die Gewerbe durch niedrige Tarirung der Wollenwaaren und Taglöhne, oder durch Verbot der Ausfuhr fabrizirter Tücher, und die Produktion von Wolle und Getraide durch Beschränkung der Lehrlinge bei den Manufakturen, durch Tarirung der Preise aller Lebensmittel und Lebensbedürfnisse und durch Beschränkung der großen Schaafheerden befördern zu können? Und um wie viel früher hätte nicht Englands Wollenfabrikation und Schifffahrt einen hohen Grad von Prosperität erlangt, hätte nicht Heinrich VIII. das Steigen der Getraidepreise als ein Uebel betrachtet, hätte er, anstatt die fremden Arbeiter in Masse aus dem Land zu treiben, nach dem Beispiel früherer Regenten, die Zahl derselben durch Einwanderung zu vermehren gesucht? hätte nicht Heinrich VII. die ihm vom Parlamente vorgeschlagene Navigationsakte verworfen?

In Frankreich sehen wir Ackerbau, Manufakturen, freien Verkehr im Innern, auswärtigen Handel, Fischereien, Schifffahrt und Seemacht, kurz alle Attribute einer großen, mächtigen und reichen Nation, welche zu erlangen England nur nach Jahrhunderte langen Bestrebungen gelungen war, durch ein großes Genie im Lauf weniger Jahre hervorrufen wie durch Zauberschlag, aber noch schneller durch die eiserne Hand des Fanatismus und der Despotie wieder vernichten.

Vergebens sehen wir unter ungünstigen Verhältnissen das Princip des freien Verkehrs gegen die mit Macht bekleidete Restriktion ankämpfen. Die Hansa wird vernichtet und Holland sinkt unter den Schlägen Englands und Frankreichs.

Daß die restriktive Handelspolitik nur in so fern wirksam seyn kann, als sie von der fortschreitenden Cultur und den freien Institutionen der Nation unterstützt wird, lehrt der Verfall

Venedigs, Spaniens und Portugals, der Rückfall Frankreichs durch den Widerruf des Edikts von Nantes, und die Geschichte Englands, in welchen Reichen wir die Freiheit mit den Fortschritten der Industrie und des Handels stets gleichen Schritt halten sehen.

Daß aber dagegen eine weit vorgerückte Cultur, mit oder ohne freie Institutionen, wenn sie nicht von einer zweckmäßigen Handelspolitik unterstützt ist, die ökonomischen Fortschritte einer Nation wenig verbürge, lehrt einerseits die Geschichte der nordamerikanischen Freistaaten, andrerseits die Erfahrung Deutschlands.

Das neuere Deutschland, ohne kräftige und gemeinsame Handelspolitik, bloßgestellt auf dem eigenen Markte der Concurrenz einer in jeder Beziehung überlegenen fremden Manufakturkraft, dagegen ausgeschlossen durch willkührliche, oft launenhafte Restriktionen von dem fremden Markt, weit entfernt, in seiner Industrie die seiner Cultur entsprechenden Fortschritte zu machen, vermag nicht einmal seinen frühern Standpunkt zu behaupten, und wird wie eine Colonie ausgebeutet von einer Nation, die schon Jahrhunderte zuvor von deutschen Kaufleuten ausgebeutet worden war, bis endlich die deutschen Staaten sich entschlossen, durch ein gemeinsames kräftiges Handelssystem den innern Markt der eigenen Industrie zu sichern.

Die nordamerikanischen Freistaaten, mehr als jede andere Nation vor ihnen in der Lage, von der Freiheit des Handels Nutzen zu ziehen, und schon an der Wiege ihrer Selbstständigkeit influenzirt durch die Lehren der cosmopolitischen Schule, bestrebten sich mehr als jede andere, diesem Prinzip nachzuleben. Aber durch Kriege und Nonintercourse sehen wir zweimal diese Nation genöthigt, die Manufakturwaaren, die sie, bei freiem Verkehr, von andern Nationen bezog, selbst zu fabriciren, zwei Mal nach eingetretenen Friedensstand durch die freie Concurrenz des Auslands an den Rand des Verderbens geführt und dadurch gemahnt, daß bei der gegenwärtigen Weltlage jede große Nation die Bürgschaft ihrer fortdauernden Prosperität und Unabhängigkeit vor allen Dingen in der selbstständigen und gleichmäßigen Entwicklung ihrer eigenen Kräfte zu suchen habe.

So zeigt die Geschichte, daß die Restriktionen nicht sowohl Erfindungen spekulativer Köpfe, als naturgemäße Folgen der

Verschiedenheit der Interessen und des Strebens der Nationen nach Unabhängigkeit oder nach überwiegender Macht, also der National-eifersucht und der Kriege sind, und daß sie auch nur mit diesem Conflikt der Nationalinteressen, folglich durch Vereinigung der Nationen unter dem Rechtsgesetz aufhören können. Die Frage: ob und wie die Nationen zu einem Staatenbund zu vereinigen und wie bei Entscheidung der unter unabhängigen Nationen entstehenden Differenzen an die Stelle der Waffenmacht der Rechtsspruch zu setzen sey, ist also eins mit der Frage: wie an die Stelle der Handels-systeme der Nationen Welthandelsfreiheit gesetzt werden könne?

Die Versuche der einzelnen Nationen, diese Freiheit einseitig, einer durch Industrie, Reichthum und Macht, wie durch ein geschlossenes Handelssystem vorherrschenden Nation gegenüber, einzuführen, wie sie 1703 von Portugal, 1786 von Frankreich, 1786 und 1816 von Nordamerika, 1815 bis 1819 von Rußland und Jahrhunderte lang von Deutschland gemacht worden sind, zeigen uns, daß auf diesem Wege nur die Prosperität der einzelnen Nationen ohne Vortheil für die gesammte Menschheit geopfert wird, zur alleinigen Bereicherung der vorherrschenden Manufaktur- und Handelsmacht. Die Schweiz, wie wir in einem andern Artikel darthun werden, bildet eine Ausnahme, die gleich viel und gleich wenig für oder gegen das eine oder das andere System beweist.

Colbert erscheint uns nicht als Erfinder jenes Systems, das die Italiener nach ihm getauft haben; wie wir gesehen haben, ist es lange vor ihm von den Engländern ausgebildet gewesen. Colbert hat nur ins Werk gesetzt, was Frankreich, wenn es seine Bestimmung erfüllen wollte, früher oder später ins Werk setzen mußte. Will man durchaus Colbert irgend etwas zur Last legen, so kann es nur dies seyn, daß er *vor* der französischen Revolution auszuführen suchte, was erst *nach* derselben Bestand haben konnte. Dem ließe sich aber entgegenstellen: Colberts System, durch weise Regenten und einsichtsvolle Minister fortgesetzt, hätte die den Fortschritten der Gewerbe, der Landwirthschaft und des Handels, so wie der öffentlichen Freiheit entgegenstehenden Hindernisse auf dem Wege der Reform beseitigt, und Frankreich hätte dann keine Revolution erlebt, vielmehr, durch Wechselwirkung der Industrie und der Freiheit in seiner Entwicklung gefördert, schon

seit anderthalb Jahrhunderten in den Manufakturen, in der Beförderung des innern Verkehrs sowohl, als im auswärtigen Handel und in der Colonisation, gleichwie in den Fischereien, in der Schifffahrt und in der Seemacht mit England glücklich gewetteifert.

Die Geschichte lehrt uns endlich, wie die mit allen, zu Erstrebung des höchsten Grads von Reichthum und Macht erforderlichen Mitteln von der Natur ausgestatteten Nationen, ohne mit ihrem Bestreben in Widerspruch zu gerathen, nach Maßgabe ihrer Fortschritte mit ihren Systemen wechseln können und müssen, indem sie durch freien Handel mit weiter vorgerückten Nationen sich aus der Barbarei erheben und ihren Ackerbau emporbringen, hierauf durch Beschränkungen das Aufkommen ihrer Manufakturen, ihrer Fischereien, ihrer Schifffahrt und ihres auswärtigen Handels befördern, und endlich auf der höchsten Stufe der Industrie und Macht angelangt, durch allmählige Einführung des freien Handels und der freien Concurrenz auf den eigenen wie auf den fremden Märkten, ihre Landwirthe, Manufakturisten und Kaufleute gegen Indolenz bewahren und sie anspornen, das erlangte Uebergewicht zu behaupten. Auf der ersten Stufe sehen wir Spanien, Portugal und Neapel stehen; auf der zweiten Deutschland, Oestreich und Nordamerika; den Grenzen der letzten Stufe scheint uns Frankreich nahe zu seyn; erreicht hat sie zur Zeit allein Großbritannien.

F. List.

Der Streit zwischen Moral und Geschmack.

Ist es wohl zufällig, daß man in neuerer Zeit so viel über den in der Ueberschrift bezeichneten Gegenstand streitet? Oder ist der Streit nicht vielmehr eine natürliche Folge des leidigen Umstandes, daß die früher unbestrittenen und aus einem richtigen, vielleicht unbewußten Gefühl heilig geachteten Grenzen zwischen den Forderungen der Moral und denen des Geschmacks in unsern Tagen von beiden Seiten tumultuarisch überschritten worden sind? Schwerlich, so muß es uns dünken, würde diese kritische Fehde sich entsponnen haben, wenn nicht auf der einen Seite Dichter, ja ganze Gattungen von Dichtern geflissentlich unmoralisch geschrieben und das Unmoralische gewissermaßen zum Kriterium der Poesie gemacht, und auf der andern Pietisten und Rigoristen mit einem barbarischen Fanatismus selbst die edelsten und unschuldigsten Dichter von weltlicher Färbung verdammt hätten. Der Streit ist nicht aus der Luft gegriffen, nicht eine müßige Frage der Theorie, sondern an Thatsachen der Erfahrung geknüpft.

Auch steht diese Erfahrung nicht vereinzelt da. Wer die Literatur einigermaßen überblickt, findet überall jene merkwürdige Ueberschreitung und Verrückung alter Grenzen wieder. Die geistige Magnetnadel des Zeitalters wird durch eine geheimnißvolle Macht, wie durch ein unsichtbares Nordlicht, irritirt und schwankt nach entgegengesetzten Seiten. Ist es Ueberfülle der Kraft, die sich auf verkehrten und unnatürlichen Wegen Bahn bricht, weil die gewohnten Canäle längst ausgefüllt und verstopft sind? oder ist es die krankhafte Verirrung geschwächter, überreizter und leidender Organe?

seit anderthalb
förderung des i
del und in der (
Schifffahrt und i
Die Geschich
strebung des höch
lichen Mitteln vor
ihrem Bestreben in
Fortschritte mit ihr
sie durch freien Ha
der Barbarei erheb
durch Beschränkung
Fischereien, ihrer S
dern, und endlich a
angelangt, durch a
der freien Concurren
ten, ihre Landwirth
lenz bewahren und
behaupten. Auf de
und Neapel stehen;
Nordamerika; den
reich nahe zu seyn;



[illegible] zurück. [illegible] aus einander [illegible]

Scheint doch die alte Erde [illegible] was nicht zusammen [illegible] der dem andern gehört. [illegible] neben der Kirche. Aber ein sonderbar [illegible] Geschlecht an, in der Kirche [illegible] predigen, beten und singen [illegible] Jahrhunderten [illegible] bloß die frivolen [illegible] so ernsten und [illegible] wie [illegible] der andern Seite [illegible] merkwürdig, [illegible]

mlos, dennoch sich schämen, sich so unanständig auszudrücken, das fromme Jahrhundert der Reformation. Sie hat die son-
are Laune, ihr Raffinement hinter Naivetät, Unschuld, sen-
tale Thränen, Begeisterung für die Menschheit, für die Kunst,
gar hinter religiöse Schwärmerei zu verstecken. Das Alter-
ließ uns Satyrs und Faunen, die französische Revolution ein-
hte Teufel sehen, die mit satanischem Bewußtseyn über
triumphiren. Aber die moderne Poesie läßt uns nichts als
fliche Menschen sehen, die zwar lügen und stehlen, aber
nur aus den edelsten Motiven, die zwar ehebrechen, aber
ach den von der heiligen Natur selbst vorgeschriebenen Ge-
der Wahlverwandschaft, die sich zwar selbstmorden, aber nur
ie für diese Welt zu gut waren, die zwar in einen Pfuhl
ollust versinken, aber nur „weil Wollust Religion ist,“ wie
. Schlegel sagte, und wie es eine neue Schule noch weiter
ührt hat. Nirgends will man das Laster als ein solches
lassen, beständig wird es beschönigt und für irgend eine
d ausgegeben.

ir wollen versuchen, den Ursprung dieser sonderbaren Er-
ng geschichtlich nachzuweisen.

ls die antike Welt in kolossaler Entartung unterging, stellte
rrschaft des durch das Christenthum noch geläuterten und ver-
germanischen Geistes im ganzen Westen Europas eine kräftige
ümliche Sittlichkeit wieder her, bewahrte der Jugend eine
Unschuld und Naivetät, dem Familienleben eine patriarcha-
Einfachheit, Reinheit und Treue, dem öffentlichen Leben
ollen Anstand. Die Pflicht des Ritters war, die Frauen
m, und in den Städten wurde die Hausehre und gute
och strenger gewahrt.

st mit der Reaction des romanischen Geistes kam wieder
hkeit in das germanisirte Europa, und sie ging zunächst
lien, von Rom, von der Hierarchie aus. Die volksthüm-
utsche Sitte erwehrte sich ihrer in der Reformation. Alle
haften, in denen das germanische Element überwog, die
n, Engländer, Scandinavier wiesen sie zurück. Sie be-
sich nur in den romanischen Ländern. Man pflegt die
der Reformation häufig der deutschen Barbarei zur Last
Allein die vorangegangene Zeit der schwäbischen Poesie

Wie es uns scheint, wirkt beides zusammen. Die geistigen Entwickelungen drängen sich in allzu üppiger Vegetation einander zurück. Richtungen, die lange friedlich neben einander oder aus einander liefen, ohne sich feindlich zu berühren, stoßen jetzt hart zusammen, durchkreuzen sich und prozessiren um ihre Ansprüche.

Scheint doch die alte Erde weit genug, daß sich absondern könnte, was nicht zusammen taugt. Aber man will gerade den Platz einnehmen, der dem andern gehört. Lange stand das Wirthshaus friedlich neben der Kirche. Aber ein sonderbar verirrter Trieb reizt das neue Geschlecht an, in der Kirche tanzen und den Leib pflegen, im Wirthshaus predigen, beten und singen zu wollen.

Nie ging man in den ascetischen Jahrhunderten so weit, als jetzt einige Pietisten, die nicht bloß die frivolen Dichter verwerfen, sondern sich sogar vor einem so ernsten und sittlichen, wie Schiller, kreuzigen.

Nie ging man aber auch von der andern Seite in poetischer Immoralität so weit als jetzt. Es ist merkwürdig, wie sich in dieser Beziehung unser Jahrhundert von früheren Zeiten unterscheidet. Die Unsittlichkeit gewann schon mehreremal eine größere oder geringere Gewalt über die Poesie und Kunst, doch immer auf eine ganz andere Weise. Zu Ende des classischen Alterthums und vor und während der Revolution in Frankreich herrschte das Laster ganz frei und offen und bildete sich in einem reinen Gegensatz gegen die Tugend ästhetisch aus. Im Zeitalter der Reformation bemächtigte sich der Poesie eine gewisse Unanständigkeit, der roheste Cynismus der Form, die sich aber mit einer sehr reinen Moral, ja sogar mit einer gewissen Heiligkeit des Inhalts vertrug. Welches Volk war sittlicher als die Holländer, die sehr schmutzige Dinge malten, und wie erhaben über jede Frivolität war Luthers heiliger Zorn, während doch in seinen Schriften äußerst viel Unschickliches, ja Unflätiges vorkommt? Es war nur der Schmutz, der in rauher Zeit auf rauhen Wegen an den Mänteln frommer Krieger sich angehängt.

In unserer Zeit hat die unsittliche Poesie eine ganz veränderte Richtung erhalten. Sie wagt es nicht frei und offen der Moral entgegenzutreten, wie die antike Plastik der spätesten verdorbenen Zeit, und wie die Parnys und Crebillons in Frankreich, obgleich sie von derselben Gesinnung ausgeht; und sie würde, obgleich

schamlos, dennoch sich schämen, sich so unanständig auszudrücken, wie das fromme Jahrhundert der Reformation. Sie hat die sonderbare Laune, ihr Raffinement hinter Naivetät, Unschuld, sentimentale Thränen, Begeisterung für die Menschheit, für die Kunst, ja sogar hinter religiöse Schwärmerei zu verstecken. Das Alterthum ließ uns Satyrs und Faunen, die französische Revolution eingefleischte Teufel sehen, die mit satanischem Bewußtseyn über Engel triumphiren. Aber die moderne Poesie läßt uns nichts als vortreffliche Menschen sehen, die zwar lügen und stehlen, aber immer nur aus den edelsten Motiven, die zwar ehebrechen, aber nur nach den von der heiligen Natur selbst vorgeschriebenen Gesetzen der Wahlverwandschaft, die sich zwar selbstmorden, aber nur weil sie für diese Welt zu gut waren, die zwar in einen Pfuhl von Wollust versinken, aber nur „weil Wollust Religion ist,“ wie schon F. Schlegel sagte, und wie es eine neue Schule noch weiter ausgeführt hat. Nirgends will man das Laster als ein solches gelten lassen, beständig wird es beschönigt und für irgend eine Tugend ausgegeben.

Wir wollen versuchen, den Ursprung dieser sonderbaren Erscheinung geschichtlich nachzuweisen.

Als die antike Welt in kolossaler Entartung unterging, stellte die Herrschaft des durch das Christenthum noch geläuterten und veredelten germanischen Geistes im ganzen Westen Europas eine kräftige volksthümliche Sittlichkeit wieder her, bewahrte der Jugend eine heilige Unschuld und Naivetät, dem Familienleben eine patriarchalische Einfachheit, Reinheit und Treue, dem öffentlichen Leben würdevollen Anstand. Die Pflicht des Ritters war, die Frauen zu ehren, und in den Städten wurde die Hausehre und gute Sitte noch strenger gewahrt.

Erst mit der Reaction des romanischen Geistes kam wieder Unsittlichkeit in das germanisirte Europa, und sie ging zunächst von Italien, von Rom, von der Hierarchie aus. Die volksthümliche deutsche Sitte erwehrte sich ihrer in der Reformation. Alle Völkerschaften, in denen das germanische Element überwog, die Deutschen, Engländer, Scandinavier wiesen sie zurück. Sie behauptete sich nur in den romanischen Ländern. Man pflegt die Rohheit der Reformation häufig der deutschen Barbarei zur Last zu legen. Allein die vorangegangene Zeit der schwäbischen Poesie

beweist, wie zart und edel die Deutschen zu denken und zu empfinden wußten, und die erst später herrschend gewordene Barbarei der Reformationssprache erklärt sich nur als eine Wirkung des mönchischen Geistes, des im Klosterleben erzeugten Cynismus, und hat insofern wenigstens mittelbar eine romanische Quelle. Auch nahmen die deutschen Glaubenshelden nur die äußere Rohheit der Mönchssprache an, der Kern ihrer Schriften war streng sittlich und fromm.

In Italien und Frankreich hatte sich ebenfalls eine Opposition gegen die Hierarchie gebildet, allein da sie nicht aus dem germanischen Element, nicht aus der volksthümlichen Sittlichkeit hervorging, sondern aus dem durch das Studium der Classiker wiederbelebten antiken, altheidnischen Element, so war sie auch von ganz anderer Art, als die Opposition der deutschen Reformatoren. In Aretino machte sich die nackte Immoralität der verdorbensten römischen Kaiserzeit, in Machiavelli die unsittliche Politik der antiken Tyrannei und in Boccaccio die alles verspottende Ironie Lucians geltend. Alle waren geistreich, aber auch alle unsittlich; ihr Wirken war ein negatives, unfruchtbares, trostloses. Sie lehrten einreißen, zerstören, nicht gründen. Wie anders unser Luther, dessen Wirken durch und durch positiv war und der nur herstellen wollte, stets beklagend, daß er dies nicht könne, ohne zugleich zerstören zu müssen.

In Frankreich wurde das germanisch-reformatorische Element in den Hugenotten nach langem Kampfe besiegt und ausgerottet. Auch hier konnte, wie in Italien, nur eine romanische antik-heidnische Opposition auftreten und Voltaire vereinigte gewissermaßen das Genie Aretino's, Machiavelli's und Boccaccio's in seinen welthistorisch gewordenen Schriften.

Deutschland wurde dem Einfluß dieser unsittlichen, antiken, ursprünglich vollkommen undeutschen Opposition zugänglich, theils weil die noch immer um ihre Sicherheit bange, oder nach Eroberungen gierige protestantische Partei in ihr eine natürliche Bundesgenossin gegen die römische Hierarchie sah, theils weil Deutschland damals zerrissen, entkräftet, ohne Nationalgefühl, dem furchtbaren Religionskampfe kaum entronnen war und sich durch das Ausland, von dem es politisch dominirt wurde, auch literarisch blenden ließ. Allein Voltaire ging nicht in das Blut der Deutschen über.

Er war mit seinem ganzen Wesen den Deutschen viel zu sehr entgegengesetzt. Auch die zahlreiche Schule von unsittlichen Schriftstellern, die er gründete, verführte nur die regelmäßig nach Paris wallfahrenden jungen deutschen Aristokraten und einige zerstreute Fanatiker, Illuminaten rc., die sofort das deutsche Kleid aus- und das französische anzogen. Immer aber blieb eine strenge Scheidung des frivolen französischen und des fromm-sittlichen deutschen Geistes deutlich bemerkbar und jener französische Geist drang weder in unser Volk, noch gelang es ihm, die mit Klopstock und Lessing beginnende großartige Wiedergeburt der deutschen Poesie zu verhindern.

Man kann nun diese älteren französischen Dichter wie eine feindliche Armee betrachten, die in unsere deutschen Fluren eingebrochen ist, die auch viele Verräther unter uns gefunden hat, die aber nie in unserer Mitte verweilen, uns nie in unserm Lande auf die Dauer beherrschen konnte. Ja wir müssen ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, sie handelten offen, frei und nicht ohne jene altfranzösische ritterliche Keckheit, die man selbst auf der lasterhaften Bahn noch bewundern kann. Sie verführten die, in denen ohnehin schlechte Neigungen vorherrschten, aber sie schlichen sich nicht mit heuchlerischen Künsten in kindliche und redliche Gemüther ein. Sie traten so offen heidnisch gegen das Christenthum und so faunisch frech gegen die guten Sitten auf, daß man auf den ersten Blick wußte, wer sie seyen und was sie wollten, sich also vor ihnen hüten konnte.

Sie vermochten unserer deutschen Poesie um so weniger gefährlich zu werden, als diese damals zugleich von England herüber einen dem französischen gerade entgegengesetzten Impuls empfing. Nimmt man die wenigen englischen Dichter aus, die ein wenig von Voltaire's Geist angesteckt waren, so waltete in der englischen Poesie durchgängig der reine germanische Charakter, die zarteste und tiefste Empfindung, die noch immer die Ehre der Frauen und ritterlichen Sinn als das höchste Gesetz erkannte, und dabei eine aus dem bürgerlichen Leben hervorgegangene kräftige und geistvolle Natürlichkeit, ein Volkshumor, der sich alles erlaubte und doch nie aus den Schranken der Ehrenhaftigkeit trat.

In Shakespeare finden wir neben dem klarsten Bewußtseyn eines gebildeten modernen Geistes zugleich die unverbrüchlichste

Treue gegen das sittliche Nationalgefühl. Seine Werke zeigen keine Spur des verneinenden Geistes, der sich in Frankreich gegen die Religion und Moral empörte.

Wahrscheinlich wäre die strengste Scheidung zwischen der germanischen, englisch-deutschen, und der romanischen, zunächst französischen Poesie erfolgt, wenn nicht durch wechselseitige Concessionen eine Vermittlung und Vermischung eingetreten wäre.

An der Grenze, wo germanisches und romanisches Leben sich mannigfach berühren und durchdringen, stand Rousseau auf, um der Schöpfer dieser Mischlingspoesie zu werden. In Rousseau's wunderbarem Charakter war gerade so viel unsittliche Neigung als Gewissenhaftigkeit. Daher die Gemeinheiten, ja Niederträchtigkeiten seines Lebens und die ängstliche Treue, womit er sie bekennt. Daher auch die Philosophie der neuen Heloise, der code Rousseau, das große Gesetzbuch der modernen Poesie, woraus man gelernt hat, die Sinnlichkeit sentimental zu behandeln und die pandemische Venus als die uranische anzubeten. Er hätte es nicht über sich vermocht, zu verführen, wie Crebillon. Eine innere Scham machte ihm die Lust, die er beständig suchte, beständig zur Qual, und er rechtfertigte den niedrigsten, ungeordnetsten Trieb durch Empfindungen, die er dem reinsten Engel abzulauschen schien.

In dieser neuen Form gewann die französische Poesie in Deutschland einen ungleich größern Einfluß, als in der Form Voltaire's. Rousseau schmeichelte der deutschen Gemüthlichkeit. Er bestach durch Thränen. Er schlich sich durch die Seele ein, um unmerklich die Begierden des Körpers zu entflammen. Man mußte ihn als einen gefühlvollen, immer nach Natürlichkeit und Wahrheit trachtenden, anspruchslosen und demüthigen, beinah deutschen Dichter anerkennen. Man bemitleidete ihn, man vergab ihm seine so rührend gebeichteten Schwächen und merkte nicht, daß er im Grunde, wenn auch wider seinen eignen Willen, ein Verführer sey.

Er verführte zunächst unsere Dichter. Es wurde Mode, alle menschlichen Schwächen auf seine sentimentale Weise zu entschuldigen, zumal die Schwächen des Fleisches, doch auch Charakterfehler, die man sonst unter keinen Umständen entschuldigt haben würde. Lafontaine, Kotzebue und eine Menge anderer Dichter copirten

unzähligemal die neue Heloise und die gefallenen Mädchen wurden in den deutschen Romanen und auf den deutschen Theatern einheimisch. In dieser Beziehung der Toleranz versichert, ging man weiter. Kotzebue nahm die ganze Musterkarte menschlicher Gemeinheiten durch, um sie sentimental zu beschönigen. Wem sind nicht die „edlen Lügner", die gerechtfertigten Diebe ꝛc. noch erinnerlich, jene wunderliche Sippschaft von Roman- und Bühnenhelden, über die Schiller durch Shakespeares Geist das vernichtende Urtheil sprechen läßt? Wer kennt nicht jene Poesie, die, wenn sich das Laster erbricht, die Tugend zu Tische ladet?

Jene Periode der „süßen Schwächen" und der alles bemäntelnden Rührung ist glücklich vorübergegangen. Allein die Immoralität hatte sich einmal das Bürgerrecht in der deutschen Poesie erworben und war nicht gesonnen, diesen Vortheil aufzugeben. Ihr Gift breitete sich nach andern Richtungen aus, nahm andere Symptome an. Wenn sie vorher das gute Herz bestochen hatte, so schlich sie sich jetzt in den Stolz des Geistes ein.

Die Deutschen fingen plötzlich an, ihres Werthes sich bewußt zu werden. Nachdem sie so lange, nur allzu demüthig und bescheiden, andere Völker bewundert und sich selbst hintangesetzt, ergriff sie auf einmal das Gefühl ihrer Vortrefflichkeit. Allein schon hatte sie jenes Gift beschlichen und ihr neuer Stolz war kein Nationalstolz, sondern nur Egoismus. Die Geister, die sich aus der Menge erhoben, erkannten nicht mehr die Pflicht an, sich der Menge zu widmen, sondern verachteten die Menge und sprachen nur das Vorrecht an, sich persönlich alles erlauben zu dürfen und dafür von der Menge bewundert und bedient zu werden. Nicht in und mit dem Volke wollten sie stehen, sondern über dem Volke als Menschen von ganz anderer Race, als Halbgötter. Diese „vornehmen Geister" gaben der Poesie neben dem schon ältern Rousseauschen Gesetz ein neues, dessen erster Artikel lautet: das Genie steht über dem Gesetz. Es lag nun in der Natur eines solchen Privilegiums, daß die, welche sich desselben rühmten, auch geflissentlich darauf ausgingen, auf Kosten der für die Menge noch gültigen religiösen und sittlichen Gesetze davon Gebrauch zu machen. Es wurde Mode, sich mit genialer Freiheit nicht bloß über die Convenienz, sondern auch über die gemeinen Pflichten hinwegzusetzen. An die Stelle der Herzensschwächen traten nun die

Kraftäußerungen des Genies, und die deutsche Poesie wurde mit einer neuen zahlreichen Gattung von Helden bevölkert, die mit ihrer schönen Seele, mit ihrer unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit, mit ihrer Don-Juans-Natur, mit ihrem alles verzehrenden Feuer, mit ihrer Tendenz nach unendlichem Genuß die Apotheose schon auf Erden verlangten oder wie Titanen gegen das Bestehende anstürmten, in göttlicher Grobheit die gemeine Welt über den Haufen werfen, in göttlichem Wahnsinn sie in Brand stecken wollten, Helden, denen entweder die Welt gut genug war, um von ihnen in schrankenloser Lust genossen zu werden, oder die für die Welt zu gut zu seyn glaubten, sie mit Sarkasmen mißhandelten oder im Selbstmord das heiligste Mysterium des Egoismus feierten.

Gleichsam zur Entschuldigung für die Deutschen drang dieser poetische Egoismus auch nach England hinüber und Lord Byron bewies, daß selbst in dem besser verwahrten Inselreiche der germanische Geist nicht frei bleiben sollte von der Ansteckung, der er sich in dem offen stehenden Deutschland nicht hatte erwehren können.

Es muß zugegeben werden, daß in dieser Art von Poesie germanische Gemüthskraft thätig war und daß es die romanischen Völker nie bis zu einer solchen Ueberschwenglichkeit gebracht haben; allein diese vornehme Poesie steht dennoch mit der germanischen Volksnatur in Widerspruch. Es ist eine Poesie der Ausnahmen, nicht der Regel; der Vornehmen, nicht des Volkes; sie geht nicht aus dem Volk hervor, um wieder in das Volk zu dringen, sondern reißt sich von allen natürlichen und innigen Banden, die das Individuum mit dem Volke verknüpfen, in despotischer Laune los. Gab es einen historischen Moment, in dem ein solches Losreißen, eine solche vornehme Ausnahme möglich war, so zweifle man doch ja nicht, daß er vorübergehen wird. Das Volk stirbt nicht. Früher oder später empört es sich gegen eine Aristokratie des Geistes, die ihm seine Sitten, seinen Glauben zu verachten und mit Füßen zu treten wagen durfte. Antinationale Tendenzen können vorübergehend mächtig werden, nie aber auf die Dauer; die Poesie, welche dem Charakter des Volks treu bleibt, ist ungleich mächtiger und wird sie stets wieder überwinden, künftig wie früher.

Wirklich ist jene vornehme Unsittlichkeit bereits diskreditirt und seit einiger Zeit haben sich viele Dichter, die sich zu ihr bekennen, genöthigt gesehen, eine demokratische Maske vorzunehmen. Die

französische Romantik ging mit diesem Beispiel voran. Um nach der Julirevolution populär zu bleiben, mußte sie republikanisch werden und predigte nun dieselbe unsittliche Lehre, die früher das Geheimniß der Aristokratie gewesen, den Völkern. Werft die alten Vorurtheile ab, hieß es, wagt es, glücklich zu seyn! Die Güter der Erde gehören euch Allen, schwelgt darin! Die Reichen haben sie bisher allein in Anspruch genommen, euch zur Armuth verdammt und euch strenge Sittengesetze und einen unerträglichen religiösen Zwang aufgelegt, damit ihr euch geduldig unter das Joch schmiegen solltet. Zerbrecht nun dieses Joch, entreißt ihnen ihre Güter, theilt ihre Genüsse! — Früher nahm sich der geniale Wüstling heraus, fremde Ehen zu brechen, die Unschuld Anderer für sich auszubeuten, auf Kosten Anderer den vollen Becher jedes Sinnengenusses auszuschlürfen und als freier, kraftvoller, titanenhafter Geist Gott und dem Schicksal zu trotzen. Jetzt will man diese Ausnahmen weniger Vornehmer zur Regel Aller erheben, gar keine Unschuld mehr dulden, die Ehe insgemein aufheben, die christliche Religion förmlich abschaffen und den Epicuräismus des Genies zum Gemeingut des Volkes machen. Eine wunderliche Verkuppelung des Crebillionismus mit dem St. Simonismus, der altaristokratischen Gesetzlosigkeit mit einer neuen republikanischen Ordnung.

Doch konnte dieser Wahnsinn, welcher die Immoralität zum ordnenden Princip der Gesellschaft machen will, unmöglich Wurzel fassen. Die genialeren Dichter fühlten tief, daß ihre regellosen Begierden mit der ewigen Ordnung der Dinge in Widerspruch ständen. Als daher ihre Vornehmigkeit im neunzehnten Jahrhundert nicht mehr so respectvoll anerkannt wurde, wie im achtzehnten, als die glücklichen Tage vorüber waren, in denen sich die geniale Aristokratie alles erlauben durfte, hörte bei ihr auch die Wollust zu lachen auf, und eine wilde Verzweiflung, das Bewußtseyn der Schuld, der Trotz der Seele, das Herausfordern des Schicksals oder ein unheilbarer Schmerz trat an die Stelle der taumelnden Freuden. Man hat diese Gattung von Dichtern vorzugsweise die „Zerrissenen" genannt und Lord Byron steht an ihrer Spitze. In seinem germanischen Charakter konnte sich der Ernst nicht verleugnen und wenn er sich mit Bewußtseyn in ein Meer von Wollust, wie Ritter Curtius in den Abgrund, stürzte, so versank er doch in andern Momenten wieder in den tiefsten Schmerz.

Dieser Schmerz, wie diese Lust fanden überall in der mit sich selber nicht einigen Zeit Anklang. Viele Dichter empfanden auf ähnliche Weise und waren wirklich mehr seine Genossen, als bloß seine Nachahmer. Doch fanden sich auch eine Menge gemeinerer Seelen ein, die ihn nur nachahmten, überboten, verzerrten. Insbesondere die französische Romantik adoptirte den s. g. Weltschmerz, die poetische Verzweiflung und suchte ihn durch Weltgemälde zu rechtfertigen, in denen alles Scheußliche, was je in der menschlichen Natur vorgekommen, kunstreich gesammelt und zu Schauder erregenden Effecten mißbraucht wurde. Die Geschichte wurde ausgebeutet, um Gräuel der Tyrannei, des Fanatismus, der treulosesten Politik, der wildesten Revolutionen, oder Privatverbrechen und Laster aller Art zu schildern, und alles nur, um den trostlosen Beweis zu führen, daß die menschliche Natur von jeher verdorben war und daß es thöricht sey, an Tugend zu glauben.

In Deutschland hat man zwar diese Verzweiflungsliteratur ebenfalls sich einnisten lassen, doch wurde hier das Laster selten so colossal aufgefaßt. Man begnügte sich in der Regel mehr mit der Analyse unmoralischer Neigungen und Situationen im Kleinen. An die Stelle der älteren sentimentalen Verführungsgeschichten, in denen das schwache Herz mit vielen süßen Thränen beschönigt worden war, und der späteren Ausschweifungen des Genies, der Faust- und Don Juan-artigen Helden, traten jetzt hauptsächlich die mit einer gewissen philosophischen Ruhe geschriebenen Wahlverwandtschafts- und Ehebruchsgeschichten, in denen das menschliche Herz mit einem feinen und scharfen Messer secirt wurde, um den geheimen Ursprung und das allmählige Wachsthum verbotener Neigungen zu zeigen, wobei die Poesie fast ganz einem psychologischen Interesse untergeordnet wurde. Man war aber bald im Kleinen eben so erfinderisch, wie die Franzosen im Großen, und während diese alle Gräuel der Weltgeschichte ausbeuteten, suchten die deutschen Poeten und Poetinnen mit nicht geringerem Fleiße alle Mißverhältnisse des Privatlebens auf, um mit jeder Messe neue Krankheitsgeschichten der Seele und der Gesellschaft zu Markte zu bringen.

Dies ist die kurze, aber, wie wir glauben, treue Geschichte der unmoralischen Literatur in Europa.

In demselben Maaße, wie die Immoralität zu verschiedenen Zeiten sich mächtiger hervordrängte, trat ihr auch — weil ein Extrem

immer das andere hervorruft — eine geschärfte, übertriebene, ängstliche, pedantische, prude und intolerante Moral entgegen.

Man muß schon die Ascetik als das andere Extrem ansehen, das durch ein erstes hervorgerufen wurde, nämlich durch die ungeheure Entsittlichung der späteren römischen Kaiserzeit. Zwischen diesen beiden Extremen stand das germanische Volk mit seiner schönen Unschuld und Natürlichkeit in der Mitte, denn rein und sittlich im Vergleich mit den verdorbenen Römern, war es auch in seiner kräftigen Sinnlichkeit jener übertriebenen und unnatürlichen Kasteiung fremd. Als es aber zwischen der Ansteckung des einen oder andern Extrems zu wählen hatte, wählte es seinem Seelenadel gemäß doch lieber die christliche Ascetik, als die heidnische Verderbniß. Indeß hat es sich das ganze Mittelalter hindurch immer seine ursprüngliche Natur, die kräftige Sinnlichkeit und frohe Laune bei volksthümlicher altgewohnter Sittenzucht bewahrt.

Erst als in der christlichen Kirche selbst und namentlich in ihrem romanischen Gebiete unter der Maske der Heiligkeit die frechste Unsittlichkeit überhand nahm, trat ihr auch wieder eine ängstlichere und intolerantere Moral entgegen. So hatten die Hussiten, die ersten, die sich gegen römisches Laster empörten, gleich den tollen Gedanken, **alle** Sünden mit Gewalt ausrotten zu wollen. Eine finstere schreckliche Moral trat an die Stelle der heitern Volksthümlichkeit. Dieselbe Erscheinung wiederholte sich in der Reformation Luthers. So gewaltig Luther, dieser Kern und Inbegriff deutschen Volksthums, auch kämpfte und ermahnte, nicht das Kind mit dem Bade auszuschütten, so laut er predigte, man solle nicht von der Natur abweichen, so fröhlich er Wein, Weiber und Gesang leben ließ und statt der theologischen Scholastik die Historienschreiber und Poeten zu lesen empfahl, so wenig vermochte er doch den Lauf der Dinge zu hindern, der in der reformirten Partei nothwendig wieder eine finstere, schreckliche, unduldsame Moral zum Gesetz erhob. Die Natur will einmal, daß jeder Gegensatz den andern hervorrufe. Die Liederlichkeit des südlichen Clerus war allzu bunt gewesen, als daß ihr nicht jene schwarz und weiße Moral des unfreundlichen Nordens hätte gegenüber treten müssen.

Kaum hatte man sich von dem Schrecken des dreißigjährigen Krieges wieder erholt und der Einfluß des Hofes Ludwigs XIV. auf die deutschen Höfe brachte französische Trachten, Sprache,

Poesie, Theater und deren Unsittlichkeit nach Deutschland, so fand dieselbe auch schon wieder an einer neuen geschärften Moral ihren natürlichen Gegensatz. Die Pietisten wurden durch die neue Liederlichkeit hervorgerufen, die Herrnhuter namentlich durch die grandiose Unzucht in Sachsen unter dem zweiten August. Zwar warnte der Stifter des Pietismus, der sanfte Spener, genau so wie ehemals Luther, vor den Uebertreibungen, und wollte Spiel und Tanz und Weltfreuden in ihrer Mäßigkeit durchaus nicht verworfen wissen; allein er richtete bei seiner Partei eben so wenig aus als ehemals Luther bei der seinigen, und der strenge Pietismus verwarf alle weltliche Poesie und Kunst.

Indeß erwehrte sich die deutsche Dichtkunst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ziemlich glücklich beider Extreme und vermied sowohl die Frivolität der Gallomanie als die übertriebene Moralität. Erst mit dem Einfluß der französischen Revolution und Napoleons neigte sich die deutsche Literatur wieder mehr zum Frivolen hin, wenigstens zu jener sentimentalen Frivolität der Kotzebueschen Periode. Daher denn wieder die Reaction nach den großen Kriegen. Je lockerer die Sitten zur Rheinbundszeit gewesen, um so strenger und pruder wurde man wieder zur Zeit der Restauration, und diese Pruderie übt noch jetzt ihren Einfluß selbst auf die neue unsittliche Poesie, denn sie nöthigt sie wenigstens, die demoralisirtesten Gesinnungen in anständigem Ausdruck zu verbergen. Gewissermaßen ist die prude Literatur selbst Schuld an der neuen Unsittlichkeit, denn in der That, die Tugendhelden der langen Damenromane und der juvenilen Jambentrauerspiele wurden am Ende so langweilig, daß man der Abwechslung wegen wohl auf das Gegentheil fallen mußte. —

Aus diesen Gegensätzen in der Poesie selbst ist nun auch der kritische Streit über die Grenze der Moral und des Geschmacks hervorgegangen. Recht und Unrecht vertheilen sich dabei ziemlich gleich auf beide Seiten. Die Einen haben Recht, wenn sie die Poesie gegen die morosen Frömmler und Pedanten vertheidigen, die nicht einmal die erhabene Muse Schillers toleriren wollen; aber sie haben Unrecht, wenn sie auch jede Immoralität in der Poesie in Schutz nehmen. Die Andern haben Recht, wenn sie gegen den offenbaren Unfug einer lasterhaften und liederlichen Poesie eifern, aber sie haben Unrecht, wenn sie die heitern Scherz-

verbannen wollen. Sofern sie nun beide Recht und Unrecht haben, kann auch keiner Partei der Sieg werden, und ihr Streit würde ganz unfruchtbar seyn, wenn er nicht dazu beitrüge, die Ansichten über diesen Gegenstand überhaupt zu berichtigen. Wenn auch damit, daß sich beide Parteien ihre Fehler vorwerfen, noch nicht bewirkt wird, daß sie dieselben ablegen, so wird doch das Urtheil der neutralen Zuhörer geschärft.

In dieser Beziehung scheint es nicht unzweckmäßig, sich über einige allgemeine Sätze zu verständigen.

Erster Satz. Welches unendlich freien Spielraumes auch die Dichter sich erfreuen mögen, so dürfen sie doch die Wahrheit nicht geradezu umkehren. Sie können auf tausendfache Weise das Böse vorstellen, in seiner Schrecklichkeit, in seiner List, in seiner verführerischen Schönheit, aber sie dürfen nicht aussprechen und den Beweis führen wollen, das Böse sey gut. Eine solche Sophistik ist der Kunst unwürdig. Entweder fließt sie aus einem unästhetischen Triebe, aus muthwillig böser Lust, aus einer Schwäche, die sich entschuldigen will, oder aus einem mißverstandenen ästhetischen Triebe, aus der Eitelkeit, etwas Neues zu sagen, in der glänzenden Vertheidigung des Unglaublichen ein ungemeines Talent zu zeigen. Einem persönlichen Zweck des Dichters aber sollte die Würde der Poesie niemals aufgeopfert werden, weil der Dichter um der Poesie willen da ist und nicht die Poesie um des Dichters willen.

Zweiter Satz. Wenn es eine der vornehmsten Aufgaben für die Dichter ist, den gordischen Knoten sogenannter Collisionsfälle zu lösen, und wenn es denen, die ihn auf die befriedigendste und feinste Weise gelöst haben, stets zum Ruhme gereichte, so sollten sie sich gewissenhaft vor jeder falschen und willkührlichen Lösung hüten. Sie sollten nie eine der Poesie unwürdige Entscheidung herbeiführen, wenn auch de facto, doch niemals de jure die unedlere Gesinnung über die edlere triumphiren lassen. Sie sollten hierin den alten Dichtern treu bleiben und nicht, um sich durch einen Reiz der Neuheit auszuzeichnen, das schönste und klarste Gesetz der poetischen Gerechtigkeit übertreten und anstatt ihrer für die Seele so wohlthätigen Wirkungen Verwirrung, Zweifel, Mißbehagen erwecken.

Dritter Satz. Menschliche Schwächen und Eitelkeiten gehören mehr ins Reich der komischen als der tragischen Muse. Wenn

man nach Umständen die damit Behafteten auch sentimental entschuldigen darf, so sollte man wenigstens nicht den Accent ausschließlich auf ihre Liebenswürdigkeit legen, und dagegen die Pflicht, welche sie versäumen, verhehlen oder mit gehässigen Farben malen, wie so oft geschieht. Und noch viel weniger sollte man moderne Schwächlinge dieser Gattung zu Helden stempeln wollen. Der Werth des Mannes sinkt doch dabei gar zu tief im Preis, und unser Zeitalter mit seinen poetischen Helden kommt allzu übel weg, wenn man es in Masse mit den frühern Zeiten und ihren Helden vergleicht. Ein altes Sprichwort sagt schon: es gibt keine Helden in Privatangelegenheiten! Gleichwohl verschmäht es gerade die vornehmste Gattung der modernen Helden, etwas für die Welt zu thun. Sie beschäftigen sich im Gegentheil nur mit ihrem theuern Ich, kokettiren mit ihrer schönen Seele, wollen oben hinaus und nirgends an mit ihrem hohen Geiste, und hadern mit der Welt, wenn sie sich nicht hingibt, allen ihren kleinen Launen zu fröhnen. Trotz alles Kunstaufwandes, solche Helden herauszuputzen, behalten sie doch immer etwas Verächtliches, weil es, wie gesagt, in Privatangelegenheiten keine Helden gibt.

Vierter Satz. Die Kunst kann der Sinnlichkeit nicht entbehren. Doch ist sie nur dann gefällig und zugleich schicklich, wenn sie in reinster Objectivität der Natur und der Volkssitte treu bleibt. Sinnliche Darstellungen dieser Art in der Plastik, Malerei und Poesie werden nie Anstoß geben. Dagegen mißfällt und empört mit Recht die Sinnlichkeit, die sich von der Natur und von der Volkssitte entfernt, und absichtlich in ihren objectiven Darstellungen auf Beleidigungen der Scham ausgeht. Noch mehr aber widert unter allen Umständen die subjective Sinnlichkeit an, das faunische Gesicht, welches die Dichter so oft zu zeigen eitel genug sind. Ist es unlöblich, fremde Begierden zu entflammen, so sollte man wenigstens die eigenen verbergen. Kaum ist etwas schädlicher und zugleich geschmackloser, als diese Lüstelei.

Fünfter Satz. Die Sinnlichkeit gehört mehr in die komische, als in die tragische Poesie. Sie paßt mehr für Darstellungen aus der gemeinen Welt. Sie ist reizender an Personen, die sich ihrer weniger zu schämen haben, und selbst in ihren Ausschweifungen beleidigt sie weniger in der niederen Posse als im erhabenen Gedicht. Immer aber verlangt sie, wenn sie gefallen soll,

einen heitern Hintergrund. Nun ist es zwar psychologisch wahr, daß der Wollust gerne die Grausamkeit sich beigesellt, und auch darin haben gewisse schamlose Dichter Recht, daß die lascive Wirkung durch den Schrecken geschwächt wird, und daß man den, der die Orgien mit Blut, Mord, Verwesung und gespenstischen Schauern enden läßt, nicht mehr einen Verführer nennen kann. Allein die Kunst soll uns so wenig ekeln als verführen. Sie kam nicht vom Himmel auf die Erde herab, um die Rolle der Kupplerin, aber auch nicht um die des Henkers zu spielen. Sie ist nicht bestimmt, uns durch Wollüstelei zu Sybariten zu machen, aber auch nicht, uns durch Gewöhnung an Gräßlichkeiten aller Art in Kanibalen zu verwandeln.

Genug, wenn wir uns einstweilen über diese wenigen Sätze verständigen. Wir wollen ihnen einige andre, welche sich auf die engherzige Moral und Prüderie beziehen, an die Seite stellen.

Erster Satz. Im gesunden Zustande ist der einzelne Mensch, ist ein ganzes Volk zur Lust und Freude aufgelegt. Wie wir zur Gesundheit und nicht zur Krankheit geboren sind, so auch ursprünglich zur Freude und nicht zur Trauer. Der Mensch allein vermag zu lachen. Thiere vermögen es nicht. Jedes frohe Lächeln, weit entfernt, das Heilige in uns zu profaniren, ist gerade ein Zeichen unserer höhern Natur. Auch ist die Schöpfung so reich mit Reizen aller Art und erfreulichen Dingen ausgestattet, daß es undankbar wäre, sie nicht genießen, sie nicht schätzen zu wollen. Die Lust soll nicht verschmäht, es soll in ihr nur Maaß gehalten werden, und sie soll nicht allein herrschen und jede ernstere Gesinnung verdrängen wollen. Die katholische Kirche hat diesen Grundsatz stets befolgt und den natürlichen Frohsinn gesunder Völker nicht unterdrückt, wenn sie auch der schwärmerischen Minderheit die Klosterpforten öffnete. Der große deutsche Reformator ist bekanntlich von diesem Grundsatz nicht abgewichen, sondern hat ihn überall empfohlen und durch sein Beispiel bekräftigt. Sogar der Stifter des Pietismus warnte noch vor der Kopfhängerei und Trübseligkeit, die gar keine Erdenlust mehr dulden wolle, und erklärte sich nur gegen die unmäßige und unanständige Weltlust. Diese Vorschriften der gesunden Vernunft sollten auch die Frommen unserer Tage beherzigen.

Zweiter Satz. Indem man durch Verdammung aller Lust der Natur Gewalt anthut, leistet man der Frömmigkeit und Tugend keinen Dienst, sondern macht sie nur gehässig und ruft eine Gegenwirkung hervor. Wenn die Einen zu wenig für erlaubt halten, kommen gewiß Andere, die wieder zu viel für erlaubt halten und ihre Frivolität durch die unerträgliche Tyrannei und Unnatur der Finsterlinge rechtfertigen.

Dritter Satz. Beinahe noch schlimmer ist die geheime Reaction der Natur bei solchen, die den Mantel der Frömmigkeit und Moral umhängen, doch aber nur heucheln und sich im Verborgenen durch desto sträflichere Vergnügungen für die Entbehrungen entschädigen, die sie sich äußerlich auflegen. Nicht selten nimmt diese Heuchelei einen hohen Grad von Frechheit an, und entweihet das Heilige durch eine Sophistik, welche die niedrigsten Begierden des Körpers in das geistigste Mysterium einschmuggelt, wie nicht bloß die Mukker unserer Tage, sondern schon in älteren Zeiten viele andere überfromme Sekten bewiesen haben.

Vierter Satz. Die Moralisten, die nicht gerade einer religiösen Schwärmerei anhängen, sondern von mehr philosophischer Färbung sind, verderben viel durch die Trockenheit ihrer abstrakten Begriffe. Ist doch dieses Definiren sogar in die Poesie eingedrungen, so daß wir Helden und Heldinnen die Menge haben auftreten sehen, die sich als reine Begriffe irgend einer bestimmten Tugend ausspinnen und, während sie handeln, zugleich immer über sich selbst und ihre Vortrefflichkeit reflectiren. Dieses philosophirende Raisonnement war eine Zeit lang in den Romanen und ist noch in den Trauerspielen in solcher Abundanz anzutreffen, daß diese Unnatur nicht wenig beigetragen hat, die tragische Muse auf unsern Bühnen zu discreditiren.

Fünfter Satz. Noch schädlicher wirken die zahllosen rationalistischen Modeprediger und die eleganten Moralisten, die sich insbesondere als Lehrer der weiblichen Jugend aufdrängen. Ihre Eitelkeit und fade Deklamation hat alles Reden über die Tugend endlich so in Verruf gebracht, daß geistvolle Schriftsteller sich ängstlich hüten, moralische Gegenstände zu berühren, um nur nicht mit jenen halbgeistlichen Schwätzern verwechselt zu werden, und um dem feinern Publikum nicht schon des gewählten Sujets wegen

geschmacklos vorzukommen. Er spricht von Tugend, heißt jetzt in der That so viel als: er ist langweilig.

Wir könnten noch mehr dergleichen Sätze mit einander contrastiren, allein wir wollen es damit genug seyn lassen. Sie reichen hin, um in allgemeinen Umrissen den Conflikt zu bezeichnen, in welchen Moral und Geschmack gerathen sind.

Bevor wir unser Thema weiter verfolgen, müssen wir feierlich anerkennen, daß dieser Gegensatz, so charakteristisch er auch für unsere moderne Poesie ist, dieselbe doch nicht durchaus beherrscht. Es gibt der reinen, unbefangenen, heitern Dichterseelen noch genug, die den Extremen fern geblieben sind. Auch soll den Dichtern, welche sich mehr oder weniger zu den Extremen geneigt haben, und unter denen wir die bedeutendsten Namen zählen, ihr außerordentliches Genie nicht bestritten werden. Wir verwahren uns gegen die Meinung, als wollten wir nur tadeln oder den Werth der modernen Poesie im Geringsten verkennen. Ihr Reichthum ist so unermeßlich groß, daß die Region, in welcher der moralische Streit geführt wird, nur eine ihrer Seiten ist, und wenn wir von dieser vorzugsweise sprechen, so soll dies nicht gemeint seyn, als wollten wir darnach einseitig unsere gesammte moderne Poesie beurtheilen. Selbst an dieser tadelswerthen Parthie erkennen wir noch in der Verirrung überall das Genie an, wo es sich findet.

Wir bedauern nur, daß so viele schöne Kräfte verschwendet werden, indem sie auf Abwege gerathen. Nur das Klassische dauert. Das Klassische setzt aber immer ein Gleichgewicht der Seele voraus. Eine Poesie, die von einem Extrem zum andern schwankt, ist keine klassische. Die frivole Literatur und die prude, die sich ihr entgegensetzt, gehörten bisher immer nur den Zeiten des Verfalls, des Verderbens an. Sie waren Symptome der Desorganisation, der in feindliche Gegensätze sich auflösenden Harmonie eines klassischen Zeitalters. Man hat sie nie zur klassischen Literatur gezählt. Dieser Analogie zufolge ist nun wirklich unser Jahrhundert bereits von einem der am meisten unzufriedenen und einer falschen Stellung sich bewußten Genies als das Zeitalter der Epigonen bezeichnet worden. Allein wir möchten so streng nicht urtheilen. In unserer Zeit wiederholen sich alle mögliche Gegensätze früherer Zeiten in einem überraschenden Kampfe

wechselseitiger Negationen, während sie zugleich in eigner neuer, sehr positiver Kraft vorschreitet. Sie umfaßt so viel, daß sie polypsychisch wie die indischen Gottheiten in demselben Moment in Myriaden Seelen auf die mannigfachste, ja widersprechendste Weise thätig ist, hier negativ, dort positiv, hier rückwärts, dort vorwärts blickend, hier krank, dort gesund, hier laut mit sich selber hadernd, dort stumm, aber fest und sicher die Bahn in die Zukunft verfolgend. Wenn nun auf der einen Seite feindliche Gegensätze in trostlosem Streite liegen, so wird dadurch doch das unendlich reiche Interesse des Zeitalters keineswegs erschöpft. Im Gebiete der Poesie und Philosophie, als in dem geistigsten, ist Kampf, Unruhe, Unsicherheit in dem Maaße mehr bemerklich, in welchem die Geister sich vom Leben losgerissen und isolirt haben. In dem Gebiete der materiellen Interessen, der empirischen Wissenschaften und Thätigkeiten tendirt dagegen Alles zum gesunden Fortschritt. Und selbst in der Poesie, in dem schrankenlosen Gebiete der Phantasie, von dem wir reden, wuchert ein altes Capital tüchtiger Gesinnung noch immer fort und wird durch die Energie, die im stillen und hoffnungsvollen Entwickelungsgange der Dinge liegt, unterstützt, unbekümmert um die Verirrungen und Leiden derjenigen Gattung von Poesie, welche dem feindseligen Gegensatz anheimgefallen ist.

So mächtig nun diese Gegensätze wirken, so herrschen sie doch nicht allein vor. Sie werden ihren Kampf bis zu einer gewissen Katastrophe fortsetzen, allein dieser Prozeß wird den rastlos vorwärts strebenden Entwickelungsgang des deutschen Geistes, der deutschen Poesie nicht stören.

Wir dürfen uns nicht darüber wundern, daß so viele unserer Dichter aus dem Gleichgewicht gekommen sind, daß sie den unbewußten Naturinstinkt, den richtigen Takt, der älteren Dichter angeboren war, verloren haben. Auf der einen Seite werden sie nicht mehr in einem schönen Volksglauben, in einer schönen Volkssitte auferzogen. Ihr Geist wird frühzeitig emancipirt und häufig von den unschönen Formen des Lebens zurückgestoßen. Dann zieht sie auf der andern Seite die Lust der ungebundenen Freiheit an, daß sie dieselbe mißbrauchen. In frühern Zeiten wurden die Dichter weder so von den Wurzeln des Volkslebens losgerissen, noch zu solchem Mißbrauch ihrer Geisteskräfte verführt.

Sie bewahrten eine volksthümliche Objectivität, die das eigentliche Klassische ist, sie schweiften noch nicht subjectiv nach allen Richtungen aus. Was das besonnenste Genie kaum mehr zu erreichen vermag, das fand ihre Naivetät ohne alle Mühe. Jene unbekannten Dichter unserer ältern Volkslieder überschritten bei der muthwilligsten Sinnlichkeit doch niemals die zarte Linie, welche die sittliche Gesinnung begrenzt. Sie wußten nicht, wie fein in dieser Beziehung ihre Lieder gedacht waren. Sie folgten unbewußt der sichern Natur. Sie warfen sich die verfängliche Frage der Moralität gar nicht auf.

In unsern Tagen muß die Tüchtigkeit des Charakters fast allein ersetzen, was sonst ein schöner Volksglauben, eine schöne Volkssitte den Dichtern gewährte. Daher bei so vielen schwächern Charakteren das Schwanken. Ueberbildung, einseitige Geistigkeit, ausschweifende Phantasie der höhern Stände auf der einen Seite, böotische Verdumpfung, Rohheit oder Aengstlichkeit und Armseligkeit der niedern Stände auf der andern, sind zu sehr entfernt vom Ideal eines natürlich schönen Volksthums, als daß sie nicht jene Extreme des unnatürlichen Gelüstens und des unnatürlichen Zwanges begünstigen sollten. Die Volkssitte ist nicht mehr geheiligt und nicht mehr schön genug, um verhindern zu können, daß man sie verachtet und überschreitet. Hat man aber über alle Grenzen geschlagen, so rächt sich diese Excentricität durch einen Rückfall in die engherzigste Moral. Gewöhnlich steigt jene Lizenz von oben nach unten ins gemeine Volk hinab, und diese Aengstlichkeit des Gewissens von unten herauf. Jene folgt aus der Ungebundenheit der gebildeten Stände, diese aus der bürgerlichen und geistigen Einschränkung der arbeitenden Klassen. In Frankreich sprangen sogar diese Extreme einmal um, das gemeine Volk wurde durch die Revolution frivol, wie der alte Hofadel des philosophischen Jahrhunderts, und der hartgeprüfte Adel wurde bigott und rigoristisch, wie vordem die gedrückten pietistischen Schuster und Leineweber.

Es hieße nun, die Natur der Dinge verkennen, wenn man hoffte, durch moralisch-ästhetische Regeln wiedererzeugen zu können, was ehemals unmittelbare Gabe der Natur war, nämlich die Unbefangenheit, welche so sicher die Grenzlinie zwischen den Forderungen der Moral und des Geschmacks einhielt, daß beide befriedigt

wurden, ohne in Streit zu gerathen. Mit dem besten Willen läßt sich die wahre Unbefangenheit so wenig erkünsteln, als eine verlorne Unschuld.

Nur das kann man den Poeten hoffentlich mit Erfolg zurufen: was ihr auch seyd, seyd wahr! Die Nachwelt wird euch eure Frivolität, sie wird euch euren Rigorismus vergeben, denn sie wird begreifen, daß ihr den mächtigen Eindrücken eurer Zeit auf diese oder jene Weise erliegen mußtet. Allein sie wird euch nicht vergeben, daß ihr geheuchelt habt, daß ihr in anständiger, selbst frommer Maske frivol waret, und daß ihr auf der andern Seite wenn ihr der Tugend dienen wolltet, eure Eitelkeit so oft mit ihr verwechselt habt!

In dieser Beziehung war das Jahrhundert Voltaires und des ältern Pietismus ehrlicher und weit gediegener, als es das unsere ist. Damals war das Laster offener, freier. Es nahm keine beschönigende Maske vor. Und die Tugend war einfacher, ihre Sprache bescheidener und zugleich inniger. Man predigte nicht so schönrednerisch eitel, wie jetzt in Prosa und Versen.

Sodann muß man den Dichtern zurufen: bewahret euch eure Gesundheit in der Lust wie in der Trauer, verfallet nicht in krankhafte Gelüste und nicht in eine kränkelnde Tugend! Man kann sich eine gesunde Sinnlichkeit, wenn sie auch nicht edel ist, gefallen lassen, nur nicht die unnatürliche Schwelgerei, nur nicht die hypochondrischen Grillen einer kränkelnden Geisteswollust. Die Tugend aber ist beinahe noch dringender aufzufordern, ihrerseits natürlich und gesund zu bleiben, weil ihre hypochondrische Grillen, ihre kränkelnde Ascetik und finstre Unduldsamkeit den Zweck jedesmal verfehlt und eine Reaction der ungezügelten Begierden hervorruft.

Das griechische Alterthum war sinnlich, es blieb aber gesund, kräftig, der Natur getreu. Erst später, namentlich in der römischen Zeit, artete jene heitere und ästhetische Sinnlichkeit aus und verfiel auf die unnatürlichsten Dinge, auf jede Art von Uebermaß und erkünstelter Steigerung, auf Umkehrung der Natur, Verwechslung der Geschlechter, fabelhafte Sonderbarkeiten. Die erschöpfte Natur suchte neuen Reiz in krankhafter Phantasterei. Unsere poetische Literatur bietet eine ähnliche Erscheinung dar. Auch sie ist von der heitern Sinnlichkeit eines Wieland auf unnatürliche Wege abgewichen. Auch sie sucht den Reiz nicht mehr in einfacher lustiger

Lust, sondern in einer kränklichen, traurigen oder gar verzweiflungsvollen Lust. Die erotische Poesie ist vorzugsweise tragisch, ja criminell geworden. Sie glüht von unheimlicher Wollust, sie will sie nicht auf eine natürliche und fröhliche Weise befriedigen, sondern paart sie mit Angst, Qual, Verbrechen. Vom lachenden Boudoir gelangweilt, steigt sie in die Höhlen des Jammers hinab, um da ihre schauerlichen und wahnsinnigen Schäferstunden zu feiern. Das Laster lacht nicht mehr in den Armen des Ueberflusses über die hungerleidende Tugend, sondern es entbehrt selbst mitten im Genuß, es philosophirt sich den Genuß hinweg, indem es ihn genießt.

In der moralischen Poesie herrscht eben diese Kränklichkeit. Man stellt der Tugend überall Schildwachen, obgleich sie, wie schon Lessing sagte, wenn sie einer bedarf, keiner Schildwache werth ist; man hütet sie wie einen rheumatischen Hypochonder, der sich keiner gesunden Luft mehr aussetzen darf. Man gönnt der guten Natur keine freie Bewegung. Eine pedantische Hofmeisterei tadelt jeden unschuldigen Muthwillen. Ueberall sieht man das Laster lauern, wo keines ist, und man malt den Teufel an die Wand, selbst beim Unterricht kindlicher Engel. Man macht die Mädchen mehr durch Warnungen erröthen, als durch Verführungen, und wo das Laster selbst sich nie hinwagen würde, dahin verbreiten die Sittenprediger seine Bekanntschaft. Auch zeigt man die Tugend nicht von ihrer schönen Seite, sondern macht sie denen, welchen man sie einprägen will, durch das pedantische und wortreiche Zureden so langweilig als möglich, und thut sich etwas darauf zu Gute, sie als eine schwere Pflicht selbst da zu bezeichnen, wo ihre Uebung schönen Seelen leicht werden muß.

Im Kleinen wiederholt sich immer noch, was einst dem berühmten Winckelmann geschah. Als er gezwungen wurde, die allergeschmacklosesten Predigten eines Vorgesetzten sonntäglich anzuhören, faßte ihn zuletzt ein unwiderstehlicher Ekel und er lief davon, um katholisch zu werden und in Rom in der schönen Sinnlichkeit des alten Heidenthums zu schwelgen. Was man auch gegen einen solchen Schritt mit gutem Grund einwenden kann, so muß man doch gestehen, daß er motivirt und daß dies ein Fall war, in welchem die allzu tief beleidigte Natur an der moralischen Pedanterei sich rächte.

Aus derselben Ursache erklärt sich, warum den hohlen Tugendhelden, von denen es in unsern Trauerspielen und Romanen wimmelt, fast eben so viele sogenannte interessante Schwächlinge und Bösewichter entgegengesetzt wurden. Man mußte sich an jenen moralischen Fratzen ekeln, die nichts als unnatürliche Personificationen von allgemeinen Tugendbegriffen waren. Vom affectirten und unwahren Heroismus gelangweilt, kehrte man zur gemeinen Natur zurück und war gleichsam froh, statt jener kalten Götterstatuen wieder einmal Menschen zu finden, die menschlich sündigten.

In dem Maaße, in welchem die Moral auf Kosten des guten Geschmacks ihre Grenzen ausdehnte, glaubte umgekehrt der Geschmack auch auf Kosten der Moral seine Herrschaft erweitern zu dürfen.

Da man des schönern Volkslebens, in welchem allein das richtige Maaß sowohl für die Ansprüche der Moral als des Geschmacks vorgeschrieben liegt, entbehrte und das schwankende Urtheil jene alte natürliche Grenze zwischen beiden nicht mehr zu finden wußte, kam man endlich auf die bequeme Voraussetzung, beiderlei Ansprüche ließen sich niemals vereinigen, die Moralisten möchten ihrerseits predigen, was sie wollten, der Geschmack habe seinerseits gar keine Rücksicht auf die Moral zu nehmen, sein Gebiet sey in dieser Beziehung vollkommen immediat.

Wir können dies in gewissem Verstande zugeben. Die Moral macht in der That an die Produkte des Geschmacks keine Ansprüche, die nicht der Geschmack selber machen müßte. Allein es wäre gewiß ein falscher Geschmack, dem die sittliche Schönheit fremd bliebe. Entweihung des Heiligen, Beleidigungen des Ehrgefühls verbietet der gute Geschmack eben so gewiß, wie die Moral. Wenn die gemeinste Gesinnung Gott lästert, die erhabenste Religion zu verachten affectirt, die Mannesehre herabwürdigt, den Patriotismus beleidigt, die Ehre des Weibes, die Heiligkeit der Unschuld verletzt, das Edle lächerlich macht, offenbare Laster und Schwächen beschönigt, den niedrigsten Egoismus über die schönsten Tugenden triumphiren und spotten läßt, so ist dies nicht bloß unmoralisch, sondern es ist auch unästhetisch. Der Dichter braucht sich um die Moral an sich wenig zu bekümmern, es kann ihm gleich seyn, ob dieselbe in ein System gebracht ist oder nicht; allein er muß im bestimmten Falle, wenn er moralische Wesen handelnd einführt,

sie so handeln lassen, wie es ihrem Charakter gemäß ist. Dann aber wird er unbewußt nur dasselbe thun, was die Moral verlangt. Er wird das Edle als edel, das Gemeine als gemein darstellen. So verlangt es der gute Geschmack und mehr verlangt auch die Moral nicht.

Die Kunst soll sich keineswegs bloß auf das tugendhafte Gebiet beschränken. Das ganze Reich menschlicher Laster und Thorheiten soll ihr unterthan bleiben. Nur soll sie das Gemeine nehmen wie es ist, es nicht beschönigen. Im Contrast gegen das Edle kann es in die erhabenste Dichtung aufgenommen werden und außerdem steht ihr das ganze unermeßliche Gebiet des Komischen offen. Hat die Kunst hier nicht Freiheit genug? Ist es irgend nöthig, daß sie, um noch freier ihren Reichthum zu entfalten, die ewigen Gesetze des Schönen umkehrt und das Hassens- oder Verachtungswürdige entschuldigt und liebenswürdig darstellt, das Heilige aber lästert und verspottet? Wie reich ist Shakespeare an Charakteren aller Art vom höchsten bis zum niedrigsten! Ist aber auch nur ein einziger darunter, der sich in einer falschen Stellung befände oder Prätensionen machte, die ihm nicht ziemen? Der großmüthige Charakter wird nie herabgezogen, der gemeine nie hinaufgeschraubt. Der Dichter entfaltet eine phantastische Welt, größer, reicher, schöner als sie je ein Wesen, das nicht Gott selbst ist, geschaffen, und doch ist in dieser Welt nichts, was mit der wirklichen Welt und ihren moralischen Gesetzen im mindesten in Widerspruch stände. Bei ihm ist Tugend Tugend und Laster Laster, Kraft ist Kraft und Schwäche Schwäche. Ist Shakespeare nun darum ein weniger großer Dichter, weil er jenen ewigen Gesetzen gehorsam geblieben ist? Oder übertreffen ihn wohl die neuern Dichter, die mit jenen Gesetzen willkürlich gespielt, sie verkehrt, die Tugend bekrittelt, das Laster gerechtfertigt, die verächtlichste Schwäche als liebenswürdige Genialität gepriesen, das Gemeine sophistisch als das Urrecht der Menschheit emancipirt haben?

Gewiß werden die Gesetze, die in der sittlichen Natur des Menschen liegen, die ihn sein Gewissen lehrt, die tief ins Völkerleben verwachsen sind, die durch die ganze Weltgeschichte sich bewährt und deren Wahrheit uns jeden Tag auf irgend eine Weise neu eingeprägt wird, gewiß werden diese weltalten Gesetze nicht so mir nichts dir nichts durch die Willkür einiger moderner Poeten

umgestoßen. Sie bleiben ewig dieselben und die poetische Sophistik wird an ihnen zu Schanden.

So wenig die Poesie sich jemals von der Natur und Geschichte losreißen kann, so wenig jemals von den moralischen Gesetzen. Die Voraussetzung, der Geschmack sey von der Moral unabhängig, ist also irrig.

Allein dieselben Gesetze verdammen die Pruderie und den Rigorismus nicht weniger, wie die unmoralische Lizenz. Man darf die Moral eben so wenig unnatürlich übertreiben, als sich von ihr losbinden. Und wie jene poetische Lizenz nicht bloß unmoralisch, sondern auch unästhetisch war, so ist auch diese moralische Uebertreibung nicht bloß unpoetisch, sondern auch unmoralisch. Man kann im Namen der Tugend so gut sündigen, wie im Namen der Poesie. Die Tugend durch ein unerträgliches Moralisiren verhaßt machen, ist nicht besser, als durch poetische Kunst zum Laster verlocken.

Es kömmt übrigens nicht darauf an, welche von beiden extremen Parteien eine Zeit lang die Oberhand hat. Nach den bisherigen Erfahrungen können sie doch nur in der Herrschaft abwechseln, weil, wenn die Immoralität sich der ganzen Poesie bemächtigte, nothwendig bald eine moralische Reaction erfolgen müßte, und eben so eine Reaction der Weltlust, wenn die Morosität je das heitere Land der Poesie in ihre finstern Schatten hüllte. Es kömmt mithin mehr darauf an, die Poesie von dem Einfluß beider so viel als möglich zu befreien. Dies kann aber nicht geschehen, wenn man nur immer ein Extrem dem andern entgegensetzt. Nehmen wir an, daß die Poesie gegenwärtig etwas mehr zum unmoralischen als zum hypermoralischen Pole neige, so wird dadurch nichts geholfen, daß man alles Gewicht auf den entgegengesetzten Pol legt. Je unduldsamer der Tadel, um so weniger wird er ausrichten. Je mehr man auch die unschuldige Poesie verdammt, je sicherer wird die unmoralische Poesie die Oberhand behalten. Je mehr die Moralisten bloß immer von der Moral reden und nicht nach der Poesie fragen, um so mehr wird die unmoralische Partei alle Reize der Poesie als ihre Waffe gebrauchen. Wenn daher dieser Partei wirksam entgegengearbeitet werden soll, so muß es vom Standpunkte der Poesie aus geschehen. Man muß nachweisen, daß jene poetische Lascivität,

Charakterschwäche und ins Ekle verirrende Gourmandise nicht etwa blos unmoralisch, sondern hauptsächlich auch unpoetisch sey. Man muß die mattherzigen Schwächlinge, die entnervten Phantasieschwelger und Zerrissenen nicht mit einem langweiligen Moralcompendium, sondern mit der Kraft der echten Poesie, mit Shakespeare und ähnlichen kerngesunden Geistern schlagen.

Doch auch das wird — wie wir schon bemerkt haben — vor der Hand nicht viel helfen. Jede Zeit will sich ausleben. Die Perturbationen unserer Poesie liegen in unserer Zeit und werden also nicht aufhören, bis die Zeit selbst sich wieder im Großen geändert hat. Die Poesie trachtet nach Genuß; kann sie diese ewige Liebeslust nicht auf dem gesunden Wege befriedigen, so wählet sie den kranken. Böte das Leben unsern Dichtern ein poetisches Element, worin sie sich heiter und frei bewegen könnten, so würden sie nicht hinter ihrem Schreibtisch auf so wunderliche Grillen fallen. Nur weil das Leben so viel Unschönes angenommen hat, ziehen sie sich in ihre Träume zurück, schwelgen dort einsam wie Opiumesser in selbstgeschaffenen abenteuerlichen Welten, oder gestalten sich die wirkliche Welt nach ihrer Willkür, nach ihren heimlichsten Gelüsten. Aus dem prosaischen Leben entfliehend sehen sie die schöne Täuschung als ihr Recht an; indem sie sich aber desselben bedienen, folgen sie ihren persönlichsten Neigungen. Ihre Selbsttäuschung wird völlig gesetzlos und lügt jedem vor, was jedem eben angenehm ist, mag es noch so abnorm seyn. So löst sich die unermeßliche Welt der Poesie allmählig vom Boden der Natur ab. Früher in naiver Objectivität an die wirkliche Welt gebunden, kindlich ruhend an der mütterlichen Brust der Natur, reißt sie jetzt in wilder Subjectivität sich los. Und wie sollten es denn die Dichter anders machen? Wo ist denn noch jene schöne Wirklichkeit zu finden, die sie fesseln, die ihnen Gesetze vorschreiben könnte? Im classischen Alterthum, im romantischen Mittelalter gab es ein schönes äußeres Daseyn, das die Geister in seinem Banne hielt. Jetzt ist das ganze äußere Leben eine unschöne Prosa geworden. Um nicht in ihr zu versinken, müssen sich die Dichter wohl in die Vergangenheit zurückträumen oder sich ihre eigene Welt schaffen, wie nach Stahl'scher Theorie die Seele ihren Leib sich baut, jede einen andern. Daß sie aber diese Freiheit zum Mißbrauch verführen muß, ist begreiflich. Selbst gesunde

Seelen schweifen bei schrankenloser Willkür aus, und wie viele Dichterseelen kommen nicht, vom unpoetischen Leben schon erkrankt in jenen Regionen des Traumes an, und die Träume sind dann wirr, sieberisch.

Gewiß entspringen alle Krankheiten unserer Poesie aus der zu ausschließlich vorwaltenden Subjectivität, und diese selbst verdankt ihre Emancipation nur der Auflösung des alten schönen Organismus, der als Volksglaube und Volkssitte das harmonische Band um die gern gefesselten Seelen schlang. Die jetzt so beliebten Seelenleiden, mit denen die Dichter nicht blos kokettiren, sondern welche sie wirklich empfinden, sind eine neue, früher unbekannte Erscheinung. Der Schmerz eines Dante war von ganz anderer Art. Hier vergaß der Dichter die eigenen Leiden über den Leiden der Welt. In unseren Tagen dagegen vergessen die klagenden Dichter die Welt und zeigen uns nur ihren Schmerz. Nie in früheren Zeiten beschäftigten sich die Dichter so sehr mit sich selbst, wie jetzt. Immer versenkten sie sich in ihr Object, in die Welt, die sie darstellten. Jetzt sind sie selbst die Helden ihrer Poesie und wollen auch in der Welt nur sich darstellen. Der bitterste Unmuth, dessen frühere Dichter fähig waren, galt der Entartung der Völker, ihr tiefster Schmerz dem Unglück der Völker. Als Propheten ihres Volkes ermahnten sie zu hohem Muthe oder sie sangen in unsterblichen Klagen den Völkern das Schwanenlied. Jetzt erzürnen sie sich nur und klagen über ihr eigenes Unglück, und halten oft für Unglück, was nur Regel der Natur ist. Wie Byron sind je die Kühnsten von der Krankheit des Faust unheilbar ergriffen. Sie wollen mit ihrem genialen Drange über alle Schranken der Natur hinaus. Der Welt nicht mehr sich unterordnend wollen sie selber Götter seyn, und dieses Schauspiel ihres ringenden Geistes soll die Menge staunend bewundern und über der Geschichte ihres Ich die Weltgeschichte einstweilen vergessen.

Ist dieser Hochmuth tadelnswerth, weil er doch in einem gar zu großen Mißverhältniß mit der Kraft und Pflicht eines Erdgebornen steht, so darf man doch über eine so charakteristische, so oft sich wiederholende und mit so vielen andern Verirrungen der Zeit in enger Verbindung stehende Erscheinung nicht mit einem summarischen Tadel hinweg fahren. Die Zerrissenheit, die Zweifel, die Schwankungen der Seelen sind eine zu bedauernswerthe

Krankheit der Zeit, als daß man sie blos schlechtweg zu tadeln hätte oder sich darüber wundern könnte, warum sie ihren Ausdruck in der Poesie finden. Man muß so gerecht seyn, dergleichen Wirkungen einer allgemeinen Ursache zuzuschreiben, die einmal in der Zeit thätig ist, und sie als eine Epidemie des Geistes zu betrachten, von welcher angesteckt zu seyn mehr ein Unglück als ein Vergehen ist.

Die Vorschriften der christlichen Religion bezeichnen zwar jenen Uebermuth und jene schrankenlose Begierde als eine Sünde. Doch handelt es sich jetzt nicht mehr, wie früher, von der Keckheit des Gemüthes, dem Verbote zum Trotz zu sündigen; es handelt sich vielmehr von einer Haltlosigkeit des Gemüths, das an gar nichts mehr glaubt, weder an ein Verbot noch an eine Pflicht, noch an die heilige Urquelle beider. Diese Indifferenz ist ein weit schlimmeres Uebel, als es die mit Bewußtseyn begangene Sünde gegen ein anerkanntes Verbot seyn würde. Daher beneiden die „Zerrissenen“ nicht nur das stille Behagen derer, die demuthsvoll im Glauben wandeln, sondern auch sogar den eigenthümlichen Reiz, der für die im Sündigen liegt, die noch an ein Verbot glauben. Ihr Kummer ist, daß sie nicht glauben, daß sie die Basis der moralischen Existenz verloren haben und gleichsam in endlos leerem Raume ohne irgend einen festen Haltpunkt schwanken und in glühender Sehnsucht ein Ziel suchen, das ihnen in der Oede ihres Unglaubens ewig entflieht.

Im frühern Glauben war diese Leere ausgefüllt, alles consolidirt und harmonisch geordnet, das reine Lichtreich, das schöne Helldunkel der Erde, die finstere Tiefe. Das Heilige ward innig verehrt, wo es sich kund that. Das Natürliche trat in alle seine Rechte. Die Sünde selbst fand ihren angemessenen Platz, und der Reiz des Verbotenen wie der dämonische Trotz gegen das Heilige verliehen ihr ein poetisches Colorit. Ueber dieses reiche, schöne, in tiefen Farben brennende Weltbild ist aber nun ein nasser Schwamm hinweggefahren und hat alles verwischt und eine tabula rasa übrig gelassen. Mit dem Glauben hat sich auch sein Gegenstand durch optische Täuschung in Nebel verflüchtigt. Der Unglaube sieht nichts mehr, nichts Heiliges, nichts Unheiliges. Er spottet kaum mehr über die alten Fabeln, sie sind ihm schon so gleichgültig geworden, daß er sie nur noch bemitleidet. Die Tugend selbst wird

durch den Unglauben an ihren Werth zu einer kalten, stolzen, wegwerfenden Aeußerung des Genies. Die Sünde verliert durch den Unglauben an ihr Verbot ihren eigentlichen Reiz. Die Weltbetrachtung endlich hört auf eine poetische zu seyn, sie wird ein unzufriedenes philosophisches Kritteln, geistreich, sarkastisch, pikant, aber einseitig, unwahr, ungerecht, in krankhafter Begier wollüstelnd, in krankhafter Trauer jammernd ohne Noth.

Es ist merkwürdig, daß die ästhetischen Skeptiker und Zerrißnen das angeborne menschliche Bedürfniß in seiner ganzen Stärke fühlen, aber die natürlichen Mittel der Befriedigung durch eine fast wunderbare Selbsttäuschung verloren haben. Niemand ist genußsüchtiger, als sie, und doch scheint ihnen jede Gabe des Geistes nur verliehen, um ihnen den Genuß, wo er sich ihnen bietet, wieder hinwegzulügen. Ihr Herz begehrt unersättlich, aber in ihrem Kopfe sinnt der **advocatus diaboli** eben so unerschöpflich neue Sophismen aus, um dem armen Herzen jede gehoffte Lust wieder zu vergellen. Der Zweifel zehrt den Hungernden die ersehnte Speise vor den Augen weg.

Diese auffallende Erscheinung der modernen Poesie ist lediglich nichts anderes als Hypochondrie. Man würde sehr fehl gehen, wenn man ihre Symptome für etwas wichtigeres nähme, als für Selbsttäuschungen. Die Patienten selbst legen zwar den Grillen, auf welche sie verfallen, einen hohen, nicht selten sogar welthistorischen Werth bei, und glauben, die Welt sey wirklich so, wie sie dieselbe in ihrer üblen Laune ansehen. Allein die wirkliche Welt geht, unbekümmert um jene Uebellaunigen, ihren Gang fort, und selbst wenn ein Zerrißner von bedeutenden Geistesgaben eine Zeitlang viele verführt, daß sie mit ihm klagen und in seinem wollüstigen Schmerze wühlen, so verschlägt dies im Grunde für die Weltgeschichte nicht viel. Nicht was diesem oder jenem einfällt, in seiner Hypochondrie aus der Welt zu machen, ist wichtig, sondern nur die epidemische Verbreitung der Krankheit im Allgemeinen. Diese hängt aber von der Isolirung der Geister ab, die je mehr und mehr eingetreten ist, je lockerer die Bande geworden sind, welche das Volk in einem Glauben und einer Sitte zusammengehalten haben. Deshalb hängt auch die Heilung dieser Hypochondrie nur von der Erneuerung solcher Bande ab. Jeder Arzt weiß, daß ein Hypochonder immer kränker wird, je mehr er

sich isolirt und sich mit sich selbst beschäftigt. Er räth ihm daher an, sich zu bewegen, aus sich selbst herauszugehen, seine Einsamkeit zu verlassen, sich unter die Menschen zu mischen, sich für Andere zu interessiren, mit Andern und für Andere zu arbeiten. Dieselbe Regel müssen wir auch auf die poetische Hypochondrie anwenden. Auch sie wurzelt in dem Egoismus, der sich nur für das eigene Ich interessirt. Sie wird von selbst verschwinden, wenn die Dichter wieder einmal durch ein schönes Volksleben werden hingerissen werden, um in und mit ihrem Volke zu fühlen und zu leben.

Wie hätte man je der schönen Gotteswelt des Zweifels Blässe anzukränkeln vermocht, wenn man nicht in einsamer Phantasterei hypochondrisch geworden wäre. Wie hätte man bei steigendem Heißhunger doch für die gesunde Kost so allen Appetit verlieren können, wenn man nicht in vornehmer Luftscheu erschlafft wäre. Alles Mißbehagen geht von solchen aus, die sich vom öffentlichen Leben in ihren Geist zurückgezogen haben.

Der Mensch ist nicht geschaffen, allein zu stehen. Selbst seine Vorzüge müssen ihm in dieser Einsamkeit zum Unheil werden. Die größte That kann man nur mit andern und für andere thun. Die größte Wahrheit wird nur in dem Geist geboren, der sich Andern hingibt, für Andere denkt, mit Andern lebt. Das schönste Kunstwerk ist nie das Werk eines Einzelnen, sondern der Gedanke eines Volks, ausgesprochen von dem, der aufs tiefste in sein Volk sich eingelebt. Das höchste Glück endlich erreicht man nur in derselben Hingebung. Indem die Dichter dieses Naturgesetz nicht mehr geachtet haben, sind sie in den Abgrund des Zweifels, der Unzufriedenheit mit sich selbst, mit Gott und der Welt gefallen, oder in mannigfaltige Thorheiten bizarrer Laune und eitler Selbstgenügsamkeit. Sie sind aber an diesen Verirrungen selbst nicht schuldig, wenigstens nicht immer. Das unpoetische Leben hat sie in eine poetische Einsamkeit verbannt, in der sie nichts fanden als sich selbst, ihren Unmuth, ihre unterdrückten Wünsche.

Das, was eigentlich die Poesie entbehrt, ist also nicht die Moral, sondern die Grundlage eines schönen Volkslebens. Darauf muß die Betrachtung immer wieder zurückkommen. Auf tausendfache Weise fühlt die Poesie dieses Bedürfniß und drückt es aus

in ihren zarten und stürmischen Klagen. Sie ist ihrer schrankenlosen Freiheit nicht so durchaus froh, daß sie sich nicht gern einem schönen Zwange wieder fügen möchte. Sie wird sich oft einer gewissen Gespenstigkeit bewußt, in der sie über dem Leichnam des Volkslebens schwebt und schwankt, und würde gern die Leiblichkeit wieder als lebendige Seele durchdringen. Sie ahnt zuweilen mitten in ihrem Stolze, daß sie doch nur ein Surrogat für die verlorne Poesie des Lebens ist.

Wenn das äußere Leben noch so harmonisch wäre, wie in den klassischen Zeiten der ältern Kunst und Poesie, so würden sich unsere Dichter nicht in so großem Zwiespalt mit sich selbst befinden. Ihre Sehnsucht würde sich, wie früher, in einem schönen Glauben oder in einer freudigen Hingebung an die Welt befriedigen. Jetzt charakterisirt sie eine, früheren Zeiten ganz unbekannt gewesene, Tendenz ins Endlose, eine unbefriedigte Sehnsucht. Man kann allerdings sagen, in früheren Zeiten war der Gesichtskreis überhaupt enger, die Weltansicht beschränkter, und nachdem man einmal die Schranken überschritten hat, ist die Rückkehr unmöglich. Allein es handelt sich nicht von einer Rückkehr ins Vergangene, sondern nur davon, daß die neue Welt in ihrem erweiterten Gesichtskreis sich wieder eben so harmonisch ordne, wie die alte in dem ihrigen. Gar manche krankhafte Sehnsucht würde offenbar ihre Heilung finden, wenn das Volksleben, die Nationalität eine poetische Verjüngung erlebte, wenn die Neuzeit in einer Classicität culminirte, wie das Alterthum zu Athens Blüthezeit und das Mittelalter unter den Hohenstauffen.

Wie viele neuere Dichter gefielen sich nur deswegen in dem Uebermuth der Titanen und wurden Rebellen gegen Gott und die Welt, weil sie sich in der Wirklichkeit auf keine Weise weder befriedigt, noch durch eine schöne Gesetzmäßigkeit beherrscht sahen. Ihr ästhetischer Blick wurde vom Unschönen der Wirklichkeit beleidigt und sie grollten um der verunstalteten Schöpfung willen mit dem Schöpfer. Wie viele bemühten sich, die Gegenwart gänzlich zu vergessen, indem sie sich in die poetische Vorstellung fernliegender Zeiten versetzten. Eine Erscheinung, die uns nur nicht Wunder nimmt, weil sie unter uns so häufig ist, während sie doch wirklich etwas Außerordentliches hat. Frühere Zeiten gingen nie auf diese Weise aus sich selbst heraus. Das Alterthum

lebte ganz in seiner Gegenwart und wenn das Mittelalter auch die Bilder der antiken Welt wieder hervorrief, so malte es sie doch nur spielend auf seine gothischen Wände, und noch Shakespeare lebte in einem so mächtigen Gefühl der Gegenwart, daß er alle Zeiten in das Costume der seinigen kleidete. Erst unsere neuere Zeit verlor die Gegenwart absichtlich aus den Augen, und beschwor die Geister der Vergangenheit nicht mehr zu sich herauf, sondern entäußerte sich ihrer selbst, um mit ihrem leiblosen Geiste sich in die Mumien längst verschwundener Jahrhunderte hineinzuleben.

Wie viele Dichter, die sich von der Gegenwart nicht losrissen, glaubten doch ihre Stellung nicht in ihr, sondern über ihr nehmen zu müssen und sprachen noch alle Rechte auf sie an, ohne sich länger an eine Pflicht gegen sie gebunden zu glauben. Wäre diese poetische Vornehmigkeit, dieser Egoismus wohl möglich gewesen, wenn eine schöne Volkssitte, ein schönes Volksleben noch die Macht geübt hätte, der sich Niemand entziehen kann, noch will, wenn ein poetisches Element in ihr wirkt? Viele maßen sich an, die Welt, der sie dienen, oder die sie erheben und veredeln, oder der sie wenigstens Vergnügen machen sollten, blos als das Werkzeug ihres Vergnügens zu betrachten, sie als die wohlbesetzte Tafel anzusehen, an der sie allein zu schwelgen hätten. Viele entweihen sie durch ihre Begierden und verunreinigen sie durch die Befleckung ihres Geistes. Andere spotten über sie, ohne sie bessern zu wollen, ohne selbst besser zu seyn. Viele gefallen sich, sie ohne irgend ein tieferes Motiv zu mystificiren, aus Langerweile und Frivolität auf eine vermeintlich liebenswürdige Weise zu lügen. Dies ist namentlich in jüngster Zeit Mode geworden. Wer kennt nicht die elegante und blasirte Sprache, in der mehr Unwahrheiten gesagt werden, als man Zeit und Lust haben kann zu widerlegen? Maßlose Willkür regiert die Federn. Alles wird einem Witz geopfert. Alles muß der Eitelkeit oder Laune dienen. Die Welt wird vom Dichter verachtet und nur als Folie seiner interessanten Persönlichkeit gebraucht. Ehemals wagte man dergleichen nie, die Ehrfurcht vor der öffentlichen Meinung, vor der Volkssitte ließ es nicht zu. Aber damals trachteten die Dichter auch nur, sich in ihr Volk hineinzuleben, so wie sie jetzt trachten, sich aus demselben herauszuleben. Ehemals schmiegten sie ihre Individualität dem Charakter des Volkes an, jetzt bestreben sie sich, jeder auf

eine noch originellere Art als der andere, sich vom Volke zu unterscheiden. Ehemals war ihr Bemühen, den Ruhm ihres Volkes zu verherrlichen; jetzt wollen ihrer viele nur von ihrem Volke gerühmt seyn. Ehemals erhöhten sie die Achtung vor der Volkssitte und die Macht derselben; jetzt setzen sie ihren Stolz darein, ihr zu trotzen. Würden sie dies können, oder nur wollen, wenn jenes volksthümliche Ansehen noch vorhanden wäre, das sie zu schonen hätten?

Wie viele Dichter preisen das Kleinliche, selbst das Unschöne der Wirklichkeit, weil ihre Gutmüthigkeit sich doch mit etwas befriedigen will. Da wird jeder Schwäche, jeder Prosa und Philisterei, jeder lokalen Armseligkeit, jeder Laune der Zeit und schnell wieder altwerdenden Mode geschmeichelt. Die Dichter vertiefen sich, alles Große der Welt und der Nation aus den Augen lassend, in den mikroskopischen Reiz des Alltäglichen der kleinsten Sphäre, und diese niederländische Schule will gleichwohl eine italienische seyn und entbehrt in ihrer Sentimentalität alles Volkshumors.

Wie viele Dichter klagen und jammern eben so im Kleinen. Ihre sogenannte schöne Seele flattert wie ein verirrter Canarienvogel im ungewohnten Winter ängstlich umher. Zu schwach organisirt, um in titanenhaften Zorn auszubrechen, und zu edel, um die Welt mephistophelisch mitzunehmen, beschränken sie sich auf die lyrische Wehmuth. Indem sie sich seufzend abmühen, der Welt in Versen zu sagen, was ihnen fehlt, ahnen sie nicht, was der Welt selber fehlt.

Bringt wieder Schönheit in's Volksleben und es wird euch allen geholfen seyn, den Einen vom Uebermuth und den Andern vom Kleinmuth.

Es wird vielleicht nicht überflüssig seyn, wenn wir, ehe wir schließen, noch ein Wort über die materiellen Interessen reden, die einen so bedeutenden Einfluß auf die Literatur und auf Moral und Geschmack in derselben geübt haben. Insgemein betrachtet man diesen Einfluß als einen ungünstigen, doch wie es uns scheint, mit Unrecht, sofern man nicht immer richtig unterscheidet.

Allerdings sind durch die materiellen Interessen zunächst der Autoren und Verleger alle literarischen Uebel gesteigert worden. Jede extreme Richtung, auf die irgend ein origineller Denker oder

Dichter aus eigenem Antrieb gerathen, ist von Nachahmern und Speculanten verfolgt worden. Die krankhafte Sucht, seine Meinung zu sagen, das Publikum mit seinem lieben Ich zu beschäftigen, und, um es zu interessiren, auf die abnormsten Meinungen und Uebertreibungen zu fallen, diese krankhafte Sucht hat viel mehr Bücher erzeugt, als für die Zwecke und das Bedürfniß der Gesellschaft nöthig gewesen wären. Allein eine noch größere Menge unnützer und schädlicher Bücher sind das Erzeugniß jener Industrie gewesen, welche jede neue Manier hundertfach nachgeahmt, jede neue Meinung hundertfach in schlechten Versionen nachgesprochen und für jede irgend einmal gesuchte literarische Waare hunderterlei Surrogate verkauft hat. Durch diese Fabrikation und durch die auf ihren Vertrieb berechnete, ebenfalls rein industrielle Kritik ist allerdings sowohl die Moral als der Geschmack auf die heilloseste Weise verfälscht worden. Das Verkehrteste ist gepriesen, das Krankhafteste als gesund, das Ansteckendste als Heilmittel, das Fadeste als geistreich, und am Ende alles ohne Unterschied als neu, als empfehlenswerther Modeartikel gepriesen worden. Dieser industrielle Eifer, seine Waare anzupreisen, hat noch weit mehr Verwirrung angerichtet, als die Unklarheit, das Schwanken, die Zerrissenheit der originellen Geister. Wir können dies nicht loben, wollen deshalb aber die materiellen Interessen an sich nicht anklagen.

Die Industrie ist nur vorübergehend in eine falsche Bahn gedrängt worden. Eine große Masse von Kapitalien, industrieller und merkantilischer Thätigkeit, die auf so unnatürliche Weise den einheimischen Buchhandel gesteigert hat, würde in andern Richtungen verwendet worden seyn, wenn sie ihr geöffnet gewesen wären. Erwägt man, daß dem deutschen Handel nach der Nordsee, nach Italien und nach Polen und Rußland hin Schranken gezogen sind, von denen der Strom merkantilischer Thätigkeit zurückgedrängt und aufs Binnenland beschränkt wird, so wundert man sich nicht mehr über den Vorzug, der den literarischen vor vielen andern Handelsunternehmungen gegeben worden ist. Erwägt man ferner, daß in den Ländern, in welchen weniger Redefreiheit herrscht, in denen man sich weniger mit der Politik des Tages beschäftigt, die Lekture ein Lebensbedürfniß geworden und die Consumtion einer bedeutenden Anzahl literarischer selbst sehr müßiger Produkte gesichert

ist, so darf man sich noch weniger über die starke Concurrenz in dieser Art von Produktion verwundern. Allein aus den angegebenen Thatsachen erhellt auch, daß der große Aufschwung, den die moderne Literatur genommen hat, an sehr äußerliche Bedingungen geknüpft ist, die möglicherweise einmal wegfallen können.

Würden aber diese Bedingungen wegfallen, so würde auch der moralische und ästhetische Gehalt der Literatur eine gewaltige Veränderung erleiden. Gesetzt, die Capitalisten fänden Gelegenheit, auf den Seewegen mehr zu gewinnen, als auf der berühmten buchhändlerischen Schneckenpost, und gesetzt, gewisse Bevölkerungen würden einmal weniger Langeweile haben, um noch so alles durch die Bank zu lesen, wie jetzt, so würde zwar mancher papierner Jubel und Jammer verstummen, und die literarische Radikalkur, zu der es die schärfste Kritik nicht bringen konnte, würde von der Zeit selbst vorgenommen. Und zwar würden namentlich die freigelassenen materiellen Interessen den Uebeln abhelfen, die durch die eingeschränkten materiellen Interessen gefördert worden sind. Bei weniger Ueberfüllung des Markts würde die Waare solider werden, und das Publikum, auf andern Wegen aufgeklärt und bereichert, würde sie besser zu würdigen wissen.

In der That konnten und können die materiellen Interessen den geistigen auf keine empfindlichere Weise schaden, als sie ihnen bisher durch die literarische Fabrikation geschadet haben. Kommen sie davon zurück, wenden sie sich andern Bahnen der Thätigkeit zu, so werden sie den geistigen Interessen nicht mehr schaden, sondern indirekt gewiß nützen. Die Poetischen unserer Tage haben eine fast komische Furcht vor den technischen Erfindungen, Maschinen, Dampfwagen und Eisenbahnen blicken lassen. Diese Dinge sind es nicht, die dem Geiste gefährlich werden könnten, sie sind nur ein Triumph desselben und beurkunden seine erstaunenswürdige Herrschaft über die Natur. Jene Poetischen hätten weit mehr Ursache, über die Druckmaschinen zu klagen, durch welche so viel schlechte Poesie in die Welt gefördert wird. Der Kaufmann, der das Produkt des heimischen Bodens fernen Küsten zuführt und die Heimath mit den Schätzen fremder Welten bereichert, ist der Poesie nicht gefährlich. Nur der ist es, der die Poesie als Waare behandelt, schlechte Surrogate für Poesie verkauft und Fabrikarbeiter, unwürdige Speculanten und Pfuscher zu Poeten, den Marsyas

zum Apoll macht. Der königliche Kaufmann, der, durch Benutzung der Naturkräfte reich geworden, die Kunst belohnt, ist der Kunst nicht gefährlich; nur der ist es, der selber noch durch den im Joche keuchenden Pegasus Procente gewinnen will.

Unstreitig haben die Poetischen darin Recht, daß sich der immer zunehmenden Hinneigung zu materiellen Interessen viel Prosa beigesellt hat. Sollte dies aber nicht vielleicht eine nur augenblickliche, wieder vorübergehende Reaction gegen die bisher zu weit getriebene Poetasterei seyn? Es ist wahrlich nicht zu verwundern, daß sich praktische Menschen von gesundem Verstande und Gemüth mit Widerwillen von den vornehmen Düfteleien, und kläglichen Winseleien in unserer Poesie, wie von der Romanenfadheit abwenden. Es ist auch kein Schaden. Die gute, die echte Poesie wird dabei in letzter Instanz nichts verlieren. Im Gegentheil wird der von dem poetischen Wust einmal gereinigte Sinn mit desto mehr Ehrfurcht zur wahren Poesie zurückkehren. Von der Verbildung befreit, wird man sich desto sicherer wieder bilden. Die Dichter selbst wären in vieler Beziehung glücklicher, als sie es jetzt sind, wenn sie, anstatt im Concert unzähliger Sänger überhört zu werden, erst nach einer prosaischen Pause wieder anfangen könnten zu singen. Es würden dann ihrer Weniger werden, die Unberufenen würden sich verlieren, nur die Berufenen aushalten und diese würden dann wieder überraschen, und gern von Allen gehört werden. Also würde ihnen selbst eine vorübergehende Periode der Barbarei nur günstig seyn. Sie haben sich wahrhaftig nicht über das Publikum zu beklagen, sondern nur über den Mißbrauch, den die concurrirenden Musen mit dem Publikum getrieben haben.

Wie von den Poetischen, so hört man auch von den Moralisten häufig klagen über die materiellen Interessen. Auch sie haben Unrecht. Sofern diese Interessen noch nicht überall in natürlich freien Bahnen ihre Befriedigung finden können, haben sie allerdings, sowohl bei den Reichen als bei den Proletariern, die Immoralität begünstigt. Allein hat denn nicht dieses Extrem bereits seine Reaction gefunden? In Fabrikorten arbeitet ziemlich regelmäßig, nach dem Naturgesetz der Gegenwirkung, der Pietismus oder das stoische Mäßigkeitssystem der Liederlichkeit entgegen. Die Erfahrung aber hat gelehrt, daß in allen Ländern, in denen Industrie und Handel zu großer Macht gelangt sind und ihren Segen

über die ganze Bevölkerung verbreitet haben, auch die Sittlichkeit volksthümlich geblieben oder geworden ist. Unsere alten Reichsstädte, Holland, England und Nordamerika beweisen es.

Also leidet weder der Geschmack noch die Moral irgend einen Nachtheil durch Förderung der materiellen Interessen. Diese Interessen entwickeln sich aus so richtigen Naturgesetzen, daß man ihnen nur Freiheit gewähren darf, um durch sie auch die geistigen, ästhetischen wie moralischen, Interessen, wenn sie unterdrückt sind, zu fördern, wenn sie sich verirrt haben, zu rectificiren. Sie orientiren, sie nöthigen den Geist, aus enger Beschränktheit herauszutreten. Sie machen gesellig und selbst den Egoismus allgemeinen Zwecken dienstbar. Sie bringen Wohlstand, also auch Freisinn und Sinn für Kunst. Sie sichern das äußere Daseyn, bringen also auch mehr Ruhe in die Geister. Sie erwecken äußeres Wohlbehagen, also auch inneres. Deshalb betrachten wir die Förderung materieller Interessen als ein zuverläßiges Mittel, das Volksleben in ästhetischer, wie in moralischer Beziehung zu regeneriren. Je gesunder und kräftiger sich der Volkskörper entwickelt, je gesunder auch der Volksgeist, mens sana in corpore sano.

W. Menzel.

Die Versammlungen der deutschen Naturforscher und Aerzte.

„Man wird vielleicht einmal in Masse schreiben, denken und handeln; ganze Gemeinden, selbst Nationen werden Ein Werk unternehmen.“ Es sind dies Worte eines Sehers, dem dieser Name wohl mit größerem Recht gebührt, als unsern Somnambülen, des der Wissenschaft wie der Poesie zu früh entrissenen Novalis. Prophetensprüche, wörtlich genommen, werden dem nüchternen Verstand immer als Thorheit erscheinen, während ihr tieferer Sinn dem Aufmerksamen nicht entgeht. So ist es mit jenen seltsam klingenden Worten. Hardenberg bezeichnete ahnend in ihnen das sich immer mehr entwickelnde, sich auf immer weitere Kreise erstreckende, unsere Epoche mehr als alles andere bezeichnende Streben, vereinzelte, zersplitterte Kräfte zu einem gemeinsamen Zweck zu concentriren, den Geist der Association. Literatur und Leben, Wissenschaft und Politik berühren sich in diesem Punkt. Es ist hier nicht der Ort, den ungeheuern Einfluß des Associationsgeistes in der neuesten Epoche der Civilisation näher zu besprechen: da indessen der Gegenstand dieser Skizze eine der Früchte desselben ist, so scheint es nicht unpassend, auch des weitverzweigten Baumes selbst beiläufig zu gedenken. Will man den ganzen Reichthum dieser Wirkungen sehen, so muß man den Blick auf England wenden, wo die Association der Mittelpunkt und Haupthebel fast der ganzen Verwaltung ist. Dort gehen die wichtigsten Unternehmungen für Befriedigung intellectueller und materieller Bedürfnisse, welche für die Regierung entweder gar nicht,

oder nicht so leicht möglich wären, von Vereinen aus, die oft über ungeheure Einkünfte zu gebieten haben. Alles das findet sich bei uns in Deutschland nur in sehr verkleinertem Maßstab, aber auch bei uns entfaltet eine Menge von Vereinen, deren Zahl in stetigem Zunehmen ist, in kleineren Kreisen die wohlthätigste Wirksamkeit. Schon die ungeheure Ausdehnung und Wirksamkeit der Journalistik in unsern Tagen gehört diesem Streben an. Journale sind gemeinschaftlich geschriebene Bücher. In den Naturwissenschaften, und besonders in der Medicin, wird mehr als die Hälfte der Literatur von ihnen absorbirt. In ihnen wird der unermeßliche, täglich sich vermehrende Schatz einzelner Beobachtungen niedergelegt, die in ihrer Vereinzelung ohne sie kein Organ der Veröffentlichung, keinen Ort der Aufbewahrung fänden; sie mögen daher in andern Disciplinen vielleicht zersplitternd wirken, in der Naturwissenschaft, die sich nur aus Einzelnem aufbauen kann, wirken sie sammelnd, zusammenhaltend, concentrirend. Es ist sichtlich, daß dieser Zusammentritt der Federn den Zusammentritt der Personen wünschenswerth machen, ja ihn nothwendig hervorbringen mußte. Das alte, abschließende, aristokratische System der Akademieen konnte, wie in andern Wissenschaften, so auch in der Naturwissenschaft, nicht mehr genügen. Das Bedürfniß einer großartigen, umfassenden Vereinigung der nach gleichem Ziel Strebenden mußte in einer, politisch in kleinere Kreise mit ebenso vielen Mittelpunkten getheilten Nation nur um so fühlbarer hervortreten: man durfte sich etwas Großes versprechen von dem nie erhörten Zusammentritt der Repräsentanten der Naturwissenschaften auf den zwei und zwanzig deutschen Universitäten, so wie ihrer Pfleger in den größeren und kleineren, meist mit naturhistorischen Sammlungen gezierten deutschen Hauptstädten. Der Werth, die Würde und der praktische Einfluß der Naturwissenschaft auf das Leben war noch nie in dem Grade gefühlt und anerkannt worden, wie in den letzten fünfzig Jahren. Nie war der Trieb zur Erkenntniß der Dinge außer uns, zum positiven Wissen, wie es in der Naturwissenschaft erscheint, so lebendig gewesen, als seit den letzten Jahrzehenten des achtzehnten Jahrhunderts. Man hatte einsehen lernen, daß dieses Wissen eigentlich die Grundlage unserer gesellschaftlichen Existenz bildet, und die Bedingungen jeder Vervollkommnung derselben, jedes Fortschritts in sich schließt. In der

That lassen sich die verschiedenen Phasen der Cultur des Menschengeschlechts ohne die Bearbeitung der Metalle, ohne die Schifffahrt und ihre Vervollkommnung durch die Magnetnadel und die Astronomie, ohne die Erfindung des Schießpulvers u. s. w., also ohne die Naturwissenschaften nicht als möglich denken; und wer kann selbst aus den bisherigen glänzenden Erfahrungen berechnen, zu welchen Resultaten die Anwendung der expansiven Kraft des Wasserdampfs noch führen mag? Wir finden von dieser Anerkennung im Alterthum vor den Zeiten Alexanders des Großen keine Spur; zwar beruhte die nationelle Existenz der Egypter rein auf ihren spärlichen hydraulischen und astronomischen Kenntnissen oder vielmehr Erfahrungen, die objective Darstellung ihrer dunkeln religiösen Vorstellungen in ihren ungeheuern Bauten setzte bedeutende Kenntniß der Mechanik voraus; indeß findet sich keine Spur, daß sie sich ihrer Erfahrungen irgend wissenschaftlich bewußt geworden wären, oder diese Kenntnisse in ihrem wahren Werth erkannt hätten. Dasselbe ist bei den Phöniziern und den früheren Griechen der Fall. Zwar finden sich in den Schriften der griechischen Philosophen vor Aristoteles vielfach Ideen über naturwissenschaftliche Gegenstände, allein fast Alles ist speculative Träumerei oder baare Unwissenheit; die Geschichtschreiber Herodot und Xenophon hatten mehr naturwissenschaftliche Kenntnisse, als alle diese Philosophen. Außer dem in manchen Beziehungen eben so bewunderungswürdigen, als in andern überschätzten Arzt Hippocrates existirte in Griechenland vor dem Stagyriten kein wirklicher beobachtender Naturforscher. Schon in seinem philosophischen System, im Gegensatz zu Plato, alle aprioristischen Ideen verwerfend, mußte Aristoteles auf den einzigen Weg gelangen, den der Naturforscher zu gehen hat, Beobachtung und Vergleichung der Erscheinungen. Er wurde für die Zoologie, was Linné für die Botanik geworden ist. Wie Aristoteles der erste Naturforscher war, so wurde die Wissenschaft in seiner Person zuerst in ihrem Werth erkannt und von der obersten Staatsgewalt geschützt und gefördert. Die Freigebigkeit seines königlichen Schülers setzte ihn in den Stand, eine Masse von Beobachtungen zu machen, die einem Privatmann unzugänglich gewesen wären. Alexander gab hierin künftigen Herrschern ein erhabenes Beispiel, das auch gewiß nicht ohne Einfluß auf die Pflege aller Wissenschaften und besonders auch der Naturwissenschaft

unter den Ptolemäern geblieben ist. Denn es ist klar, daß eine Wissenschaft, deren Object das ganze Universum ist, die zu ihren Beobachtungen der Herbeischaffung einer unendlichen Menge von Gegenständen bedarf, nur mit Unterstützung der Großen oder durch Zusammenwirken vieler Einzelner im Volke gedeihen könne. Der größte griechische Naturforscher nach Aristoteles, Theophrast, gab, wie Alexander als Fürst, so als Privatmann hierin ein edles Beispiel, indem er in seinem Testament sein Haus und seinen Garten (den ersten botanischen) als Vermächtniß zum Besten der Wissenschaft bestimmte. Leider hatten die Römer und ihre Regierungen keinen Sinn für die Pflege der Naturwissenschaften; der unsinnige, barbarische Luxus der Kaiserzeit mit fremden Thieren bei den öffentlichen Spielen hat der Wissenschaft keinen Gewinn gebracht, und der gelehrteste Römer im Fach der Naturwissenschaften, der ältere Plinius, ist doch nur Compilator der Griechen. In der Nacht der Barbarei, die mit dem gewaltsamen Umsturz des weströmischen und der langsamen Verwesung des oströmischen Reichs über Europa hereinbrach, kann von einer Pflege der Naturwissenschaften ohnehin nicht weiter die Rede seyn; sie lebten seltsamer Weise nur unter dem Schutz der arabischen Fürsten, der Nachfolger Omars, des Zerstörers der wissenschaftlichen Schätze der Ptolemäer, fort. Als es in Europa wieder zu dämmern begann, hielt finsterer mönchischer Aberglauben sie darnieder; Albertus Magnus und Roger Bacon im dreizehnten Jahrhundert wurden als Zauberer verschrieen, letzterer verfolgt und eingekerkert; noch im siebenzehnten Jahrhundert starb unser unsterblicher Landsmann Keppler in Dunkelheit und Armuth, und im Anfang desselben Jahrhunderts mußte Galiläi seine großen Wahrheiten abschwören. In diesem Jahrhundert glänzen als einzelne Lichtpuncte große Entdeckungen: Harvey's, welche die Physiologie, Guerikes, welche die Experimentalphysik völlig umzugestalten bestimmt war; aber sie bleiben isolirt und üben nicht den Einfluß aus, der ihnen für spätere Zeiten vorbehalten bleiben sollte. Ebenso vermochte der größte Arzt des siebenzehnten Jahrhunderts, Sydenham, keine bleibende Schule zu stiften. In der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts fand Newton das Gesetz der Gravitation und die Analyse des Lichts. Mit ihm und noch mehr im achtzehnten Jahrhundert brach erst die eigentliche Morgenröthe für die Naturwissenschaften

an, und erst jetzt sehen wir die Regierungen sie durch Anlegung von Sammlungen, Veranstaltung von Reisen, Errichtung von Lehrstühlen auf umfassendere Weise unterstützen. Linné schafft Licht in der chaotischen Masse der Naturgeschichte, er richtet seinen Nachfolgern das ungeheuere Gebäude ein, in dem sie sich nun bequem ergehen können, das Labyrinth gestaltet sich unter seiner Hand zu lichtvoller architektonischer Ordnung. Jetzt beginnt erst ein reges Leben; der elegante Styl und die geschmackvolle Behandlung Büffons reizt auch die Laien herbei (er hat das große Verdienst, zuerst den Massen für die Wissenschaft Interesse eingeflößt zu haben); Lavoisier erschafft mit einem Schlag das System unserer jetzigen Chemie; Franklin zeigt die unermeßliche Wichtigkeit der Electricität, die bekannt war, ohne daß man wußte, was man aus ihr machen sollte; Galvani und Volta entdecken neue Kräfte, deren Gewalt und Werth erst in unserem Jahrhundert klar werden sollte; Herschel macht seine großen Entdeckungen am Sternenhimmel, Werner führt sein Gebäude der neptunischen Geologie auf, Boerhave und die von seinen Schülern gestiftete Wiener medicinische Schule wirken in Sydenhams Geist, wenn auch in theilweise verschiedener Richtung fort, und suchen die Medicin wissenschaftlicher zu begründen. Das achtzehnte Jahrhundert hat im Gebiete der Physik, Chemie, Geologie und Mineralogie, der Botanik und Zoologie eine größere Masse neuer Thatsachen entdeckt, als alle vorhergehenden Jahrhunderte zusammen. In demselben Maße stieg das Ansehen der Wissenschaft, die Unterstützung der Regierungen, die Theilnahme der Individuen. Vermag das neunzehnte Jahrhundert bis jetzt auch keine so große Anzahl durchgreifender fundamentaler Entdeckungen aufzuweisen, wie das vorige, so glänzt es durch unermüdliche, allseitige Durchforschung und Bearbeitung des Vorhandenen, durch scharfsinnige Verknüpfung scheinbar fremder Thatsachen, durch unbefangene, weitverbreitete Beobachtung, einen umfassenderen Ueberblick, endlich durch eine unserer Zeit überhaupt eigene beispiellose allgemeine Thätigkeit und Regsamkeit. Cuvier hat in unserm Jahrhundert die vergleichende Anatomie geschaffen, und mit ihrer Hülfe die Geschichte der Revolutionen unseres Erdballs erhellt, Leopold von Buch und Elie von Beaumont haben die Geologie umgestaltet, Oersted entdeckte die Einwirkung der Electricität auf die Magnetnadel, Faraday die Wechselwirkung

des Galvanismus mit dem Magnetismus, Erscheinungen, deren Zukunft und Einfluß auf die gesammte Physik unermeßlich ist, da in ihnen der zum Herrscher der Physik bestimmte Polaritätsbegriff sich am glänzendsten und wunderbarsten bethätigt. Die merkwürdigen in unserem Jahrhundert entdeckten Phänomene der Interferenz und Polarisation der Lichtstrahlen haben in Verbindung mit Goethe's Farbenlehre das Newtonsche Emanationssystem in Frage gestellt; die Chemie hat durch die Stöchiometrie eine fast mathematische Gestalt gewonnen, und eine große Reihe chemischer Entdeckungen unberechenbaren Einfluß auf die Gewerbe und Industrie, auf die Arzneimittellehre u. s. w. geübt. Wer wollte alle nennen, die jetzt an dem täglich wachsenden ungeheuern Bau arbeiten als Schaffner, Werkleute, oder als Leiter und Ordner? Nur Einer sey genannt, weil er als Repräsentant der wahren Naturforschung überhaupt, und insbesondere der deutschen gelten kann, Alexander von Humboldt. Gleich entfernt von der alle Dinge isolirt betrachtenden, am Boden kriechenden Empirie, wie von den phantastischen Gedankenflügen willkürlicher, bodenloser Speculation, ist sein Standpunkt der der richtigen Mitte, ein Standpunkt, den wir nicht besser bezeichnen können, als mit einer Stelle aus seinen Werken: „Wenn man nicht hoffen darf, die Ursachen der Naturerscheinungen zu errathen, so muß man wenigstens versuchen, ihre Gesetze zu entdecken, und durch Vergleichung zahlreicher Thatsachen das, was beständig und unveränderlich ist, von demjenigen zu trennen, was veränderlich und zufällig ist." Dies ist das Ziel, dem die heutige deutsche Naturforschung nachstrebt; denn es ist nicht zu verkennen, daß sie sich mehr und mehr von leerer Speculation entfernt, und sich vor Allem das objective, klare, concrete Erkennen der Dinge zur Aufgabe macht. Der Versuch Schellings und seiner Schule, auf dem Wege philosophischer Speculation zu großen Resultaten in der Naturwissenschaft zu gelangen, wird trotz der geistreichen Bemühungen des Stifters unserer Versammlungen von den meisten deutschen Naturforschern als mißlungen angesehen, und von den Philosophen selbst, denn die neueste Philosophie, welche den Begriff vergöttert, verachtet die Natur. Der schlechteste Einfall des menschlichen Geistes steht ja nach Hegel höher, als jedes Naturproduct. Auch hat sich in den meisten Versammlungen ein entschiedener Widerwille gegen die sogenannte

Naturphilosophie kund gegeben. Die einzige wahre Naturphilosophie ist die von Kielmeyer zuerst angeregte wissenschaftliche Verknüpfung der verschiedenen in der unorganischen und organischen Natur thätigen Kräfte. Volta's, von Humboldt weiter entwickelte Entdeckung, welche zeigte, wie der Galvanismus im thierischen Körper wirksam sey, die immer größere Ausbildung der organischen Chemie und der dadurch vermittelte engere Zusammenhang der Physiologie und Physik, Davys und Anderer Beobachtungen über die chemisch zerlegende Wirkung der Electricität und des Galvanismus, Oersteds und Faraday's bereits erwähnte Entdeckungen, die sämmtlich den großen Wechselproceß der Polaritätserscheinungen zum Gegenstand haben, gehören in dieses Feld, dessen immer erweiterte Anbauung mehr zur Erklärung sämmtlicher Naturprocesse beitragen wird, als alle speculativen Träumereien.

Es ging aus dem Entwickelungsgang der europäischen Cultur nothwendig hervor, daß die Naturwissenschaft ihres hohen Zwecks und ihres gewaltigen Einflusses auf alle Lebensverhältnisse halber auf die Stufe von Achtung gestellt wurde, auf der sie gegenwärtig steht, eine Achtung, von der die liberale Unterstützung der Versammlungen deutscher Naturforscher durch die erleuchteten Regierungen Deutschlands einen glänzenden Beweis gibt. Wir haben in der That aus der obigen flüchtigen historischen Skizze gesehen, daß zu keiner Zeit ein so mächtiges und allgemeines Interesse für die physikalischen Wissenschaften rege war, als jetzt, daß ihr Werth nie von den obersten Staatsbehörden so erkannt wurde, wie jetzt. Sie zählen Verehrer und Pfleger in allen Classen der Gesellschaft, selbst die Namen gekrönter Häupter fehlen nicht. Wie Humboldts innere Stellung zur Naturwissenschaft den Normaltypus der Naturforschung unsres Jahrhunderts repräsentirt, so ist seine glänzende äußere Stellung ein Beweis der Anerkennung ihrer Würde.

Deutschland ist in Beziehung auf Pflege der Naturwissenschaften in einer weniger günstigen Lage, als die meisten europäischen Länder. Ohne Colonien, ohne ausgebreitete Schifffahrt, fast ohne Seehandel, mußte es ihm schwieriger werden, seinen Naturforschern die Producte fremder Zonen zur Anschauung und Untersuchung zu verschaffen. Welche unermeßliche Vortheile stehen in dieser Beziehung England, Frankreich, Holland u. s. w. zu Gebot? Die kolossalen Sammlungen im Jardin des plantes, im britischen

Museum, in Leyden, wurden mit leichter Mühe zusammengebracht: jeder heimkehrende Kauffahrer bringt Bereicherungen mit, die Munificenz der Regierungen schickt eigene Expeditionen nach den fernsten Meeren und Ländern, einzig zu naturwissenschaftlichen Zwecken, reiche Privatmänner steuern das ihrige bei, die mächtigen Centralpunkte, Paris und London, ziehen alles übrige Zerstreute an sich, und so darf uns der Reichthum und die Vollständigkeit dieser Sammlungen weder in Erstaunen setzen, noch beschämen. Bedenkt man dagegen die Schwierigkeiten, mit welchen ein binnenländisches Kabinet, besonders in einem kleineren, ärmeren Staate zu kämpfen hat, so muß man vielmehr über die Leistungen der deutschen naturhistorischen Sammlungen erstaunen und den Eifer der Regierungen und die Selbstaufopferung der Privaten preisen, die solches möglich gemacht haben. An vielen Orten Deutschlands haben sich Vereine gebildet, welche tüchtige Naturhistoriker auf ihre Kosten in fremde Länder schicken, und die durch sie zusammengebrachten Sammlungen unter ihre Mitglieder vertheilen. So reisen jetzt, aller Schwierigkeiten ungeachtet, deutsche Naturforscher in allen Zonen; auch ihnen leuchtet Humboldt in jeder Beziehung als glänzendes Beispiel voran. An jeder deutschen Universität, fast in jeder deutschen Hauptstadt finden sich zoologische, botanische, mineralogische und geognostische Sammlungen, naturhistorische Bibliotheken, physikalische Kabinette, chemische Laboratorien, klinische und anatomische Anstalten; zusammengenommen möchten sie den stolzesten Anstalten des Auslands nicht nachstehen, aber sie sind getrennt, die Kräfte zersplittert. Wird nun dieser materielle Nachtheil andererseits geistig dadurch aufgewogen, daß an diesen über einen großen Raum vertheilten Anstalten eine um so größere Menge rühriger Geister thätig ist, so macht sich doch hier wieder auf deutschem Boden mehr, als anderswo, das Bedürfniß einer Vereinigung dieser getrennten Kräfte geltend; denn je weiter das Gebiet der Wissenschaft wird, je mehr sich die Arbeit theilt, um so weniger werden einzelne große Namen glänzend hervortreten, um so mehr wird sich Ruhm und Verdienst an eine Menge einzelner Arbeiter vertheilen. Der einzelne wird dabei verlieren, aber die Wissenschaft gewinnen; um so mehr aber wird ein Zusammentreten dieser einzelnen nothwendig werden, um die Einheit, die sich früher an hervorragende Geister knüpfte, auf andere Weise wieder

herzustellen. Namentlich aber wurde die Nothwendigkeit fühlbar, das in Deutschland weniger als irgendwo geehrte freie Wort und die lebendige Rede an die Stelle bloß schriftlichen Verkehrs treten zu lassen, und so entstand die Idee zu den Versammlungen der deutschen Naturforscher und Aerzte.

Schon früher hatten in der Schweiz ähnliche Versammlungen Statt gefunden. Der geniale Oken hatte bei Gelegenheit der Mittheilung der Verhandlungen der schweizerischen Naturforscher in der Isis schon mehrmals die Veranstaltung ähnlicher Zusammenkünfte zur Sprache gebracht, ebenso Schweigger und Bojanus. Im Jahr 1821 erließ er endlich in der Isis den ersten Aufruf an sämmtliche Naturforscher und Aerzte Deutschlands, sich zu einer Zusammenkunft in Leipzig zu vereinigen, deren Zwecke gegenseitige Mittheilung des Gethanen und Gedachten, Vorlegung von Zweifeln, um sich Raths zu erholen, Anregung anderer zu Untersuchungen, für die sie sich in günstigerer Lage befänden, endlich besonders Vermittlung persönlicher Bekanntschaften, um in der kritischen Literatur einen milderen Ton herbeizuführen, seyn sollten. (In der Isis selbst war das Bedürfniß einer größeren Urbanität in Angriff und Entgegnung durch manche odiose Beispiele des Gegentheils rege genug geworden). Auch gemeinschaftliche Herausgabe des Besseren, was jeder mitbringe, wurde als Zweck in Aussicht gestellt. Leipzig wurde gewählt, als ziemlich in der Mitte von Deutschland gelegen, so wie als Centralpunkt der deutschen literarischen Thätigkeit. Die Sache fand indessen wenig Anklang; Manche glaubten, bei dem damaligen politischen Zustand Deutschlands, den Regierungen werde jede Art von Verein oder Versammlung mißfällig seyn; es meldeten sich nur Wenige, unter diesen Bojanus von Wilna, Nees von Esenbeck von Bonn, Kieser von Jena, Wilbrand von Gießen, Graf Caspar von Sternberg von Prag, Carus von Dresden, Froriep von Weimar. Als Vorschläge für diese Versammlung wurden genannt: gemeinschaftliche Herausgabe der Arbeiten aller naturforschenden Gesellschaften und Zusammenwirken bei Herausgabe eines naturhistorischen Wörterbuchs. Im 8ten Heft der Isis von 1821 wurde wegen der geringen Theilnahme die Versammlung auf 1822 verschoben, und als weitere Zwecke noch angegeben, die Herausgabe einer Encyklopädie der physikalischen Wissenschaften, und die Veranstaltung eines

Kauf- und Tauschverkehrs mit Naturalien. Es wurde ausdrücklich bemerkt, die Versammlung solle keine Veranlassung zur Abhaltung von Gastmählern und dergleichen geben. Leider war die Bekanntmachung der Verschiebung etwas zu spät erschienen; wenigstens reclamirten Mehrere, die nach Leipzig, in der Meinung, die Versammlung finde Statt, gekommen waren, in der Allgemeinen Zeitung. Oken war indessen nach Paris gereist. Dieser Umstand wirkte ungünstig auf den Besuch der im folgenden Jahr am 18ten September in Leipzig wirklich zu Stande gekommenen ersten Versammlung. Man hatte den Herbst als die Zeit der allgemeinen Universitätsferien und der in der Regel beständigsten Witterung gewählt. Außer den oben Genannten fanden sich Wenige ein, Manche wollten aus Furcht nicht in dem öffentlichen Verzeichniß der Theilnehmer erscheinen. Indeß ließ sich die kleine Schaar nicht irre machen; es wurden hier, besonders unter Mitwirkung von Formey, die kurzen, übrigens rein formellen Statuten entworfen, in welchen nun (§. 2.), im Widerspruch mit den ersten Ankündigungen, als einziger Zweck Gelegenheit für die Naturforscher und Aerzte, sich persönlich kennen zu lernen, angegeben und §. 18 ausdrücklich bemerkt wird, die Gesellschaft lege keine Sammlungen an und besitze (ihr Archiv ausgenommen) kein Eigenthum. Die Gesellschaft gab sich gleich eine breite Grundlage: es sollte keine Aufnahme durch Wahl oder dergl. Statt finden; Jeder, der sich wissenschaftlich mit Medicin und Naturwissenschaften beschäftigte, sollte Theil nehmen können, Stimmrecht jedoch nur die Schriftsteller haben. In den ersten fünf Versammlungen sollte an diesen Statuten nichts geändert werden. Was die übrigen oben angegebenen Zwecke betrifft, so glaubte Oken, alles Uebrige (die gemeinschaftliche Herausgabe von Encyklopädien u. s. w.) mache sich von selbst, sobald einmal umfassende Gelegenheit gegeben sey, persönliche Bekanntschaften zu machen. Diese Erwartung hat sich nicht realisirt; die Gesellschaft, wenn man sie so nennen kann, hat bis jetzt nach 16 Jahren noch kein solches gemeinschaftliches Werk unternommen, und es liegt auch in der Art, wie sich die Versammlungen bisher gestaltet haben, besonders seit, nach dem Zerfallen in einzelne Sektionen, die allgemeinen Sitzungen zu völliger Bedeutungslosigkeit herabgedrückt worden sind, die Unmöglichkeit eines gemeinschaftlichen encyklopädischen

Unternehmens. Formey brachte in Leipzig die Abfassung eines Wörterbuchs der medicinischen Wissenschaften in Vorschlag, allein die Sache wurde nicht weiter besprochen. Dagegen kam die Gesammtherausgabe der Schriften der verschiedenen deutschen naturhistorischen Gesellschaften zur Sprache, und man beschloß, sich deshalb mit der Leopoldinischen Akademie, die bisher schon etwas Aehnliches theils bezweckte, theils leistete, durch ihren Präsidenten, Nees von Esenbeck, in Verbindung zu setzen. Nach dreitägiger Dauer der Versammlung beschloß man, die nächste Zusammenkunft in Halle zu halten; da bisher hauptsächlich nur Sachsen, einige Preußen und (zum Theil incognito) Böhmen Theil genommen hatten, so konnte man, wenn man den nächsten Versammlungsort nicht zu weit entfernt von dem ersten bestimmte, eher wieder auf Besuch rechnen. Die Theilnahme des Publikums war noch so gering, daß viele Blätter sich für die Anzeigen der Versammlung Einrückungsgebühren entrichten ließen.

In Halle (1823) hatten sich schon mehr Mitglieder eingefunden; es waren in Allem 19 Fremde zugegen. Geschäftsführer waren Sprengel und Schweigger. Auch die Anzahl und das Interesse der Vorträge war gestiegen. Döbereiner aus Jena erfreute die Versammlung mit seiner merkwürdigen Entdeckung der Eigenschaft des Platinschwamms, bei Berührung mit Wasserstoffgas zu glühen, eine Entdeckung, die durch das überraschende Phänomen und die Construction mannigfaltiger Feuerzeugapparate sehr populär geworden ist, aber noch keine genügende wissenschaftliche Erklärung gefunden hat. Oken bemerkte auf einen Antrag Pierers in Beziehung auf sein medicinisches Wörterbuch, die Gesellschaft sey kein Corpus von Gelehrten, und könne sich mit solchen gemeinschaftlichen Arbeiten nur in der Art befassen, daß Einzelnen durch die Anknüpfung persönlicher Bekanntschaften Gelegenheit gegeben werde, zu einem solchen Werke zusammenzutreten. Formey, der früher für diesen Vorschlag gewesen war, war inzwischen gestorben. Die Leopoldinische Akademie hatte wegen der gemeinschaftlichen Herausgabe der Arbeiten der naturforschenden Gesellschaften keine befriedigende Antwort ertheilt; es scheint, daß bei ihr der Irrthum obwaltete, die Versammlung wolle sie verdrängen, gleichsam an ihre Stelle treten. Indessen fühlte sich die Versammlung für das nächste Jahr ihrer Sache schon gewiß genug, um einen

entfernteren Ort, eine süddeutsche Stadt, Würzburg, zur Zusammenkunft vorzuschlagen.

Obgleich in Würzburg (1824) die Zahl der Theilnehmer nicht sehr gestiegen war (es waren nicht viel über 30 zugegen), so zeigte sich doch schon mehr Leben und größerer Eifer. Da zwei Aerzte, Schönlein und d'Outrepont, Geschäftsführer waren, so trat auch die Medicin hier mehr hervor. In Halle waren gar keine medicinische Vorträge gehalten worden. Die heiteren Mainufer und der lebensfrohe Sinn der Würzburger lockten zu gemeinschaftlichen Ausflügen, und so gewann auch das gesellschaftliche Zusammenseyn eine lebendigere und fröhlichere Gestalt. Die Regierung hatte sich der Gesellschaft sehr freundlich erzeigt, und die Versammlungen fanden in der Wohnung des königlichen Generalcommissärs Statt.

Versammlung in Frankfurt 1825. „Breiter wallet nun der Strom, mit vermehrten Wellen." In Frankfurt zeigte sich die Versammlung in einem neuen, bisher nicht gekannten Glanz. Ueber 60 Fremde und gegen 50 einheimische Gelehrte nahmen Antheil. Die Stadt, welche den größten deutschen Dichter, der keinen kleinen Theil seines Geistesreichthums auch den Naturwissenschaften zugewendet hat, zu ihren Mitbürgern zählt, durfte die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, den Wissenschaften ihre Huldigung darzubringen. Die Geschäftsführer Neuburg und Crezschmar und ganz Frankfurt suchten den Gästen ihren Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Der Versammlungsort im naturhistorischen Museum war festlich mit exotischen Pflanzen geschmückt. Eine förmliche Antrittsrede eröffnete hier zum ersten Male die Sitzungen. Feste bei Bethmann, dessen Hand sich für Kunst und Wissenschaft immer so freigebig bewiesen hat, Lustfahrten auf dem Main bildeten die Erholungen zwischen den ernsteren Beschäftigungen. Stolz konnte Frankfurt seinen fremden Gästen zwei Denkmäler des Patriotismus und wissenschaftlichen Eifers seiner Mitbürger zeigen: das Senkenbergische Institut und die von Rüppell auf seiner afrikanischen Reise gesammelten naturhistorischen Seltenheiten. Schweigger sprach über seinen Verein zur Verbreitung von Naturkenntniß und höherer Wahrheit, eine Art von wissenschaftlicher Propaganda, deren fernere Resultate Ref. unbekannt sind. Die deutschen Geburtshelfer vereinigten sich hier

zu einer seither mit Gedeihen fortbestandenen gemeinsamen Zeitschrift für Geburtskunde. Die Vorträge waren hier schon so zahlreich, daß die bisherige dreitägige Dauer der Versammlung auf sechs Tage ausgedehnt wurde.

Versammlung in Dresden 1826. Dresden war die erste fürstliche Residenz, in welcher die Versammlung gehalten wurde, und es gingen aus diesem Verhältniß neue anerkennende Ehrenbezeugungen für sie hervor. Die königliche Familie, die selbst eifrige Pfleger und Beförderer der Naturwissenschaften unter ihren Mitgliedern zählt, und die höchsten Staatsbehörden erwiesen der Versammlung die größte Aufmerksamkeit. Prinz Johann und die Minister wohnten den im festlich geschmückten Ständesaal gehaltenen Sitzungen regelmäßig bei. Die reichen wissenschaftlichen und Kunstsammlungen Dresdens waren den Fremden mit größter Liberalität zugänglich gemacht. Die Zahl der Mitglieder war auf 115 gestiegen. Seiler und Carus waren Geschäftsführer. Nach einer in Frankfurt genommenen Verabredung hatten mehrere Mitglieder ihre Frauen und Töchter mitgebracht, und die Anwesenheit der Damen konnte dem in dem eleganten Dresden sich ohnehin höher steigernden gesellschaftlichen Ton der Versammlung nur förderlich seyn. Es fehlte nicht an Gelegenheits- und Festgedichten aller Art. Böttiger forderte zu einer mit Vergleichung der bisher noch nicht benützten Codices zu veranstaltenden neuen Ausgabe und Uebersetzung des naturhistorischen Theils des Plinius, dieser Encyklopädie des Alterthums, auf. Neun naturforschende Gesellschaften, die des Osterlandes, von Leipzig, Marburg, die des Senkenbergischen Instituts, zwei von Dresden, von Halle, Breslau und Görlitz traten zu gemeinschaftlicher Herausgabe ihrer Schriften zusammen. Sie beschlossen, die Leopoldinische Akademie zu bitten, ihre Arbeiten den **Actis academ. natur. curios.** einzuverleiben. Für das künftige Jahr wurde München gewählt und beschlossen, nun regelmäßig zwischen Nord- und Süddeutschland abzuwechseln.

Versammlung in München 1827. Nach dem Vorgang Dresdens wetteiferten auch hier Hof, Regierung und Privaten in zuvorkommender Artigkeit gegen die Fremden. Der König lud die Naturforscher zu einem großen Gastmahl, nach welchem er sich viele Einzelne vorstellen ließ. Die Gesellschaft des Frohsinns gab ein großes Concert. Indessen wurden hier schon einige Stimmen

gegen die rauschenden Zerstreuungen in den Residenzen, die von den ernsteren Zwecken der Versammlungen abzögen, laut, so wie man befürchtete, daß das Beispiel so großen Aufwands kleinere Universitätsstädte von dem Wunsch abschrecken möchte, die Versammlung bei sich zu sehen. Dagegen schien das Bestellen von Wohnungen bei Bekannten und Privaten überhaupt, nach dem Beispiel der schweizerischen Naturforscher, wie es in München hauptsächlich zuerst betrieben wurde, wegen der Ueberfüllung der Gasthöfe zu dieser Jahrszeit empfehlenswerth. Es kam in München eine Abänderung der Statuten in Bezug auf die Vorträge zur Sprache. Man beklagte sich bitter, ungehörige oder übermäßig weitläufige, auch wohl langweilige oder geschmacklos vorgetragene, zum Theil auch nur Bekanntes enthaltende und nur für Schüler passende Vorträge haben anhören zu müssen. Mancherlei zur Abstellung dieser unläugbar gegründeten Beschwerden gemachte Vorschläge schienen indessen bedenklich und die Freiheit der Versammlung gefährdend, wie z. B. einen Prüfungsausschuß zu ernennen, was gegen die Gleichheit der Rechte aller Mitglieder seyn würde, oder dem Geschäftsführer besondere Vollmacht zu ertheilen: hiegegen war einzuwenden, daß eine solche Vollmachtsertheilung ihn gehässig machen müßte, überdies in seinem Recht, zum Vortrag aufzurufen, schon die Möglichkeit liege, obige Beschwerden abzustellen. Ein dritter Vorschlag, nur freie Vorträge zuzulassen, schien unausführbar, da dieses Talent leider in Deutschland, besonders bei Gelehrten, nicht so häufig ist, als in Frankreich und England. Indessen möchte eine Bestimmung, den freien Vorträgen wenigstens den Vorrang vor den abgelesenen einzuräumen, immerhin ausführbar und wünschenswerth erscheinen, auch nichts Gehässiges mit sich führen; jedenfalls würde dadurch unmäßiger Länge der Vorträge gesteuert, und unangenehme Scenen vermieden, wie in Stuttgart, wo die Versammlung durch Lärmen und Weggehen selbst die Polizei üben mußte. Da man über keine Veränderung einig werden konnte, so blieb die Sache leider vorläufig beim Alten. Was die gemeinschaftliche Herausgabe der Zeitschriften durch die Leopoldinische Akademie betrifft, so wollte der Präsident der letztern zuerst, die Versammlung sollte einen Theil der Kosten übernehmen, was diese ablehnte, indem sich schon eine Buchhandlung zur Uebernahme des Verlags bereit gezeigt hatte. Man kam

endlich, da man sich überzeugt hatte, daß eine gemeinschaftliche Redaction wegen der vielfachen Correspondenz unausführbar wäre, über folgende Bedingungen überein: Die einzelnen naturforschenden Gesellschaften geben unter ihrem Namen keine besonderen Gesellschaftsschriften mehr heraus, sondern übergeben sie der Leopoldinischen Akademie; diese hat das Prüfungs- und Aufnahmsrecht, doch soll diese Prüfung von mehreren Mitgliedern geschehen; der Titel der Acta bleibt; bei den einzelnen Abhandlungen werden die sie liefernden Gesellschaften genannt. Endlich wurde die Einrichtung einer Circularcorrespondenz zwischen den einzelnen Gesellschaften, besonders zu gemeinschaftlichen Arbeiten, als wünschenswerth erachtet, jedoch nicht definitiv beschlossen. Auch die Herausgabe des Plinius kam wieder zur Sprache, und vom König von Baiern wurde zur Vergleichung der Codices zu Florenz und Paris mit der Münchner Handschrift eine Summe von 300 Gulden bewilligt. Münchens Kunstschätze gewährten den Fremden einen an den bisherigen Orten nicht gehabten, reichen Genuß. Wie in Dresden waren der Vorträge so viele, daß die Versammlung acht Tage dauerte. Sie wurde mit einer Danksagungsrede eines der vorjährigen Geschäftsführer geschlossen, eine Sitte, die sich nun für immer feststellte. Die freundliche Einladung Lichtensteins nach Berlin für das folgende Jahr wurde dankbar angenommen.

In Berlin (1828) nahm die Versammlung erst die größere Gestalt an, in der sie sich seither erhalten hat, trotz des Prognostikons, das man ihr in Berlin stellte, sie werde hier ihren Culminationspunkt erreicht haben, und von da an wieder abnehmen. Die Geschäftsführung war dem berühmtesten deutschen Naturforscher, ihm, den wir beiden Hemisphären mit Stolz als den unsrigen zeigen, Alexander von Humboldt und Lichtenstein übertragen. Sie hatten die seither überall nachgeahmte, höchst schätzenswerthe Einrichtung getroffen, zu bestimmten Stunden in einem eigenen Lokal zum Empfang der Fremden bereit zu seyn, damit beiden Theilen nicht die Zeit mit Aufsuchen und Empfangen und Erweisen von Höflichkeitsbezeugungen verloren gehe. Hier sollten die von allen Seiten Angekommenen sich treffen und begrüßen, alte Bekanntschaften erneuern, neue geknüpft werden. Die Zahl der Theilnehmer war auf 450 gestiegen; nicht nur aus allen Gauen Deutschlands, auch aus England, Holland, Rußland, Schweden

und Polen waren berühmte Namen zugegen. Einige hundert Privatwohnungen waren von der umsichtigen und thätigen Geschäftsführung gemiethet worden, zu großer Bequemlichkeit und Zeitersparniß der Fremden. Die große Zahl der angekündigten Vorträge machte hier die durchgreifendste Aenderung nöthig, welche die Gesellschaft bis jetzt in ihrer Organisation erfahren hatte, ihre Eintheilung in Sectionen. Die Sitzungen zerfielen demnach in allgemeine und Sectionssitzungen. In jenen sollten nur Vorträge allgemeinen Inhalts, wo möglich auch dem größeren Publikum verständlich, gehalten, in diesen nur das bestimmte Fach, für das sich eine Section constituirte, streng wissenschaftlich besprochen werden. Es entstanden eine physiologisch-anatomische, eine zoologische, eine chemisch-physikalische, botanische, mineralogische, physisch-geographische und eine medicinische Section. So sehr bei der großen Zahl der Theilnehmer eine solche Eintheilung als unabweisbares Bedürfniß einleuchtet, wie denn bald die Specialversammlungen die allgemeinen an Interesse und wirklich ersprießlichem Nutzen überwiegen mußten, so war doch diese Einrichtung der ursprünglichen Idee der Versammlung fremd, und der Nachtheil der hiedurch hervorgebrachten isolirenden Trennung der einzelnen Fachgelehrten dürfte nur durch eine andere Gestaltung der bald zu völliger Bedeutungslosigkeit herabgesunkenen allgemeinen Sitzungen wieder gut zu machen seyn. Humboldt eröffnete die Versammlung in dem herrlich decorirten Saale der königlichen Singakademie mit einer gewichtigen Rede. Die Prinzen des königlichen Hauses, die Minister und sehr viele Mitglieder der höheren Stände waren zugegen. Abends zuvor hatte der greise Busenfreund Goethe's, Zelter, mit seiner Singakademie ein Concert veranstaltet, und am Abend des ersten Versammlungstages gab Alexander von Humboldt den Fremden ein ebenso glänzendes als sinnig und geschmackvoll arrangirtes Fest, welchem der König, die königliche Familie und sämmtliche Notabilitäten Berlins beiwohnten. Die Medaillenmünze von Loos prägte eine Denkmünze auf die Versammlung und kündigte eine Reihenfolge von Medaillen mit den Bildnissen berühmter Naturforscher an. Ein Ausflug nach Potsdam und auf die Pfaueninsel unterbrach den regelmäßigen Gang der Sitzungen. Das in München schon angeregte Verlangen nach einer Einrichtung, mittelst welcher der Verschwendung

der Zeit durch ungeeignete und zu gedehnte Vorträge vorgebeugt würde, kam hier wieder zur Sprache; durch die Indiscretion, mit welcher die bei solchen Gelegenheiten vorzugsweise sich aufblähende Mittelmäßigkeit zu den langweiligsten und unersprießlichsten Reden sich auf den Catheder gedrängt hatte, war eine wirkliche Erbitterung rege geworden, und Tiedemanns Vorschlag, die Wahl der zum Vortrag kommenden Aufsätze einem Comité zu übergeben, ging nunmehr, wiewohl mit einer geringen Stimmenmehrheit, durch. Oken, der Stifter der Versammlungen, war es hauptsächlich, der sich gegen die Ausführung dieses Vorschlags erhob. Er gab zu, wie sehr die Klagen begründet seyen, welchen dadurch abgeholfen werden sollte, meinte aber, die Besseren werden ihre Arbeiten keiner Kritik unterwerfen wollen und daher wegbleiben, auch werde sich Niemand bereit finden, in ein Comité zu treten, dessen Wirksamkeit eine so gehässige sey; auch liege es ja immer in der Gewalt des Geschäftsführers, die kürzesten Vorträge zuerst aufzurufen, und dann werde sich Jeder bestreben, kurz zu seyn. Leider hat aber noch kein Geschäftsführer diese Befugniß mit Energie gehandhabt. Tiedemann nahm später seinen Vorschlag förmlich zurück. Oken sprach ferner die Hoffnung aus, wenn nur die Versammlung ihren Lauf durch ganz Deutschland herumgemacht habe, so werde die Sucht, Vorlesungen zu halten, von selbst abnehmen und freie Besprechung an ihre Stelle treten. Leider ist bis jetzt diese Hoffnung unerfüllt geblieben. Er bemerkte ferner, man verkenne die Zwecke der Versammlung, der Hauptzweck bleibe immer die Anknüpfung persönlicher Bekanntschaften, sie sey keine wandernde Akademie, und das Publikum habe es sich selbst zuzuschreiben, wenn es übermäßige Erwartungen von ihren Resultaten gehegt habe, ja sie sey im Ganzen als bloße Ferienreise zu betrachten. So gewiß es ist, daß diese Förderung persönlicher Bekanntschaft auch in negativer Beziehung (denn mancher Nimbus ist in diesen Versammlungen erloschen) ihren großen Werth habe, so konnte dies doch in der Weise, wie sich die Versammlungen einmal, gewiß ihrem Stifter selbst unerwartet, gestaltet haben, nicht ihr einziges Resultat bleiben, worauf wir später zurückkommen werden.

Rücksichtlich der Ausgabe des Plinius wurde beschlossen, so wie der König von Baiern einen Philologen nach Florenz geschickt

hatte, ebenso bei der Verbindung des sächsischen mit dem spanischen Königshause den König von Sachsen zu bitten, einen jungen Philologen nach Spanien zu schicken, um die dortigen Codices zu vergleichen. Für die Vergleichung der Orforder Handschrift wurde eine Collekte von 400 Thalern vorgeschlagen; zur Ergänzung des etwa daran Fehlenden erboten sich einige Berliner.

In einer der medicinischen Sitzungen kam ein wichtiger und für die Besprechung in der Versammlung ganz geeigneter Gegenstand zur Sprache, nämlich die gränzenlose Verwirrung in der Nomenclatur der Arzneimittel und insbesondere der chemischen Präparate. Mit jedem Wechsel der chemischen Ansichten erhalten nämlich die chemischen Arzneipräparate andere Namen (man hat für das Calomel allein 37 verschiedene Namen nachgewiesen), und es ist leicht abzusehen, daß dies zu einer babylonischen Sprachverwirrung und zu endlosen Verwechselungen führen müsse. Man kam überein, es sey das beste, die ursprünglichen, den Mitteln von ihren Entdeckern gegebenen Namen beizubehalten, gleichviel, ob sie dem jeweiligen Stand der Wissenschaft entsprechen oder nicht, und wegen Einführung dieser Nomenclatur eine Petition an das preußische Ministerium einzureichen (die aber unberücksichtigt geblieben ist). Auch wurden sehr löblicher Weise als Probleme zur Besprechung für's künftige Jahr einige noch weniger erforschte Krankheitsformen aufgestellt. Oken sprach bei der Wahl des nächsten Versammlungsorts, die auf Heidelberg fiel, warnende Worte über die lockenden Zerstreuungen in den großen Residenzen, Feste aller Art, Concerte, Theater, Gastmähler u. s. w.

Versammlung in Heidelberg 1829. Es wäre jetzt, nachdem die Versammlung in Berlin ihre höchste äußere Entwickelung erreicht hat, unnütz, bei jeder Stadt insbesondere zu wiederholen, wie überall Regierung, Behörden, Geschäftsführer und Privaten nach den vorangegangenen Beispielen wetteiferten, der Gesellschaft so viel Ehre und Angenehmes, als immer möglich, zu erweisen. Es genüge, zu bemerken, daß keine Stadt je nach Maßgabe ihrer Kräfte hierin hinter Berlin zurückblieb. Tiedemann, der mit Gmelin Geschäftsführer war, eröffnete die Heidelberger Versammlung mit einer geistreichen Rede über die Fortschritte der Naturwissenschaften. Die Heidelberger Professoren waren unter sich übereingekommen, sich in die ausgezeichneteren Fremden zu theilen,

und sie zu Abendgesellschaften einzuladen. So sehr indeß diese, mit vielen Opfern verbundene Artigkeit Dank verdiente, so trug sie doch dazu bei, die Gesellschaft zu zersplittern, und mußte bei den Nichteingeladenen Mißstimmung erregen, daher denn mehrfach der Wunsch geäußert wurde, daß bei künftigen Versammlungen solche Einladungen ganz unterbleiben möchten. Auch Heidelberg ließ eine Denkmünze auf die Versammlung prägen und unter die Mitglieder vertheilen. Von den medicinischen Aufgaben des vorigen Jahrs kam leider wenig zur Sprache. Dagegen schlug Wedekind vor, es sollten in den verschiedenen deutschen Staaten Commissarien ernannt werden, um die Aerzte zur Untersuchung der Wirkungsart der Arzneien aufzumuntern; ein Arzt sollte immer nur ein Mittel zur Untersuchung wählen. Es wurde eine solche Commission ernannt und das Nähere zur Besprechung in Hamburg verschoben. Eine Einladung nach Copenhagen für das künftige Jahr wurde verschoben und überhaupt beschlossen, sich nicht aus den Gränzen Deutschlands zu entfernen.

Versammlung in Hamburg 1830. Der Aufenthalt in Hamburg, der deutschen Weltstadt, dem belebtesten Hafen des Continents, war für die Fremden, besonders für die Binnenländer, von neuem, eigenthümlichem Interesse. Man hatte hier die glückliche, später auch an andern Orten nachgeahmte Idee, unter die Fremden eine umfassende, topographische Beschreibung Hamburgs, mit besonderer Rücksicht auf naturhistorische und medicinische Verhältnisse, sowohl zur Orientirung während des Aufenthalts, als später zum freundlichen Andenken, austheilen zu lassen. Eine Fahrt auf dem holländischen Dampfschiff Wilhelm nach dem Felseneiland Helgoland wurde zwar durch stürmisches Wetter gestört, bildete aber ein höchst eigenthümliches, jedem Theilnehmer gewiß unvergeßlich gebliebenes Fest. Bartels und Fricke waren Geschäftsführer. Von Ausländern waren besonders viele Dänen und Schweden da; die vielen angekündigten Franzosen, Niederländer und Engländer waren der politischen Unruhen halber ausgeblieben. In Hamburg fühlte man zuerst wegen des großen Zudrangs auch von Damen zu den allgemeinen Versammlungen das Bedürfniß, nicht nur nichts streng Wissenschaftliches, sondern auch besonders nichts Anatomisches und Medicinisches vortragen zu lassen, um das weibliche Zartgefühl nicht zu beleidigen, eine Rücksicht, die nur

dazu beitragen konnte, die allgemeinen Sitzungen noch flacher und unbedeutender zu machen, und alles Wichtigere für die Sectionssitzungen vorzubehalten. In Hamburg fanden, wie in Heidelberg gewünscht worden war, keine Privateinladungen Statt, man blieb Abends beisammen, gewiß ein großer Fortschritt in der gesellschaftlichen Organisation der Versammlung. Leider wurde des Wedekindschen Vorschlags und des diesfalls in Heidelberg gefaßten Beschlusses mit keiner Sylbe erwähnt, und Wendt nahm hievon und von den in Berlin angegebenen und ebenfalls liegen gebliebenen Problemen zu der gerechten Klage Veranlassung, daß man auf die Beschlüsse der vorhergegangenen Versammlung immer so wenig Rücksicht nehme; man sollte den Sitzungen immer die Protocolle der vorjährigen zu Grund legen. Harleß brachte den wichtigen Vorschlag in Anregung, sämmtliche deutsche Staaten möchten sich zur Entwerfung einer allgemeinen deutschen Nationalpharmacopöe vereinigen. Man kann sich in der That denken, welche Verwirrung die verschiedene Bereitungsweise der Arzneimittel in den verschiedenen deutschen Staaten in dem medicinischen und pharmaceutischen Studium und in der ärztlichen Praxis z. B. auf den Gränzen hervorbringen muß, und darnach die Wichtigkeit dieses Vorschlags würdigen. Leider hat aber derselbe, obwohl ihn sein Urheber auf späteren Versammlungen unermüdlich immer wieder in Anregung gebracht hat, noch keine Folge gehabt.

Versammlung in Wien 1832. Im Jahr 1831, wo die Versammlung auf die nach Hamburg ergangene freundliche Einladung der kaiserlichen Regierung in Wien Statt finden sollte, fanden sich die Geschäftsführer, Jacquin und Littrow, durch die gerade herrschende Choleraseuche veranlaßt, im August eine Bekanntmachung zu veröffentlichen, wodurch die Versammlung auf das nächste Jahr verschoben wurde, wo sie dann wirklich Statt fand. Vielleicht zum erstenmal traten Oesterreichs Gelehrte in einen regeren, persönlichen Verkehr mit dem übrigen Deutschland, ein bleibender Gewinn für beide Theile, dessen Verdienst der Naturforscherversammlung zukommt. Leider hatte auch in diesem Jahr die Scheu vor der Cholera manchen Fremden zurückgehalten, während die Gewohnheit die Einheimischen gegen das Schreckbild abgestumpft hatte. Wiens reiche Sammlungen gewährten mannigfaltige Belehrung und Ergötzung. Fürst Metternich gab den Fremden

Soireen und Diners, der Kaiser bewirthete sie in Laxenburg, die Erzherzoge Carl und Anton empfingen ihren Besuch in Weilburg und Baden. Leider kamen in den Sitzungen der medicinischen Section, die meist der Cholera gewidmet waren, über diesen Gegenstand aber nichts Ersprießliches zu Tage förderten, die früher zur Prüfung vorgeschlagenen Gegenstände wieder nicht zur Sprache. Ueber den günstigen Fortgang der Vergleichung der Handschriften des Plinius wurde berichtet. Das österreichische Element herrschte natürlich in dieser Versammlung sehr vor, denn unter 418 Mitgliedern waren 333 aus Oesterreich, daher auch österreichische Gemüthlichkeit und Herzlichkeit den Grundzug bildeten.

Die Versammlung in Breslau (1833) unter der Geschäftsführung von Wendt und Otto stand denen in Berlin und Wien an Zahl der Mitglieder und an Festlichkeiten, nicht aber an Interesse der gehaltenen Vorträge nach. Die weniger Zerstreuungen bietende Universitätsstadt gab dieser Versammlung einen mehr streng wissenschaftlichen Anstrich. Alexander von Humboldt sprach in der ersten allgemeinen Sitzung über den Einfluß, den die Vorliebe der modernen Literatur für Naturschilderungen, die Landschaftsmalerei und der Anbau exotischer Gewächse auf die Beförderung des Studiums der Naturwissenschaften ausgeübt habe; er entwickelte eben so gelehrt als scharfsinnig, wie die ästhetische Behandlung großer Naturphänomene und die lebendige Schilderung einer exotischen Thier- und Pflanzenwelt dem klassischen Alterthum fremd gewesen und ein neuer Zweig der modernen Literatur sey, wie die verschönerten Anlagen, besonders die Liebhaberei für die pittoresken Formen der Tropengewächse, und endlich die Landschaftsmalerei, in sofern sie die Pflanzenphysiognomik ferner Zonen in sich aufzunehmen angefangen habe, wesentlich anregend zum Naturstudium gewirkt haben. Der geistreiche Redner gab hier zugleich ein leider wenig befolgtes Beispiel eines gehaltvollen und doch für das Laienpublikum einer allgemeinen Sitzung passenden Vortrags.

Versammlung in Stuttgart 1834. Die reizenden Umgebungen Stuttgarts, die herrliche Witterung, die Weinlese dieses gesegneten Jahres, die herzliche schwäbische Gastfreundschaft, die Luft der Dichtung und des Gesangs, die an den Ufern des Neckars weht, gaben dieser Versammlung einen besonders poetischen Anstrich.

Liverpool, verdankt die britische Association ihr Daseyn den glücklichen Bemühungen der Naturforscher Deutschlands in dem letzten Jahrzehent. In jenem Lande Europa's hatte man seit lange gefühlt, daß das Gedeihen der Wissenschaft durch den Mangel eines freien Verkehrs zwischen den Gelehrten vielfach gehemmt und zurückgehalten werde. So hatten diejenigen, welche in abgeschlossenen Staaten ihre mühsamen Untersuchungen oft Jahre lang verfolgt, am Ende den Kummer, zu erfahren, daß sie auf Pfaden gewandelt waren, die andere mit ihnen zugleich betreten, oder auf denen glücklichere Forscher schon vor ihnen zu günstigen Resultaten gelangt waren. Solchen ernsten Nachtheilen zu begegnen, eine gesellige Wechselwirkung zwischen Männern, die, über weite Regionen zerstreut, durch physische und politische Hindernisse getrennt, nur durch eine gemeinschaftliche Sprache verbunden sind, zu Stande zu bringen, dies war die Aufgabe der großen Association des Festlands, und daß sie von den berühmten Söhnen Deutschlands in beträchtlichem Umfang gelöst worden, wird wohl von niemand in Abrede gezogen werden wollen. Allerdings treffen in unserem vereinigten und hochbegünstigten Vaterland mehrere Umstände zusammen, welche den Fortschritt der Wissenschaft weniger abhängig machen von solchen allgemeinen Versammlungen: ich erinnere hier nur an die Leichtigkeit, mit welcher der geistige Verkehr auch auf den entferntesten Punkten betrieben werden kann (Deutschland möchte hierin England nicht nachstehen), überhaupt an die weniger vereinzelte Lage unserer Gelehrten; indessen ist es doch nie bezweifelt worden, daß persönliche Bekanntschaft derjenigen, welche ähnliche Bestrebungen haben, den Fortschritten gelehrter Forschungen nur förderlich seyn kann. Denn nicht nur bekommt hier der einzelne einen unmittelbaren Vorschub von der Erfahrung und dem Urtheil der andern, sondern es wird hierdurch vorzüglich jener edle Wetteifer nach dem Suchen von Wahrheit erweckt, der ebenso wohlthätig für die geistige Thätigkeit, als geeignet ist, die Härten zu mildern, welche gelegentlich selbst in den abstracten Wissenschaften (gerade in diesen am meisten, glücklicherweise ist aber die Naturwissenschaft keine abstracte) durch die Controverse hervorgerufen werden. Männer, gewohnt zusammenzutreten und gemeinschaftlich zu einem großen Ziel zu wirken, nehmen leicht und unmerklich den socialen Geist in sich auf; wissenschaftliche Eifersucht, persönliche

Nebenbuhlerschaft werden durch gegenseitige Annäherung gemildert, und gleich den Gliedern derselben Familie lernen die Mitglieder der Association ihren eigenen Ehrgeiz mäßigen, indem sie ihre Ehre auf das concentriren, was zum Gedeihen und zur Verherrlichung des Ganzen gereicht." Die englischen Versammlungen haben eine Ausdehnung gewonnen, welche die deutschen um das Dreifache übertrifft. An der Versammlung in Liverpool nahmen ungefähr 1800 Mitglieder Theil. Auch begnügte sich die britische Association nicht mit den ursprünglichen Zwecken der deutschen Versammlungen, mit Anknüpfung persönlicher Bekanntschaften und gelehrter Besprechung; der praktische Sinn der Engländer führte die Versammlung sogleich näher an's Leben heran, man brachte im Schooß der Gesellschaft selbst bedeutende Geldmittel auf, um specielle Zwecke zu verfolgen, wobei ihr noch der Umstand zu Statten kam, daß ihr Einfluß auf die englische Regierung ihr möglich machte, auch da zu wirken, wo ihre eigenen Geldkräfte nicht ausreichten. So bewilligte z. B. auf Anregung der Gesellschaft die Regierung 500 Pf. zur Herausgabe der ungeheuren Masse von Beobachtungen an den Himmelskörpern, die sich seit 1750 unbenützt in dem Observatorium von Greenwich angehäuft hatten. Ebenso wußte die Gesellschaft die Admiralität für die Frage über die Erscheinungen der Ebbe und Fluth zu interessiren, demzufolge längs der Küste von Großbritannien und Irland Beobachtungen angestellt wurden, die schon zu manchem schönen Resultat geführt haben. In Folge der Dubliner Versammlung wurden der Regierung zwei hochwichtige wissenschaftliche Gegenstände empfohlen, die Errichtung magnetischer und meteorologischer Observatorien in verschiedenen Gegenden der Erde, mit den geeigneten Instrumenten ausgestattet und nach gleichmäßigen Prinzipien instruirt, und die Ausrüstung einer Expedition nach dem Südpol, um die bisherigen Entdeckungen in der Geographie, Hydrographie, Naturgeschichte und besonders hinsichtlich des Erdmagnatismus auch in antarktischen Gegenden zu vervollständigen. Eine Menge gelehrter Arbeiten würden auf Anregung der Gesellschaft zu Stande gebracht. Die Geldsubscriptionen für das Jahr 1834 beliefen sich im Ganzen auf 3000 Pfund, wovon 1500 Pf. für die Sectionen der Mathematik und Physik, namentlich zur Vervollständigung der astronomischen Beobachtungen von 1780 — 90 und zu Fortsetzung

des Catalogs der astronomischen Gesellschaften in beiden Sternregionen, 80 Pf. für die Chemie, 400 für die Geologie, 200 Pf. für Medicin und Physiologie (namentlich zu Untersuchungen über das Venensystem und die Herzbewegungen) u. s. w. bestimmt wurden. Ebenso wurden in der Naturgeschichte, der Mechanik u. s. w. Summen zur Erreichung bestimmter Zwecke bewilligt.

Ein Hauptzug, der den britischen Verein von dem deutschen unterscheidet, ist, daß in jenem weniger Fachgelehrte, Professoren und Schriftsteller die Versammlung bilden, und ihr ihre Richtung ertheilen, sondern daß im Gegensatz zu Deutschland, wo nach den Statuten nur Schriftsteller wirkliche, stimmfähige Mitglieder sind, jeder, der zur Beförderung der Wissenschaft einen wenn auch geringen Geldbeitrag gibt, als Mitglied der Association angesehen wird. Reiche oder wenigstens wohlhabende Particuliers rechnen es sich in England zur Ehre, nicht nur durch sterilen Besuch der Versammlungen der Gelehrten, sondern durch klingende Beweise ihr Interesse an der Wissenschaft zu bethätigen. Sie gewinnen dadurch ein gleiches Recht, den Sitzungen anzuwohnen, während der Besuch derselben in Deutschland Höheren als Herablassung, Niederern als Vergünstigung angerechnet wird. Indessen ist der größere Grad von wirksamer Theilnahme, welchen die Massen in England an den Bestrebungen der Naturforscherversammlungen nehmen, doch nicht allein der Einrichtung der Geldbeiträge zuzuschreiben, die ihnen ein gewisses Recht zu dieser Theilnahme geben, sondern auch der Thatsache, daß die Fachgelehrten in England weit weniger eine geschlossene Kaste bilden, als in Deutschland. Schon die mangelhafte Organisation der höheren Bildungsanstalten in England, die jeden strebenden Geist zwingt, außerhalb derselben seine eigenen Wege zu vollkommenerer Ausbildung aufzusuchen, begründet hier einen bedeutenden Unterschied. Es gibt in England kein Analogon für unsere deutschen Universitäten, (denn die seltsamen Anstalten, die dort diesen Namen tragen, haben fast nichts mit den unsrigen gemein), deren Lehrer und Schüler ein geheimes, wenn auch nicht durch äußere Formen zusammengehaltenes Band umzieht, vermöge dessen sie sich vom Volke, wenn gleich nur durch einen unsichtbaren, ich möchte sagen, magischen Kreis abgesondert fühlen. In England trifft man eben vermöge der unzulänglichen Einrichtung seiner Lehranstalten eine größere Menge

von Autodidakten aus allen Ständen, als irgendwo. Es ist natürlich, daß sich diese den Laien näher und verwandter fühlen, als unsere graduirten Doctoren und Professoren. Daher ist in den englischen Versammlungen keine Rede von einem Unterschied zwischen ordentlichen und außerordentlichen Mitgliedern, von Leuten, welche Bücher geschrieben haben, oder nicht, sondern wer sich in irgend einer Weise thätig für die Sache interessirt, nimmt Antheil an den Verhandlungen, und wer Geld hergibt, hat eine Stimme bei der Verwendung desselben. Der praktische Sinn der Engländer, der bei allem gleich nach Anwendung und Nutzen fragt, nach dem Gewinn für Staat, Industrie, physisches und sittliches Wohl, verleugnet sich bei ihren Versammlungen nicht. Fragen von praktischer Tendenz werden vorzugsweise erörtert, Geldmittel zu dahin einschlagenden Untersuchungen vorzugsweise bewilligt, dieselben aber auch für rein wissenschaftliche Zwecke nicht verweigert. Kann man doch bei den Naturwissenschaften nie vorauswissen, welche practische Anwendung einst eine Beobachtung und Entdeckung, die im ersten Augenblick nur ein rein wissenschaftliches Interesse zu haben scheint, finden werde, oder vielmehr man kann dreist behaupten, daß sie diese Anwendung finden werde und müsse. Daß die Engländer auf dem von ihnen eingeschlagenen Weg große Resultate erreichen werden, ist nach den bisherigen Proben mehr als wahrscheinlich. Sehen wir uns dagegen nach den Resultaten um, welche unsere deutschen Naturforscherversammlungen bis jetzt für Wissenschaft und Leben gehabt haben, so ist davon allerdings nichts in die Augen Fallendes zu berichten. Mit Stolz kann der Deutsche auf die Masse neuer Entdeckungen und Beobachtungen, auf die Menge mühsamer Arbeiten blicken, welche den Stoff zu den zahlreichen Vorträgen in unsern 16 Versammlungen hergaben, Scharfsinn und Fleiß sind in gleich hohem Grade darin entwickelt; allein der Einwurf ist nicht ungegründet, daß wohl das meiste davon, wenn nicht alles, auch ohne die Versammlungen entstanden und mitgetheilt worden wäre, daß keine dieser Arbeiten in der Existenz der Versammlungen die Bedingung ihrer Entstehung gefunden habe. Der Stifter der Versammlungen wiederholte selbst öfters, daß es verkehrt sey, irgend ein wissenschaftliches oder praktisches Resultat von ihnen zu erwarten, daß sie das durchaus nicht bezwecken, daß sie eine Ferienreise für Professoren seyen, nichts

weiter, und die Mitglieder, die andere Ansichten äußerten, wurden immer überstimmt. So wäre denn die geistige Anregung durch persönliche Bekanntschaft, der Ideenaustausch im vielfach verflochtenen Gespräche, nach dem Ausspruch des Stifters selbst, das Hauptresultat, was Deutschland von den Zusammenkünften seiner Naturforscher zu erwarten hat. Das sind nun Früchte, die im Verborgenen reifen, Kräfte, die nicht commensurabel sind, deren Wirkung wir aber weit entfernt sind, gering anzuschlagen. Leider wurde die Zeit zu diesem geistigen Verkehr durch die zahllosen und endlosen Vorträge gar sehr beschränkt, die besonders in den allgemeinen Sitzungen häufig gar nicht geeignet waren, den Laien hohe Achtung vor der Versammlung einzuflößen, gegen die der geistreiche Stifter mit Recht immer eiferte, und in denen freilich meistens von dem Unterhaltenden einer Ferienreise nichts bemerkt werden konnte. Lag es nun allerdings nicht in der Absicht der Stifter der Versammlungen, ihnen eine andere Wirksamkeit zu geben, so werden sie andererseitszugeben, daß die Ausdehnung, welche sie gewonnen haben, so wie die begeisterte und glänzende Aufnahme, die ihnen von der Nation und den Regierungen geworden ist, ebenso ihre Erwartungen übertroffen haben und nicht in den engen Rahmen einer Ferienreise passen. Es mag vielleicht unbequem scheinen, allein es läßt sich nicht läugnen, daß hiedurch Ansprüche rege geworden sind, die unabweisbar scheinen. Warum sollte es unausführbar seyn, daß auch die deutschen Versammlungen, gleich den englischen, bestimmte Arbeiten im Interesse der Wissenschaft vornehmen ließen, daß für solche, die ohne Geldmittel nicht zu Stande kommen können, die Mitglieder einen wenn auch nur kleinen Beitrag gäben, dessen Minimum obligatorisch, dessen Maximum der Freigebigkeit der einzelnen anheimgegeben wäre, und wobei die bisher in Massen herbeigeströmten, durch die wachsende Fluth der populären naturwissenschaftlichen Literatur immer mehr aufgeregten Laien und Liebhaber Gelegenheit fänden, ihr wissenschaftliches Interesse zu bewerkthätigen? Die Präsidenten der einzelnen Sectionen könnten sich unter Beigesellung anderer Mitglieder zu einem Ausschuß vereinigen, der die vorzunehmenden Arbeiten bestimmte. Zur Ausführung derselben würden sich jüngere Mitglieder genug finden, denn es handelte sich hier hauptsächlich um Anhäufung von Material, um Anstellung von Versuchen und

Beobachtungen, die keine hochberühmte Gelehrte, aber tüchtige, rüstige Arbeiter fordern. Wie viele Fragen könnten auf diese Weise wirksam erörtert werden! der Humboldt-Gaußische Verein zur Erforschung des Erdmagnetismus mag als Beispiel dienen. An Freigebigkeit werden es unsere Großen und Reichen gewiß so wenig fehlen lassen, als die englischen; wir könnten in Deutschland glänzende Beispiele genug aufzählen. Ein Vorgang, was Geldspenden betrifft, fand, wie wir in der übersichtlichen Skizze der einzelnen Versammlungen gesehen haben, in Berlin für die neue Ausgabe des Plinius Statt, die übrigens wohl mehr von antiquarischem und philologischem, als von naturhistorischem Interesse wäre. In letzterer Beziehung sind gewiß die bisherigen Ausgaben genügend, indessen ist der Vorgang characteristisch für eine deutsche gelehrte Versammlung. Auch dieser Plinius ist aber, so weit Ref. unterrichtet ist, noch nicht zu Stande gekommen, ebenso wenig die anfangs projectirten Encyclopädien und Wörterbücher, die wir übrigens auch nicht zur Ausführung für die Versammlung geeignet halten; auch der Kauf- und Tauschverkehr von Naturalien, der sehr nützlich werden könnte, wurde nicht organisirt. In den medicinischen Sectionen kamen einigemale Vorschläge zu besonderen Arbeiten vor, wurden aber von den nächstfolgenden Versammlungen nicht beachtet, so namentlich Wedekinds oben angeführte wichtige Proposition, anderer wichtiger Zeitfragen, die zu erörtern wären, wie die Vaccinations- und Revaccinationsfrage, die Contagienlehre ꝛc. nicht zu gedenken. Es ließen sich ferner gewiß Mittel finden, der übermäßigen Länge geschriebener Vorträge, dieser langweiligen Entfaltung breiter Kathedergelehrsamkeit ein Ende zu machen, und es wäre am Ende doch am gerathensten, nur freien Vortrag zu gestatten, und dießfalls die Befugnisse des Geschäftsführers und der Sectionspräsidenten zu erweitern; denn es muß doch auch nach der Ansicht des Stifters das Endziel der allgemeinen Bestrebungen seyn, den Versammlungen möglichst dialogische Form zu geben, und die Zeit- und Geisttödtenden Monologen, so viel es angeht, zu verbannen. Daß dieses gelinge, hängt übrigens vorzüglich auch von dem Präsidirtalent der Präsidenten ab, ein Talent, das freilich die Engländer in ihren Clubbs und Zusammenkünften aller Art, bei welchen Glocke oder Hammer nie fehlen dürfen, ausbilden, und das bei uns seltener anzutreffen

seyn dürfte. Man sollte daher bei den Präsidentenwahlen der Sectionen nicht gerade auf die berühmtesten Gelehrten, sondern auf Männer Rücksicht nehmen, welche die Eigenschaften haben, deren der Präsident einer stürmischen, geistreichen Versammlung am meisten bedarf, eine imponirende Persönlichkeit, Ruhe und Gewandtheit der Rede. Natürlich müßte auch das tägliche Wechseln der Präsidenten (ächt charakteristisch für unsere liebe, deutsche Eitelkeit und Rücksichtlichkeit, daß es ja keiner übel nehme) wegfallen.

Haben wir den Engländern in unsern Versammlungen das Beispiel der Idee gegeben, so geben sie uns hinwiederum das Beispiel der practischen, nützlichen Ausführung, ein wechselseitiger Austausch, der gewiß für die gegenseitige geistige Stellung beider Nationen vollkommen characteristisch ist.

Dr. H.

Die Vergangenheit und Zukunft der amerikanischen Menschheit.

Ein Vortrag, gehalten in der öffentlichen Sitzung deutscher Naturforscher und Aerzte, am 18. Sept. 1838.[1]

Wenn ich es wage, vor dieser hochansehnlichen Versammlung aufzutreten, so muß ich Ihre Nachsicht im Voraus anrufen. Nur die freundliche und ehrenvolle Aufforderung der Herren Geschäftsführer ermuthigt mich dazu, da ich keineswegs in der Absicht als Redner aufzutreten hierhergekommen bin, sondern vielmehr nur einen verwandten Gegenstand in der medizinischen Section anzuregen vorhatte. Ich wollte nämlich an meine verehrten Collegen in jener Section die Frage richten, durch welche moralischen und physischen Gründe sie das schnelle Aussterben der amerikanischen Menschenrace zu erklären gedächten. Dermalen jedoch, wo ich mich auf einem Platze sehe, welcher einen Gegenstand von allgemeinerem Interesse erheischt, erlaube ich mir, jene Frage weiter zu fassen, und erbitte mir Ihr geneigtes Ohr für eigene Bemerkungen

über die Vergangenheit und die Zukunft der amerikanischen Menschheit.

Der Gegenstand, wie ich mir ihn hier zu besprechen vornehme, gehört zwar nicht unbedingt in den Kreis derjenigen Forschungen,

---

[1] Der Verfasser kann nicht verbürgen, diesen Vortrag gerade mit denselben Worten gehalten zu haben, da er erst einige Monate später niedergeschrieben wurde, wobei sich auch die Nothwendigkeit ergab, einige Punkte weiter auszuführen, als es mündlich geschehen war; doch ist die Folge der Entwickelung dieselbe und kein leitender Gedanke neu hinzugekommen.

welchen wir uns in diesen Versammlungen hinzugeben pflegen; — inzwischen, **homo sum, nihil humani a me alienum puto**, und mit diesem Gefühle, welches Sie, meine Herrn, ja alle theilen, hoffe ich meinen Versuch Ihrer freundlichen Nachsicht empfohlen zu haben.

Es sind aber insbesondere zwei Ideen, die ich hier etwas genauer zu entwickeln mir vornehme: — die erste, daß sich die gesammte amerikanische Menschheit dermalen keineswegs in ihrem ursprünglichen, in ihrem primären, sondern vielmehr in einem schon vielfach veränderten, secundären, Zustande befinde; — die andere, daß sie schnellen Schrittes einem unvermeidlichen Untergang entgegengehe.

Für's Erste muß ich die Ueberzeugung aussprechen, daß alle verschiedenen Völker, welche wir amerikanische Autochthonen nennen, vielleicht mit Ausnahme einiger arktischen Polarstämme, Ein großes, eigenthümliches Ganze ausmachen. Alle Amerikaner gehören, von leiblicher, wie von geistiger Seite betrachtet, enge zusammen. Sie bilden in ihren Gesichtszügen, in Haut und Haar, in der Architectur ihres Knochengerüstes, in der Entwickelung ihrer inneren Organe, in Anlage und Ausbildung von Krankheiten, in Temperament, Gefühlsart, Willen und Phantasie ein eigenthümliches System von Menschen. Sie sind naturhistorisch, wie historisch, ein eigenthümliches, isolirtes, abgeschlossenes Factum. Deshalb möchte ich stets lieber von einer americanischen Menschheit, als von einer amerikanischen Race sprechen. Ueberdies gehört der Begriff einer solchen einzelnen Menschenrace, im Gegensatze mit andern Racen, seiner Entstehung und Entwickelung nach, in ein Gebiet, welches ich, als rein doctrinär, hier eben so unberührt lasse, als jene vielbesprochene Frage über den Ursprung der amerikanischen Urbevölkerung.

Wenn ich aber nun sage, die amerikanische Bevölkerung befindet sich dermalen in einem secundären Zustande, so meine ich dies auch abgesehen von demjenigen, welchen uns die heiligen Traditionen als den frühsten, paradisischen Zustand bezeichnen. Ich will also mit jenem Ausdrucke andeuten, daß es mit den rothen Menschen in einer unvordenklichen Zeit ganz anders ausgesehen habe, als damals, wo sie uns durch die spanischen und portugiesischen Conquistadores zum ersten Male geschildert wurden. Wie

diese abgeschlossene, ein so großes Continent, in so mächtiger Ausdehnung und unter so verschiedenen Einflüssen und Verhältnissen bewohnende Menschheit in ihren dermaligen Zustand gerathen, wäre nun sicherlich eine der anziehendsten Untersuchungen. Der Mensch bleibt, wie unser Goethe sagt, dem Menschen immer das Interessanteste; und wenn wir annehmen müssen, daß er auch hier auf eine eigenthümliche Weise die Schuld angeborner Schwäche bezahlt und sich deteriorirt habe, so reißt uns dieses Factum in einen Wirbel von Betrachtungen, die nach Tiefe wie nach Breite unsere innigste Theilnahme in Anspruch nehmen.

Gar allgemein ist die Ansicht verbreitet, daß der Zustand jener rothen Menschen, so wie er sich noch jetzt darzustellen pflegt, ihr erster sey. Man denkt sich diese nackten, mit Bogen und Pfeil bewaffneten, von Jagd und Früchten des Waldes lebenden, nomadischen Söhne der Wildniß als unveränderte Naturproducte. Man meint, so wie sie gegenwärtig sind, seyen sie einstens aus den Händen des Schöpfers hervorgegangen. Man spricht wohl von einem Urzustande, worin sie sich jetzt noch befänden, weil sie von unserer Civilisation noch nicht berührt, mit allen jenen wunderlichen Wappen und Lappen noch nicht behängt sind, welche uns die Geschichte angethan hat. Im Gegensatze mit den zahmen, den veränderten Menschen, die von ihrem ursprünglichen Typus da und dort schon abgewandelt worden wären, nennt man jene die Wilden. Bekanntlich hat es nicht an Leuten gefehlt, die den Zustand solcher Naturmenschen gar schön, und wenigstens in einzelnen Beziehungen einen Zustand paradiesischer Unschuld genannt haben. Vor Allen hat Jean Jacques Rousseau diese eben so falsche als reizende Ansicht von dem Urzustande solcher Wilden unter uns geltend gemacht. Auch ich bin mit ähnlichen vorgefaßten Meinungen nach Amerika gekommen, und habe geraume Zeit unter den rothen Menschen gelebt, ehe ich mich von gewissen Irrthümern befreien konnte, die uns in Europa von Jugend auf eingeimpft werden. Ein einzelnes Ereigniß reichte hin, mich zu enttäuschen.

Ich lag einmal in einer Hütte, welche, von mehreren indianischen Familien bewohnt, mich gastfreundlich aufgenommen hatte. Es war Nacht; um mich her ruhten die Wilden in ihren Hangmatten, jede Familie in einem eigenen Winkel. Die Männer

schliefen; die Weiber hatten mit ihren Säuglingen zu thun, die bald nach der Mutterbrust schrieen, bald durch irgend ein anderes Bedürfniß die Ruhe störten. Mit tiefer Gemüthsbewegung schaute ich diesem Stillleben zu, welches vom immer schwächer werdenden Feuer des niedrigen Herdes beleuchtet wurde. Die Zärtlichkeit, die Geduld der Mütter hatte keine Grenzen, und dieses Schauspiel der menschlichsten Hingebung machte einen um so mächtigern Eindruck auf mich, da ich bedachte, daß heute der heilige Christabend sey. Ich verglich diesen stillen Christabend mit seiner festlichen Feier in Europa; ich gedachte meiner Mutter und der eigenen Jugend; und so groß auch der Abstand war, erquickte mich doch innigst der Gedanke, wie auch hier die zartesten und tiefsten Gefühle der Menschenbrust walteten, wie sie eine, wenn auch noch so rohe Ehe vermitteln und mit der Familie die ersten Fundamente des Staatslebens begründen und erhalten. Aus solchen Betrachtungen riß mich, nachdem auch Mütter und Kinder eingeschlafen waren, eine unvermuthete, fast gespenstische Erscheinung. In einem dunkeln Winkel erhob sich ein altes Weib, nackt, von Staub und Asche bedeckt, das schmerzlichste Bild des Hungers und äußerer Verkommniß: es war die, von einem andern Stamme geraubte, Sclavin meiner Gastfreunde. Behutsam und leise kroch sie an die Feuerstelle, blies die Gluth wieder an, brachte einige Kräuter und Menschenhaare hervor, richtete unter eifrigem Gemurmel grinsende Blicke auf die Kinder ihrer Herrn und machte allerlei seltsame Gebärden. Sie zerkratzte den Schädel, warf Kräuter und zu Kugeln geballte Haare ins Feuer u. s. w. Lange konnte ich mir nicht erklären, was dies Alles bedeute, bis ich endlich, aus meiner Hangmatte aufspringend und ihr nahetretend, sie überraschte, wo ich denn aus ihrer Verrichtung, aus ihrem Schrecken und aus den Zeichen, womit sie bat, sie nicht zu verrathen, erkannte, daß sie Hexenwerk getrieben, und damit die Kinder ihrer Feinde und Bedrücker zu verderben gemeint war. Das Weib erschien mir wie eine giftige Natter, die im Dunkel heranschleicht, ihren Feind unvermerkt in die Ferse zu stechen. Es war dies nicht das erste Beispiel von Zauberei oder Hexendienst, das ich unter den Indianern wahrgenommen hatte. Wenn ich nun überlegte, welche Täuschungen, welche Verdüsterungen sich im menschlichen Gemüthe zugetragen haben mußten, bis es dahin kommt, dunkle,

ihm unbekannte Mächte zu fürchten und heraufzubeschwören, um Andern zu schaden; — wenn ich dachte, daß ein so complicirter Aberglaube nur das Ueberbleibsel eines ursprünglich reinen Naturdienstes sey, und welche Kette von Verwickelungen einer solchen Degradation vorausgegangen seyn mochte, — da fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen, ich erkannte, daß solche Menschen nicht mehr im Stande paradiesischer Unschuld leben, und daß alle jene Lehren Jean Jacques eitel Traum seyen. Jenes Ereigniß hat mich ein für allemal von meinen falschen Voraussetzungen geheilt, und von der Stunde an habe ich mich gewöhnt, die Indianer von einem ganz andern Gesichtspunkte zu betrachten.

Jeder Tag, den ich noch unter den Indianern Brasiliens zubrachte, vermehrte in mir die Ueberzeugung, daß sie einstens ganz anders gewesen, und daß im Verlauf dunkler Jahrhunderte mancherlei Katastrophen über sie hereingebrochen seyen, die sie zu ihrem dermaligen Zustand, zu einer ganz eigenthümlichen Verkümmerung und Entartung herabgebracht haben. Die Amerikaner sind nicht ein wildes, sie sind ein verwildertes, herabgekommenes Geschlecht. Wenn schon in manchen Ländern des großen Welttheils, namentlich in Mexico, Gemeinschaften rother Menschen bestehen, welche kein so trauriges Bild darstellen, wie die brasilianischen und wie fast alle andern Wilden des südamerikanischen Continentes, so bin ich doch auch von jenen überzeugt, daß sie nur die degradirten Reste einer vollkommeneren Vergangenheit sind, und daß sie sich schon lange vor der Entdeckung durch die Europäer auf dem Wege der Entartung befanden, sowie sie denn auch dem allgemeinen Fluche eines frühzeitigen Hinwegsterbens von diesem irdischen Schauplatze eben sowenig entrinnen werden, als die übrigen, noch tiefer entarteten Stämme und Völker.

Die Gründe für diese Ansicht lassen sich namentlich ableiten: 1) aus dem dermaligen gesellschaftlichen Zustande der amerikanischen Urbewohner, 2) aus der großen Zahl ihrer Sprachen und Dialekte und aus deren Beschaffenheit, 3) aus der sie zunächst umgebenden Natur, 4) aus den Resten von Bauwerken und andern historischen Documenten, auf welche, besonders in neuester Zeit, die Aufmerksamkeit der Forscher mit großem Erfolge ist geleitet worden.

Was nun fürs Erste ihre gesellschaftlichen Verhältnisse betrifft, so bedarf es keines langen Umganges mit ihnen, um sich zu

überzeugen, daß ihr dermaliges Zusammenleben kaum ein bürgerlicher Zustand genannt werden könne, obgleich er von einem solchen übrig geblieben. Was sie gegenwärtig an sich darstellen, sind nur Reste von Verfassungen, sie selbst sind nur Trümmer ehemaliger Völker, **disjecta membra** einer ganz besonders constitutionirten, auch in dieser Art von Auflösung eigenthümlichen Menschheit. Ueberall unter den amerikanischen Wilden begegnet man Ueberbleibseln von hierarchischen und monarchischen Verhältnissen; freilich aber sind diese Spuren oft so verwischt und undeutlich, daß es gegenwärtig unmöglich wird, auf den Ursprung der einzelnen Verhältnisse zurückzukommen und sie mit einander in genetische Verbindung zu bringen.

Als erstes Fundament aller dieser Reste früherer Cultur erscheint ein durch alle Indianer verbreiteter Glaube an irgend eine unbekannte geistige Kraft, die ihr Leben und ihre Wohlfahrt beherrsche und durch die Vermittelung auserwählter Individuen wohlthätig oder schädlich auf den Einzelnen wirke. Durch Klugheit, Erfahrung, Muth hervorragende Individuen — seyen es Männer oder Weiber — werfen sich von selbst zum Bindeglied zwischen der Gemeinschaft und dem höhern Willen auf, oder, was häufiger der Fall ist, sie erben eine solche Stellung gemäß alter Tradition. Ein Priesterthum ist es also, worauf sich alle ihre gesellschaftlichen Zustände basiren; aber dasselbe ist in seiner bessern Bedeutung gänzlich verloren gegangen. Jetzt ist es kein Priesterthum mehr, sondern Zauberdienst, Hexenwerk, Arztthum und die roheste Demagogie des Aberglaubens. Dennoch aber geht noch jetzt ein theokratisches Element durch das Leben der Indianer hindurch. Es beherrscht die Familie eben so gut, wie die Handlungen der Gemeinschaften, Stämme und Völker. Indolenz und geistige Erstarrung in der Mehrheit haben es der Schlauheit und dem Unternehmungsgeiste Einzelner leicht gemacht, sich Alles unterzuordnen, und das ursprünglich vorhandene religiöse Wesen der Herrschaft ist eben wie der Cultus und dessen Symbole selbst untergegangen. Dabei macht man die Bemerkung, daß sich die Spuren theokratischer Verfassung in größeren Gemeinschaften deutlicher erhalten haben, als in kleinen. Je schwächer an Zahl irgend ein Stamm, um so anarchischer leben seine Glieder, um so weniger gilt die Autorität des Zauberers oder Arztes; je größer und mächtiger

ein Stamm ist, je entschiedener er gleichsam eine Art politischer Stellung zwischen den Nachbarn einnimmt, um so mehr Geltung haben die hervorragenden Leiter des Stammes, um so eher sind sie nicht blos Zauberer, Aerzte, Rather, sondern auch Schiedsrichter und Ordner im Frieden, Anführer im Kriege, Häuptlinge, Caziken.

Die Geschichte derjenigen amerikanischen Völker, welche bei der Eroberung durch die Europäer die verhältnißmäßig höchste Cultur besaßen, — der Mexicaner, der Bewohner des hohen Plateau von Cundinamarca, der Peruaner — beginnt mit mythischen Gestalten, mit dem Xolotl, dem Manco-Capac, dem Bochica, und diesen Heroen wird eine mächtige Einwirkung auf ihre Völker zugeschrieben. Bei einer kritischen Prüfung jedoch von den Schriften aus der Zeit der Conquista, kann uns nicht entgehen, daß, bevor jene Thaumaturgen und Reformatoren auftraten, eine allgemeine Verwilderung und Entsittlichung eingetreten war, aus welcher jene Wohlthäter ihre Völker zu erheben versuchten. Acosta, Pedro de Cieça und sogar der Alles in verschönerndem Lichte zeigende Inca Garcilaso berichten ausdrücklich, daß die erwähnten Völker vor dem Erscheinen jener Heerführer und Gesetzgeber in einem ganz rohen Zustande („wie Bestien") gelebt hätten, daß sie erst durch dieselben in größere Völkerhaufen vereinigt, mit den Künsten des Krieges wie des Ackerbaues bekannt gemacht und durch mehr oder minder theokratische Regierungsformen auf die ersten Stufen der Cultur erhoben worden seyen. Die Berichte von der Einführung irgend einer Gesittung datiren, man mag sie nach dieser oder jener Chronologie betrachten, doch nie über 800 bis 1290 Jahre in der christlichen Zeitrechnung hinauf. Ist nun die amerikanische Bevölkerung von ihrem Ursprunge bis zur Erscheinung jener Reformatoren in dem wilden Zustande gewesen, woraus diese sie erhoben haben, oder ging der Barbarei schon ein anderer, besserer Zustand voraus? Wer immer die Katastrophen, welche unser Geschlecht durchlebt hat, auch nur flüchtig betrachtet, wird sich für die letztere Annahme entscheiden müssen. Die Geschichte ist alt und lang, aber die Vorgeschichte ist noch länger. Wollten wir auch die Cultur der Peruaner und Mexicaner nicht weiter hinaufdatiren, als zu dem Anfange jener historischen Zeit des Manco-Capac und Xolotl, so blieb vor Allem die Frage vor

uns stehen: woher die Reste von hierarchischer und monarchischer Verfassung, welche wir bei so vielen, ja den meisten Völkern Amerikas, bald deutlich ausgedrückt, bald fast gänzlich verwischt, vorfinden, wie etwa bei den verschiedenen Stämmen der brasilianischen Wilden? Diese haben keinen historisch nachweisbaren Reformator gehabt (wenn wir etwa den weißen, bärtigen Tsomé ausnehmen, der vielleicht eine vom heil. Thomé der portugiesischen Missionarien übergetragene mythische Figur ist); — und dennoch finden wir bei allen brasilianischen Wilden zahlreiche Rechtsgebräuche, Symbole und andere Spuren einer früheren gesellschaftlichen Bildung höherer Art. Auch die andere Frage tritt uns dann entgegen: woher die so außerordentlich große Abstufung und Verschiedenheit in Bildung und bürgerlicher Verfassung unter den amerikanischen Völkern, welche man immer gefunden hat, seit man sie kennt? Ich erinnere hier an die großen Contraste, womit Columbus und seine Zeitgenossen die verschiedenen Völker auf den Antillen schildern, die Einen als milde, sanfte, mit den Künsten des Friedens in mehreren Abstufungen vertraute Völker, bei denen unter Anderm auch Frauenregiment und erbliche Dynastenwürde gilt, — die Andern, jene Cannibalen, die Caraiben, von den grausamsten und wildesten Sitten — und doch beide nahe neben einander wohnend. Können so verschiedenartige Ausgangspuncte in der Bildung der Völker der Geschichte weniger Jahrhunderte angehören? Sicherlich nicht; sondern sie sind die letzte Frucht vieler und langandauernder Katastrophen: dies Resultat gewinnt man um so zuversichtlicher, wenn man die historischen Zustände der amerikanischen Völker, welche eine Geschichte haben, wie eben z. B. der Mexicaner, mit gewissen Baudenkmalen in ihrem Lande vergleicht, und an diesen einen Culturzustand findet, der mit jenem der Völker zur Zeit der Conquista in schreiendem Contraste steht. Von diesem Verhältniß werde ich mir später zu reden erlauben.

Eine solche Ansicht aber von der Verschiedenheit historischer und vorhistorischer Zustände in der amerikanischen Menschheit leitet uns zu dem Gedanken, daß diese mehrere große Oscillationen in ihrer Bildung, vor- und rückwärts, gemacht habe. Manche sogenannte wilde Völker Amerikas haben wohl ohne Zweifel schon die zweite Verwilderung aus einem ursprünglichen Zustande, die zweite Verdüsterung eines edleren Bewußtseyns erlitten. Wie sehr

ist eine solche Ansicht der Dinge verschieden von der, daß sie noch in ihrem ersten, gleichsam kindlichen Alter stünden! Aber gerade darum ist es so schwierig, die Fäden in der Hand zu behalten, welche uns zu einer richtigen Ansicht von den frühsten gesellschaftlichen Zuständen dieser Völker zurückführen könnten.

Unter den brasilianischen Wilden habe ich mancherlei Rechtssymbole, z. B. in Beziehung auf das Eigenthum der Personen oder des Stammes, auf die Wahl eines Heerführers, auf die Emancipation der Söhne, die Mannbarkeits-Erklärung der Töchter, auf Morgengabe, Eherecht u. s. w. gefunden, welche, bei der sonstigen Rohheit und niedrigen Bildung jener Stämme schlechterdings nur als Trümmer eines höheren, verlorengegangenen bürgerlichen Zustandes betrachtet werden können. Solche Symbole und Rechtsgebräuche erscheinen gar oft nicht in innerem Zusammenhange mit dem Leben und der Gesinnung der einzelnen Völker; — sie bilden keineswegs ein mehr oder weniger vollendetes System; — sie herrschen oder fehlen nicht gleichmäßig bei verwandten oder sich fremden Stämmen. Sie finden sich vielmehr in einer unerklärlichen Unordnung, mehr oder minder entwickelt; sie sind gleichsam wie die Glieder einer zerrissenen Kette über den ganzen Welttheil ausgestreut. In der That, sie sind Bruchstücke eines uralten, ausgedehnten Gebäudes, das gleichsam durch dämonische Kräfte zersprengt und in weite Fernen auseinander geschleudert worden. — Staunend verliere ich mich oft in diesen seltsamen Anblick; — zerfallene Sitten und bürgerliche Zustände, und von dem Allem keine Geschichte!

Und die Völker selbst sind ebenso zerfallen! Sie begegnen uns nicht mehr als große Massen, als unbewegliche Gemeinwesen zahlreicher Individuen, mit fixen Wohnorten, fixen Sitten, Sprachen u. s. w. Nein, vielmehr ist die ganze amerikanische Urbevölkerung in zahllose Stämme, Horden, Unterhorden, ja isolirte Familien aufgelöst, und diese seltsame Menschenmasse ist in einer fortwährenden unregelmäßigen Fusion begriffen. Verwandte wohnen nicht neben einander, sondern oft in einer Entfernung von mehreren hundert Meilen. Zu unserer größten Verwunderung haben Dr. Spix und ich die Verwandten und Abkömmlinge der ehemals an den Ostküsten Brasiliens seßhaften Tupis tief im Lande, am Rio de St. Francisco und in der Provinz Piauhy angetroffen.

Andere Horden von gleicher Abkunft wohnen wohl auch am Amazonenstrome. Die Caraiben sind nicht blos als kriegerische Nomaden und Seeräuber von den Mündungen des Mississippi nach den Lucayen und Antillen gekommen — wo Columbus die Sage von ihren kriegerischen Einfällen noch lebendig antraf, — sondern es finden sich Anklänge an ihre Sprachen, Physiognomie, Tracht und Sitte in den Guyanas und tief im Westen Brasiliens, an den südlichen Beiflüssen des Amazonenstromes.

Ein solcher Zustand kann unmöglich das Resultat weniger und kurze Zeit wirkender Ursachen seyn. Er muß vielmehr aus dem Zusammentreffen von vielerlei Ursachen, welche lange in Wirksamkeit waren, hervorgegangen seyn. Nicht in Jahrhunderten kann die amerikanische Menschheit in mehr als vierzehnhundert Völker, Stämme und Horden auseinandergefallen seyn. Dies ist ein Zersetzungsproceß, welcher Jahrtausende erfordert. Welche Mannichfaltigkeit von Einflüssen mag in dieser Zeit gewirkt, und das dermalige, so unerfreuliche Schauspiel einer gänzlichen Auflösung und nationalen Entmischung herbeigeführt haben! Heereszüge, Kriege, die mit Vertilgung der Männer endigten, Weiberraub, Abführung ganzer Stämme in die Sklaverei, Vermischung der Stämme durch Ehebündnisse von verschiedenartigem Charakter u. d. gl. mögen die dermalige Gestaltung der Dinge vermittelt haben. Man wird versucht, sich die ganze Bevölkerung des Welttheils wie im Bilde eines fortwährenden Aufsiedens zu denken, wobei beständig andere Theile an die Oberfläche kommen? Und dieser Proceß mag sich an vielen Orten innerhalb weniger Jahrhunderte wiederholt haben. Von den Stämmen am Amazonas, die bei den ersten Beschiffungen dieses Stroms bemerkt und in Acuña's Karte aufgenommen worden, konnte ich im Jahre 1820 die meisten nicht einmal dem Namen nach mehr auffinden. Die einst so mächtigen Solimoës, welche dem obern Amazonenstrom vor zwei Jahrhunderten ihren Namen gegeben, sind jetzt verschollen. In Brasilien haben sich die Tupis wahrscheinlich aus den Gegenden zwischen Uruguay und Paraguay über den größten Theil des Landes gezogen; sie sind an die Küsten von Bahia, Pernambuco, und in die Wälder am Amazonenstrome gekommen. Andere Stämme haben sich in andern Richtungen verzweigt und ausgebreitet, und so ist, hier durch fortschreitende Spaltung und Isolirung, dort durch

erneute Vermischung einzelner Stämme — durch einen Proceß, den man mit der Regeneration gewisser Gebirgsbildungen vergleichen könnte — jene seltsame Verschlingung und Verwirrung entstanden, in deren Folge wir in ganz Amerika kein einziges Volk von der Zahl des schwächsten Volkes in Europa mehr bemerken können. Welche Wege diese Wanderungen verfolgt haben, ist natürlich jetzt nur in den wenigsten Fällen nachweisbar. Sie scheinen sich mir vorzugsweise oft aus Hochländern in die tieferen Gegenden ergossen und nicht selten den Lauf großer Ströme verfolgt zu haben. Viele der amerikanischen Stämme machten große Wasserreisen, nicht blos auf den Strömen, sondern auch auf dem Ocean, wie die Caraiben, die Bewohner von Paria und der Costa rica.

Bei dem Versuche, die Wege wandernder Völker in Amerika auszumitteln, finden wir eines der wenigen Hülfsmittel in den Sprachen und Dialekten. Auf die seltsamste Weise sind diese über Amerika ausgestreut, eben so wie die Völker und Stämme selbst, welche sie reden. Man findet aber nicht immer, daß Stämme, die in Gesichtszügen, Sitten und Gebräuchen verwandt sind, auch in der Sprache als Verwandte sich berühren. In manchen großen Landstrichen wird ausschließlich Eine Sprache mit mehr oder weniger Dialekten geredet; — in andern, von viel geringerer Ausdehnung, grenzen die mannichfaltigsten Sprachen (nicht blos Dialekte) ganz nahe an einander; gleichsam jedes Dorf spricht eine andere Sprache, ja es gibt Idiome, die auf einige wenige Familien beschränkt sind. Dabei sind sie natürlich auch äußerst veränderlich und, bei zunehmender Verminderung derer, die sie reden, bei dem vollkommenen Mangel schriftlicher Denkmäler, von ephemerem Bestande. Dieser eigenthümliche Zustand der Sprachen war nur da einigermaßen gebessert worden, wo die Europäer sich gewisser Sprachen bemächtigt, sie zum Vehikel ihres Umganges mit den Indianern gemacht und für ihre Zwecke ausgebildet hatten. In dieser Art ist z. B. die Sprache der Azteken in Mexico, der Tupis und Guarani's in Brasilien, die Quichua- oder Incasprache in Peru ausgebildet, grammatisch und lexicalisch fixirt und wohl über ihre ursprünglichen Grenzen hinaus verbreitet worden. Im Ganzen aber findet man in diesen Sprachen, obgleich sie geschrieben und gedruckt worden und, wiewohl in geringerem Verhältnisse, auch

noch werden, eine unglaubliche Volubilität und Verschiedenartigkeit einzelner Ausdrücke. Daß sie, fast das einzige Denkmal geistiger Thätigkeit jener Völker, selbst unter dem schützenden Einfluß der Europäer sich keine höhere Selbstständigkeit, kein höheres inneres Leben angeeignet haben, ist ein sehr bedeutsamer Zug in dem geistigen Gemälde der amerikanischen Menschheit. Und diese Schwäche im Sprachinstitut wird eben so schwer erklärt, als ihre Hauptursache selbst, die Zerrissenheit und Untereinanderwürfelung der Völker. Wesentlich mag darauf die unter den amerikanischen Wilden so häufige Gewohnheit gewirkt haben, sich Weiber von anderen Stämmen, durch Raub oder durch freundschaftliche Verbindungen, zu verschaffen, und besiegte Feinde als Sclaven und Grundholde zwischen sich einsiedeln zu lassen. Eine kleine Colonie fremder Weiber mag hinreichen, um in kurzer Zeit das Idiom einer Horde zu verändern, deren Männer den geringsten Theil der Zeit in der Familie anwesend, oder wenn auch dies, vermöge ihrer Schweigsamkeit nicht im Stande sind, den fremdartigen Spracheinflüssen das Gleichgewicht zu halten. Daß die Weiber im Allgemeinen geneigt seyen, die Sprache ihrer Väter länger zu erhalten als das männliche Geschlecht, ist eine Bemerkung Cicero's, auf welche Alexander von Humboldt hingewiesen. In Amerika muß dieser Einfluß des weiblichen Geschlechtes um so wirksamer gewesen seyn, als dasselbe eine viel größere Beweglichkeit und geistige Regsamkeit bethätigt, als das träumerisch wilde und starre Geschlecht der Männer.

Der Sprachen und Dialekte gibt es in Amerika außerordentlich viele; — sie sind auf Horden und Stämme, seltener auf Völker von beträchtlicher Individuenzahl beschränkt; — sie sind einer ewigen Umbeugung und Verschmelzung, Zersetzung und Wiederzusammensetzung ihrer Elemente, einem Wechsel der Bedeutung der Worte und des Lautes unterworfen; — ja, noch mehr, sie unterliegen einem fortdauernden Anfang und Ende. Daß ein solcher Zustand eine antisociale Wirkung haben müsse, ist wohl natürlich. Es ist mir geschehen, daß mir bei der Beschiffung des Amazonenstroms vierzig Indianer als Ruderer dienten, von denen sich die Hälfte nicht anders, als durch Zeichen verständigen konnte, da Jeder eine andere Sprache oder einen andern, sehr divergenten Dialekt, redete. Daher denn auch die störrische Einsylbigkeit

und Indolenz, zu welcher diese rothen Menschen herabgesunken sind, daher die traurige Erscheinung, daß eine Sprache zu bloßem Familieninstitut eingeschrumpft ist.

Wollte man alle diese Dialecte in ganz Amerika aufzählen, so würde ihre Zahl sicherlich über 1300 hinausgehen. Dieses Verhältniß, in Verbindung mit der Spaltung der Völker selbst, mag uns beweisen, daß der Zersetzungsproceß, dem die amerikanische Menschheit unterliegt, nicht von heute und gestern datirt, daß er weit über die Epoche der Entdeckung durch die Europäer hinausreicht, eine Periode von vierthalbhundert Jahren, während welcher sich dort im Wesentlichen nichts unter den Indianern geändert hat. Bedeutsam scheint mir in dieser Beziehung insbesondere noch, daß auch in denjenigen Ländern, welche bei der Conquista eine höhere Cultur darboten, wie namentlich in Neuspanien, eine große Zahl von Dialecten gesprochen wurde. Die spanischen Missionarien haben Wörterbücher und Grammatiken von mehr als zwanzig Sprachen Neumexico's entworfen, und gegen fünfzig Sprachen werden noch jetzt dort geredet. Da aber die Spaltung der Sprachen in mehrere immer in gleichem Verhältnisse steht zu dem Zustande bürgerlicher Auflösung und Entsittlichung, so gibt uns das, was in Mexico statt findet, dem Lande Amerikas, wo bekanntlich noch die größten indianischen Gemeinschaften existiren, einen Maßstab für das, was in Brasilien und andern Ländern geschehen seyn mag, bis es zu dem dermaligen unerfreulichen Zustande von Zerrissenheit und politischer Auflösung gekommen.

Was überdies den allgemeinsten Charakter dieser amerikanischen Sprachen betrifft, so tragen sie auch in ihrer Armuth und in ihrem ganzen Wesen die Spuren einer schon lange Zeit fortdauernden Entartung. Für gewisse Ideen, welche eine höhere Geistescultur beurkunden: Gott, Seele, Unsterblichkeit u. s. f. fehlen die Ausdrücke nicht, aber Alles, was sich auf Zauberei, Hexenwerk, auf einen Dämonencultus bezieht, ist in diesen Sprachen viel reichlicher repräsentirt. Dieser Cultus ist aber doch schwerlich anders, als aus einem vormaligen, höheren Naturverständniß, als aus einer früher herrschenden, nun getrübten und mißbildeten Naturweisheit zu erklären.

Ein anderer Umstand von Bedeutung bei diesen Sprachen ist, daß, während ihnen Ausdrücke für Gegenstände des inneren

Seelenlebens keineswegs fremd sind, eine große Menge von solchen fehlen, welche untergeordnete Abstractionen bezeichnen sollen. Alles, was sich auf die Vergleichung verschiedenartiger sinnlicher Eindrücke, auf das Verhältniß einfacher Abstractionen zu einander bezieht, ermangelt bei vielen Indianern des Ausdrucks. So haben sie z. B. für die Farben oft nur fünf bis sechs Bezeichnungen. Es scheint, als wären solche Worte, bei fortgehender Verwilderung eines ehemals besseren socialen Zustandes, aus Erinnerung und Sprache herausgefallen.

Der grammatikalische Charakter dieser Sprachen zeigt eine gewisse Ungelenkigkeit und Starrheit, welche mit der, oft sehr complicirten Natur der Beugungen im Verbum und Substantivum im auffallendsten Widerspruche steht. Gegenwärtig sind Adverbial- und Participial-Constructionen in diesen Sprachen sehr häufig; ich kann mich aber des Gedankens nicht erwehren, daß solche ungelenke Redeformen ursprünglich nicht vorhanden gewesen seyen, sondern erst nach und nach, bei fortdauernder Vermischung der Sprachen und zunehmender geistiger Abspannung der Völker in Gebrauch gekommen seyen.

Endlich erlaube ich mir noch, in Beziehung auf diesen Gegenstand zu bemerken, daß es allerdings ein ganz rationelles Verfahren scheint, die ungeheuere Zahl amerikanischer Sprachen und Dialecte auf wenige Stammsprachen zurückzuführen, daß aber ein solcher Versuch bei dem dermaligen Stande der Materialien und der fortwährenden Veränderung so volubiler Mundarten eben so schwierig als in seinen Resultaten unsicher seyn müsse. Man hat wohl daran gedacht, die Lenapi-, die aztekische (oder Nahual-), die caraibische, die Guarani-, die Quichua- und die chilesische Sprache als solche Stammsprachen zu bezeichnen. Ich meinerseits aber bin überzeugt, daß alle diese Sprachen selbst schon das Resultat jenes allgemeinen geistigen und leiblichen Zersetzungsprocesses sind, welchem die amerikanische Menschheit seit Jahrtausenden unterliegt. Schwerlich sind diese Sprachen älter, als viele andere, die man in ihrer Nähe antrifft. Daß man gerade sie bei der ersten Bekanntschaft mit den Indianern in größerer Ausdehnung gesprochen fand, hing wohl lediglich von dem Uebergewichte ab, welches sich diese oder jene Stämme gerade damals über ihre Nachbarn erworben hatten. Wäre die Conquista ein Paar hundert

Jahre früher oder später eingetreten, so hätte sie wahrscheinlich ganz andere Sprachen oder Dialecte als herrschend vorgefunden. Daß aber nach dem Eindringen der Europäer in Amerika die genannten Sprachen eben so wie alle Lebensverhältnisse der Wilden eine wesentliche Veränderung erlitten haben (es sey, daß sie für einige Zeit länger festgehalten und mehr und mehr ausgebreitet, oder daß sie im Gegentheil einer um so früheren Auflösung entgegengeführt worden), daran zweifelt wohl Niemand, der den mächtigen Einfluß Europa's auf die amerikanische Menschheit würdiget.

Einen dritten Grund für die Annahme, daß die Amerikaner von einem edleren Zustand in ihre dermalige Wildheit, als in einen secundären, herabgesunken seyen, finde ich in den eigenthümlichen Verhältnissen, worin sich dort gewisse Naturwesen, die den Menschen zunächst umgeben, befinden. Ich meine ganz vorzüglich seine Hausthiere und Nutzpflanzen. Er hat deren eben so gut, wie die Völker der alten Welt, und eben so wenig als diese kennt er den Ursprung derselben. Woher wir unsern Hund, das Rind, das Pferd, unsere Getreidearten haben, wissen wir nicht; — eben so wenig können wir in Amerika den Ursprung des stummen Hundes, des Llama, der Mandiocawurzel, des türkischen Korns, der Quinoa u. s. w. nachweisen. Ueberall sind diese Naturprodukte unvordenkliche Geschenke der Götter, Ueberbleibsel aus einer vorhistorischen Zeit. Der Amerikaner bleibt stumm auf die Frage, woher sie ihm gekommen seyen, und fügt man etwa diese oder jene Muthmaßung der Frage bei, so ist die ständige Antwort: es ist möglich. Das Einzige, was er etwa hierüber zu erzählen weiß, ist eine Mythe, wie jene vom Getreide, vom Oelbaum, vom Roß als Geschenken der Ceres, der Pallas Athene und des Poseidon. Dabei ist allerdings sehr auffallend, wie fast alle solche Mythen darin mit einander übereinstimmen, daß es fremde Ankömmlinge, daß es weiße Männer, in weiten Faltenkleidern, von ehrwürdigem Ansehen gewesen seyen, welche ihnen die Bekanntschaft mit jenen nützlichen Naturproducten aus der Ferne gebracht hätten. Amerika scheint seine früheste Geistescultur, so wie seine dermalige Bodencultur von Außen her empfangen zu haben.

Was nun für's Erste die Nutzpflanzen der Amerikaner betrifft, so gehören hierher die Mandioca oder Yuca (**Manihot**

utilissima), die süße Yuca (Manihot Aypi), das türkische Korn (Zea Mais), die Quinoa oder der kleine peruvianische Reis (Chenopodium Quinoa und leucospermum), die Pisang (Musa paradisiaca), die Kartoffel (Solanum tuberosum), mehrere Arten mehliger Knollengewächse und die Baumwollenstaude. Diese Pflanzen waren bei der Entdeckung Amerikas durch das ganze tropische Land in Anbau und Gebrauch. Das Mehl von der Mandiocawurzel (Cassabi) und rohe oder gesponnene Baumwolle waren die Hauptartikel, welche Columbus eintauschte, und der erste Tribut, der den Ureinwohnern aufgelegt wurde, bestand in Baumwolle. Die erwähnten beiden Arten der Mandioca oder Yuca, die Quinoa, die Paradiesfeige und mehrere Arten des Baumwollenstrauches (Gossypium vitifolium, barbadense u. a.) werden zwar fast allgemein als ursprünglich amerikanische Pflanzen angesehen; aber ich kenne keine zuverlässige Nachricht, daß irgend ein Botaniker sie wirklich wild vorgefunden habe. Die Paradiesfeige (Musa paradisiaca), welche nach Andern ostindischen Ursprungs seyn soll, heißt in Brasilien die „einheimische Banane" (Banana da Terra), und trägt auch den Namen Pacóva, der der Tupisprache angehört. Ich habe mir um so mehr Mühe gegeben, diese Pflanze im wilden Zustande aufzufinden, als man mir erzählte, daß es noch eine andere inländische Sorte mit ganz kleinen Früchten gebe; doch vergebens. Sie ist mir eben so wie die übrigen genannten Pflanzenarten nie anders, als in geschlossenen Pflanzungen oder in der Nähe von Wohnungen und immer unter dem Anscheine des Anbaus vorgekommen. Sie wird auch in Brasilien, wie in ganz Amerika, nicht durch Samen, den sie nicht ausbildet, sondern stets nur durch Wurzeltriebe oder Abreißer fortgepflanzt. Von der zweiten Art von Pisang, der Musa sapientum oder Banane, ist es historisch erwiesen, daß sie 1516 von Großcanaria nach St. Domingo, und in der Mitte des sechszehnten Jahrhundert von der Insel St. Thome im Guineischen Meerbusen nach Bahia gebracht worden. — Die Mandiocapflanze hat bekanntlich Raynal für afrikanisch gehalten, eine Meinung, welche durch keine directe Beobachtung bestätigt wird, während das mittlere Hochland von Brasilien (Goyaz und das westliche Minas) eine große Zahl verwandter Arten von Manihot wild aufweist. Ich glaube daher, daß diese in der neuen Welt so weit verbreitete Nutzpflanze

jedenfalls nicht aus einem andern Continente eingeführt sey, wenn schon wir ihre wilde Stammpflanze in Amerika nicht kennen. — Daß das türkische Korn uns Europäern von Amerika her bekannt geworden sey, unterliegt wohl keinem Zweifel; inzwischen ist noch ganz neuerlich (von Bonafous) die asiatische Abkunft dieses Getreides behauptet worden, und Siebold meint die Abbildung der Maiskolben in gewissen uralten japanischen Emblemen oder Wappen anerkennen zu müssen, während Aug. de St. Hilaire der Meinung ist, daß eine in 40 Tagen reifende Varietät, welche in den Missionen am Paraguay, dem Vaterlande der Guaranis, gebaut wird, dort einheimisch sey. — Die Kartoffel ist jetzt in den Felsklippen am Seeufer von Chile wild gefunden worden; aber Walter Raleigh hatte sie zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts von den Küsten von Florida nach Eurpopa gebracht. Dies beweist, daß sich ihre Cultur unter den Urbewohnern weit verbreitet hatte, was, bei dem schwachen Verkehre dieser Völker, nur in einem langen Zeitraume denkbar ist.

Es erscheint nun ferner sehr bedeutsam, daß es gerade diejenigen Nutzpflanzen der Amerikaner, deren ursprüngliches Vaterland nicht nachgewiesen werden konnte, sind, welche die zahlreichsten und mannigfaltigsten Varietäten und Sorten gebildet haben. Wer immer sich mit dem Studium von ständigen, fortpflanzbaren Varietäten beschäftigt hat, der wird mit mir übereinstimmen, daß die Erscheinung zahlreicher Varietäten des Mais, der Mandioca u. s. w. in Amerika auf einen uralten, vorgeschichtlichen Verkehr der dortigen Menschheit mit diesen Gewächsen hindeute. Wir haben noch kein klares Bild von der Geschichte der europäischen Getreidearten und ihrer Beziehung zu den historischen Entwickelungen der europäischen Völker; das können wir aber mit Sicherheit annehmen, daß eine undenkliche Reihe von Jahren dazu gehört habe, den dermaligen naturhistorischen Bestand von Arten, Racen und Sorten herbeizuführen. Eben so verhält es sich in Amerika.

Es ist schon öfter behauptet worden, daß der Mensch einen magischen Einfluß auf die ihn umgebende Natur ausübe. In der That, was immer seine Hand berührt, das unterliegt gleichsam einer zweiten Schöpfung, einer Umgestaltung. Das ist das Feuer des Prometheus, welches, vom Menschen ausströmend, die Dinge

um ihn her bewegt, begeistigt und verwandelt. In den Pflanzen offenbart sich dieser Einfluß durch eine gewisse Unstätheit und Vielartigkeit in ihrem Bildungsgange. Durch den Umgang mit dem Menschen gewöhnen sich die Pflanzen einen verhältnißmäßig größeren Formenkreis an, als sie im wilden Zustande zu durchlaufen gewohnt sind. Gleichzeitig mit dieser erhöhten Thätigkeit, verschiedenartige Formen anzunehmen, erweitert sich der Kreis ihrer Lebensbewegungen in der Zeit; — so wie der Typus, wird auch der Rhythmus mannichfaltiger; — sie erhalten mehr Freiheit in ihrer Periodizität, und werden deßhalb in geringerem Grade von den Einflüssen des Klima beherrscht. Wird der Umgang des Menschen mit den Pflanzen durch lange Zeit fortgesetzt, so drückt er ihnen den Stempel abweichender Gewohnheiten in Gestalt und in Formverhältnissen mit solcher Gewalt ein, daß er durch viele Generationen hindurch nicht mehr verwischt werden kann. So also entstehen die Varietäten und Sorten, welche bekanntlich um so zahlreicher und entschiedener sind, je länger sich die Gewächsart in Cultur befindet. Als das sicherste Zeichen einer andauernden Einwirkung des Menschen auf gewisse Pflanzen dürfte jener Zustand zu betrachten seyn, worin sie verlernt haben, ihre Samen auszubilden, oder wo dies nur unregelmäßig und in kleinerer Zahl geschieht. Solche Gewächse werden dann nur durch Ableger oder Stecklinge fortgepflanzt, und sind in ihrer Verbreitung ausschließlich auf die Hand des Menschen angewiesen.

Unter den Nutzpflanzen Amerika's finden wir nun alle diese Verhältnisse bestätigt. Auch sie erscheinen in vielerlei Varietäten und Sorten; sie haben eine große Biegsamkeit erhalten, sich äußern klimatischen Einflüssen zu accommodiren, und nicht selten den ursprünglichen Typus der Fortpflanzung durch den Samen gänzlich verlernt. Als besonders wichtig für unsere Ansicht führe ich die Palme Gasipaès oder Pupunha (Gulielma speciosa) an, welche im größten Theil des tropischen Südamerika von den Wilden mittelst Abreißer gepflanzt wird, und deren steinharter Samenkern, von der Größe einer mäßigen Pflaume, im Verlaufe der Cultur sehr oft ganz obliterirt oder in ein knorpeliges Fasernetz aufgelößt erscheint. Wie viele Jahrhunderte mögen nöthig gewesen seyn, um diesem Baume die Production eines so großen und festen Samengehäuses abzugewöhnen!

Fassen wir das Resultat dieser Betrachtungen zusammen, so muß vor Allem hervorgehoben werden, daß der Gebrauch und Nutzen vieler amerikanischen Nutzpflanzen den Ureinwohnern in großer Ausdehnung gemeinsam bekannt ist, — daß wir die meisten derselben nirgends wild, sondern überall nur angebaut vorfinden — und daß, wo sie verwildert sind und sich der Aufsicht und Pflege der Menschen entzogen haben, sie sich nicht durch viele Generationen fortpflanzen, sondern aussterben.

Rücksichtlich derjenigen amerikanischen Nutzgewächse nun, welche man dort nirgends wild antrifft, bieten sich uns die folgenden Alternativen dar: 1) die Stammart ist noch im freien Zustande dort vorhanden, aber nicht aufgefunden. Schwerlich wäre anzunehmen, daß dies deßhalb nicht gelungen sey, weil man noch nicht an den **Locus natalis** derselben gekommen; eher wäre denkbar, daß der langfortgesetzte Umgang des Menschen mit dem Gewächse die cultivirten Individuen so sehr verändert habe, daß wir nicht im Stande sind, die Mutterpflanze als solche botanisch zu erkennen. 2) Die Mutterpflanze existirt nicht mehr in Amerika. Dann wäre der doppelte Fall möglich: entweder sie hat einstens dort gelebt, ist aber in allen Individuen ausgestorben, deren sich der Mensch nicht angenommen, sie vermag also nur noch in Dienstbarkeit, unter unserem Geschlechte zu leben; — oder sie hat Amerika niemals im wilden Zustande bewohnt. Dann mag sie dorthin aus einem der andern Welttheile oder aus dem Paradiese gekommen seyn. In den übrigen Welttheilen hat man sie auch nicht als ursprünglich nachgewiesen; und wo das Paradies gelegen, wissen wir nicht. — Ich überlasse es nun dem Ermessen eines Jeden, sich für eine dieser Alternativen zu erklären. Ich meinerseits leite aus den bisherigen Betrachtungen mir den Gedanken ab, daß die amerikanische Menschheit schon vor sehr langer Zeit in Beziehung zu gewissen Gewächsen getreten seyn müsse, und daß wir auch aus der Ansicht vom gegenwärtigen Zustande der Nutzpflanzen in jenem Welttheile die Ueberzeugung schöpfen können, daß der geschichtlichen Zeit der Amerikaner eine vorgeschichtliche Epoche von viel größerer Länge müsse vorangegangen seyn.

Aehnliche Resultate liefert uns auch die Prüfung derjenigen Hausthiere, welche den Amerikanern vor der Entdeckung angehörten.

Der Alco (Canis mexicanus), eine kurzhaarige, stumme Hundeart, ward von den Spaniern auf den Antillen und auf dem ganzen Festlande, von Mexico bis zur Costa Rica, Guatemala und Peru immer als Gesellschafter der Indianer, aber nicht im wilden Zustande getroffen. Bekanntlich ward er dort zur Speise gemästet. Mir ist diese Art, welche ich für ursprünglich amerikanisch halte, nur bei den Wilden am Yupurá vorgekommen. Der Hund hatte dort wenig Haare am Körper, mit Ausnahme des Kopfes und der Brust, eine spitze Schnautze, und ließ manchmal ein leises Bellen oder vielmehr Geheul hören; er war sehr sanft und zuthätig. In demjenigen Theile des tropischen Amerika, wo die Menschen eine gewisse Culturstufe erreicht haben, ist er auch jetzt überall vorhanden, während man ihn bei den ganz rohen Wilden im östlichen Brasilien nicht antrifft. Er hat auch eigene Namen in den Sprachen jener Völker.[1] Das Llama und Quanaco, ursprünglich im hohen Andesgebirge heimisch, verhalten sich zu einander wie gezähmte und wilde Varietät. Die letztere war um die Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, wie Inca Garcilaso ausdrücklich bemerkt, im Zustande der Wildheit schon äußerst selten, was doch schwerlich von der Zerstörung durch die Spanier herrühren mochte, da sie damals zu Jagden auf den Hochalpen wohl wenig Zeit und Lust hatten. Aus dem, was Garcilaso ferner über die Vicugna bemerkt, daß sie nämlich, während der Regierung der Incas, alljährlich mittelst großer Jagdparthien eingefangen, geschoren und dann wieder freigelassen worden, und daß man sogar über die Zahl der Thiere, welche benutzt worden waren, Register mittelst der Gedenkschnüre oder Quippus geführt habe, läßt sich schließen, daß das ursprüngliche Naturverhältniß dieser Thiere durch die Menschen schon wesentlich abgeändert worden sey.

Das zahme Huhn ist wahrscheinlich in ganz Amerika vor der Einwanderung der Europäer unbekannt gewesen. Ausdrücklich berichtet es Inca Garcilaso rücksichtlich Peru. Daß dies Hausthier

[1] Es ist der Auri der Maypures, der Ytzcuintli der Nahual- oder mexicanischen, der Peco der zapotekischen Sprache. Der Aguara in der Tupi- oder Guaranisprache (Canis campestris), eine wolfsartige Species, findet sich nirgends gezähmt.

sich übrigens seit drei Jahrhunderten in der neuen Welt sosehr verbreitet hat, daß man es selbst bei abgelegenen Indianerstämmen findet, die wenig Verkehr mit Weißen haben, darf uns nicht wundern, da es in der alten Welt nirgends mehr im wilden Zustande erscheint und demnach, als ein gänzlich zahmes Thier, auch dem rohen Menschen sich leicht assimiliren mochte. Statt desselben haben die Indianer von jeher die verschiedenartigen Vögel ihres Continentes in Hühnerhöfen gezähmt gehalten: in Mexico den Truthahn, am Amazonenstrome mehrere Arten von Hoccos (**Crax**) und den Trompetervogel (**Psophia crepitans**), im östlichen Brasilien den Mutum (**Crax rubrirostris**). Alle diese Thiere finden sich noch gegenwärtig in großer Anzahl wild, und es ist allerdings bedeutsam, daß die Amerikaner, die so gerne mit ihren Affen und Papageien spielen, so wenige Hausthiere besitzen, mit welchen sie, eben so wie mit den Nutzpflanzen, seit unvordenklicher Zeit in Verkehr zu stehen schienen. Dieser Umstand erinnert mich auch an eine Thatsache, welche G. Forster bei der Untersuchung über die Abkunft der Amerikaner aus Asien geltend gemacht hat, daß nämlich die canadischen Wilden den Gebrauch des Rennthiers nicht kennen.

Ich komme nun zu denjenigen Beweisen, welche sich aus alten Bauwerken und andern Denkmalen ableiten lassen. Schon seit der Entdeckung kennt man, namentlich in Peru und Mexico, manche von diesen Monumenten. Die Mehrzahl derselben ist, nachdem die Sammlungen und Studien von Boturini Benaduci für die gelehrte Welt größtentheils verloren gegangen sind, erst seitdem Alexander v. Humboldt Mexico besucht hatte, und in der allerneuesten Zeit bekannt geworden. Man pflegte diese Denkmale fast ohne Unterschied so zu deuten, als rührten die peruvianischen aus der Zeit der Incas, die mexicanischen aus der der Azteken her. Man hat gerade auf sie den Schluß gründen wollen, daß die Mexicaner und Peruaner zur Zeit des Cortes und Pizarro eine bedeutende Stufe der Cultur hätten erreicht gehabt. Bei einer solchen Ansicht von den Zuständen der besiegten Völker erhielt die Conquista erhöhten Glanz, und es mag wohl in der Absicht mancher Eroberer gelegen haben, solcher Meinung wenigstens nicht zu widersprechen.

Ich habe mir seit mehreren Jahren besondere Mühe gegeben, dies Verhältniß durch eine Vergleichung der Schriftsteller aus der

ersten Epoche zu prüfen und in das rechte Licht zu setzen. Ich habe die Dimensionen der Bauwerke, die mechanischen und künstlerischen Schwierigkeiten, die bei ihrer Herstellung zu überwinden waren, die ästhetische Bildung, aus welcher die Gebäude und die zahlreichen Monumente der Sculptur hervorgegangen sind, unter einander und mit den Nachrichten eines Petrus Martyr, Oviedo, Gomara, Acosta, Inca Garcilaso, Diego de Castillo, Cortes Pedro de Cieça, Torquemada u. s. w. verglichen und bin zu der innigen Ueberzeugung gelangt, daß jene Denkmale in keiner Weise denjenigen Völkern zugeschrieben werden können, die man als ihre Urheber zu betrachten pflegt, sondern daß sie vielmehr früheren, vom Nebel der Mythe umhüllten, uns unbekannten Völkern angehört haben müssen. Das prächtige Werk des Lord Kingsborough über die mexicanischen Alterthümer (in sieben Folio-Bänden) hat mir mannichfaltige Gelegenheit gegeben, diese Ansicht in mir fest und fester zu stellen.

Eine ernste Prüfung der ältesten schriftlichen Urkunden, welche uns bis jetzt über die mexicanische Geschichte zugänglich geworden sind, vermittelt fürs Erste die Ueberzeugung, daß sich alles Material in einer unsäglichen Unordnung befinde und mit unbegreiflicher Nachlässigkeit, ohne alle Kritik, zusammengestellt worden sey. Alles ist durch die Aufnahme judaischer und christlicher Vorstellungen in die mexicanischen Mythen auf das Bunteste verfärbt. Die Aussagen eines jeden Indianers, die Aufschreibungen eines jeden Missionars sind hier in seltsamer Verknüpfung, ohne Ordnung und innern Zusammenhang aneinander gehängt. Die Gründe für die einzelnen Traditionen sind nicht gewürdigt. Die historischen Sagen gehören ohne Zweifel mehreren Völkern an; eben so sind die Mythologien gewiß nicht Einem, sondern mehreren disparaten Göttersystemen zugehörig; und doch wird dies Alles ungeordnet und unverstanden neben einander vorgetragen (wie namentlich in den Schriften des Bischofs Sahagun). Es ist kein Versuch gemacht, das Gleichartige zu identifiziren oder unter gemeinschaftliche Gesichtspunkte zu bringen, das Ungleichartige im Wesentlichen zu charakterisiren. Als Cortes Neuspanien unterwarf, wohnten in diesem großen Lande die verschiedensten Stämme und Völker, wie die Azteken, Mizteken, Zazoteken, Otomi's u. s. w. Da aber die wenigen Spanier, welche sich mit der Schilderung dieser Menschen

beschäftigen, das Stammverhältniß der einzelnen Völker unberücksichtigt ließen, so kann man wohl denken, wie wenig die historischen und mythologischen Traditionen, sofern sie Eigenthum der einzelnen Völker waren, entwickelt wurden. Auch wäre es gar nicht denkbar, daß die einzelnen Priester, Mönche, Aerzte und Beamte, oder wer sonst sich um die ursprünglichen Zustände der besiegten Völker etwa bekümmert hat, mitten zwischen einer so bunten, vielartigen, in mannichfacher Vermischung und Zersetzung begriffenen Bevölkerung, unbekannt mit ihrer Sprache, in ihren Fragen und Aufzeichnungen von Einem Standpunkte ausgegangen wären, und mit System nach Einem Ziele gearbeitet hätten, wie es etwa nur eine Akademie zu thun im Stande gewesen wäre. Daher denn auch die unzähligen Wiederholungen, die Widersprüche und Verdrehungen historischer Thatsachen, die so verschiedenartige Auffassung mythologischer Verhältnisse, welche dem aufmerksamen Leser dieser Schriften nicht entgehen können. So glaube ich, als Resultat dieser Betrachtungen, daß die Geschichte der Mexicaner, so wie sie unter Andern von Torquemada und Clavigero dargestellt worden, durchaus einer kritischen Umarbeitung bedarf, und daß bei diesem Geschäfte kaum Ein Stein des traditionell-angenommenen Gebäudes auf dem andern stehen bleiben dürfte.

Ich erlaube mir, über diesen Gegenstand etwas ausführlicher zu seyen, weil er mit der Hauptfrage, von der es sich hier handelt, auf das Innigste zusammenhängt. Bekanntlich nimmt man in der Geschichte der Mexicaner drei Perioden an, welche man die der Tultecas, der Chichimecas und der Aztecas zu nennen pflegt. Die drei Völker sollen nämlich, eines nach dem andern, von Nordwesten her, in Mexico eingewandert seyn, und sich um den See von Tezcuco niedergelassen haben. Die Tultecas sollen von Huehuetlapalan, die Chichimecas von Amaqueme, die Aztecas von Aztlan hergekommen seyn.[1] Vergleicht man nun die Berichte der frühesten Schriftsteller über diese Einwanderer, den Bischof Sahagun, Andrea de Olmos, den Gewährsmann des Torquemada, und des Letzteren übrige Darstellungen, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß allen Erzählungen von den Zügen

[1] Amaqueme ist ein Wort aztekischer Abkunft; es heißt: von jenseits des Flusses; — aus demselben Idiom stammt das Wort Aztlan, was das Land der Reiher bedeutet.

dieser drei verschiedenenen Völker nur eine einzige Thatsache zu Grunde liege, die verschiedenartig aufgefaßt, behufs der Darstellung einer Geschichte ganz willkührlich auseinander gezogen und in drei Epochen übereinander aufgestellt worden sey. Diese mexicanische Geschichte, wie sie die Bücher erzählen, ist nicht geschehen, sondern gemacht. Und in der That, unter den gegebenen Verhältnissen wäre es fast ein Wunder, wenn es anders gekommen wäre. Ich führe nur einige Punkte zur Erläuterung dieses Verhältnisses auf.

Alle Berichte kommen darin überein, daß die Tultecas, eben so wie die Chichimecas und Aztecas, in sieben Zügen oder Heerhaufen angelangt wären. Der Ort, von wo sie aufgebrochen, oder wo sie einmal eine Zeitlang ausgeruht, wird jedesmal „Siete Cuevas", die sieben Höhlen, genannt. Hierunter verstehen Einige buchstäblich sieben Höhlen, Andere sieben Thäler, sieben Städte oder sieben Schiffe. Bei dem Marsche fallen eine Menge Ereignisse ganz gleichmäßig vor. Alle begegnen denselben Gefahren und Widerwärtigkeiten. Der Marsch und die Thaten der Tultecas wird übrigens nur in ganz vagen Ausdrücken erzählt. Bei den Chichimecas gewinnt die Sage mehr Körper; es treten entschiedene historische Figuren hervor, an ihrer Spitze der Anführer Xolotl. Der Heereszug der Aztecas endlich, unter ihrem Häuptling Tecpatzin, wird mit Umständen erzählt, die mit den früheren parallel laufen; überdies aber hat hier Alles die Färbung wie von einem zweiten Auszuge der Israeliten aus Aegypton nach dem gelobten Lande. Da fehlen weder der Weg über einen schmalen Meeresarm, noch die Bundeslade, noch gewisse Prophezeihungen und Augurien von Vögeln, oder den Priestern gewordene Offenbarungen. Das Bedeutsamste dabei ist aber, daß die ganze Geschichte der Tultecas und Chichimecas nur durch Vermittlung der Aztecas und ihrer Sprache (der Nahual) an die spanischen Curiosos und Chronikenschreiber übergegangen seyn kann. Von den Tultecas selbst war schon lange nichts mehr übrig. Sie sind selbst den Amerikanern ein ganz mythisches Volk, für das man nur einen aztekischen Namen hatte: Tultecatl heißt in diesem Idiome: großer Baumeister, Werkführer, Künstler. Diese Tultecas lassen sich daher füglich mit den, ebenfalls mythischen Telchines auf Kreta vergleichen.

Das Wort Chichimeca ist auch aztekischen Ursprungs, und bedeutet vielleicht „Blutsauger". Diese Chichimecas werden von Acosta, Torquemada u. a. als ein rohes, kriegerisches, in Pelz gekleidetes Jägervolk geschildert und in der Darstellung ihres Marsches nach dem See von Tezcuco kommen einige Umstände vor, welche für die aufgestellte Ansicht sprechen. Es wird berichtet, daß, als Xolotl in das Thal von Mexico herabstieg, er das ganze Land zwar voll von ansehnlichen Gebäuden, aber ohne Einwohner gefunden habe. Eine Kriegslist fürchtend, habe er Kundschafter entsendet, welche nur einige wenige Familien, die Reste der Tultecas, in Schlupfwinkeln hausend, entdeckt hätten. Durch diese Ueberreste der Tultecas seyen die Ankömmlinge über den, ihnen vorher unbekannten Gebrauch und Anbau des türkischen Korns und anderer Nutzpflanzen belehrt worden. Die Nation jener großen Baukünstler, welche so staunenswerthe Monumente zurückgelassen, sey durch Krankheiten vertilgt worden. Diese Mythe läßt sich also ausdrücklich dahin vernehmen, daß jene großen Bauwerke nicht von den einwandernden Jägervölkern, sondern von einem früheren, durch Jahrhunderte ansäßigen Volke von höherer Cultur gebaut worden seyen. Es ist mir in der That unbegreiflich, wie diese Stelle in den historischen Werken über Mexico so vielfach übersehen werden konnte. Und doch sprechen noch so viele andere Stellen der frühesten Schriftsteller von den Chichimecas und Aztecas unter Verhältnissen, die es unwahrscheinlich, ja unmöglich machen, daß diese Einwanderer selbst die Gründer jener colossalen Monumente gewesen wären. So wird angeführt, daß die einwandernden Chichimecas sich in der Ausdehnung von zwanzig Geviertmeilen um den See von Tezcuco angesiedelt hätten. Sie kamen also nicht als ein zahlreiches Volk, denn dieses hätte, bei der Art, in welcher sie isolirt wohnten, auf jener Fläche nicht Platz gehabt. Dazu finden wir in ihrer Geschichte nur die Züge jener kleinlichen Begebenheiten, die sich auch jetzt noch unter den Wilden, z. B. Brasiliens, zutragen: Fehden und Kriege oder Bündniß mit den Nachbarn, Weiberraub, Verschmelzung mehrerer Horden oder Stämme zu einem Ganzen, unter Einem Oberhaupte, Insurrection einzelner tributärer Häuptlinge u. s. w. — Alles dieses in kleinem Maßstabe. Unter solchen Umständen darf man wohl fragen: wie wäre es möglich gewesen, daß Stämme von diesem, noch vor

Kurzem so unstäten Charakter, von dieser Rohheit, von der geringen Menschenzahl, so ausgedehnte Städte, so feste Plätze, so colossale Pyramiden, so mancherlei Prachtgebäude von dem dunkelschwermüthigsten, zugleich aber erhabenem Charakter gebaut, — so viele Statuen von bedeutender künstlerischen Vollendung (und einem ganz eigenthümlich phantastisch wilden Style) aus dem härtesten Gestein gemeißelt hätten, wie wir sie in dem alten Mexico, in Teotihuacan, in Tulla, Cholulla, Papantla u. s. w. antreffen? Daß die großen Statuen wirklich dort, wo man sie fand, gefertigt worden, daß sie nicht aus der Ferne von dem Jägervolke der Chichimecas oder von den Aztecas herbeigebracht worden, dafür sprechen wohl der Zustand der Wege zur Zeit der Conquista, der Mangel an Transportmitteln u. s. w. eben so entschieden, als es keinem Zweifel unterworfen ist, daß rohe Wilde, selbst mit dem Gebrauche metallener Waffen unbekannt, solche Kunstwerke auszuführen, während einer Niederlassung von vier oder fünf Jahrhunderten keine Zeit gefunden haben konnten. Und gehen wir nun über die Grenzen des eigentlichen Mexico hinaus, welche ungeheure Trümmer aus einer ganz unbekannten Vorzeit begegnen uns überall in Mittelamerika! Ich erinnere an die riesenhaften Substructionen, welche man auf der Ebene von Palenque aufgefunden hat, an die Ruinen von fünf großen Städten, die Waldeck in Yucatan angetroffen, worunter sich die von Ytzalane eine Stunde weit von Ost nach West und acht Stunden von Nord nach Süden ausdehnen sollen. Auf manchen der in Mexico aufgefundenen, aus Lehmziegeln und ungeheuren Steinmassen erbauten Pyramiden steht ein Urwald, dessen Alter weit über die Zeit der Conquista hinausragt.

Man hat die historischen Malereien der Mexicaner, welche in dem Werke von Lord Kingsborough mit so bewundernswürdiger Kunst wiedergegeben sind, theilweise benützt, um durch sie die Geschichte der Mexicaner zu begründen. Nur von einem geringen Theile dieser Malereien besitzen wir Auslegungen. Sie sind aus dem Munde der Indianer von verschiedenen Spaniern und italienischen Missionarien niedergeschreiben. Man kennt die Quellen, aus welchen die gegebenen Erklärungen flossen, gar nicht; man weiß nicht, welcher indianische Stamm hier oder dort vernommen worden, ob er die Traditionen seines eigenen oder eines fremden

Stammes erklärte u. s. w. Demgemäß sind auch die Auslegungen von der verschiedenartigsten Auffassung. In manchen ist die Mischung mit christlichen oder judaischen Vorstellungen ganz stationär.

Sobald dieses an Alter und innerm Werth so verschiedenartige Material einer durchgreifenden kritischen Prüfung unterworfen wird, kommt man ohne Zweifel vor Allem zu der Gewißheit, daß in den mythologischen Traditionen verschiedene Systeme durcheinanderschimmern, welche den großen Hauptvölkern von Mittelamerika angehörten. Zur Vervollständiguug solcher Untersuchungen wird es nothwendig seyn, auch die verschiedenen Darstellungsweisen in den Bauwerken und Sculpturen genauer zu prüfen, zu vergleichen und zu sichten, die Charaktere der einzelnen Baustyle und die Systeme der verschiedenen mythologischen Figuren, (deren Zahl wenigstens fünfzig bis sechzig seyn dürfte) festzustellen. Unter den Malereien möchte ein wesentlicher Unterschied nicht zu verkennen seyn. Manche derselben scheinen wie Traditionen aus höher gebildeten Perioden in vervielfachten Exemplaren auf die spätere Zeit herabgekommen zu seyn. Sie sind großentheils von mythologischem Charakter. Andere sind offenbar später entstanden und beziehen sich auf die historischen Begebenheiten der Azteken und anderer Stämme, die gleichzeitig mit diesen Mexico bewohnten. Inzwischen scheint es aus der Vergleichung des Materials, soweit es uns dermalen zugänglich geworden, hervorzugehn, daß es fast an die Unmöglichkeit grenzt, den wahren Zusammenhang aufzufinden zwischen diesen verschiedenen Systemen eines Cultus und einer Mythologie von Völkern, die sich schon vor Jahrtausenden zum Todesschlaf niedergelegt haben, ohne andere Zeugnisse von ihrem geistigen Leben zurückzulassen.

So viel ich bis jetzt von den alten Bildwerken und Malereien aus jenen Ländern gesehen habe, ist mir der Eindruck zurückgeblieben, daß sich wohl drei oder vier verschiedene Typen der menschlichen Gestalt in der Zeichnung und dem Ausdrucke der steinernen und gemalten Figuren unterscheiden lassen möchten. Die kurzen, verschränkten, mit den scheußlichsten Emblemen des Menschenopferdienstes verzierten Gestalten scheinen vorzüglich den Gegenden des eigentlichen Mexicos anzugehören. Die aus dem Nordwesten, aus Neumexico und Californien tragen den Typus

einer [illegible], [illegible], ähnlichen Gebilde an sich und erinnern an [illegible], wie man immer den Schnitzwerken auf den Inseln des großen Oceans findet. Die [illegible], an dem ägyptischen Typus [illegible] [illegible], bei denen auch die größte Beherrschung des Materials [illegible] [illegible], stammen denjenigen Bauwerken anzugehören, welche in den Gegenden im Südwesten von Mexico, Guatemala u. s. w. aufgefunden worden sind.

Man hat zur Begründung der Ansicht, daß die Azteken ein altes Volk und die Urheber jener Bauwerke seyen, welche wir in Ruinen vorfinden, angeführt: Cortes habe bei ihnen eine auf [illegible] [illegible] gegründete Monarchie und die Ausübung eines Menschenopferdienstes [illegible] auf jenen alten Pyramiden gefunden, und hätten sie eine Zeitrechnung, ein chronologisches Decimalsystem gehabt. Dagegen habe ich zu erinnern, daß man bei genauerer Kenntniß der Mexicaner in ihrem blutigen Opferdienst vielleicht nur einen [illegible] Communismus finden möchte, der sich allerdings [illegible] zu einem [illegible] Cultus ausgebildet hätte, aber zur Zeit der Eroberung wohl nur als Rest eines bereits untergegangenen und aus dem Bewußtseyn des Volks gänzlich verschwundenen Systems bestand. Wäre dem nicht so gewesen, so müßte man doch aus den Berichten der Eroberer ein System von den Tempeln der Azteken aufstellen, es durch ihren Cultus hindurch verfolgen und mit ihrem politischen Zustande in Zusammenhang bringen können. Daß aber dieses möglich sey, möchte ich, nach der Lectüre des Wesentlichen, was wir aus jener Periode überkommen haben, sehr bezweifeln. Der Versuch Boturini Benaduci's, die mexicanische Mythologie auf die zwölf Hauptgötter des Olymps zurückzuführen, darf hier gar nicht geltend gemacht werden. Er ist in jeder Beziehung mißlungen, wie er denn auch das Mal verzeihter Meinungen an der Stirne trägt. Eben so scheint es sich mir mit der Zeitrechnung der Mexicaner zu verhalten. In Beziehung auf das System zehntägiger Wochen, welches ihnen, wiewohl sehr unbestimmt und vieldeutig, von Acosta zugeschrieben wird, läßt sich aus allen darüber bei den Schriftstellern vorkommenden Nachrichten schlechterdings kein Factum anführen, welches bewiese, daß die Mexicaner dieses System nach astronomischen Kenntnissen und Principien ausgebildet und unter sich festgestellt hätten. Es erscheint vielmehr als der zerbröckelte Rest

einer übelverstandenen Naturweisheit. Vielleicht hatten die Mexicaner eine Tradition vom Jahr und von dessen Eintheilung unter sich etwa so aufrecht erhalten, wie die Beduinen der Wüste, die sich dabei sicherlich nicht an die astronomische Weisheit der alten Aegyptier anlehnen, und von den Grundsätzen, nach welchen diese ihre Pyramiden errichteten, sich nichts träumen lassen. — Doch ich verlasse diesen Gegenstand, um nur noch ein paar Worte über das ähnliche Sachverhältniß in Peru zu sagen. Auch hier hat man Spuren einer frühen Cultur gefunden, und man ist gewohnt, sie nicht einem uralten, mythisch gewordenen Volke, sondern den Incas zuzuschreiben, deren Dynastie doch nicht einmal bis zur Periode Carls des Großen hinaufgeht. Aus den Nachrichten Inca Garcilaso's, Pedro de Cieças u. A. geht zur Genüge hervor, daß die Stämme und Völker in Peru unmittelbar vor dem Erscheinen Manco-Capac's roh und ungebildet gewesen. Wie hätten diese, oft in kleine Horden gespaltenen, zerstreut wohnenden, sich stets befehdenden Wilden während der Periode einiger Jahrhunderte, in welcher sie selbst erst aus dem Zustande thierischer Rohheit emportauchten, Zeit gefunden, Werke auszuführen wie z. B. die, dem Inca Guaynalapac zugeschriebene, sogenannte Inca-Straße, ein aus ungeheuren zugehauenen Steinplatten zusammengesetzter Weg, welcher von Quito bis Cuzco, zum Theil über die höchsten Berge, geführt haben soll? Ueber die großen Bauwerke in Tiaguanaco berichtet Pedro de Cieça ausdrücklich, deß er die Indianer gefragt, ob sie wohl zur Zeit der Incas entstanden wären? und daß er unter Lachen die Antwort erhalten habe, sie seyen längst vordem erbauet worden, und was man gegenwärtig sehe, nach Einer Nacht übrig geblieben. Derselbe vorurtheilsfreie, sorgfältige Beobachter erzählt auch die Sage von bärtigen Männern, welche einst auf den Inseln im See Titicaca gelebt und die dortigen Baudenkmale hinterlassen hätten. Er erklärt sich geradezu für die Meinung, daß lange Zeit vor den Incas ein gebildetes Volk in jene Gegenden gekommen sey und die Werke hervorgebracht habe, deren Reste wir noch gegenwärtig anstaunen, daß es aber im Kampfe mit den an Zahl weit überlegenen andern Völkern, von denen es umgeben gewesen, wieder untergegangen sey. Und so finden wir denn in einem der besten Schriftsteller aus jener Epoche, einem Augenzeugen, dieselbe Meinung ausgesprochen,

welche ich gegenwärtig durch mehrfache Gründe zu unterstützen versucht habe.

Unter den Wilden am Amazonenstrome und in Mato Grosso finden sich, wiewohl gegenwärtig nur selten, Bildwerke von zwei bis acht Zoll Länge, aus dem sogenannten Amazonenstein mit großer Kunst geschnitten und polirt. Sie gehen als Zierrathen und Amulette von Generation zu Generation; aber Niemand weiß, wo sie hergekommen. Daß es den Indianern mit ihren dermaligen Handwerksgeräthen ganz unmöglich sey, dergleichen Bilder zu verfertigen, erkennen sie selbst an; sie glauben, daß sie irgendwo aus einem feinen Thon unter Wasser geformt worden und im Trocknen zu Stein geworden seyen.

Fassen wir alle diese Thatsachen zusammen, so können wir eine, von der herrschenden abweichende Ansicht nicht länger zurückweisen. Der Amerikaner, den man sich entweder noch in einem ursprünglichen Zustande oder nach und nach zu stumpfsinniger Rohheit und bis zum Canibalismus herabgekommen denkt, erscheint uns nun als ein Geschlecht, das nicht auf geradem Wege, sondern mit mancherlei Umwegen zur Verschlechterung gekommen, — als ein Geschlecht, über welches schon mehrfache dunkle Katastrophen gewaltet. Was aber hier vorgegangen, ist von der Nacht verschwiegener Jahrtausende bedeckt. Ist jemals die ganze amerikanische Menschheit auf einer gemeinsamen Bildungsstufe mit jenen mythischen Völkern in Peru und Mexico gestanden? — oder gab es hier seit Jahrtausenden schon so große Verschiedenheiten in der Bildung? Wie und von wo aus hatte sich ehemals ein besserer Zustand der Dinge und Menschen über das große Continent und seine zahlreichen Inseln ausgebreitet? — wie und von wo aus hat sich der entgegengesetzte Gang entwickelt, der jenen bessern Zustand allmälig besiegt, den ganzen Welttheil zu Falle gebracht und in ein Vaterland unmenschlicher Gräuel und schrecklicher Entartung umgewandelt hat? — Diese und viele verwandte Fragen tauchen in uns auf, wenn wir die schauerlichen Bilder der amerikanischen Menschheit an uns vorübergehen lassen.

Es ist eine weitverbreitete Ansicht, daß die gebildeteren Völker der frühesten Urzeit vorzugsweise in hohen Berggegenden seßhaft gewesen, und von dort aus später in die Ebenen herabgestiegen seyen. Allerdings kann man auch in Amerika die Bemerkung

machen, wie ein gemäßigtes und minder fruchtbares Klima und rauhere Oertlichkeiten den Menschen antreiben, seine Kräfte mit mehr Energie zu entfalten, während eine zu große Ueppigkeit der umgebenden Natur seine geistige Entwickelung hemmt, und eine zu große Armuth sie vollständig verkümmert. So mögen denn jene Völker Amerika's, welche die hohen Thäler und die Bergebenen von Mexico, Bogota und Peru bewohnten, früher zur Cultur gekommen seyn, als jene, welche in den qualmendheißen Wäldern am Orinoco und Amazonas wohnten. Daß es aber zwei an Körperbildung und Geistesanlagen verschiedene Racen, Bergvölker und Völker der Niederungen und Küsten, gewesen seyen, welche sich ursprünglich in die Herrschaft Amerika's getheilt hätten, — eine Ansicht, die Herr Meyen aufgestellt, — finde ich durch die bis jetzt bekannt gewordenen Thatsachen keineswegs hinlänglich begründet. Wollen wir die späteren, mit historischer Sicherheit niedergelegten Zustände gewisser Völker, wie namentlich der Peruaner unter den Incas und der Mexicaner, benutzen, um von ihnen aus auf analoge Zustände der früheren Menschheit zu schließen, so dürfte vor Allem anzunehmen seyn, daß diejenigen Völker, welche sich auf einer höheren Bildungsstufe befunden, und welche eben deßhalb an Zahl der Individuen mehr zugenommen hatten, erfolgreiche Kriege gegen ihre minder gebildeten Nachbarn geführt, einen Theil derselben unterjocht und sich einverleibt, den andern aber gezwungen hätten, zur Erhaltung der Freiheit seinen ursprünglichen Wohnort zu verlassen und sich vor den Verfolgern immer weiter und weiter in Gegenden zurückzuziehen, welche, bald aus zu großer Naturüppigkeit, bald aus zu großer Dürftigkeit, jene Verwilderung und Verkümmerung der Einwanderer verursachten, die noch gegenwärtig angetroffen werden. Dabei erklärt sich denn freilich nicht, auf welche Weise und aus welchen Gründen jene höher gebildeten Völker von dem Schauplatze abtreten konnten, ohne daß wir ihre Spuren in der Gegenwart aufzufinden vermöchten.

Sehr bedeutungsvoll begegnet uns bei solcher Ueberzeugung von der Existenz hochcivilisirter, jetzt ganz verschollener Völker die Mythe vom Untergange der Atlantis. Wie oft hat man sie auf einzelne Theile Amerika's angewendet! In der That wird man auch versucht, der Vermuthung Raum zu geben, daß jene theilweise

so hochgebildeten Völker der amerikanischen Urzeit sich nicht etwa nach und nach in die gegenwärtigen rohen Horden verändert haben, sondern daß sie, wenigstens theilweise, durch große elementarische, ja kosmische Einflüsse plötzlich vertilgt worden wären. In Ländern, welche sich auf so ausgedehnten Systemen gewaltiger Vulcane ausbreiten, konnten, so ließe sich allerdings bemerken, Naturwirkungen eintreten, welche den Menschen vernichteten, indem sie seine Monumente unversehrt übrig ließen. Unter den Zuckungen eines weitverbreiteten Erdbebens konnte sich der Boden öffnen und aus tausend Zuglöchern schweflichte Dämpfe oder Kohlensäure in solcher Menge und Schnelligkeit ausstoßen, daß die gesammte Bevölkerung der unheilvollen Katastrophe unterlag. Da gab es keine Flucht auf die Höhen oder in die Tiefen, welche den Menschen vom sichern Tode gerettet hätte; und eine halbe Stunde, während welcher die pestbringende Luft auf der Erde lag, reichte hin, das Opfer zu vollenden. Wenn dann die Winde den Himmel reinigten und die Sonne mit altem Glanze am Firmament wieder aufstieg, fand sie zwar die Landschaft wieder und alle todten Zeugen menschlicher Thätigkeit waren unverändert stehen geblieben, der Mensch aber, vom gemeinsamen Hauch des Todes berührt, deckte nur als Leiche die Erde. So erzählt die Mythe den Untergang der Tultecas: Als sie einst zu Teotihuacan in großer Menge versammelt waren, ihre Feste zu feiern, da erschien zwei Tage hinter einander ein ungeheurer Riese, scheußlich anzusehen, unter ihnen, und Alle, die er ergriff, um mit ihnen zu tanzen, fielen nachher todt zu Boden; am dritten Tage aber erschien auf einer Klippe des Berges Queitepetl ein wunderschönes, weißes Kind, dessen Haupt aber voll scheußlicher Geschwüre einen tödtlichen Gifthauch verbreitete. Vergeblich versuchten die Tultecas, das unheilvolle Kind in den See zu werfen, sie konnten es nicht von der Stelle bewegen, und mußten, nachdem der größte Theil der Seuche unterlegen war, sich entschließen, das Land zu räumen; so wanderten sie denn nach Campeche und Guatemala aus, das Land öde zurücklassend. (Torquemada Monarquia Indiana, Livro I. cap. 14.)

Welche verhängnißvolle Naturbegebenheiten es mögen gewesen seyn, die den Untergang so vieler Geschlechter herbeigeführt: ob Erdbeben, Bergstürze, Entwickelung giftiger Gasarten, Sturmfluthen, Orkane u. s. w., — das ist ein Gegenstand, welchem ich

nicht einmal weitere Hypothesen zu widmen unternehmen möchte. Wohl aber liegt uns der Gedanke nahe, daß ein niederdrückendes, depotenzirendes Verhängniß, daß eigenthümliche, dämonische Naturkräfte mehr oder weniger gleichmäßig auf die amerikanische Menschheit gewirkt haben. Die Amerikaner aus allen Breiten des ausgedehnten Welttheils kommen in eigenthümlicher Beengung und Erstarrung des Gemüthslebens mit einander überein. Sie ermangeln alle jener höheren Beweglichkeit des Geistes, jener frischen, unbefangenen Lebendigkeit, jenes phantasievollen Untergrundes, welchen wir nicht bloß bei Völkern von hoher Cultur, sondern auch bei vielen ungebildeten Völkern finden. Sie haben keine Geschichte, und damit fehlt ihnen ein geistiges Leben, eben so, wie dem Individuum, das das Unglück hat, das Gedächtniß zu verlieren, nach und nach alle Seelenkräfte erlahmen, bis es zu Blödsinn und geistigem Tod erstarrt. Welcher Unterschied zwischen dem halbwilden Nomaden von Mittelasien, dem Beduinen der afrikanischen Wüste, oder den lebhaften Bewohnern Polynesiens, und diesen stummen, einsylbigen, in düstere Träume versunkenen, für so viele Regungen des Gemüthes unzugänglichen Urbewohner Amerika's! Ist es nicht, als wenn der Geist des rothen Menschen unter dem Bann ungeheurer allgemeiner Unglücksfälle jede höhere Elasticität verloren hätte? Darum ergriff den Amerikaner, bei der schwerlastenden Empfindung seiner geistigen Armuth und Hinfälligkeit, eine starre Verzweiflung, als Europa an seinen üppigen Küsten landete. Dunkle Sagen hatten ihn schon vorbereitet auf die demüthige Sklaverei unter den Ankömmlingen aus Osten, auf seine Vernichtung. So trug die amerikanische Menschheit das Vorgefühl des Todes in sich, so trägt sie es, unbewußt, noch, und sie stirbt dahin; ihren Untergang beschleunigt die unheilsvolle Stimmung. Wie schnell ist sie schon vieler Orten diesem Loose der Dienstbarkeit unterlegen! Kaum anderthalb Jahrhunderte nach der Occupation durch die Spanier war auf den westindischen Eilanden kaum Eine indianische Familie zurückgeblieben. Nicht bloß europäische Krankheiten, Blattern und Branntwein, nicht bloß die Grausamkeiten der Zwingherrn und das Unverhältniß der auferlegten Arbeiten, sondern auch die erwähnte eigenthümliche Gemüthslage, diese tiefeingewurzelte, ererbte Verdüsterung des Geistes, diese Abspannung für alle Regungen,

welche bei cultivirten Nationen die Triebfedern moralischer Würde und Erhebung werden, führt sie einem so schnellen Untergang entgegen.

Ja, man kann buchstäblich sagen, die europäische Civilisation tödte den Amerikaner. Der Fall, daß eine Familie von rein amerikanischem Geblüte sich, mitten zwischen weißen und gemischten Einwanderern, in das vierte oder fünfte Glied erhielte, daß sie nicht vielmehr schon früher, gleichsam vom Hauche der Cultur vergiftet, dahin stürbe, ist vielleicht noch nicht beobachtet worden. Ueberdies bemerkt man auch, daß selbst die gemischten Abkömmlinge, welche in den mannigfaltigsten Nüancen aus der Verbindung der Amerikaner mit andern Racen hervorgegangen sind, weder an geistigen Kräften noch an leiblicher Productivität und Zähigkeit mit den Mischlingen der übrigen Racen gleichen Schritte halten.

Auch andere somatische Beschaffenheiten scheinen die Amerikaner zu einer fortdauernden Verminderung zu verurtheilen. Es ist bekannt, daß die Fruchtbarkeit der amerikanischen Weiber niemals beträchtlich war, und daß sie gegenwärtig immer mehr abnimmt, auch da, wo sie, unvermischt mit Europäern, in größeren Gemeinschaften beisammen wohnen. Ein eigenthümlicher Fluch lastet selbst auf den Mysterien des Sexuallebens. Er spiegelt sich moralisch auch in dem Verhältnisse der Ehegatten und der gegenseitigen Temperamente. Er ein träger, störrischer, wilder Träumer; — sie eine leichtsinnige, frivole Cokette. Welch unselige Verbindung, wenn sich ein solcher Typus durch die Gesammtheit eines Welttheils geltend macht!

So werden denn wenige Jahrhunderte vergehen, und der letzte Amerikaner wird sich niederlegen und sterben! Die ganze Urbevölkerung des Welttheils wird dahin siechen, und einem andern Geschlechte, das verhältnißmäßig nur wenig amerikanisches Blut in seinen Adern führt, die Herrschaft über jenen schönen, fruchtbaren Theil der Erde überlassen, welchen es noch vor Kurzem ausschließlich bewohnte. Zwei Dinge vererbt die Menschheit: Blut und Geist. Von beiden wird Amerika nur unscheinbare Spuren zurücklassen. Darum kann man sagen: die amerikanische Menschheit hat keine Zukunft mehr! Vor unsern Augen soll sie schwinden und vergehen. Sie ist ein gar besonderer

Zweig an jenem großen Baume des menschlichen Geschlechts, ein Zweig, der sich nicht in fröhliches Laub, in duftende Blumen und süße Früchte verklären, der vielmehr zu einem Dorn einschrumpfen und verkümmern soll. Die ganze amerikanische Menschheit gehört in das Gebiet jener räthselvollen Erscheinungen, welche dem Botaniker so häufig zu denken geben, jener organischen Formen ohne das belebende Maß organischer Kraft, jener vorgebildeten Verkümmerungen und Abortus.

In der geistigen Entwickelungsgeschichte der gesammten Menschheit hat die amerikanische keine positive Bedeutung; — was sie war, ist für die übrige Menschheit verloren gegangen; — was von ihr besteht, scheint fast nur bestimmt, ein großes Bild trostloser Auflösung und Verkommniß, geistiger Stockung und Fäulniß, allgemeinen Todes darzustellen. Kein Schritt zu idealer Fortbildung wird durch diese große Gesammtheit, die Bewohner eines ganzen Welttheils, repräsentirt. Sie sind da, um zu verschwinden; — wie ein dunkler Schatten ziehen sie an dem leuchtenden Gemälde der Menschheit vorüber. — Ungeheure, erschütternde Ansicht, gegen die sich die wärmsten Regungen unseres Herzens auflehnen, ohne daß wir ihre Wahrheit läugnen könnten! —

Wenn wir Homer oder Sophokles lesen, und sich der Untergang einer Stadt, eines Heldengeschlechts uns vor Augen stellt, da reißt uns ein rein menschliches Gefühl zu wehmüthiger Theilnahme hin. Wir verehren jene dunkle Macht, die das Leben des Einzelnen beherrscht. Was aber ist dies gegen jenes Geschick ohne Beispiel, da die Bevölkerung eines ganzen Welttheils vom Verhängniß ergriffen, fast vor unsern Augen rascher Auflösung und Vernichtung entgegen geführt wird!

Europa — wir können es nicht läugnen — hat diese, vielleicht seit Jahrtausenden vorbereitete Katastrophe beschleunigt; vielfache Todeskeime liegen in seinem Einflusse: so wollte es der Lenker menschlicher Schicksale. Doch können die Völker germanischen Stammes im Allgemeinen dies Schauspiel betrachten, ohne sich Vorwürfe machen zu müssen. Amerika's Wunden sind vorzugsweise von Völkern romanischer Abkunft geschlagen worden. Die germanischen hatten gegenüber der neuen Welt die freundlichere Bestimmung des Friedens, der Begründung bürgerlicher Ordnung, der Wissenschaft. Auf diese Seite treten die Schöpfungen

eines Hans Egede, eines William Penn, und was, von Norden bis Süden, in den Niederlassungen mährischer Brüder auf den Antillen und in den Missionen deutscher Priester am Paraguay aus germanischer Saat aufgegangen. Wir Deutsche selbst, ohne Kolonien, wir haben nur ein Besitzthum in partibus, das Feld des Geistes; wir sind angewiesen, die neue Welt für geistige Interessen auszubeuten. In diesem Sinne gehört der Gegenstand, welchen ich vor Ihnen, meine Herren, zu besprechen wagte, sicherlich auch vor das Forum der deutschen Naturforscher. Möchte ich so glücklich gewesen seyn, selbst indem ich nur Zweifel und Vermuthungen aussprach, zu neuen Forschungen anzuregen. Zu welchem Resultate auch immer die Untersuchungen auf diesem Gebiete gelangen mögen, jedenfalls sind sie belohnend an sich durch das allgemein menschliche Interesse, welches ihr Gegenstand einflößt.

Das Vaterland und die Kirchen.

Sollten einige Bemerkungen über die kirchlichen Wirren auch jetzt noch geneigtes Gehör sich erbitten und auf dieses hoffen dürfen, jetzt, nachdem man aus den veröffentlichten Streitschriften bereits eine nicht unansehnliche Bibliothek bilden könnte, nachdem die erste Hitze bereits verraucht, und der Hader allen Gutgesinnten beinahe zum Ekel geworden ist?

Gerade in diesem Stadium des Verlaufs könnten vielleicht Hinweisungen auf die sociale Bedeutung des Streits, könnten unparteiische Darstellungen der Sachlage und Entwicklung der beiderseitigen Motive dem Publikum ungefähr das werden, was ein, den Proceßakten entnommenes und den höheren Standpunkt festhaltendes Gutachten den Richtern wird, ehe sie das Urtheil fällen.

Nicht überraschen würde es, wenn die Vorfechter beider Theile sich verletzt fühlen werden durch die nachfolgenden Darstellungen, ja es wäre vielleicht ein Beweis, daß der wunde Fleck berührt, die wahre Intention errathen worden wäre. Was im Interesse der Wahrheit, der so höchst nöthigen Ruhe und Einigkeit unseres Gesammtvaterlandes mit möglichster Schonung vorgetragen werden soll, berührt so viele Thatsachen, an welche man nicht gerne erinnert seyn will, greift so viele Vorurtheile an, welche gebieterische Anerkennung verlangen, und wird so Manches Täuschung nennen müssen, was sich so gerne als Wahrheit verkaufen möchte!

Werfen wir zuerst einen Blick auf das Feld, auf welchem der Kampf gefochten wird.

Nachdem Napoleon gestürzt, der römische Stuhl in seine Rechte und Besitzthümer wieder eingesetzt war, fing jeder an, sich

[illegible] umzusehen, damit er für [illegible] Ausgangspunkte sich feststellen [illegible] Wiener Congreß wegen [illegible] müssen, konnte [illegible] gemeinschaftliche [illegible] katholischen Kirche und ihrer [illegible] zu [illegible]. Sie wären auch [illegible] von Rom gewesen, als die Abtretung [illegible] indem man die durch den [illegible] Legationen ohne weitere Be- [illegible]

[illegible] Bourbonen, es eilten [illegible] Niederlande, Preußen wie Baiern, [illegible] deutschen Staaten, sich mit Rom mit- [illegible] die Feststellung der gänzlich aus den [illegible] Kirche ihrer Lande zu verständigen; [illegible] die Territorialveränderungen zugleich [illegible] unter protestantische Herrscher ge- [illegible], und Polen gehorchte nun dem nicht- [illegible] Kaiser aller Reußen.

[illegible] Umstande, daß nicht der päpstliche Stuhl die ersten [illegible] Unterhandlungen gethan hatte, mußte bedenklich [illegible] seine Stärke, das Bedürfniß der neuen und [illegible] Landesherrn, die Herzen ihrer Unterthanen zu [illegible] die Macht des Grundsatzes der Stätigkeit zu kennen, [illegible] durch dieses Ansichkommenlassen große, aber freilich [illegible] Staatsgewalten häufig umgangene, ja gebrochene Zuge- [illegible]. In Frankreich konnte das Blacas'sche Concordat sogar [illegible] fassen, so ergeben die Regierung auch dem päpstlichen [illegible]

Aus den Nothbehelfen, welche die Unterhändler vorschlugen [illegible] gefallen ließen, konnte Rom mit Sicherheit auf die Mei- [illegible]schließen, welche die Regierungen von der Wichtigkeit und [illegible] Einflusse der Centralgewalt hegten.

Nur zwei derselben machten ehrenvolle Ausnahmen, indem [illegible] auf keine Transactionen über Grundsätze einließen. Oester- [illegible] Grundsätze Joseph des Zweiten nicht nur fest- [illegible] auf das venetianische Königreich, Dalmatien

und Salzburg mit geduldiger Standhaftigkeit ausdehnte, und England, welches durch die Emancipation seiner Katholiken ein Unrecht vieler Jahrhunderte löschte, so weit als die sonderbarsten Verwicklungen dieses gestatteten.

Je weniger man die vom römischen Stuhle stets gemachten Forderungen anerkannt, je mehr man auf den thatsächlichen Bestand sich in den Unterhandlungen beschränkt hatte, in demselben Verhältnisse stand man im Halten des Vertragenen ehrenvoll da, gegenüber den Völkern, dem Papste und der öffentlichen Meinung.

Bald aber brachen in den romanischen Landen Unruhen auf Unruhen aus, Militäraufstände, Losreißung der Kolonien, und Kämpfe, in welchen nur zu ersichtlich wurde, wie beide Parteien die katholische Kirche als Stütze und Verbündeten der unumschränkten Gewalt anzusehen gewohnt seyen. Allen ihren Versuchen, in Frankreich einen Theil des verlorenen Bodens wieder zu gewinnen, stellte sich ein Verein jansenistischer, philosophischer, liberaler und napoleonistischer Oppositionen entgegen.

Der Protestantismus hatte sich beinahe überall staatsrechtliche Anerkennung erworben. Der Wiederherstellung des Jesuitenordens, der Bekehrung einiger — im Politischen absolutistischer — Notabilitäten trat die Vereinigung der lutherischen und helvetischen Kirchen, und eine in den katholischen Massen sich vielfach äußernde Tendenz zum Protestantismus entgegen. Man hörte von ganzen Gemeinen, welche in Baden, bei Frankfurt, bei Lyon und St. Quentin, ja in Baiern und Oesterreich die Aufnahme in die evangelische Kirche verlangt und erhalten hatten. Die Ehelosigkeit der katholischen Geistlichkeit fand in dieser selbst offene und noch mehr geheime Feinde nahe und ferne, und es wurde täglich deutlicher, daß der entscheidende Einfluß auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten von nichtkatholischen Mächten ausgehen müsse, denn von den fünf großen Mächten waren zwei evangelisch, eine griechisch, und die zwei andern zwar katholisch, aber nichts weniger als unbedingt ergeben.

Schon bei Gelegenheit der Aufhebung des Jesuitenordens bemerkt Ranke in seinem trefflichen Werke: Die Fürsten und Völker ꝛc., sehr richtig: Die katholischen Höfe hätten suchen müssen, die protestantischen mehr nachzuahmen, als diese zu bekämpfen. Wie viel mehr mußte dieses der Fall seyn, nachdem

Kurzem so unstäten Charakter, von dieser Rohheit, von der geringen Menschenzahl, so ausgedehnte Städte, so feste Plätze, so colossale Pyramiden, so mancherlei Prachtgebäude von dem dunkelschwermüthigsten, zugleich aber erhabenem Charakter gebaut, — so viele Statuen von bedeutender künstlerischen Vollendung (und einem ganz eigenthümlich phantastisch wilden Style) aus dem härtesten Gestein gemeißelt hätten, wie wir sie in dem alten Mexico, in Teotihuacan, in Tulla, Cholulla, Papantla u. s. w. antreffen? Daß die großen Statuen wirklich dort, wo man sie fand, gefertigt worden, daß sie nicht aus der Ferne von dem Jägervolke der Chichimecas oder von den Aztecas herbeigebracht worden, dafür sprechen wohl der Zustand der Wege zur Zeit der Conquista, der Mangel an Transportmitteln u. s. w. eben so entschieden, als es keinem Zweifel unterworfen ist, daß rohe Wilde, selbst mit dem Gebrauche metallener Waffen unbekannt, solche Kunstwerke auszuführen, während einer Niederlassung von vier oder fünf Jahrhunderten keine Zeit gefunden haben konnten. Und gehen wir nun über die Grenzen des eigentlichen Mexico hinaus, welche ungeheure Trümmer aus einer ganz unbekannten Vorzeit begegnen uns überall in Mittelamerika! Ich erinnere an die riesenhaften Substructionen, welche man auf der Ebene von Palenque aufgefunden hat, an die Ruinen von fünf großen Städten, die Waldeck in Yucatan angetroffen, worunter sich die von Ytzalane eine Stunde weit von Ost nach West und acht Stunden von Nord nach Süden ausdehnen sollen. Auf manchen der in Mexico aufgefundenen, aus Lehmziegeln und ungeheuren Steinmassen erbauten Pyramiden steht ein Urwald, dessen Alter weit über die Zeit der Conquista hinausragt.

Man hat die historischen Malereien der Mexicaner, welche in dem Werke von Lord Kingsborough mit so bewundernswürdiger Kunst wiedergegeben sind, theilweise benützt, um durch sie die Geschichte der Mexicaner zu begründen. Nur von einem geringen Theile dieser Malereien besitzen wir Auslegungen. Sie sind aus dem Munde der Indianer von verschiedenen Spaniern und italienischen Missionarien niedergeschreiben. Man kennt die Quellen, aus welchen die gegebenen Erklärungen flossen, gar nicht; man weiß nicht, welcher indianische Stamm hier oder dort vernommen worden, ob er die Traditionen seines eigenen oder eines fremden

Stammes erklärte u. s. w. Demgemäß sind auch die Auslegungen von der verschiedenartigsten Auffassung. In manchen ist die Mischung mit christlichen oder judaischen Vorstellungen ganz stationär.

Sobald dieses an Alter und innerm Werth so verschiedenartige Material einer durchgreifenden kritischen Prüfung unterworfen wird, kommt man ohne Zweifel vor Allem zu der Gewißheit, daß in den mythologischen Traditionen verschiedene Systeme durcheinanderschimmern, welche den großen Hauptvölkern von Mittelamerika angehörten. Zur Vervollständiguug solcher Untersuchungen wird es nothwendig seyn, auch die verschiedenen Darstellungsweisen in den Bauwerken und Sculpturen genauer zu prüfen, zu vergleichen und zu sichten, die Charaktere der einzelnen Baustyle und die Systeme der verschiedenen mythologischen Figuren, (deren Zahl wenigstens fünfzig bis sechzig seyn dürfte) festzustellen. Unter den Malereien möchte ein wesentlicher Unterschied nicht zu verkennen seyn. Manche derselben scheinen wie Traditionen aus höher gebildeten Perioden in vervielfachten Exemplaren auf die spätere Zeit herabgekommen zu seyn. Sie sind großentheils von mythologischem Charakter. Andere sind offenbar später entstanden und beziehen sich auf die historischen Begebenheiten der Azteken und anderer Stämme, die gleichzeitig mit diesen Mexico bewohnten. Inzwischen scheint es aus der Vergleichung des Materials, soweit es uns dermalen zugänglich geworden, hervorzugehn, daß es fast an die Unmöglichkeit grenzt, den wahren Zusammenhang aufzufinden zwischen diesen verschiedenen Systemen eines Cultus und einer Mythologie von Völkern, die sich schon vor Jahrtausenden zum Todesschlaf niedergelegt haben, ohne andere Zeugnisse von ihrem geistigen Leben zurückzulassen.

So viel ich bis jetzt von den alten Bildwerken und Malereien aus jenen Ländern gesehen habe, ist mir der Eindruck zurückgeblieben, daß sich wohl drei oder vier verschiedene Typen der menschlichen Gestalt in der Zeichnung und dem Ausdrucke der steinernen und gemalten Figuren unterscheiden lassen möchten. Die kurzen, verschränkten, mit den scheußlichsten Emblemen des Menschenopferdienstes verzierten Gestalten scheinen vorzüglich den Gegenden des eigentlichen Mexicos anzugehören. Die aus dem Nordwesten, aus Neumexico und Californien tragen den Typus

einer schmaleren, gestreckten, eckigen Gestalt an sich und erinnern an Aehnliches, was man unter den Schnitzwerken auf den Inseln des großen Oceans findet. Die edelsten, an den ägyptischen Typus grenzenden Gestalten, bei denen auch die größte Beherrschung des Materials sichtbar wird, scheinen denjenigen Sculpturen anzugehören, welche in den Gegenden im Südwesten von Mexico, Guatemala u. s. w. aufgefunden worden sind.

Man hat zur Begründung der Ansicht, daß die Azteken ein altes Volk und die Urheber jener Bauwerke seyen, welche wir in Neuspanien bewundern, angeführt: Cortes habe bei ihnen eine auf hierarchische Elemente gegründete Monarchie und die Ausübung eines Menschenopferdienstes eben auf jenen alten Pyramiden gefunden, auch hätten sie eine Zeitrechnung, ein chronologisches Decadensystem gehabt. Dagegen ließe sich erinnern, daß man bei genauerer Kenntniß der Thatsachen in jenem blutigen Opferdienst vielleicht nur einen feineren Cannibalismus finden möchte, der sich allerdings auf der Basis eines ehemaligen Cultus ausgebildet hätte, aber zur Zeit der Conquista wohl nur als Rest eines bereits untergegangenen und aus dem Bewußtseyn des Volks gänzlich verschwundenen Systems dastand. Wäre dem nicht so gewesen, so müßte man doch aus den Berichten der Eroberer ein System von den Mythen der Azteken aufstellen, es durch ihren Cultus hindurch verfolgen und mit ihrem politischen Zustande in Zusammenhange bringen können. Daß aber dieses möglich sey, möchte ich, nach der Lectüre des Wesentlichen, was wir aus jener Periode überkommen haben, sehr bezweifeln. Der Versuch Boturini Benaduci's, die mexicanische Mythologie auf die zwölf Hauptgötter des Olymps zurückzuführen, darf hier gar nicht geltend gemacht werden. Er ist in jeder Beziehung mißlungen, wie er denn auch das Mal vorgefaßter Meinungen an der Stirne trägt. Eben so scheint es sich mir mit der Zeitrechnung der Mexicaner zu verhalten. In Beziehung auf das System zehntägiger Wochen, welches ihnen, wiewohl sehr unbestimmt und vieldeutig, von Acosta zugeschrieben wird, läßt sich aus allen darüber bei den Schriftstellern vorkommenden Nachrichten schlechterdings kein Factum anführen, welches bewiese, daß die Mexicaner dieses System nach astronomischen Kenntnissen und Principien ausgebildet und unter sich festgestellt hätten. Es erscheint vielmehr als der zerbröckelte Rest

einer übelverstandenen Naturweisheit. Vielleicht hatten die Mexicaner eine Tradition vom Jahr und von dessen Eintheilung unter sich etwa so aufrecht erhalten, wie die Beduinen der Wüste, die sich dabei sicherlich nicht an die astronomische Weisheit der alten Aegyptier anlehnen, und von den Grundsätzen, nach welchen diese ihre Pyramiden errichteten, sich nichts träumen lassen. — Doch ich verlasse diesen Gegenstand, um nur noch ein paar Worte über das ähnliche Sachverhältniß in Peru zu sagen. Auch hier hat man Spuren einer frühen Cultur gefunden, und man ist gewohnt, sie nicht einem uralten, mythisch gewordenen Volke, sondern den Incas zuzuschreiben, deren Dynastie doch nicht einmal bis zur Periode Carls des Großen hinaufgeht. Aus den Nachrichten Inca Garcilaso's, Pedro de Cieças u. A. geht zur Genüge hervor, daß die Stämme und Völker in Peru unmittelbar vor dem Erscheinen Manco-Capac's roh und ungebildet gewesen. Wie hätten diese, oft in kleine Horden gespaltenen, zerstreut wohnenden, sich stets befehdenden Wilden während der Periode einiger Jahrhunderte, in welcher sie selbst erst aus dem Zustande thierischer Rohheit emportauchten, Zeit gefunden, Werke auszuführen wie z. B. die, dem Inca Guaynalapac zugeschriebene, sogenannte Inca-Straße, ein aus ungeheuren zugehauenen Steinplatten zusammengesetzter Weg, welcher von Quito bis Cuzco, zum Theil über die höchsten Berge, geführt haben soll? Ueber die großen Bauwerke in Tiaguanaco berichtet Pedro de Cieça ausdrücklich, deß er die Indianer gefragt, ob sie wohl zur Zeit der Incas entstanden wären? und daß er unter Lachen die Antwort erhalten habe, sie seyen längst vordem erbauet worden, und was man gegenwärtig sehe, nach Einer Nacht übrig geblieben. Derselbe vorurtheilsfreie, sorgfältige Beobachter erzählt auch die Sage von bärtigen Männern, welche einst auf den Inseln im See Titicaca gelebt und die dortigen Baudenkmale hinterlassen hätten. Er erklärt sich geradezu für die Meinung, daß lange Zeit vor den Incas ein gebildetes Volk in jene Gegenden gekommen sey und die Werke hervorgebracht habe, deren Reste wir noch gegenwärtig anstaunen, daß es aber im Kampfe mit den an Zahl weit überlegenen andern Völkern, von denen es umgeben gewesen, wieder untergegangen sey. Und so finden wir denn in einem der besten Schriftsteller aus jener Epoche, einem Augenzeugen, dieselbe Meinung ausgesprochen,

welche ich gegenwärtig durch mehrfache Gründe zu unterstützen versucht habe.

Unter den Wilden am Amazonenstrome und in Mato Grosso finden sich, wiewohl gegenwärtig nur selten, Bildwerke von zwei bis acht Zoll Länge, aus dem sogenannten Amazonenstein mit großer Kunst geschnitten und polirt. Sie gehen als Zierrathen und Amulette von Generation zu Generation; aber Niemand weiß, wo sie hergekommen. Daß es den Indianern mit ihren dermaligen Handwerksgeräthen ganz unmöglich sey, dergleichen Bilder zu verfertigen, erkennen sie selbst an; sie glauben, daß sie irgendwo aus einem feinen Thon unter Wasser geformt worden und im Trocknen zu Stein geworden seyen.

Fassen wir alle diese Thatsachen zusammen, so können wir eine, von der herrschenden abweichende Ansicht nicht länger zurückweisen. Der Amerikaner, den man sich entweder noch in einem ursprünglichen Zustande oder nach und nach zu stumpfsinniger Rohheit und bis zum Canibalismus herabgekommen denkt, erscheint uns nun als ein Geschlecht, das nicht auf geradem Wege, sondern mit mancherlei Umwegen zur Verschlechterung gekommen, — als ein Geschlecht, über welches schon mehrfache dunkle Katastrophen gewaltet. Was aber hier vorgegangen, ist von der Nacht verschwiegener Jahrtausende bedeckt. Ist jemals die g a n z e amerikanische Menschheit auf einer gemeinsamen Bildungsstufe mit jenen mythischen Völkern in Peru und Mexico gestanden? — oder gab es hier seit Jahrtausenden schon so große Verschiedenheiten in der Bildung? Wie und von wo aus hatte sich ehemals ein besserer Zustand der Dinge und Menschen über das große Continent und seine zahlreichen Inseln ausgebreitet? — wie und von wo aus hat sich der entgegengesetzte Gang entwickelt, der jenen bessern Zustand allmälig besiegt, den ganzen Welttheil zu Falle gebracht und in ein Vaterland unmenschlicher Gräuel und schrecklicher Entartung umgewandelt hat? — Diese und viele verwandte Fragen tauchen in uns auf, wenn wir die schauerlichen Bilder der amerikanischen Menschheit an uns vorübergehen lassen.

Es ist eine weitverbreitete Ansicht, daß die gebildeteren Völker der frühesten Urzeit vorzugsweise in hohen Berggegenden seßhaft gewesen, und von dort aus später in die Ebenen herabgestiegen seyen. Allerdings kann man auch in Amerika die Bemerkung

machen, wie ein gemäßigtes und minder fruchtbares Klima und rauhere Oertlichkeiten den Menschen antreiben, seine Kräfte mit mehr Energie zu entfalten, während eine zu große Ueppigkeit der umgebenden Natur seine geistige Entwickelung hemmt, und eine zu große Armuth sie vollständig verkümmert. So mögen denn jene Völker Amerika's, welche die hohen Thäler und die Bergebenen von Mexico, Bogota und Peru bewohnten, früher zur Cultur gekommen seyn, als jene, welche in den qualmendheißen Wäldern am Orinoco und Amazonas wohnten. Daß es aber zwei an Körperbildung und Geistesanlagen verschiedene Racen, Bergvölker und Völker der Niederungen und Küsten, gewesen seyen, welche sich ursprünglich in die Herrschaft Amerika's getheilt hätten, — eine Ansicht, die Herr Meyen aufgestellt, — finde ich durch die bis jetzt bekannt gewordenen Thatsachen keineswegs hinlänglich begründet. Wollen wir die späteren, mit historischer Sicherheit niedergelegten Zustände gewisser Völker, wie namentlich der Peruaner unter den Incas und der Mexicaner, benutzen, um von ihnen aus auf analoge Zustände der früheren Menschheit zu schließen, so dürfte vor Allem anzunehmen seyn, daß diejenigen Völker, welche sich auf einer höheren Bildungsstufe befunden, und welche eben deßhalb an Zahl der Individuen mehr zugenommen hatten, erfolgreiche Kriege gegen ihre minder gebildeten Nachbarn geführt, einen Theil derselben unterjocht und sich einverleibt, den andern aber gezwungen hätten, zur Erhaltung der Freiheit seinen ursprünglichen Wohnort zu verlassen und sich vor den Verfolgern immer weiter und weiter in Gegenden zurückzuziehen, welche, bald aus zu großer Naturüppigkeit, bald aus zu großer Dürftigkeit, jene Verwilderung und Verkümmerung der Einwanderer verursachten, die noch gegenwärtig angetroffen werden. Dabei erklärt sich denn freilich nicht, auf welche Weise und aus welchen Gründen jene höher gebildeten Völker von dem Schauplatze abtreten konnten, ohne daß wir ihre Spuren in der Gegenwart aufzufinden vermöchten.

Sehr bedeutungsvoll begegnet uns bei solcher Ueberzeugung von der Existenz hochcivilisirter, jetzt ganz verschollener Völker die Mythe vom Untergange der Atlantis. Wie oft hat man sie auf einzelne Theile Amerika's angewendet! In der That wird man auch versucht, der Vermuthung Raum zu geben, daß jene theilweise

welche bei cultivirten Nationen die Triebfedern moralischer Würde und Erhebung werden, führt sie einem so schnellen Untergang entgegen.

Ja, man kann buchstäblich sagen, die europäische Civilisation tödte den Amerikaner. Der Fall, daß eine Familie von rein amerikanischem Geblüte sich, mitten zwischen weißen und gemischten Einwanderern, in das vierte oder fünfte Glied erhielte, daß sie nicht vielmehr schon früher, gleichsam vom Hauche der Cultur vergiftet, dahin stürbe, ist vielleicht noch nicht beobachtet worden. Ueberdies bemerkt man auch, daß selbst die gemischten Abkömmlinge, welche in den mannigfaltigsten Nüancen aus der Verbindung der Amerikaner mit andern Racen hervorgegangen sind, weder an geistigen Kräften noch an leiblicher Productivität und Zähigkeit mit den Mischlingen der übrigen Racen gleichen Schritte halten.

Auch andere somatische Beschaffenheiten scheinen die Amerikaner zu einer fortdauernden Verminderung zu verurtheilen. Es ist bekannt, daß die Fruchtbarkeit der amerikanischen Weiber niemals beträchtlich war, und daß sie gegenwärtig immer mehr abnimmt, auch da, wo sie, unvermischt mit Europäern, in größeren Gemeinschaften beisammen wohnen. Ein eigenthümlicher Fluch lastet selbst auf den Mysterien des Sexuallebens. Er spiegelt sich moralisch auch in dem Verhältnisse der Ehegatten und der gegenseitigen Temperamente. Er ein träger, störrischer, wilder Träumer; — sie eine leichtsinnige, frivole Cokette. Welch unselige Verbindung, wenn sich ein solcher Typus durch die Gesammtheit eines Welttheils geltend macht!

So werden denn wenige Jahrhunderte vergehen, und der letzte Amerikaner wird sich niederlegen und sterben! Die ganze Urbevölkerung des Welttheils wird dahin siechen, und einem andern Geschlechte, das verhältnißmäßig nur wenig amerikanisches Blut in seinen Adern führt, die Herrschaft über jenen schönen, fruchtbaren Theil der Erde überlassen, welchen es noch vor Kurzem ausschließlich bewohnte. Zwei Dinge vererbt die Menschheit: Blut und Geist. Von beiden wird Amerika nur unscheinbare Spuren zurücklassen. Darum kann man sagen: die amerikanische Menschheit hat keine Zukunft mehr! Vor unsern Augen soll sie schwinden und vergehen. Sie ist ein gar besonderer

Zweig an jenem großen Baume des menschlichen Geschlechts, ein Zweig, der sich nicht in fröhliches Laub, in duftende Blumen und süße Früchte verklären, der vielmehr zu einem Dorn einschrumpfen und verkümmern soll. Die ganze amerikanische Menschheit gehört in das Gebiet jener räthselvollen Erscheinungen, welche dem Botaniker so häufig zu denken geben, jener organischen Formen ohne das belebende Maß organischer Kraft, jener vorgebildeten Verkümmerungen und Abortus.

In der geistigen Entwickelungsgeschichte der gesammten Menschheit hat die amerikanische keine positive Bedeutung; — was sie war, ist für die übrige Menschheit verloren gegangen; — was von ihr besteht, scheint fast nur bestimmt, ein großes Bild trostloser Auflösung und Verkommniß, geistiger Stockung und Fäulniß, allgemeinen Todes darzustellen. Kein Schritt zu idealer Fortbildung wird durch diese große Gesammtheit, die Bewohner eines ganzen Welttheils, repräsentirt. Sie sind da, um zu verschwinden; — wie ein dunkler Schatten ziehen sie an dem leuchtenden Gemälde der Menschheit vorüber. — Ungeheure, erschütternde Ansicht, gegen die sich die wärmsten Regungen unseres Herzens auflehnen, ohne daß wir ihre Wahrheit läugnen könnten! —

Wenn wir Homer oder Sophokles lesen, und sich der Untergang einer Stadt, eines Heldengeschlechts uns vor Augen stellt, da reißt uns ein rein menschliches Gefühl zu wehmüthiger Theilnahme hin. Wir verehren jene dunkle Macht, die das Leben des Einzelnen beherrscht. Was aber ist dies gegen jenes Geschick ohne Beispiel, da die Bevölkerung eines ganzen Welttheils vom Verhängniß ergriffen, fast vor unsern Augen rascher Auflösung und Vernichtung entgegen geführt wird!

Europa — wir können es nicht läugnen — hat diese, vielleicht seit Jahrtausenden vorbereitete Katastrophe beschleunigt; vielfache Todeskeime liegen in seinem Einflusse: so wollte es der Lenker menschlicher Schicksale. Doch können die Völker germanischen Stammes im Allgemeinen dies Schauspiel betrachten, ohne sich Vorwürfe machen zu müssen. Amerika's Wunden sind vorzugsweise von Völkern romanischer Abkunft geschlagen worden. Die germanischen hatten gegenüber der neuen Welt die freundlichere Bestimmung des Friedens, der Begründung bürgerlicher Ordnung, der Wissenschaft. Auf diese Seite treten die Schöpfungen

eines Hans Egede, eines William Penn, und was, von Norden bis Süden, in den Niederlassungen mährischer Brüder auf den Antillen und in den Missionen deutscher Priester am Paraguay aus germanischer Saat aufgegangen. Wir Deutsche selbst, ohne Kolonien, wir haben nur ein Besitzthum in partibus, das Feld des Geistes; wir sind angewiesen, die neue Welt für geistige Interessen auszubeuten. In diesem Sinne gehört der Gegenstand, welchen ich vor Ihnen, meine Herren, zu besprechen wagte, sicherlich auch vor das Forum der deutschen Naturforscher. Möchte ich so glücklich gewesen seyn, selbst indem ich nur Zweifel und Vermuthungen aussprach, zu neuen Forschungen anzuregen. Zu welchem Resultate auch immer die Untersuchungen auf diesem Gebiete gelangen mögen, jedenfalls sind sie belohnend an sich durch das allgemein menschliche Interesse, welches ihr Gegenstand einflößt.

Das Vaterland und die Kirchen.

Sollten einige Bemerkungen über die kirchlichen Wirren auch jetzt noch geneigtes Gehör sich erbitten und auf dieses hoffen dürfen, jetzt, nachdem man aus den veröffentlichten Streitschriften bereits eine nicht unansehnliche Bibliothek bilden könnte, nachdem die erste Hitze bereits verraucht, und der Hader allen Gutgesinnten beinahe zum Ekel geworden ist?

Gerade in diesem Stadium des Verlaufs könnten vielleicht Hinweisungen auf die sociale Bedeutung des Streits, könnten unparteiische Darstellungen der Sachlage und Entwicklung der beiderseitigen Motive dem Publikum ungefähr das werden, was ein, den Proceßakten entnommenes und den höheren Standpunkt festhaltendes Gutachten den Richtern wird, ehe sie das Urtheil fällen.

Nicht überraschen würde es, wenn die Vorfechter beider Theile sich verletzt fühlen werden durch die nachfolgenden Darstellungen, ja es wäre vielleicht ein Beweis, daß der wunde Fleck berührt, die wahre Intention errathen worden wäre. Was im Interesse der Wahrheit, der so höchst nöthigen Ruhe und Einigkeit unseres Gesammtvaterlandes mit möglichster Schonung vorgetragen werden soll, berührt so viele Thatsachen, an welche man nicht gerne erinnert seyn will, greift so viele Vorurtheile an, welche gebieterische Anerkennung verlangen, und wird so Manches Täuschung nennen müssen, was sich so gerne als Wahrheit verkaufen möchte!

Werfen wir zuerst einen Blick auf das Feld, auf welchem der Kampf gefochten wird.

Nachdem Napoleon gestürzt, der römische Stuhl in seine Rechte und Besitzthümer wieder eingesetzt war, fing jeder an, sich

im Wiedergegebenen, im Neuerworbenen umzusehen, damit er für die Zukunft richtige Anhalts- und Ausgangspunkte sich feststellen könne. In der Eile, mit welcher der Wiener Congreß wegen Napoleons Rückkehr aus Elba hatte abschließen müssen, konnte man das dringende Bedürfniß nicht befriedigen, gemeinschaftliche Beschlüsse über das Verhältniß der katholischen Kirche und ihrer Centralgewalt zu den Regierungen zu fassen. Sie wären auch eben so gewiß auf Proteste von Rom gestoßen, als die Abtretung Avignon's und des linken Po-Ufers, nachdem man die durch den Frieden von Tolentino abgetretenen Legationen ohne weitere Bedingung zurückgegeben hatte.

Nun eilten nicht nur die restaurirten Bourbonen, es eilten gleichmäßig Rußland und die Niederlande, Preußen wie Baiern, es eilten auch die kleineren deutschen Staaten, sich mit Rom mittels Unterhandlungen über die Feststellung der gänzlich aus den Fugen gekommenen katholischen Kirche ihrer Lande zu verständigen; denn es waren durch die Territorialveränderungen ungleich mehr Katholiken unter protestantische Herrscher gekommen, als umgekehrt, und Polen gehorchte nun dem nicht-unirt-griechischen Kaiser aller Reußen.

Schon die Thatsache, daß nicht der päpstliche Stuhl die ersten Schritte zu diesen Unterhandlungen gethan hatte, wollte bedenklich scheinen. Er glaubte seine Stärke, das Bedürfniß der neuen und wiederhergestellten Landesherrn, die Herzen ihrer Unterthanen zu gewinnen, die Macht des Grundsatzes der Stätigkeit zu kennen, und errang durch dieses Ansichkommenlassen große, aber freilich durch die Staatsgewalten häufig umgangene, ja gebrochene Zugestehungen. In Frankreich konnte das Blacas'sche Concordat sogar nie Wurzel fassen, so ergeben die Regierung auch dem päpstlichen Stuhle war.

Aus den Nothbehelfen, welche die Unterhändler vorschlugen oder sich gefallen ließen, konnte Rom mit Sicherheit auf die Meinung schließen, welche die Regierungen von der Wichtigkeit und dem Einflusse der Centralgewalt hegten.

Nur zwei derselben machten ehrenvolle Ausnahmen, indem sie sich auf keine Transactionen über Grundsätze einließen. Oesterreich, welches die Grundsätze Joseph des Zweiten nicht nur festhielt, sondern auch auf das venetianische Königreich, Dalmatien

und Salzburg mit geduldiger Standhaftigkeit ausdehnte, und England, welches durch die Emancipation seiner Katholiken ein Unrecht vieler Jahrhunderte löschte, so weit als die sonderbarsten Verwicklungen dieses gestatteten.

Je weniger man die vom römischen Stuhle stets gemachten Forderungen anerkannt, je mehr man auf den thatsächlichen Bestand sich in den Unterhandlungen beschränkt hatte, in demselben Verhältnisse stand man im Halten des Vertragenen ehrenvoll da, gegenüber den Völkern, dem Papste und der öffentlichen Meinung.

Bald aber brachen in den romanischen Landen Unruhen auf Unruhen aus, Militäraufstände, Losreißung der Kolonien, und Kämpfe, in welchen nur zu ersichtlich wurde, wie beide Parteien die katholische Kirche als Stütze und Verbündeten der unumschränkten Gewalt anzusehen gewohnt seyen. Allen ihren Versuchen, in Frankreich einen Theil des verlorenen Bodens wieder zu gewinnen, stellte sich ein Verein jansenistischer, philosophischer, liberaler und napoleonistischer Oppositionen entgegen.

Der Protestantismus hatte sich beinahe überall staatsrechtliche Anerkennung erworben. Der Wiederherstellung des Jesuitenordens, der Bekehrung einiger — im Politischen absolutistischer — Notabilitäten trat die Vereinigung der lutherischen und helvetischen Kirchen, und eine in den katholischen Massen sich vielfach äußernde Tendenz zum Protestantismus entgegen. Man hörte von ganzen Gemeinen, welche in Baden, bei Frankfurt, bei Lyon und St. Quentin, ja in Baiern und Oesterreich die Aufnahme in die evangelische Kirche verlangt und erhalten hatten. Die Ehelosigkeit der katholischen Geistlichkeit fand in dieser selbst offene und noch mehr geheime Feinde nahe und ferne, und es wurde täglich deutlicher, daß der entscheidende Einfluß auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten von nichtkatholischen Mächten ausgehen müsse, denn von den fünf großen Mächten waren zwei evangelisch, eine griechisch, und die zwei andern zwar katholisch, aber nichts weniger als unbedingt ergeben.

Schon bei Gelegenheit der Aufhebung des Jesuiterordens bemerkt Ranke in seinem trefflichen Werke: Die Fürsten und Völker rc., sehr richtig: Die katholischen Höfe hätten suchen müssen, die protestantischen mehr nachzuahmen, als diese zu bekämpfen. Wie viel mehr mußte dieses der Fall seyn, nachdem

Handel, Fabrikation, schneller Umtrieb der Kapitale das Losungswort geworden war, und sich von protestantischen Mittelpunkten aus, und in katholischen Hauptstädten vorzüglich wieder durch Protestanten, mit unglaublicher Schnelligkeit und Kraft entwickelte?

Diese Sachlage war durch die nimmermüden Verfolgungen des Protestantismus von der Reformation bis zur salzburger Auswanderung eben so naturnothwendig herbeigeführt, als die Juden in früheren Zeiten zu einem ausschließlich handelnden Volke durch die Unterdrückungen der Christen gemacht worden waren. Holland, die Schweiz, England, Preußen und Nordamerika nahmen die Erwerbszweige, Kapitale, Talente und physische Kräfte auf, welche übelverstandener Glaubenseifer und der mit diesem verbündete Absolutismus vom väterlichen Heerde in die unwirthliche Fremde getrieben hatten. Nicht nur schwächte der Verfolger hiedurch sich selbst, er verstärkte den Gegner so sehr und so lange, bis dieser anfing, ihm an Kräften überlegen zu werden. Das unbedingte Prinzip des Stillestehens machte den Verfolgten ein Vorwärtsschreiten nach allen Seiten hin zum unabweislichen Grundsatze.

Durch diese Richtung des Lebens wurde der dritte Stand an Kraft und Bedeutung der erste. Auch in ganz katholischen Städten findet man, daß der Mittelstand weniger Eifer und mehr Duldung zeigt, als die privilegirten Stände und die Armen. Schon die Rücksicht, daß er seine Töchter nicht an Landgeistliche vergeben kann, daß seine Söhne wegen der Ehelosigkeit so selten dem geistlichen Berufe folgen wollen, könnte ihn vorzüglich zum Beschützer der Anticölibatisten machen. Mit dem Cölibat aber würde die ganze Gestaltung der jetzigen römischen Kirchen zusammenbrechen. In protestantischen Provinzen bildete sich nicht nur in den Städten, sondern auch auf dem Lande, durch die Söhne der Dorfgeistlichen vorzüglich, ein eigentlicher Gelehrtenstand, und im gemischten Deutschland wurde die Literatur beinahe ausschließlich protestantisch, ja die französische freisinnige lehnte sich an Holland und Genf an, während die alten, italienische und spanische, verstummten, und die schönen Anfänge einer slawischen durch die rückgängigen Bewegungen der Regierungen in Kirchenangelegenheiten erdrückt wurden. Die heldenmüthige Vertheidigung Leyden's wurde am Großartigsten durch Errichtung einer Hochschule belohnt, und diese leuchtete im ganzen Abendlande

lange vor, durch Natur- und Sprachforschung, durch alle Früchte, welche nur in der Sonne gesetzmäßiger Freiheit reifen. Auch Deutschland sah in seinen trübsten Zeiten die innere Lebenskraft des Protestantismus, trotz der Art des mächtigen Feindes, überall neue Sprossen treiben, und nach dem westphälischen Frieden vorzüglich evangelische Fürsten, den großen Churfürsten an der Spitze, mit selbstbewußter Kraft und kluger Benützung aller Hülfsmittel zugleich die tiefen Wunden heilen, und eine bessere Zukunft vorbereiten.

Daher darf es keineswegs befremden, wenn in der Zeit, da diese Strebungen mit Ergebnissen gekrönt worden waren, die katholisch gebliebenen Lande strebten, in Kraftentwickelung den protestantischen gleich zu werden, und auf Einmal das Versäumte einzuholen.

Dieses geschah, wo die Regierungen die Hand nicht boten, durch Revolutionen. Der zurückgehaltene Gährungsstoff sprengte jede Bande. Dagegen wollte Joseph II. eine Revolution von oben herab machen, und dieses Streben zehrte ihn auf. Nur als die französische Revolution bereits die Massen mit den Ideen eines Nivellirungssystems vertrauter gemacht hatte, gelang etwas Aehnliches der Regierung Baierns unter Maximilian I.

Der unparteiische Beobachter findet daher die streitenden Theile ungefähr folgendermaßen gruppirt.

Der päpstliche Stuhl seines Haupthülfsmittels, des Zuflusses reicher und durchgebildeter Prälaten zur Centralregierung, und der meisten Mönchsorden zum Kriege an den Grenzen beraubt.

Die katholischen Völker entweder in inneren Kämpfen befangen, wie in der pyrenäischen Halbinsel und Südamerika, oder durch überwachende Aufsicht der Staatsbehörde dem unmittelbaren Einflusse entzogen, wie in Oesterreich; Frankreich in Gleichgültigkeit gegen allen Cultus, oder in finsterem, aber überall niedergehaltenem Fanatismus; Italien selbst nur durch fremde Truppen in Ruhe und Gehorsam gehalten. Nur da, wo der Katholicismus zugleich *als politische Waffe* dient, wie in Irland wider England, in Belgien wider Holland, in Polen wider Rußland und Preußen, da ist die alte Offensivbewegung noch sichtbar, und in neuester Zeit mit verstärkter Kraft aufgetreten.

Während Rom sich von der russischen Regierung jedes Einschreiten gefallen läßt, und sogar während des polnischen Aufstandes in ganz anderem Sinne handelte, als in Belgien, während England mit der äußersten Schonung behandelt wird, wurde Preußen zum Gegner ausersehen, welchen man mit Glück zu bekämpfen hoffte.

Die preußische Regierung hatte vielleicht zu bereitwillig das napoleonische Concordat für seine neuerworbenen Westprovinzen aufgeopfert, vielleicht zu schnell die Congrua der Landgeistlichen erhöht, wohl in der Meinung, hiedurch die Anhänglichkeit der neuen Unterthanen zu gewinnen. Aber kein als Collegium organisirter katholischer geistlicher Rath vermittelte die Wirkung der Regierungsgewalt auf die katholische Kirche, und die Amtsführung des Erzb. v. Spiegel machte die Regierung unbesorgter für die Zukunft, als sie hätte seyn sollen. Spiegel war nur durch die Behendigkeit Bunsen's, welcher ihn ohne bestimmten Befehl vorschlug und hiebei seine Stelle auf's Spiel gesetzt hatte, wenige Tage vor dem Tode Pius VII. und dem Rücktritte Consalvi's vom Staatssecretariat durchgesetzt worden, war also mehr ein glücklicher Zufall, als ein Anhaltspunkt für kommende Zeiten. Auch in der evangelischen Kirche fehlte es nicht an Unzufriedenen. Union und Agende, Mukker und Pietisten nahmen die Thätigkeit der Regierung vielfach, und nach Vieler Meinung zu oft in Anspruch. Inzwischen betrug sie sich überall mit Mäßigung, ja mit Langmuth, bei den Bewegungen der Brüder Theiner sogar mit Parteilichkeit für den Katholicismus. Wenn sie die Zillerthaler freundlich aufnahm, so geschah dieses ganz im Geiste, welcher seit Jahrhunderten Preußen belebte, und überdies im besten Einverständnisse mit Oesterreich.

Kurz vor der Zeit, in welcher die schon lange merkliche Spaltung zwischen Preußen und Rom sich zu offenem Bruche erweiterte, reiste der ausgezeichnetste Kopf unter den Arbeitern des römischen Staatssecretariats von Rom nach Berlin, dann über Köln nach Belgien, und von da zurück nach Rom. Die Aufgabe seiner Reise mag gewesen seyn, genauere Data über den wahren Stand der Dinge, die Nachhaltigkeit und Verfüglichkeit der beiderseitigen Kräfte zu erhalten. Die Vermuthung wird nicht zu gewagt scheinen, daß er gefunden haben mag, die Entwickelung des

Gewerbefleißes finde in Deutschland vorzüglich in protestantischen Landen statt, wirke von diesen auf katholische von protestantischen Fürsten regierte zurück, und erzeuge in diesen fortwährend protestantische Kolonien; die verbesserten Schulen bringen beide Theile faktisch einander näher, und der, auf Hochschulen sorgfältig vorgebildete Klerus suche zwar den Katholicismus wissenschaftlich zu begründen, aber ganz nicht in dem Sinne und der Weise Roms; diese Richtung müsse, wo nicht ein Schisma, doch vollständige Ausbildung des Episkopalsystems zum Endpunkte haben. Nur die Armen erinnern sich noch der Klöster, die stiftsfähigen Familien der Domcapitel mit Sehnsucht; der durch den Zollverein so sehr vermehrte Verkehr drohe den Mittelstand, welcher stets bedeutender werde, zu Gleichgültigkeit gegen Formen, zu Vernichtung derselben im Innern der Familien zu treiben, wie man dieses in allen Handelsstädten zu bemerken habe. Vielleicht könne das nahe Belgien einen Stützpunkt zu einer Bewegung abgeben, welche das schöne, einst so rein und eifrig katholische Land der Herrschaft einer Regierung entreiße, welche um so gefährlicher seye, als sie die materiellen Interessen, die Schulbildung und die formale Annäherung der vereinten evangelischen Kirche an den Katholicismus zugleich befördere; in jedem Falle werden kirchliche Zerwürfnisse ihr einen Theil des Volkes entfremden, und ihre Thätigkeit auf eine Weise in Anspruch nehmen, welche weitere Fortschritte zum Nachtheile Roms vor der Hand unmöglich machen werde.

Vielleicht mag auch nebenher bemerkt worden seyn, daß ein betagter vielgeprüfter König zum Nachgeben geneigt seyn dürfte, da er seine Tage in Ruhe beschließen wolle, daß der Einfluß Preußens auf die gemischten Vereinsstaaten aus begreiflichen Gründen im Steigen begriffen seye, daß man also bald eine compaktere Masse als früher zu bekämpfen haben werde.

Seit einigen Jahren steht an der Spitze der äußeren kirchlichen und politischen Angelegenheiten des römischen Stuhls ein Cardinal aus dem Orden der Barnabiten, welcher zur Zeit der Ordonnanzen Nuncius in Paris war, und dort von der öffentlichen Meinung für deren vorzüglichen Beförderer allgemein genommen wird. Mit ihm und durch ihn kam die Partei der Glaubenseifrigen zu entschiedenem Einflusse. Diese weicht den Verfolgungen nicht aus, sie ruft sie hervor, sie sucht allein Heil in

beständigen Kampfe, und greift nach der Fahne, gleichviel ob diese dem Märtyrer werde oder dem Sieger.

Diese Partei ist es, welche dem belgischen Clerus die Verfolgung des Freimaurerbundes zur Pflicht machte, und dadurch nur diesen kräftigte und zu neuer Bedeutung brachte, welche gegen die Existenz einer evangelischen Kapelle in Rom in öffentlichen Blättern protestirt, nicht dulden will, daß katholische Kinder in Irland Armenschulen besuchen, weil diese von Anglocalvinisten gestiftet sind, nachdem sie die Emancipation selbst möglich zu hintertreiben gestrebt hatte. Nichts bezeichnet sie schärfer als folgende offenkundigen Thatsachen: Die Juden in Rom, 5000 an der Zahl, haben ihr ansehnliches Bethaus, die Engländer, deren Einkehr eine bedeutende Nahrungsquelle für die Römer ist, eine Kapelle vor der Stadt, über einem Stalle, der Pope der russischen Gesandtschaft geht in seiner altgewohnten Kleidung durch die Straßen, aber den deutschen Gesandtschaften und deren Schützlingen macht man in den öffentlichen Blättern die Befugniß streitig, an dem Gottesdienste der preußischen Kapelle Theil zu nehmen. Hier liegt doch offenbar kein allgemeiner Rechtsgrundsatz, keine Billigkeit zu Grunde, sondern nichts als augenblickliche Konvenienz bei Festhaltung der höchsten Ansprüche.

Und lediglich nach dieser wurde auf den Erzbischof von Köln gewirkt. Er gehörte den stiftsfähigen Familien an, welche die säcularisirten Stifter als ein ihnen entrissenes Eigenthum anzusehen gewöhnt waren, welche die für Hebung des Bürger- und Bauernstandes besonders thätige, durch eine zahlreiche Klasse von Beamten (vorläufig meist Altpreußen) wirkende Regierung begreiflich nicht liebten. Der Erzbischof war ferner der untersten Volksklasse willkommen. Er gab Almosen, ohne zu fragen, ob man durch Arbeit den möglichst großen Theil des Bedürfnisses zu decken strebe; er erlaubte die Wallfahrten, und mahnte durch Ansichten und Benehmen an die gute alte Zeit vor den Franzosen und Preußen. Ein thätiger Secretair leitete ihn, und dieses für Zwecke, welche jener schwerlich begriff. Verletzung der Rechtsgleichheit wurde von diesem im Namen des Erzbischofs mit kirchlichen Satzungen, Bruch des gegebenen Versprechens mit Gewissensskrupeln entschuldigt, welche doch leicht damit hätten ausgeglichen werden können, daß der Bedrängte den heiligen Vater um

Versetzung auf ein Erzbisthum in partibus infidelium hätte bitten können.

Wir wollen gerne zugeben, daß die Entfernung Herrn von Droste's der preußischen Regierung als politische Nothwendigkeit erschienen seye, nur vermissen wir ungern eine vollständige, gleichzeitige und allgemein verständliche Führung der Beweise der vorgebrachten Anklagen; denn da, wo die französische Gesetzgebung herrscht, mußte die Regierung ohne jene (in der Ferne) scheinen im Unrechte zu seyn, und der Niederrheiner hat ein so lebhaftes Gefühl seines Werthes und seiner Rechte, daß diese Erledigung im Administrativwege ihm unmöglich gefallen konnte. Inzwischen bleibt das Volk ruhig, die aus der Rheinprovinz aufgerufenen Soldaten zerstreuen Pöbelaufläufe und sind bereit, es mit den Belgiern aufzunehmen, falls diese die Rechte des deutschen Bundes nicht anerkennen sollten.

Eine Erhebung des Volks wäre also für die Urheber des Streits nicht zu hoffen, höchstens eine schroffe Isolirung der beiden Confessionen, eine Isolirung, wie sie z. B. im südlichen Frankreich zwischen Katholiken und Hugenotten statt findet. Dort halten alte Erinnerungen beide Theile feindlich aus einander, die Verfolgung der Albigenser, die Dragonnaden, die Gräuel nach der ersten Restauration sind dort Familientraditionen der Evangelischen. Daß sie durch aufgedrungene Industrie, Sparsamkeit und sorgfältige Erziehung die Wohlhabenderen wurden, daß sie die Revolution als eine Retterin ansahen, Adels- und Kirchengüter zur Assignatenzeit in Menge erwarben, wird ihnen von den Katholiken zum Verbrechen gemacht. Beide Theile berühren sich höchstens mit den Degenspitzen. Was ist nicht geschehen, um den Protestantismus dort zu vertilgen? und dennoch steht er nun in Rechtsgleichheit da, und erst vor wenigen Monaten haben sich die Bischöfe jener Gegend zu Aix in Provence versammelt, um zu berathen, wie dem Umsichgreifen des Calvinismus zu steuern seye. Nach solchen Vorgängen wäre es doch wohl an der Zeit, die Ueberzeugung vorherrschen zu lassen, daß beide Parteien in den Landen deutscher Zunge, wo die wechselseitigen Verfolgungen früher friedlich beigelegt worden sind, nicht nur neben einander bestehen müssen, sondern daß eine an der andern sich kräftige und abkläre, zwar im Gegensatze, aber in Nacheiferung und

Aufmerksamkeit auf sich selbst. Nicht nur ist der Katholicismus im Allgemeinen nur durch die Reformation zu Selbsterkenntniß und Selbstbewußtseyn gelangt, sondern er bildet sich noch jetzt eben so in Geistlichen und Laien, vorzüglich in Nebeneinanderstellung, aus, wie das Beispiel des trefflichen, zu frühe verstorbenen Card. Cheverus augenscheinlich beweist.

Des Drachen Zähne werden weder von der Mehrzahl der katholischen Geistlichkeit, noch selbst von den Umsichtigeren unter den Trägern der Centralgewalt, sie werden lediglich von einer Partei gesäet, welche zeitweise zur Uebermacht gelangt ist. Sie werden in den meisten bischöflichen Sprengeln Deutschlands, sie werden bei dem gesunden Theile des deutschen Volks nirgends Wurzel fassen. Seit beinahe zwei Jahrhunderten stehen beide Bekenntnisse in wechselseitig anerkannter Rechtsgleichheit neben einander, die schroffe Isolirung ist unmöglich; wir haben einsehen gelernt, daß wir vor Allem volksthümlich zusammenhalten müssen und können. Wer etwa übereifrig für seine Glaubensform ist, wird durch strenge Erziehung in seinen Grundsätzen ohnehin seine Kinder vor Eingehen gemischter Ehen ferne zu halten wissen, und wer die Duldung für etwas Löbliches hält, wird sich durch Einsprache der Priester nicht irre machen lassen, welche lieber Verfolgung üben und hervorrufen, als den gegenüberstehenden durch Uebung jeder christlichen Tugend übertreffen, und ihn nur dadurch für ihre Glaubensform gewinnen wollen.

Wenn Unfriede gestreut wird in das Innere vieler Familien, wenn zarte Gewissen beunruhigt werden, wenn eroberungssüchtige Nachbarn das Feuer mit höhnischer Freude schüren, wer kann im deutschen Vaterlande dadurch gewinnen, als etwa ein Ränkemacher oder ein Verleger des Athanasius?

Die Gefahr für die katholische Kirche ist durch diese combinirte Offensivbewegung vielleicht größer, als auf den ersten Anblick scheint. Sie könnte ein europäisches Corpus evangelicorum, allgemeinere Einführung der bürgerlichen Ehen, vollkommenes Ignoriren Roms, Schutz für Priester, welche sich verehlichen, für Gemeinden, welche die Messe in der Landessprache hören wollen, für Bischöfe hervorrufen, welche in Utrecht die Weihe nehmen könnten. Was den gewaltigen Anstrengungen der katholischen Reaction bis zum westphälischen Frieden nicht gelingen konnte, wird

auch jetzt nicht gelingen. Die Partei, welche ihre Jünger lieber arm aber isolirt, als wohlhabend und gemischt haben will, wird an dem Recht, dem gesunden Menschenverstand, den unabweislichen Bedürfnissen der Zeit Hindernisse finden, welche durch noch viel größere und mit mehr Umsicht geleitete Kräfte nicht beseitigt werden würden. Wie auf Rezzonico durch den Einfluß der katholischen Regierungen ein Ganganelli folgen mußte, so wird auch bei dem nächsten Conclave Mäßigung und Anerkennung der Forderungen der Zeit eben so mächtig das Losungswort werden, als es jetzt äußerste Durchführung der Grundsätze und Anstreben gegen Alles ist, was wie Nachgeben oder Neuerung aussieht. Denn die katholischen Regierungen, vor allen Oesterreich, welches den überwiegenden Einfluß in ganz Italien und namentlich in Rom ausübt, haben ein zu großes Bedürfniß, alle Bewegungen und Krämpfe, alle Veranlassung zu vermeiden, welche den rastlosen Unruhestiftern zu Vorwänden und Ausgangspunkten dienen könnten.

Es würde thöricht seyn, wenn wir uns über die Lage der Dinge täuschen wollten. Jede religiöse Frage ist nun zugleich, und oft vorzugsweise, eine politische, jede politische wird zu einer socialen, und ein Krieg könnte nun nicht nur die Gestaltung und den Bestand der Staaten, er könnte auch das Fortbestehen der bürgerlichen Gesellschaft, der Kirchen, ja der europäischen Gesittung in Frage stellen.

Das fühlen nicht nur die Regierungen, es fühlt es auch der besitzende und erwerbende Theil des Volks, welcher nicht in Gefahr kommen will, zu verlieren, was er mit so großer Anstrengung gewonnen hat. Wer Ordonnanzen erläßt, mag sich auf eine Juliuswoche, aber auch, wer den allgemeinen Frieden zu stören gedenkt, auf Interventionen gefaßt machen.

Die katholische Kirche ist stärker, als ihr Oberhaupt zu glauben scheint; denn die Art und Weise der Angriffsbewegung verräth entweder Furcht oder Unbedachtsamkeit, welche man einer so durchgebildeten Schule doch gewiß nicht zutrauen kann. Die katholische Kirche ist stark durch Alter, compakte Organisation und durch so viele schöne ergreifende Formen ihres Gottesdienstes. Aber sie wird schwächer in dem Maße, in welchem sie sich mit Politik befaßt, mit dem Absolutismus verbündet, den Grundsatz fest hält, daß sie entweder herrschen oder durch Leiden und

Aufmerksamkeit auf sich
im Allgemeinen nur durch
Selbstbewußtseyn gelangt,
in Geistlichen und Laien,
wie das Beispiel des
verus augenscheinlich

Des Drachen Zähne
katholischen Geistlichkeit,
den Trägern der
Partei gesäet, welche
werden in den meisten
werden bei dem gesunden
Wurzel fassen. Seit
Bekenntnisse in
ander, die schroffe
gelernt, daß wir vor
und können. Wer etwa
wird durch strenge
Kinder vor Eingehen
wer die Duldung für
sprache der Priester
gung üben und
Uebung jeder christlichen
durch für ihre

Wenn Unfriede
wenn zarte Gewissen
Nachbarn das Feuer
deutschen Vaterlande
oder ein Verleger

Die Gefahr
nirte Offensivbe
blick scheint.
allgemeinere
Ignoriren
Gemeind
für

...rend sonst vom erbaulichen Leben der sechszehnahnigen Dom... ...n und der wissenschaftlichen Ausbildung des Klerus nicht viel ...rühmen war.

Im Verhältnisse zu den Staatsgewalten stehen beide Confes...on in gleicher Loyalität neben einander. Der katholische Schle... und der Westpreuße gingen freudig in Kampf und Tod auf ...Ruf ihres eifrig evangelischen Königs. Der Sachse, welchen ...Andenken an die ersten Anfänge der Reformation umgeben, ...von seinem gefangenen streng katholischen Könige nicht weg...rissen, erkannte zwar die vielfachen damals begangenen Fehler ...Regierung, an deren Spitze noch dazu ein Italiener stand, ... ihr aber dennoch treu. Wahrlich, wer nach solchen Vor...gen noch von Unverträglichkeit, von Nothwendigkeit einer stren... Abscheidung spricht, der kennt entweder die Geschichte nicht, ... will sie nicht kennen!

Wenn man den Nürnberger oder Regensburger, ja den evan...ischen Augsburger befragt, ob er wohl den alten reichsstädti...n Zustand gegen den jetzigen baierschen eintauschen möchte, so ...wortet bestimmt die überwiegende Mehrzahl mit Nein, und der...e Fall wird eintreten, wenn bei den zugeworbenen katholischen ...ürtembergern und Badenern die Vorzüge der früheren Regie...ngen und der jetzigen abgehandelt werden. Katholische Unter...nen protestantischer Fürsten rühmen ehrlich die besseren Pfar...rn und Schullehrer, die sorgfältigere Verwaltung, den erleich...ten Verkehr, den steigenden Wohlstand. Umgekehrt rühmt der ...testant, welcher einem katholischen Fürsten gehorcht, wie er in ...m Gewissen und Gottesdienste ungekränkt, zu den höchsten ...tswürden befähigt seye, wie großartig für schöne Künste ge...t werde, wie gemüthlich und fröhlich das Leben sich gestalte.

Wenn man aber vergleichen will, wie beide Theile sich ohne ...ge Einwirkung der Regierungen gewissermaßen von selbst ...en einander ausbilden, so beobachte man die verschiedenen Kan...ne der deutschen Schweiz.

Man wird demnach unter den Kämpfern für die Ansprüche ...ebung der Rechtsgleichheit einige finden, welche ...rzeugung angreifen, noch viel mehr aber, denen ...ußische Regierung, Hoffnung zu Wiedererlan...evorrechtungen, Haß gegen Ruhe, Frieden und

erduldete Bedrückung Theilnahme erregen müsse. Es hat ihr keineswegs gefrommt, daß der römische Stuhl bei der griechischen Revolution für die Türken, bei der polnischen für die Russen, bei der belgischen aber für die Revolutionaire thätig sich bewiesen hat. Er zeigte hier zu deutlich, wie seine Handelsweise stets politischen Rücksichten untergeordnet seye, und beleidigte abwechslungsweise hiedurch die verschiedenartigsten Schattirungen der öffentlichen Meinung, in welcher er den kräftigsten Verbündeten zu suchen, aber auch den gefährlichsten Feind zu fürchten hat.

Eben so wenig weiß die evangelische Kirche denen Dank, welche sie mit einer Nachahmung der anglicanischen Kirche, mit aufgezwungenen Agenden beschenken wollten. Sie ist arm und glanzlos, aber sie soll sich ihres Ursprungs aus kleinen Anfängen, aus harten Kämpfen nicht schämen, und desto fester an den Rechten der Gemeinden, an freier Forschung und wissenschaftlicher Begründung halten, je mehr diese zu Ausbildung des Grundsatzes nothwendig sind, welchem sie ihre Entstehung verdankt. Sie trägt neben der Forderung des beständigen Vorschreitens, die Möglichkeit einer vollständigen organischen Gestaltung in sich, ohne diese vorschnell herbeiführen zu wollen. Sie gibt Andern, was sie für sich selbst fordert, aber sie besteht auf dem einfachen Grundsatze der Rechtsgleichheit, will nicht Herrin seyn, aber auch nicht Dienerin einer Andern.

Wenn die Verfechter des Isolirungssystems vorgeben, der Protestantismus wirke zersetzend auf den Katholicismus, so beleidigen sie dadurch die Selbstachtung eben so sehr als die Wahrheit. Ist die katholische Religion etwa minder glänzend in Nordamerika als in der sixtinischen Kapelle? Dort, wo sie mit unzähligen Formen des Christenthums friedlich beisammen lebt, wo die Kirche gesetzlich nichts besitzen darf, dort breitet sie sich jährlich, laut der Berichte der Missionäre selbst, unter den Weißen aus, sucht die Rothhäute in ihren Wigwams auf, und fürchtet die Nachbarschaft der Camp-meetings und der Bibelgesellschaft nicht. Darum sollte sie im Vaterlande der Reformation dem Unabweislichen und zum Theil Selbstverschuldeten sich fügen, wie jenseits des Weltmeers. Sie vermöchte dieses um so leichter, da die früheren Mißstände ihrer deutschen Kirche zweckmäßiger Erziehung und allgemeiner Befähigung zu Kirchenwürden gewichen sind,

während sonst vom erbaulichen Leben der sechszehnahnigen Domherrn und der wissenschaftlichen Ausbildung des Klerus nicht viel zu rühmen war.

Im Verhältnisse zu den Staatsgewalten stehen beide Confessionen in gleicher Loyalität neben einander. Der katholische Schlesier und der Westpreuße gingen freudig in Kampf und Tod auf den Ruf ihres eifrig evangelischen Königs. Der Sachse, welchen die Andenken an die ersten Anfänge der Reformation umgeben, war von seinem gefangenen streng katholischen Könige nicht wegzureißen, erkannte zwar die vielfachen damals begangenen Fehler der Regierung, an deren Spitze noch dazu ein Italiener stand, blieb ihr aber dennoch treu. Wahrlich, wer nach solchen Vorgängen noch von Unverträglichkeit, von Nothwendigkeit einer strengen Abscheidung spricht, der kennt entweder die Geschichte nicht, oder will sie nicht kennen!

Wenn man den Nürnberger oder Regensburger, ja den evangelischen Augsburger befragt, ob er wohl den alten reichsstädtischen Zustand gegen den jetzigen baierschen eintauschen möchte, so antwortet bestimmt die überwiegende Mehrzahl mit Nein, und derselbe Fall wird eintreten, wenn bei den zugeworbenen katholischen Würtembergern und Badenern die Vorzüge der früheren Regierungen und der jetzigen abgehandelt werden. Katholische Unterthanen protestantischer Fürsten rühmen ehrlich die besseren Pfarrherrn und Schullehrer, die sorgfältigere Verwaltung, den erleichterten Verkehr, den steigenden Wohlstand. Umgekehrt rühmt der Protestant, welcher einem katholischen Fürsten gehorcht, wie er in seinem Gewissen und Gottesdienste ungekränkt, zu den höchsten Staatswürden befähigt seye, wie großartig für schöne Künste gesorgt werde, wie gemüthlich und fröhlich das Leben sich gestalte.

Wenn man aber vergleichen will, wie beide Theile sich ohne kräftige Einwirkung der Regierungen gewissermaßen von selbst neben einander ausbilden, so beobachte man die verschiedenen Kantone der deutschen Schweiz.

Man wird demnach unter den Kämpfern für die Ansprüche Roms auf Aufhebung der Rechtsgleichheit einige finden, welche aus wirklicher Ueberzeugung angreifen, noch viel mehr aber, denen Haß gegen die preußische Regierung, Hoffnung zu Wiedererlangung verlorener Bevorrechtungen, Haß gegen Ruhe, Frieden und

Ordnung überhaupt, die Waffen in die Hände gegeben haben. Beide Extreme halten auch hier gegen die rechte Mitte zusammen, und wähnen leichter jedes zu seinem Siege gelangen zu können, wenn nur jene einmal zermalmt seyn werde. Ob sie dann dem seitherigen Verbündeten unmittelbar feindlich entgegenstehen werden, das kümmert sie vorläufig nicht. Wie es außerhalb Deutschland leider mit Coalitionen der ungleichartigsten Meinungen versucht wird, so soll es nun auch in Deutschland getrieben werden, und wenn es sich vom linken Rheinufer handelt, so hört man die Quotidienne und den National gewiß jedesmal ein gut zusammenstimmendes Duett singen. Nur ein Verblendeter wird demnach in gutem Glauben behaupten können, daß die Kölner Wirren in erster Linie einen religiösen Grund haben. Sie sind offenbar wider den wachsenden Einfluß Preußens in ganz Deutschland und auf die Losreißung des linken Rheinufers von Deutschland gerichtet.

Aber wenn man auf die Wahrnehmung baute, daß Preußen im Anfange des Streits zugleich Furcht und Mißtrauen gezeigt habe, so hat man sich bestimmt getäuscht, wenn man wähnte, daß es in halben Maßregeln und Nachgeben fortfahren werde. Die Erfahrungen, welche man mit dem Münsterischen Adel, mit der Stimmung der Rheinprovinzen, dem projectirten Adelsstatute gegenüber, gemacht hatte, werden ihre heilsamen Früchte tragen. Wenn Rom nie völlig nachgiebt, so kann Preußen nie aufhören, den Vorschritt, die Glaubensfreiheit, die Förderung des Bürgerstandes als die Grundpfeiler seines in der Geschichte einzig dastehenden Baues anzuerkennen. Es ist der Erbe Schwedens ohne Deutschland fremd zu seyn, wie dieses war. Daher müssen seine Herrscher durch tüchtige Persönlichkeit, durch Verstehen und Benützen der Zeit, durch Intelligenz und Kraft ersetzen, was an Zahl der Unterthanen und Gestaltung des Reichs zu materieller Basis einer Macht ersten Rangs abgehen mag. Aber zugleich müssen sie auf deutsche Weise vorangehen, bedächtig und mit Schonung des Hergebrachten. Was sie groß gemacht hat, muß sie erhalten, und daß die Lehren der Geschichte hier nicht unbenutzt blieben, beweisen die Reformen nach dem Tage von Jena.

Die am meisten sanguinischen Hoffnungen der stationairen oder vielmehr der retrograden Partei können doch wohl nicht weiter

gehen, als bis zu einer ganz unabhängigen Stellung der katholischen Kirche, der Regierungsgewalt gegenüber, und der möglichsten Ausschließung der Protestanten von Staatsämtern. Die Folge dieses Siegs könnte aber keine andere seyn, als die, daß die Bedrückten sich auf's Neue ausschließlich auf Handel und Kunstfleiß verlegen müßten, daß Nordamerika und Australasien noch schneller als seither sich mit protestantischen Auswanderern verstärken und von dort auf das stationnaire Europa in ganz anderem Maßstabe reagiren würden, als Holland, England, Preußen es nach den früheren Verfolgungen vermocht haben. Die protestantische Kirche würde sich dogmatisch und praktisch mehr zusammennehmen, als sie seither sich zusammenzunehmen genöthigt war, und im Inneren der siegreichen Kirche, welche nun wähnen würde, sich gehen lassen zu können, an den beiden Extremen, dem Jansenismus und dem encyklopädistischen Unglauben, mächtige Verbündete finden. Wahrlich, die Männer, welche zu Religionsfehden aufmahnen, verstehen es nicht, die Zukunft aus der Vergangenheit zu construiren, oder sprechen wider besseres Wissen; in jedem Falle aber schaden sie höchst wahrscheinlich ihrer Kirche, gewiß jedoch dem gemeinschaftlichen Vaterlande.

Obgleich dem Gutdenkenden die Nachäffung des Auslandes stets ein Gräuel seyn wird, so kann er doch nicht umhin zu wünschen, die Deutschen möchten statt französischer Leichtfertigkeit und englischer Kastenabschließung eine lobenswerthe Seite dieser beiden Vorbilder vor Allem und mehr beharrlich nachahmen, nämlich die stete Aufmerksamkeit auf das Interesse und die Ehre des Gesammtvolks. Wir haben zwar die Hoffnung, daß der verbesserte materielle Zustand des Volks auch die Anhänglichkeit an die Regierungen und Institutionen vermehren und erhalten werde, welchen man diese Verbesserungen verdankt, aber es scheint dennoch, daß man dem Deutschen die Erinnerung an eine trost-, kraft- und beinahe hoffnunglose Vergangenheit und die klare Erkenntniß, daß er in vielen Beziehungen vor seinen Nachbarn voraus seye, nie zu sehr einprägen könne. Unsere ewigen Feinde unterlassen es nie, bei jeder vorkommenden Veranlassung sich selbstgefällig den Spiegel vorzuhalten, und im Leben der Völker ist eine gehörige Dosis Stolz gar wohl zu gebrauchen, wogegen Demuth und Nachgiebigkeit sich stets und überall als schädlich und gefährlich erwiesen haben.

Ordnung überhaupt, die Waffen in die Hände gegeben haben. Beide Extreme halten auch hier gegen die rechte Mitte zusammen, und wähnen leichter jedes zu seinem Siege gelangen zu können, wenn nur jene einmal zermalmt seyn werde. Ob sie dann dem seitherigen Verbündeten unmittelbar feindlich entgegenstehen werden, das kümmert sie vorläufig nicht. Wie es außerhalb Deutschland leider mit Coalitionen der ungleichartigsten Meinungen versucht wird, so soll es nun auch in Deutschland getrieben werden, und wenn es sich vom linken Rheinufer handelt, so hört man die Quotidienne und den National gewiß jedesmal ein gut zusammenstimmendes Duett singen. Nur ein Verblendeter wird demnach in gutem Glauben behaupten können, daß die Kölner Wirren in erster Linie einen religiösen Grund haben. Sie sind offenbar wider den wachsenden Einfluß Preußens in ganz Deutschland und auf die Losreißung des linken Rheinufers von Deutschland gerichtet.

Aber wenn man auf die Wahrnehmung baute, daß Preußen im Anfange des Streits zugleich Furcht und Mißtrauen gezeigt habe, so hat man sich bestimmt getäuscht, wenn man wähnte, daß es in halben Maßregeln und Nachgeben fortfahren werde. Die Erfahrungen, welche man mit dem Münsterischen Adel, mit der Stimmung der Rheinprovinzen, dem projectirten Adelsstatute gegenüber, gemacht hatte, werden ihre heilsamen Früchte tragen. Wenn Rom nie völlig nachgiebt, so kann Preußen nie aufhören, den Vorschritt, die Glaubensfreiheit, die Förderung des Bürgerstandes als die Grundpfeiler seines in der Geschichte einzig dastehenden Baues anzuerkennen. Es ist der Erbe Schwedens ohne Deutschland fremd zu seyn, wie dieses war. Daher müssen seine Herrscher durch tüchtige Persönlichkeit, durch Verstehen und Benützen der Zeit, durch Intelligenz und Kraft ersetzen, was an Zahl der Unterthanen und Gestaltung des Reichs zu materieller Basis einer Macht ersten Rangs abgehen mag. Aber zugleich müssen sie auf deutsche Weise vorangehen, bedächtig und mit Schonung des Hergebrachten. Was sie groß gemacht hat, muß sie erhalten, und daß die Lehren der Geschichte hier nicht unbenutzt blieben, beweisen die Reformen nach dem Tage von Jena.

Die am meisten sanguinischen Hoffnungen der stationnairen oder vielmehr der retrograden Partei können doch wohl nicht weiter

gehen, als bis zu einer ganz unabhängigen Stellung der katholischen Kirche, der Regierungsgewalt gegenüber, und der möglichsten Ausschließung der Protestanten von Staatsämtern. Die Folge dieses Siegs könnte aber keine andere seyn, als die, daß die Bedrückten sich auf's Neue ausschließlich auf Handel und Kunstfleiß verlegen müßten, daß Nordamerika und Australasien noch schneller als seither sich mit protestantischen Auswanderern verstärken und von dort auf das stationnaire Europa in ganz anderem Maßstabe reagiren würden, als Holland, England, Preußen es nach den früheren Verfolgungen vermocht haben. Die protestantische Kirche würde sich dogmatisch und praktisch mehr zusammennehmen, als sie seither sich zusammenzunehmen genöthigt war, und im Inneren der siegreichen Kirche, welche nun wähnen würde, sich gehen lassen zu können, an den beiden Extremen, dem Jansenismus und dem encyklopädistischen Unglauben, mächtige Verbündete finden. Wahrlich, die Männer, welche zu Religionsfehden aufmahnen, verstehen es nicht, die Zukunft aus der Vergangenheit zu construiren, oder sprechen wider besseres Wissen; in jedem Falle aber schaden sie *höchst wahrscheinlich* ihrer Kirche, *gewiß* jedoch dem gemeinschaftlichen Vaterlande.

Obgleich dem Gutdenkenden die Nachäffung des Auslandes stets ein Gräuel seyn wird, so kann er doch nicht umhin zu wünschen, die Deutschen möchten statt französischer Leichtfertigkeit und englischer Kastenabschließung eine lobenswerthe Seite dieser beiden Vorbilder vor Allem und mehr beharrlich nachahmen, nämlich *die stete Aufmerksamkeit auf das Interesse und die Ehre des Gesammtvolks*. Wir haben zwar die Hoffnung, daß der verbesserte materielle Zustand des Volks auch die Anhänglichkeit an die Regierungen und Institutionen vermehren und erhalten werde, welchen man diese Verbesserungen verdankt, aber es scheint dennoch, daß man dem Deutschen die Erinnerung an eine trost-, kraft- und beinahe hoffnunglose Vergangenheit und die klare Erkenntniß, daß er in vielen Beziehungen vor seinen Nachbarn voraus seye, nie zu sehr einprägen könne. Unsere ewigen Feinde unterlassen es nie, bei jeder vorkommenden Veranlassung sich selbstgefällig den Spiegel vorzuhalten, und im Leben der Völker ist eine gehörige Dosis Stolz gar wohl zu gebrauchen, wogegen Demuth und Nachgiebigkeit sich stets und überall als schädlich und gefährlich erwiesen haben.

In England ist es sogar wider die gute Sitte, wenn Einer den Andern fragt, weß Glaubens er sey? In Deutschland ist es wenigstens hergebracht, in guter Gesellschaft nicht über Dogmen und die Vorzüge Eines Bekenntnisses vor dem andern zu streiten. Da wir nun auf hergebrachte Weise und nach beiderseitig von unseren Vätern überkommener Rechtsgleichheit seit Langem uns haben ertragen können, und Einigkeit so nothwendig ist, als sie jemals es seyn konnte, so wäre wohl am Gerathensten, sich den Ton der guten Gesellschaft in dieser Beziehung allgemein eigen zu machen. Es gehörte eine so ruhige, alle starken Bewegungen meidende Zeit dazu, um dem Gezänke über die gemischten Ehen die Bedeutung zu geben, welche sie erhalten hat. Es sind noch ganz andere Fragen vorhanden, zu deren Lösung wir die Kräfte sparen könnten, welche wir in diesem Streite vergeuden, und die größte Mäßigung, die anhaltendste Aufmerksamkeit aller Regierungen werden schwerlich vermögen, die Vertagung dieser Lösung jedesmal zu wiederholen.

Wenn wir den Männern des Rückschritts ihren Bund mit Jakobinern und Maschinenzerstörern vorwerfen, so werden sie uns erwidern, die Protestanten in Ungarn hätten sogar die Türken, die in Deutschland die Franzosen hereingerufen. Dieses wäre aber gewiß nie geschehen, hätte der Grundsatz der Duldung überall Anwendung gefunden. Noch viel weniger kann die Vergleichung in Ländern angewendet werden, wo völlige Gleichheit beider Confessionen gesetzlich und in voller Anwendung ist. Was hat der Rückschritt aus dem Vaterlande Vasco de Gama's, aus dem weltbeherrschenden Spanien, aus dem herrlichen Italien des sechszehnten Jahrhunderts gemacht? Mit welchen ungeheuern Opfern mußte Frankreich eine Wiedergeburt versuchen, welche organisch und naturgemäß erfolgt seyn würde, und größere Gewähr als die jetzige bieten müßte, ohne die Mißgriffe der Regierungen Ludwigs XIII. und XIV?

Vergessen wir nie, daß die religiösen Bewegungen des sechszehnten Jahrhunderts von Deutschland ausgegangen sind, daß sie aus nationaler und zugleich aus sittlicher Opposition gegen das damalige Rom entsprungen sind, daß überall, wo Deutsche wohnten, der Anklang beinahe allgemein war, daß nur sie die durchgreifenden Verbesserungen der zu Trient eigentlich neu

geschaffenen katholischen Kirche, ja daß sie das großartigste Kriegsinstitut derselben hervorriefen. Die evangelische Kirche kann also in Landen deutscher Zunge das Bürgerrecht doch wohl mit vollem Fuge ansprechen, und bei der größten Masse deutscher Katholiken zeigen sich deßhalb keine auffallenden Begriffsbewegungen, wo eine kluge und folgerechte, langsam aber anhaltend wirkende Regierung es versteht, den Clerus in seiner wahren Stellung zu erhalten, wo er sehr viel Gutes aber nichts Schädliches thun kann, mit der Regierung und für diese wirkt, nie wider sie. Was sie vermag, beweist am deutlichsten das Betragen der Geistlichkeit in Mailand, während dort die Cholera wüthete, gegenüber der hermetischen Abschließung des Quirinals. —

Wenn nun der Streit an sich keineswegs um eine gegenseitige Lebensfrage sich dreht, sondern lediglich durch Beimischung politischer Zuthaten vergiftet wird, wenn der Hinblick auf den allgemeinen gesellschaftlichen und politischen Zustand der Welt uns Deutschen die Ueberzeugung aufnöthigt, daß brüderliche Einigkeit uns vor Allem Noth thue, so mögen die vielfachen Erfahrungen der neuesten Zeit uns über seine Folgen einigermaßen beruhigen. Deutschland wird täglich selbstbewußter und einiger. Seine Regierungen wissen, was sie wollen können, was sie thun müssen, und sollte — um sich das Unmögliche zu denken — ein dritter Kampf wider das romanische Prinzip der Weltbeherrschung nöthig werden, so wird zu Herrmann und zu Luther der Mann nicht fehlen, welcher das Kleeblatt voll macht.

B. L.

Aphorismen
über englische, französische und deutsche
Nationalverschiedenheiten.

Erste Gabe.

Es ist eine irrige, obwohl ziemlich allgemein verbreitete Meinung, daß der größere und schnellere Verkehr zwischen den Völkern ihre Nationalverschiedenheiten allmählich verwischen oder ausgleichen werde; vielmehr werden die eigentlichen, tief gegründeten, physischen und geistigen Unterschiede durch die unmittelbare Berührung nur noch stärker hervortreten. Nur wird man gegenseitig mehr tolerant werden und sich einander ertragen lernen.

2.

Durch ihre Nationalverschiedenheiten ergänzen sich die Völker eben so sehr als die einzelnen Menschen. Vollkommene Gleichheit wäre ihr moralischer Tod.

3.

Wenn ein Volk von dem Nationalcharakter des andern dasjenige aufnehmen könnte, woran es ihm selbst gebricht, so gäbe es keine Geschichte und vielleicht gar keine Entwickelung der Menschheit.

4.

Es ist leichter, die verschiedenen Menschenracen in eine zusammenzuschmelzen, als die verschiedenen Völker auch nur Eines Continents in eine einzige Nation. Sogar die Unterschiede einzelner Provinzen sind Jahrhunderte lang unverlöschlich, wenn sie

gleich dasselbe politische Band umschlingt. England, Frankreich und Deutschland liefern hievon zahllose Beispiele.

5.

Die entschiedensten Nationalunterschiede zwischen zwei ursprünglich tüchtigen Nachbarvölkern begründen oft ihre wechselseitige Größe. Jedes von ihnen wird durch das groß, was dem andern fehlt. Dieser Grundsatz läßt sich mit wenigen Ausnahmen auf die Geschichte von England und Frankreich anwenden.

6.

Es ist ein großer Fehler in der Politik, ein Volk allgemein ausbilden zu wollen. Jede Nation wird, wie jeder einzelne Mensch, nur hauptsächlich dadurch groß, daß man an ihr dasjenige hervorhebt, was sie vor andern auszeichnet, wofür sie so zu sagen ein eigenes Talent besitzt; wie etwa die Engländer für den Handel und das Colonisationssystem, oder die Franzosen für das Soldatenwesen.

7.

Nichts unterstützt den Nationalcharakter eines Volkes mehr, als eine nationale Richtung der schönen Künste. — Shakespeare ist selbst in seinem „Julius Cäsar" noch Engländer gewesen.

8.

Was man gewöhnlich unter Nationalität versteht, ist bei verschiedenen Völkern oft in gänzlich verschiedenen Ursachen begründet. Bei den Völkern germanischen Ursprungs beruht sie auf der Liebe zum Hergebrachten, zum väterlichen Boden — daher denn auch das Wort „Vaterlandsliebe," „love of country" — auf persönlicher Anhänglichkeit an den Fürsten, an den Dienstherrn, an die Personen der nächsten Umgebung, ja sogar an leblose Gegenstände, an welche sich Erinnerungen der Vergangenheit knüpfen. Bei den Engländern ist diese Liebe zum Hergebrachten (Bestehenden), diese Anhänglichkeit an den Fürsten, an die Personen höherer Stände u. s. w. noch viel stärker als bei den Deutschen, und vielleicht der Grund ihres ausgebildeteren Nationalgefühls. Das Wort „Patriotismus" (romanischen Ursprungs) wurde erst durch die Normannen mit Wilhelm dem Eroberer nach England verpflanzt.

9.

Kein Volk der Welt fühlt so sehr das Bedürfniß regiert zu werden, als die Engländer; nirgends ist das Verhältniß der

Regierten zu den Regierenden so sehr auf Anhänglichkeit der ersteren an die letzteren gegründet. — Loyalität ist der Hauptzug im Charakter des Britten, der Mangel desselben, und des Gemüths überhaupt, die große Schattenseite des Amerikaners. Als man einen englischen Seeoffizier fragte, was er denn eigentlich in den Vereinigten Staaten vermisse, antwortete dieser: die Loyalität. Er hatte Recht, in welcher Bedeutung er auch das Wort genommen.

10.

Die Revolution zerstörte die Loyalität, und mit ihr die Genügsamkeit und das Familienleben der Franzosen. Die Massen gewannen an Bedeutung; aber mit der Auflösung aller früher bestandenen geselligen Bande trat die grasseste Selbstsucht an die Stelle der Hingebung, und eine wenigstens dem Deutschen ekelhafte Suffisance an die Stelle der früheren, wenigstens äußerlichen Bescheidenheit. — Der höchste Punkt in der Moralphilosophie der heutigen Franzosen ist das intérêt bien-entendu; das Interesse aber hat von jeher die Kraft der Völker getheilt.

11.

Bulwer sagt, der Engländer sey stolz auf sein Vaterland, weil es ihn hervorgebracht; es ist dies aber wie das meiste Politische, was uns dieser literarische Dandy gegeben, ein purer Sophismus. Jeder Mensch, bei dem noch ein Funke von Vaterlandsliebe glüht, muß stolz darauf seyn, daß das Land, welches er über Alles liebt und ehrt, ihn zum Sohn hat; und es ist dieser Stolz mit der größten Bescheidenheit gegen Andere vereinbar. Noch gab es kein patriotisch gesinntes Volk, welches nicht die Vaterlandsliebe in andern Völkern und Individuen ehrte. Man denke an den Triumphzug des Herzogs von Dalmatien, während der Krönungsfeierlichkeiten, durch die vorzüglichsten Städte Großbritanniens.

12.

Bei allen romanischen Völkern ist die Vaterlandsliebe mit Nationaleitelkeit gepaart, darum sind sie auch reizbarer; und es pflegen Uneingeweihte diese größere Empfindlichkeit auf Rechnung einer ausgebildeteren Nationalität zu schreiben. — Es gibt einen Grad von Patriotismus, der sich nur in der Oeffentlichkeit gefällt, und einen anderen, der in stiller Wirksamkeit sich selbst genügt.

Von ersterem pflegte Johnson zu sagen, er sey — in England wenigstens — die letzte Zuflucht eines Taugenichts.

13.

Es ist merkwürdig, daß die Engländer, die doch das öffentliche Verfahren in der Politik, wie in Rechtsangelegenheiten, weiter ausgebildet haben, als irgend ein anderes Volk, in allen Privatangelegenheiten so sehr die Oeffentlichkeit scheuen. Bei den Galliern ist dies umgekehrt. Jeder Akt eines Franzosen braucht zu seiner Vollendung ein gewisses Publikum. Als man nach der Uebergabe der Citadelle von Antwerpen einen schwer verwundeten Franzosen auf einer Bahre durch die Stadt trug, erblickte derselbe zwei im Gespräch vertiefte Engländer: „Voilà comme ils sont, ces Anglais!“ rief er aus, „ils rient quand un Français souffre!“ Gewiß fühlte er in der Aufmerksamkeit, die er hierdurch auf sich zog, eine Entschädigung für seine Leiden.

14.

Die Vorliebe für die, ich möchte sagen dramatische Oeffentlichkeit, die sich bei den Franzosen aller Stände und in allen Situationen des Lebens kund gibt, wußte Napoleon trefflich zu benützen. Er verschaffte ihnen selbst in den Pyramiden noch applaudirende Zuschauer.

15.

Die Nationaleitelkeit der romanischen Völker, und hauptsächlich der Gallier, verhindert sie, gegen andere Völker gerecht zu seyn. Dies ist bei den Engländern, und überhaupt bei allen Völkern germanischen Ursprungs, weniger der Fall, am allerwenigsten aber bei den Deutschen. Dagegen sind die Franzosen — wie die Weiber — oft sehr großmüthig.

16.

Weder die Engländer noch die Franzosen können vertragen, daß man ihnen mit zu großer Auszeichnung begegnet. Bei den Franzosen ist die Ursache hiervon in ihrem Nationalcharakter, bei den Engländern in ihren geselligen Verhältnissen zu suchen.

17.

Man wirft den Engländern, und zwar mit Recht, ihre zu große Liebe für das Geld vor; es ist aber die Achtung für das Vermögen im gegenwärtigen Frankreich nur darum weniger groß,

weil der Besitz desselben weniger gesichert ist, und die vermöglichen Klassen nicht wie in England einen Damm gegen den Andrang der Massen bilden.

18.

Die Engländer legen einen höheren Werth auf Familie, als jedes andere Volk, und es ist dies ein Princip, welches durch keine Veränderung in der Regierungsform, durch keine politischen Reformen geschmälert werden kann. Selbst bei den Amerikanern wirkt es noch jetzt, wie vor dem Unabhängigkeitskriege. Daher denn auch die Menge reicher Kaufleute, welche jährlich von New-York und Philadelphia nach Europa kommen, um sich Ahnen zu holen.

19.

Der amerikanische Novellist Cooper meint, daß die Franzosen das Geld eben so sehr lieben als die Engländer, aber im Allgemeinen sich dessen schämen, und daher ihre Neigung weniger an den Tag legen. Dies mag wahr seyn, ist aber noch immer ehrenvoller als die öffentliche Verehrung, die man Mammon in England zollt. Die niederen Klassen Frankreichs schließen sich wenigstens dieser Götzenverehrung weniger an, obgleich die Bourgeoisie und selbst ein Theil der Noblesse, ungeachtet aller Widersprüche, die Macht des Geldes unbedingt anerkennt. Doch hat die Liebe zum Gelde bei den Engländern einen ganz andern Grund als bei den Franzosen. In England bringt das Vermögen Macht, Ansehen und Unabhängigkeit — das höchste Gut des Britten; — in Frankreich verschafft es blos Genuß, welcher bei den verschiedenen Klassen sehr relativ ist; und der Rentier von 600 Franken ist am Ende eben so glücklich als der von zehn tausend.

20.

Ein gewisses Vermögen gehört in England zur Respectabilität. In keinem andern Lande der Welt, als vielleicht in den nordöstlichen Staaten der amerikanischen Union, ist es eine Schande, arm zu seyn. Man erinnere sich an die merkwürdigen Worte, welche Junius an Woodfall, den Herausgeber des Daily Advertiser, schrieb: „Put money in your pocket," sagte er; „without money you cannot be independent, and scarcely honest." Zu deutsch: „Mache Geld, so viel du kannst. Ohne Geld kannst du nicht unabhängig und kaum ehrlich seyn."

Merkwürdig ist noch, daß die Engländer das Wort „rich“ (reich) für Alles brauchen, was gut ist, so wie im Gegentheil „poor“ (arm) mit schlecht ungefähr gleichbedeutend ist. Man spricht von „reichen“ Anekdoten, „reichen“ Repartien, „reichen“ Pasteten ꝛc., so wie im Gegentheil von einem „armen“ Parlamentsglied, einem „armen“ Musikanten, oder einem „armen“ Finanzminister. Schon Shakespeare gebraucht das Wort „arm“ in dieser Bedeutung:

„But he that filches from me my good name,
Robs me of that which not enriches him,
And makes me poor indeed.“

Othello, Act III.

21.

Die Franzosen opfern sich leichter einer Idee auf, als die Engländer, aber dadurch, daß die letzteren immer etwas Praktisches, Erreichbares wollen, verfallen sie auch seltener auf Irrwege, und erreichen sicherer ihr Ziel. Dafür haben sie aber auch keine Romantik, und bei ihren unzähligen gewonnenen Schlachten kein heroisches Zeitalter.

22.

Dupin hat eine Skala für den Muth verschiedener Völker entworfen. Er gibt den Engländern 22° courage physique und 2° courage moral; bei den Franzosen kehrt er dieses Verhältniß um. Dies mag in Bezug auf den gemeinen Soldaten richtig seyn; die englischen Offiziere aber stehen gewiß keinen andern an moralischem Muth nach. Nur die Offiziere — meistens Söhne aus den angesehensten Familien — repräsentiren die englische Nationalität: die Gemeinen werden zum Soldatenhandwerk gedungen, wie die Arbeiter zum Feldbau, und nach Maßgabe ihrer Leistungen belohnt. Dessen ungeachtet, und vielleicht eben deßwegen, ist die Disciplin in der englischen Armee musterhaft, und das beste Einverständniß unter den Offizieren, deren Rang in der Gesellschaft weniger von ihrem Grade, als dem der Familien abhängt, welchen sie angehören, und der Titel „Gentlemen“ begreift sie Alle. Bei den ungeheuern Kosten der englischen Armee hält Mac Culloch ein stehendes, angeworbenes Heer dennoch für die beste und wohlfeilste Nationalvertheidigung.

23.

Das Conscriptionssystem, wie es in Frankreich und namentlich in Preußen eingeführt ist, ist gewiß das einzige Mittel, ein nationales Heer zu bilden; aber in England würde es gänzlich seinen Zweck verfehlen. Erstens würde ein so zusammengebrachtes Heer weniger den Adel und Reichthum — die eigentlichen Quellen aller Macht und Gewalt Englands — repräsentiren, als das bestehende, und zweitens wäre es unmöglich, auf dem Wege der Conscription ein Heer zusammen zu bringen, welches an physischer Kraft mit dem gegenwärtigen wetteifern könnte. Die Bevölkerung der englischen Manufakturdistrikte könnte nur kleine, schwächliche, verkümmerte Soldaten abgeben, während die Schotten und Irländer eine im Verhältniß kleinere Anzahl tüchtiger, zum Kriegshandwerk tauglicher Subjecte an die Armee abliefern würden. Sodann würde bei einem einzuführenden Conscriptionssystem die Beförderung nothwendigerweise nach Verdienst und Alter gehen, und hiedurch den jüngeren Söhnen der Adelichen und Reichen die Gelegenheit benommen, sich einen Stand zu wählen,[1] der es ihnen zur Pflicht macht, die Interessen, welche ihre Familien repräsentiren, persönlich zu beschützen.

24.

Das französische Heer repräsentirt hauptsächlich den Pöbel — die niedersten, zahlreichsten Klassen, aus welchen es sich beständig rekrutirt. In diesem Sinne kann man sagen, es sey das nationalste unter allen, das englische aber das antinationalste; aber in England ist die Masse des Volkes nicht die Nation.

25.

Die deutschen Armeen sind vielleicht in diesem Augenblicke die einzigen, welche jeden Stand, jedes Interesse, das der Fürsten wie der Völker, in ziemlich gleichem Maße repräsentiren; sie sind daher am wenigsten geeignet, sich irgend einer Faction anzuschließen, und anders als im conservativen Sinne zu handeln. Die deutschen Armeen bilden deswegen die vorzüglichste Garantie für den europäischen Frieden.

---

[1] In der englischen Armee sind bekanntlich die Chargen noch verkäuflich. Das Avancement der Soldaten geht gewöhnlich nur bis zum Feldwebel.

26.

Wenn man von der steigenden Prosperität und Macht Deutschlands einen klaren Begriff sich machen will, so gehe man nach England oder Frankreich und sehe, wie man dort den Einfluß des germanischen Bundes auf die europäischen Angelegenheiten beurtheilt, und welche Aufmerksamkeit man überhaupt den deutschen Angelegenheiten widmet; wie die Franzosen Deutschlands und hauptsächlich Preußens militairische Macht zu schätzen wissen, so fühlt England, und zwar an der verwundbarsten Seite, die Wirkungen des preußischen Zollvereins.

27.

Johnson, der die Schotten nie leiden mochte, und in Edinburg nichts Besseres als die Straße nach London sah, pflegte dennoch zu sagen: Die Schottländer seyen den Franzosen in Allem überlegen, außer im Klima.[1] Man könnte, ohne gerade ein Deutscher zu seyn, wie Johnson ein Engländer war, ungefähr dasselbe von den Deutschen in Bezug auf die Franzosen sagen. Selbst die Nationalität, welche die Franzosen vor den Deutschen voraus haben, ist zum Theil Folge ihrer politischen Organisation und ihrer geographischen Lage. Man hat an Geizhälsen bemerkt, daß die Liebe zum Gelde mit dem Vermögen zunimmt, und daß man überhaupt das Geld erst dann lieb zu gewinnen anfängt, wenn man die Aussicht hat, reich zu werden. Dasselbe dürfte von der Liebe zum Vaterlande gelten. Sind denn aber die Deutschen schon in den Fall gekommen, auf welchen dieser Grundsatz angewendet werden kann?

28.

Nichts wirkte der Einheit Frankreichs so sehr entgegen, als die Provinzialparlamente, diese armseligsten Garantien der Freiheit eines Volkes. Wenn sich Deutschland je zu einem compacten politischen Ganzen heranbilden soll, so müssen die Verfassungen der kleineren constitutionellen Staaten zuerst aufhören, das Ziel der Bestrebungen ihrer Patrioten zu seyn. Die amerikanische Union existirt noch keine volle 64 Jahre, und bereits läßt sich aus den Conflikten zwischen den Regierungen der einzelnen

[1] Boswell's life of Johnson.

Staaten und der Bundesverwaltung ihre baldige Auflösung voraussagen, wenn nicht die drohende Stellung Englands oder einer andern großen Macht, gegen deren Einfluß sie sich schützen muß, ihre Cohäsion von Neuem stärkt. Erst als die Engländer im letzten Kriege mit Amerika die Bundesstadt Washington verbrannten, vereinigten sich alle Parteien zum gemeinschaftlichen Widerstande. So wirkt oft der Druck oder die Anziehung eines mächtigen Nachbarstaates gegen alle Erwartung auf den Zusammenhang einer Conföderation.

29.

Vollkommene Gerechtigkeit gegen andere Nationen ist mit Nationalität, wie sie die Engländer und Franzosen verstehen, unverträglich. Der Franzose ist in seiner Eitelkeit absolut absprechend, der Engländer vergleichend impertinent und herausfordernd; nur die Deutschen sind manchmal bis zur Imbecilität bescheiden. — In einem Pariser Salon des Juste Milieu traf ein Engländer mit einem Franzosen vor den Bildnissen Napoleons und Wellingtons zusammen. „Voilà un bien grand homme!“ seufzte der Franzose, auf das Portrait Napoleons deutend. „Oui, Monsieur,“ erwiderte der Engländer kalt, „mais l'autre était bien plus grand encore!“

30.

In England regieren die Weiber mehr als in Frankreich, denn sie regieren ihre Männer. Schon deswegen ist in England keine Demokratie möglich.

31.

Die Franzosen haben, wie alle romanischen Völker, ein größeres Auffassungstalent als die Engländer und Deutschen. Dafür sind sie aber auch voreilig in ihren Schlüssen, und wo ihr natürlicher Instinkt nicht hinreicht, den größten Irrthümern Preis gegeben. Was das Genie bei den Franzosen nicht wirkt, das wird der Verstand schwerlich nachholen. Bei den Engländern und Deutschen ist dieses Verhältniß umgekehrt.

32.

Alles Verdienst der gepriesenen englischen Staatsverfassung besteht darin, daß die Massen darin durchaus keine moralische Existenz haben, sondern nur physisch wirken, und daß die

Repräsentativverfassung eben hinreicht, einigen ausgezeichneten Personen, gleichviel auf welche Art, Gelegenheit zu verschaffen, an der Regierung derselben Theil zu nehmen. Hiedurch gewinnen die Regierenden den größten Spielraum, die Regierten aber werden unbedingt an den Gehorsam gewöhnt. Diese Art von Staatsverwaltung ist den Engländern die natürlichste; daher hat sie auch Jahrhunderte lang bestanden.

33.

Die Engländer und Deutschen, und überhaupt alle germanischen Völkerstämme, haben ein ihnen angebornes Rechtsgefühl, welches in den meisten Fällen des bürgerlichen Lebens die Stelle des geschriebenen Gesetzes vertritt. Sie sind deswegen fähiger, in Städten, Gemeinden und Bezirken, durch Körperschaften sich selbst zu regieren, als die Völker romanischen Ursprungs. Daher ist auch die Gesetzgebung der Germanen und Engländer eine geschichtliche, aus dem Leben der Völker hervorgegangene, die der Franzosen aber eine abstrakt-philosophische, die den Massen voraneilt, und in welcher die letzteren wie in einem fremden Elemente sich bewegen.

34.

Wenn man den Franzosen aller Parteien ihre Vorliebe für das Centralisationssystem, welches nothwendigerweise einen großen Theil der Freiheit der Provinzen verschlingt, vorwirft, so werfe man einen Blick auf ihre Lage und auf den Charakter des Volkes. Das, was die Franzosen Freiheit nennen, würde den Engländern und Deutschen schwerlich als solche erscheinen, und ist am Ende doch nur ein Despotismus, sey er nun ein militairischer oder überhaupt der der Massen. Das einzige politische Prinzip, das die Franzosen vollkommen aufgefaßt, ist die Nationalität; daher waren auch von jeher alle Parteien darüber einverstanden.

35.

Es gibt keine schlimmere Regierungsform, als eine monarchische ohne Anhänglichkeit der Unterthanen an den Fürsten. Wenn man morgen die Engländer und Schotten über das Königthum allgemein abstimmen lassen wollte, so würde sich selbst unter den Radikalen eine ungeheure Majorität dafür erklären.

Es ist aber diese Loyalität der Engländer nicht nur eine Stütze des Thrones, sondern ein Hauptgrund ihrer Macht. Welche Schläge des Schicksals ein dem Landesfürsten treu ergebenes Volk ertragen kann, das hat die Geschichte Oesterreichs hinlänglich bewiesen.

36.

Die Engländer sind nicht an eine Juxta-, sondern an eine Superposition der verschiedenen Stände gewohnt, und es würden, bei einer allgemeinen Veränderung der geselligen und politischen Verhältnisse, die niederen Klassen in Berührung mit den höheren sich eben so unbequem befinden, wie die höheren im Contakt mit den niederen. Die verschiedenen Klassen bilden in England eben so viele concentrische Cirkel, in welchen sich zwar jede mit der größten Freiheit bewegt, über welche hinauszuschreiten sie aber weder den Muth noch die Lust haben. Deshalb ist auch die Preß- und Redefreiheit in England weniger gefährlich; denn es nimmt sich dabei jede Klasse gerade nur so viel heraus, als ihr zusteht und in ihre Verhältnisse paßt.

37.

Noch hat es sich bei keiner englischen Staatsumwälzung um mehr als Fleischtöpfe und Brodkörbe gehandelt, und dies nicht einmal um Fleisch und Brod für die Massen, sondern nur für einzelne Klassen. Daher hat auch keine englische Revolution corrosiv auf andere Völker gewirkt. Wenn die im Bade verunglückte Reformbill hievon eine Ausnahme zu machen scheint, so ist daran das Beispiel Frankreichs Schuld, welches, während es den Massen ein momentanes Leben mittheilte, durch die Furcht auf einen Theil der Gesetzgeber wirkte. Es haben aber die Vorgänge der letzten Zeit hinlänglich bewiesen, daß die Macht der englischen Centralgewalt nicht im Wahlcensus und in den Corporationen von ein Paar Dutzend Städten zu suchen ist.

38.

Wenn man die Gesinnungen des englischen Pöbels nach den bei den verschiedenen Volksversammlungen gehaltenen Reden beurtheilen wollte, so müßte man nothwendigerweise die Verfassung in Gefahr glauben. Nichts destoweniger ist an eine gewaltsame Staatsumwälzung in England so wenig zu denken als in China.

Neunzehntel aller Engländer wissen nicht einmal, was eine Revolution bedeutet. Die, welche bei den Volksversammlungen das Wort führen, sind gewöhnlich nur politische Parteigänger, welche weiter nichts beabsichtigen, als einen Sitz im Hause der Gemeinen.

39.

Wenn in England die niederen Volksklassen sich bedrückt glauben, so gibt es oft einen Pöbelaufstand, der entweder darauf abzielt, die Personen, welche sich Bedrückungen zu Schulden kommen ließen, zu bestrafen, oder das Parlament zu veranlassen, das verhaßte Gesetz, die harte Abgabe u. dergl. abzuändern. An eine Veränderung in der gesetzgebenden Gewalt denkt kein Mensch. In Frankreich ist das Verhältniß umgekehrt; dort werden die kleinsten Mißgriffe der executiven Gewalt auf Rechnung der gesetzgebenden oder wohl gar auf Rechnung des Staatsoberhauptes geschrieben, wie denn die Franzosen auch der Meinung zu seyn scheinen, man müsse jede Reform in der Staatsverwaltung von oben beginnen.

40.

Der alte französische Adel bildete vor der Revolution eine über alle Volksklassen hoch gestellte, aber auch deswegen gänzlich isolirte Kaste; deswegen zerfiel er auch durch den Andrang der Massen so bald in Nichts. In England, wo der Adel alle jüngeren Söhne an den höheren Mittelstand abgiebt, wo dieser sich wieder auf die reichen Kaufleute, Bankiers und Manufakturisten stützt, wo die arbeitenden Klassen wieder ihren Unterhalt von diesen beziehen, ist es unmöglich, irgend einer Klasse den Krieg zu erklären, ohne zugleich auch die übrigen zum Kampfe herauszufordern. Dies weiß der englische Adel, und daher ist er auch so unbesorgt um das Geschrei der hungrigen Fabrikarbeiter.

41.

Die Aristokratie ist den Engländern angeboren. Jeder duldet willig zwanzig über ihm, wenn er nur noch Einen unter sich haben kann. Der Bettler, der im West-End von London die Straßen kehrt und seinen Pfennig von den Fashionables der Hauptstadt zum Geschenk erhält, sieht noch immer hochmüthig auf den Straßenkehrer der City herab, der sein Almosen vom schlichten Bürger empfängt. Selbst in den Vagabunden der Hauptstadt finden die höheren Stände noch Stützen und Vertheidiger.

42.

Einen großen Anhang besitzt der englische Adel noch dadurch, daß er gegen die arbeitenden Klassen liberaler ist, als die vermögliche Mittelklasse, namentlich die Fabrikanten und die Kaufleute. Selbst bei den Parlamentsverhandlungen stimmt immer ein großer Theil des höchsten und ältesten Adels für das Volk. Daher schreien auch die radikalen Blätter weniger gegen den Adel als gegen die Squirarchy, die Herrschaft des Mittelstandes, die unerträglichste für den Pöbel. Die dem Volke nächstgestellten Tyrannen sind ihm immer die fürchterlichsten.

43.

Jede Art von Aristokratie ist erträglich, wenn sie mit den niederen Klassen nicht in Collision kömmt; diese kann eine hochgestellte Bourgeoisie — die Noblesse des heutigen Frankreichs — nie ganz vermeiden.

44.

Die Franzosen besitzen kein eigentliches Familienleben, wie die Engländer und die Deutschen; daher ist es ihnen auch weniger um den Besitz unveräußerlicher Rechte, die sie innerhalb ihres Cirkels unabhängig machen würden, als um Gleichstellung mit den sogenannten bevorzugten Klassen zu thun. In der Oeffentlichkeit, in welcher sich die Franzosen gefallen, kränkt jeder Vorsprung einzelner Personen oder Kasten ihre Eigenliebe, und sie würden sich lieber von einem Despoten nivelliren lassen, als sich im Besitze aller möglichen Freiheiten hinter einander gestellt wissen.

45.

Wenn man die Geschichte der englischen Parlamentsverhandlungen genau verfolgt, so wird man finden, daß von jeher nur die torystische Partei eine nationale Politik hatte; so wie sie auch jetzt die einzige ist, welche weiß, was sie will.

46.

In Frankreich weiß eigentlich gar keine Partei, was sie wirklich will, und dies schon seit der ersten Revolution im Jahre 1789. Daher ist auch Bonaparte so leicht mit ihnen fertig geworden. Alle Staatsumwälzungen seit jener Epoche waren bloß Versuche, eine Regierungsform zu begründen, welche verschieden von den

bereits bestandenen, durch ihre Neuheit die Nation weniger degoutiren sollte. Das Verfahren dabei war ungefähr das, was man in der Mathematik „reductio ad absurdum“ nennt: man wollte alle möglichen Fälle durchmachen, um aus der Unstatthaftigkeit der bereits versuchten den einzigen möglichen zu beweisen.

47.

Die Politik der heutigen Republikaner scheint darin zu bestehen, die verschiedenen Elemente des Staates gewaltsam durch einander zu werfen, oder sie in ein und derselben Säure aufzulösen, um die Form des Präcipitäts einer günstigen Conjunctur oder dem Zufall zu überlassen. Daher dringen auch die Organe der französischen Demokratie weniger auf parlamentarische, gesetzliche Reformen (die ihnen vielmehr von oben herab ungelegen kämen), sondern bemühen sich, dem Volke zu beweisen, daß es durch die Kammer gar nicht vertreten, und daß überhaupt auf legitimem Wege kein Heil zu suchen sey.

48.

Wenn der König der Franzosen die Coalition der legitimistischen und republikanischen Opposition eine Intrigue nennt, so hat er Recht. Weder die eine noch die andere Partei besitzt das Vertrauen der Nation; und es fehlt beiden an Männern, die den Charakter besäßen, ihre Interessen mit Muth und Beharrlichkeit zu vertheidigen. Selbst zu einer Revolution, wenn sie etwas mehr als bloße Emeute seyn soll, gehört ein moralischer Fond, welcher bei den Franzosen bereits erschöpft zu seyn scheint. Nur die Armee ist in ihren Erinnerungen an das Kaiserthum noch einiger Begeisterung fähig; und es droht von dieser Seite den Deutschen vielleicht mehr Gefahr, als manche Staatsmänner für möglich halten dürften.

49.

Unter dem englischen Pöbel sind die Fabrikarbeiter die Unglücklichsten, die Handwerksgesellen die Gebildetsten und die Krämer, wenn man dem Urtheil Brougham's beitreten darf,[1] die

[1] Siehe Brougham's „Letter to the Queen on the State of the Monarchy.“ Brougham läugnet zwar die Autorschaft, und es ist auch sein Styl in diesem Schreiben absichtlich verkleidet, ist aber schon seit Jahren ein Publicist, der die Kinder seines Witzes oder seiner Laune als Bastarde in die Welt sendet, ob man gleich mit Fingern auf den Vater zeigt.

Gemeinsten und Verworfensten. In Frankreich steht der Boutiquier über dem Gesellen; wenigstens steht er unabhängiger und freier da als der englische Krämer; ungebeugt durch die Gegenwart einer in der Gesellschaft höher gestellten Person.[1]

50.

Rousseau hielt aus moralischen Gründen dafür, daß es besser sey, das Krämergeschäft gänzlich den Weibern zu überlassen. Der schottische Statistiker Mac Culloch stimmt der Meinung Rousseau's bei, aber aus rein pecuniairen Rücksichten. Welcher von beiden hat wohl den Frauen die größte Ehre erwiesen?

---

[1] Wer nicht selbst in England gewesen, kann sich kaum einen Begriff von der aristokratischen Präsumtion und kriechenden Knechtschaft der englischen Shopkeepers (Kleinverkäufer) machen. Gegen die Armen sind sie über alle Maßen arrogant, gegen den Adel bis zum Ekel gefällig. In dem eben angeführten Schreiben an die Königin spricht der Autor folgendermaßen von ihnen: Are the ten-pound Shopkeepers men who scorn dictation and spurn at bribes? Are they, the smooth-tongued, simpering creatures of the counter and the till, men to think for themselves, and disregard the frowns of a customer? Nay, suppose them protected by the ballot, are their hearts independent? On the contrary I am fully persuaded that there is no class in the community more thoroughly the slaves of low, grovelling prejudices; more truckling to their superiors, of course more insolent to those below them, more bent upon rising to the levels above them, more anxious to increase the interval that separates them from those beneath. They are, according to all my observation, the most aristocratic in their propensities of the whole community. In a Lord's presence they stoud not upright; a lady's carriage at their door sets their heart a fluttering. To ape the worst fashions of the silliest portions of mankind, is their delight. To live a little as they do, whose pecuniary difficulties from such extravagances they know full well, and to their cost, is the chiefest object of their exertions, and in pursuit of it they often land in the Gazette.

F. J. G.

Kurze Notizen.

Deutschland.

Akademien.

Die k. Akademie der Wissenschaften in Berlin feiert im Jahre 1840 das Gedächtnis ihrer Herstellung durch Friedrich den grossen, der auch dem Namen nach ihr Protector war. Das Jahr 1840 ist überhaupt für die preußische Monarchie in mancher Beziehung ein Jubeljahr. Der Thron feiert den Regierungsantritt Friedrichs des grossen (1740), des grossen Churfürsten (1640) und Friedrichs II Eisenzahn (1440), die Kirche den Druck der ersten brandenburgischen Kirchenordnung (1540), zugleich das erste Werk der Berliner Pressen, die Justiz die Reformation des Kammergerichts (1540) und die Abschaffung der Folter (1740), Wissenschaft und Kunst außer der Herstellung der Akademie die Gründung der zweiten Berliner Zeitung und die ersten Pressen in Berlin (1540), das Heer die Reorganisation durch den grossen Churfürsten (1640), die Freimaurergesellschaft die Gründung der ersten Loge „zu den drei Weltkugeln“ (1740).

Am 8. Decbr. 1838 feierte die k. Societät der Wissenschaften in Göttingen ihren Jahrestag zum 86sten Male, wobei Hofrath Hausmann einen Vortrag de montium Hercyniae formatione hielt. Das bei der Societät jährlich zu Michaelis wechselnde Directorium war jetzt vom Geh. Just. Rath Heeren in der historisch-philologischen Classe auf Hofrath Hausmann in der physischen übergegangen. Der Jahresbericht zeigt den Verlust an, welchen die Societät erlitten hat durch den Tod der Mitglieder: des Oberbibliothekars von Reuss, des Grafen von Reinhard und des Barons Silvestre de Sacy in Paris, des Freiherrn von Moll, k. bayer. Geheimeraths in Augsburg, und ihrer Correspondenten: Oberforstrath Gatterer in Heidelberg, von Haller, Rathsmitglieds zu Solothurn, des k. russischen wirklichen Staatsraths und Bibliothekars von Köhler zu St. Petersburg, Hofraths Kopp zu Hanau, des Bibliothekars am van Teyler'schen Museum in Haarlem, Martin van Marum, und des fürstlich Waldeck'schen Geheimeraths von Spilcker zu Arolsen.

Die jetzt unter der Aufsicht der k. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen erscheinenden gelehrten Anzeigen sind mit dem 1. Jan. d. J. in ihr zweites Jahrhundert eingetreten.

Der Hofrath Dr. Vogl ist zum Secretär der mathematisch-physikalischen Classe der Münchner Akademie der Wissenschaften ernannt worden.

Universitäten.

Durch k. Cabinetsordre vom 13. Oct. wird das Verbot des Besuchs der Universitäten in den übrigen deutschen Bundesstaaten von Seiten preußischer Unterthanen modificirt und mit Vorbehalt der Reciprocität jener Besuch wieder gestattet, ohne daß derselbe von der speciellen

Erlaubnis einer Staatsbehörde abhängig gemacht wird. Zugleich wird jedoch bestimmt, daß jeder preußische Unterthan, der nach vollendeten Studien sich im Vaterland um ein öffentliches Amt oder um den Zulaß zur medicinischen Praxis bewerben will, bei Verlust dieses Anspruchs eine Zeit lang auf einer Landesuniversität zu studiren verpflichtet sein soll.

Die neue bayerische Universitätsstudienordnung wurde durch eine neue Verfügung dahin modificirt, daß auch Physik und Chemie als ein obligates Collegium erklärt und in das zweite Jahr der allgemeinen Studien verlegt wird.

Dem ord. Professor der philosophischen Facultät zu Berlin Dr. F. Mitscherlich ist das Prädicat eines geheimen Medicinalraths ertheilt worden.

Der außerord. Prof., Dr. der Philosophie August Knobel zu Breslau, ist zum ordentl. Professor der orientalischen Sprachen und der Theologie an der Universität Gießen ernannt, und ihm von der evangelisch-theologischen Facultät in Breslau die Doctorwürde honoris causa ertheilt worden.

In Erlangen ist der ordentl. Prof. Dr. Hermann Olshausen zum geh. Kirchenrath tax- und siegelfrei befördert worden. Die juridische Facultät hat dem k. Staatsrathe und bisherigen Präsidenten der Regierung von Mittelfranken das Ehrendiplom als Doctor der Rechte übersandt, um dadurch die dankbare Anerkennung der Universität für sein Wirken als k. Commissär auszudrücken. Der außerord. Prof. der Rechte, Dr. J. A. M. Albrecht, ist von Marburg nach Erlangen zurückgekehrt. Der Professor der Theologie, Kirchenrath Dr. J. Ge. Veit Engelhardt, ist zum Prorector für 1838—39 ernannt worden.

Am 15. Jun. 1838 starb zu Freiburg der geh. Hofrath und Professor der Medicin, Dr. Beck, im 43sten Lebensjahre.

Der Domcapitular und Professor der Theologie J. L. v. Hug in Freiburg hat den Titel eines Geheimeraths, der Hofrath und Professor Dr. Baumgartner das Ritterkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen erhalten. Die Universität hat zum Abgeordneten in die erste Kammer der Stände den Reg.Director und Universitäts-Curator Freiherrn v. Reck gewählt.

Die Repetenten in der katholisch-theologischen Facultät zu Gießen, Reuß und Kindhäuser, wurden zu außerord. Professoren, der außerord. Prof. der Rechte Dr. Weiß zum ord. Professor, der Dr. Ritgen zum außerord. Professor der Philosophie ernannt.

Die officielle Beschreibung der Säcularfeier der Georgia Augusta im September 1837 ist nun endlich im Druck erschienen. Man bemerkt darin zwar ein Verzeichnis sämmtlicher damals in Göttingen anwesenden Studirenden, vermißt aber das Verzeichnis der Lehrer der Universität: jede Erinnerung an die sieben Entsetzten sollte darin vermieden werden.

Der geh. Justizrath Prof. Mühlenbruch hat die Ernennung zum außerordentlichen Mitgliede des neuerrichteten hannöverischen Staatsraths abgelehnt.

Dem ordentlichen Prof. in der juristischen Facultät der Universität Greifswald, Dr. Barkow, ist das Prädicat eines geheimen Justizraths beigelegt worden.

Der Privatdocent Dr. Jul. Schaller in Halle ist zum außerord. Professor in der philosophischen Facultät befördert worden. Der Consistorialrath Dr. Wagnitz hat die Schleife zum rothen Adlerorden 3. Cl. erhalten. Dem Prof. Dr. Pernice und dem Hofrath Prof. Dr. Henke ist das Prädicat eines geh. Justizraths beigelegt worden.

Am 6. Sept. 1838 starb zu Hamburg Karl Friedr. Hipp, von 1805—1836 Prof. der Mathematik am akademischen Gymnasium und Johanneum.

Der außerord. Professor in Heidelberg, Dr. Heinrich Bronn, wurde zum ord. Prof. in der philosophischen Facultät, der Privatdocent der Medicin, Kreisoberhebarzt Dr. Franz Joseph Nägele, der Privatdocent der Philosophie Dr. Reinhard Blum und der Privatdocent der Jurisprudenz Dr. Heinrich Zöpfl zu außerord. Professoren ernannt.

In Jena ist nach Quiescirung des geh. Consistorialraths Dr. Danz der geh. Kirchenrath Dr. Baumgarten Crusius in die erste, Kirchenrath Dr. Hoffmann in die zweite, Kirchenrath Dr. Hase in die dritte Stelle der theologischen Facultät eingerückt: die vierte ist vor der Hand unbesetzt geblieben. Die nächstens erledigt werdende Honorarprofessur

hat Prof. Dr. Lange mit einer jährlichen Besoldung erhalten. Die durch das Ableben des geh. Hofraths Dr. Stark erledigte erste Professur in der medicinischen Facultät ist dem geh. Hofrath Dr. Succow verliehen, geh. Hofrath Dr. Kieser ist in die zweite, geh. Hofrath Dr. Stark in die dritte, Hofrath Dr. Huschke in die vierte ordentliche Professur aufgerückt. Der außerord. Prof. und Licenciat der Theologie, Karl Wilibald Grimm, hat von der theologischen Facultät zu Gießen die theologische Doctorwürde erhalten.

Der Weltpriester Michael Haidegger ist zum Professor der Religionslehre und Erziehungskunde, Dan. v. Mensi zum Director der philosophischen Studien an der Universität Innsbruck ernannt worden.

Der Prof. primar. der Theol., Dr. Franke in Kiel, ist zum Kirchenrath ernannt worden.

Der Privatdocent und Prorector, Dr. Ernst Burdach in Königsberg, ist zum außerord. Prof. in der medicinischen Facultät ernannt worden.

S. H. der Kurprinz Mitregent von Hessen hat den geheimen Hofrath Professor F. Wurzer in Marburg, Commandeur des goldenen Löwenordens, zum geh. Obermedicinalrath ernannt und in eine höhere Rangclasse versetzt. Die medicinische Facultät zu Bonn hat denselben zum Doctor honoris causa ernannt. In der philosophischen Facultät wurde dem Privatdocenten Dr. C. Winckelblech eine außerord. Professur der Chemie übertragen. Am 28. Dec. 1838 starb der außerord. Professor des Kirchenrechts, Pfarrer, Dr. der Theologie Joh. Chr. Muller, 70 Jahre alt.

Die Professoren an der Universität München, Hofrath Dr. Thiersch und Dr. Bayer, haben das Ritterkreuz des St. Michaelsordens, Dr. Jos. Görres das des Civilverdienstordens erhalten. Von Preußen hat Thiersch den rothen Adlerorden 3. Cl. erhalten.

Der Privatdocent H. A. Hävernick in Rostock ist zum außerord. Professor der Theol. ernannt worden. Am 20. Apr. 1838 starb der ordentl. Prof. der Theologie, Consistorialrath Dr. Anton Theodor Hartmann, bekannter Orientalist, geb. 1774.

Der Ritter Dr. v. Wächter, welcher als Kanzler die Universität Tübingen in der Kammer der Abgeordneten des Königreichs Württemberg vertritt, ist zum Präsidenten dieser Kammer gewählt und von Sr. M. bestätigt worden. Das Rectoramt der Universität für das Studienjahr 1839—40 tritt zu Ostern an der ord. Prof. der katholisch-theologischen Facultät, Dr. Mack.

Der seitherige Rector der Universität Tübingen, ord. Prof. der Chirurgie und Geburtshilfe, Dr. Leop. Sokr. Riecke, und der ord. Professor der evangelischen Theologie, Dr. Ferd. Baur, haben das Ritterkreuz des Ordens der württembergischen Krone erhalten.

Der Professor der praktischen Chirurgie an der Wiener Universität Dr. Joseph Edler von Wattmann hat den Titel und Charakter eines niederöstreichischen Regierungsraths erhalten. Der vormalige Professor Thomas Dolliner, Hofrath und Ritter des Leopoldordens, ist in der Mitte Februars gestorben. Er ist der Verfasser des in Oestreich geltenden Eherechts und des Rechts geistlicher Personen.

Die Professoren Dr. von Kiliani und Dr. Fried. Ringelmann in Würzburg sind zu Räthen bei dem Oberappellationsgerichte, der Professor der Theologie und Regens des bischöflichen Seminars Prof. J. Helm zum Canonicus daselbst, der Professor der Geschichte Dr. Denzinger zum Decan der philosophischen Facultät für 1838—39, der ord. Prof. Dr. Lippert zum Prof. des deutschen Privatrechts, des Criminalrechts und Criminalprocesses unter Enthebung von den Vorträgen über Kirchenrecht, der ord. Prof. Dr. Albrecht zum Professor des Civilprocesses, des Kirchenrechts und der Praktika, unter Enthebung von den Vorlesungen über Institutionen des römischen Rechts, der ordentl. Prof. an der Universität Erlangen Hofrath Dr. v. Link zum Lehrer der publicistischen Lehrfächer ernannt worden.

Kirche.

Der k. preußische Minister des Cultus Freiherr v. Altenstein ist auf sein Gesuch wegen zunehmender Kränklichkeit von der Leitung der römisch-geistlichen Angelegenheiten

entbunden, und diese dem Director seines Ministeriums wirklichen geheimen Oberregierungsrath Nicolovius übertragen worden.

Das in der Leopoldsstadt in Wien befindliche Carmeliterkloster ist durch kais. Verfügung aufgehoben worden. Die acht noch übrigen Ordensglieder sollen nach Linz zu ihren Brüdern versetzt werden. Das vorfindliche Vermögen betrug 600,000 fl. C. M. in Staatspapieren und 6000 fl. baares Geld. Das Klostergebäude soll kirchlichen Zwecken nicht entzogen werden, sondern einem alten jetzt neu erblühenden Orden bestimmt sein. Vorläufig werden die Dominicaner darin ihre Wohnung nehmen.

Die Gesellschaft Jesu hat nunmehr das Teresianum in Innsbruck ganz, und das Gymnasium daselbst zur Hälfte übernommen; noch im Laufe dieses Jahrs gedenkt sie auch die andere Hälfte der Professuren mit ihren Priestern zu besetzen.

Der Fürstbischof von Brixen Bernard Galura und der k. k. Staats- und Conferenzrath, infulirte Probst zu Wischerad Joh. Aloys. Jüstel hat das Commandeurkreuz des k. k. Leopoldordens, der Cardinal Erzbischof von Mailand Graf Karl Kajetan Gaisruck das Großkreuz des St. Stephanordens erhalten.

An der Theatiner Kirche zum h. Kajetan in München soll ein Collegiatstift errichtet werden, und die Bestätigung hiezu von Rom ist bereits eingetroffen.

Das St. Josephsspital in München, welches ein großes Vermögen besitzt, kommt, da der bisherige Verwalter seines vorgerückten Alters wegen in Ruhestand versetzt wird, unter die Warte und Pflege des Ordens der barmherzigen Schwestern.

Der Bischof von Rottenburg Staatsrath von Keller hat von Sr. M. dem König von Württemberg der Friedrichsorden, der Director des katholischen Kirchenraths Kammerherr Freiherr von Soden, der Domdecan v. Jaumann und der Domcapitular v. Vanotti das Commenthurkreuz, die Domcapitulare Dossenberger und Ströbele das Ritterkreuz des württembergischen Kronordens erhalten.

Der Erzbischof von Freiburg, Dr. Demeter, hat vom König der Franzosen den Orden der Ehrenlegion erhalten, zur Anerkennung der Verdienste, welche derselbe früher als Pfarrer von Sasbach um die Errichtung einer Normalschule in dem benachbarten Straßburg sich erworben hat.

Das Consistorium der Provinz Preußen hat in einem Circular an sämmtliche ihm untergeordnete Geistliche denselben erlaubt, in allen Fällen, wo der zuständige katholische Pfarrer Aufgebot und Trauung zur Vollziehung einer nach den Landesgesetzen zulässigen Ehe versagt, beides ohne speciellen Auftrag zu versehen.

Der Director des königl. Studienraths, Ober-Consistorialrath, Prälat Dr. von Flatt in Stuttgart hat das Commenthurkreuz, der Prälat von Köstlin, der Ober-Consistorialrath Seeger und der Hofprediger Ober-Consistorialrath Feldprobst Dr. Grüneisen daselbst haben das Ritterkreuz des Ordens der württembergischen Krone erhalten.

Der evangelische Bischof und Generalsuperintendent der Provinz Sachsen, Dr. Dräseke in Magdeburg, hat den rothen Adlerorden 2. Classe mit Eichenlaub erhalten.

Das königl. hannoverische Ministerium der geistlichen Angelegenheiten hat entschieden, daß Candidaten der Theologie protestantischer Confession, welche eine Katholikin zur Frau haben, wenn solche von einem Patron für ein Pfarramt präsentirt werden, als unqualificirt zurückzuweisen seien.

Den evangelisch-protestantischen Geistlichen im Großherzogthum Baden ist das Tragen farbiger Stoffe zu Kleidern untersagt, und ein langer schwarzer talarähnlicher Rock mit nur einer Knopfreihe als Kleidung außer der Amtstracht empfohlen.

Ein in gedruckten Exemplaren den sämmtlichen Geistlichen und Schullehrern des Herzogthums Altenburg zugefertigtes Rescript des herzoglichen Consistoriums bespricht die bekannte Erscheinung, daß in der letzten Zeit in der Ephorie Ronneburg eine bedeutende Anzahl von Familien und einzelnen Personen zur Auswanderung aus dem Vaterland und zur Begründung neuer Wohnsitze auf dem Festlande von Amerika aus dem donatistischen

Irrthum bewogen worden sei, daß die Kirche Deutschlands in ihrem Grund verderbt, dem Untergang geweiht, und die Entfernung aus derselben Pflicht für jeden sei, dem sein und der Seinigen Seelenheil am Herzen liege; und wird in Folge dessen allen eingeschärft, in ihren amtlichen Vorträgen das ganze ungetheilte und unverkümmerte Evangelium zu predigen.

Nach einem Erlaß des königl. bayerischen Ministeriums des Innern vom 28. Oct. 1838 sollen für die neu zu besetzenden Rabbinate nur gründlich gebildete und zugleich den echten mosaischen Glaubenslehren und Ceremonialsatzungen treu anhängende, nicht verderblicher Neologie huldigende Candidaten fortan bestellt und bestätigt werden.

Schulen.

Die erst seit einigen Jahren von edeln Privatleuten in Berlin begründete Kleinkinderbewahranstalt hat in neuester Zeit eine größere Ausdehnung erhalten. Der Hauptverein zur Förderung dieser Anstalt hat sich des thätigen Protectorats der Kronprinzessin zu erfreuen, und zählt allein über 3000 Mitglieder, von denen 24 Männer und 230 Frauen den Vorstand bilden. Das Protectorat der übrigen Anstalten haben die Prinzessin Wilhelm, Gemahlin des Bruders Sr. M., und die Fürstin von Liegnitz übernommen.

Durch neuerliche, in Betreff der Unterrichtsgegenstände in den lateinischen Schulen und Gymnasien Bayerns erfolgte, königliche Beschlüsse wurde verfügt, daß der Unterricht in der griechischen Sprache, welcher bisher schon in der dritten Classe der lateinischen Schule begonnen wurde, künftig erst in der vierten Classe angefangen werden solle; dem Unterricht in der Arithmetik in der lateinischen Schule wurde ein bestimmtes Maß vorgezeichnet, und die mathematisch-physikalische Geographie von dem Gymnasium in das Lyceum verwiesen. Die Schulaufgaben zum Behufe der Location wurden auf eine bestimmte Anzahl beschränkt und auch für die Hausaufgaben hinsichtlich ihrer Länge ein bestimmtes Maß vorgezeichnet. Besonders aber wurden zweckmäßige Verfügungen zur Entfernung der gewöhnlichen Anlässe der Schwächung der Sehkraft der Schüler ertheilt, wonach dieselben bei dem Lesen und Schreiben zu dem gehörigen Entfernthalten des Auges angehalten, und Schulbücher, welche durch schwarzes Papier oder kleinen und engen Druck der Sehkraft gefährlich sind, nicht geduldet werden sollen.

Durch Erlaß des k. bayerischen Ministeriums des Innern sind folgende Bestimmungen über die Bildung der Schullehrer zur öffentlichen Kunde gekommen: Die Vorbildung für das Schullehrerseminar hat bei jenen Jünglingen, welche die deutschen Schulen besuchet haben, einen Zeitraum von mindestens 3 Jahren zu umfassen. Die in dieser Vorbereitungszeit begriffenen Jünglinge heißen Schullehrlinge. Die Ausdrücke „Schuldienstpräparand“, „Präparandenlehrer“, „Präparandenunterricht“ sind in „Schullehrling“, „Vorbereitungslehrer“, „Vorbereitungsunterricht“ umzuändern. Die Schullehrlinge haben nach gehöriger Vorbereitung den weitern Unterricht und die Ausbildung für das Schulamt in den Schullehrerseminarien zu empfangen. Von dem Besuche dieser Anstalten sind die Geistlichen und die Candidaten des höheren Lehramts befreit, bei denen theils die bestandene höhere Prüfung, theils ein aus Auftrag der Kreisregierung von einem Kreisscholarchen oder ausgezeichneten Districtsschulinspector mit vollem Erfolge abgehaltenes Colloquium als genügender Nachweis der Befähigung zur Uebernahme einer Lehrstelle an einer deutschen Schule und resp. eines Schulbeneficiums gilt. Sr. k. M. bleibt jedoch vorbehalten, auch andere Individuen als Schullehrer anzustellen, welche das Schullehrerseminar nicht besucht haben. Die im Regulativ vom 30. Jan. 1836 enthaltenen Bestimmungen über die Gehaltsbezüge des Inspectors und der Lehrer der Schullehrerseminarien sind als nicht gegeben zu betrachten. Die Ernennung, resp. die Genehmigung der aufzustellenden Lehrer bleibt dem König vorbehalten.

Im Großherzogthum Sachsenweimar ist mit Hilfe des verstärkten Fonds für die Kirchen und Schulen die Erhöhung sämmtlicher Schullehrergehalte auf das Normalminimum von 100 Thalern zur Ausführung gebracht worden.

An sämmtlichen Gelehrtenschulen in Baden sind aus der Mitte der Einwohner des Orts, wo die Schule sich befindet, Ephoren aufgestellt worden, die im Allgemeinen den Beruf haben, über den sittlichen Zustand der Schule, über die Aufrechthaltung der gesetzlichen

Ordnung und Vollziehung des Schulplans zu wachen. Zu diesem Zwecke sollen sie, ohne zu einer regelmäßigen Theilnahme an den laufenden Geschäften der Administration oder zur speciellen Beaufsichtigung des Unterrichts verpflichtet zu sein, sich in fortgesetzter Kenntniß des Geistes und Zustandes der Lehranstalt im Allgemeinen zu erhalten suchen, um diese ihre Mitwirkung in ihrem Verhältniß zur Schule, zu den Behörden des Orts, sowie zu den leitenden Behörden bethätigen zu können. Insbesondere haben die Ephoren darüber zu wachen, daß die Lehrer in dem Geiste der sittlichen und gesetzlichen Ordnung wirken, daß sie keiner ihrem Berufe fremdartigen Richtung sich hingeben, sondern in Eintracht und übereinstimmender Thätigkeit das Beste der Schule befördern. Hinsichtlich der Schüler soll die Aufmerksamkeit der Ephoren darauf gerichtet sein, daß die bestehenden Disciplinargesetze der Schule gehörig gehandhabt werden. Die Ephoren sind dem Oberstudienrathe nicht untergeordnet, sondern geben ihre Vorlagen unmittelbar an das Ministerium des Innern.

Stiftungen.

Der am 13. Febr. in Leipzig verstorbene Oberhofgerichtsrath Dr. Blümner, auch als Theaterdichter und Schriftsteller bekannt, hat mit einem großen Theil seines bedeutenden Vermögens die meisten milden Stiftungen Leipzigs bedacht. Auch in die Disposition des Königs sind von demselben 20,000 Rthlr. zur Errichtung eines neuen Instituts für Wissenschaft und Kunst oder Erweiterung eines schon bestehenden gestellt worden.

Der am 30. Oct. 1838 zu Fiume verstorbene Arzt Dr. Joh. Cambieri hat dem dortigen Spital 30,000 fl. C. M. vermacht.

Der Director und k. Professor in Berlin Dr. Valentin Heinrich Schmidt hat durch seinen am 23. Sept. 1836 errichteten, am 6. Jun. 1838 eröffneten letzten Willen der Professorenwitwenversorgungsanstalt der dortigen Universität ein Legat von 400 Thlrn. hinterlassen.

Der am 28. Oct. 1837 in Stuttgart verstorbene vormalige Kreishauptmann Karl August Freiherr von Schönfeld hat in seinem Testament den größten Theil seiner nahe an 30,000 fl. betragenden Verlassenschaft theils den dortigen städtischen Behörden, theils der Centralleitung des Wohlthätigkeitsvereins vermacht.

Dr. Weigand, Vorstand des Medicinalcomités in Bamberg, und dessen Ehefrau haben in ihrem gemeinschaftlichen Testamente die Irrenanstalt zu Bamberg zum Haupterben ihres Vermögens von 23,000 fl. unter der Bedingung eingesetzt, daß diese Anstalt für alle Zeiten als städtische Wohlthätigkeitsanstalt in Bamberg verbleibe.

Der am 22. Oct. 1837 auf einer Reise verstorbene Berliner Kaufmann Joh. Heinr. Wendinger hat die Summe von 100,000 Rthlr. zu zwei Stiftungen ausgesetzt, in welchen eine Anzahl verarmter, über 60 Jahre alter Männer und Frauen Berlins und der Umgegend, vorzugsweise aus der Classe der Zeug- und Raschmacher und der Flanell- und Moltonweber aufgenommen werden soll. Die eine dieser Stiftungen soll den Namen der Schreiner'schen, zum Andenken an seine Mutter, eine geb. Schreiner, die andere den der Wendinger'schen erhalten. Der König hat dieses Vermächtniß genehmigt und der Magistrat zur Beförderung einer so wohlthätigen Anordnung den nöthigen Platz zur Errichtung der Stiftungsgebäude kostenfrei angewiesen.

Vereine.

Am 6. Aug. 1838 hielt die deutsche Gesellschaft in Leipzig eine öffentliche Sitzung. Der vom Secretär Dr. Espe verlesene Geschäftsbericht verbreitet sich über die äußere und innere Verhältnisse des Vereins im verflossenen Jahre. Das Diplom als Ehrenmitglieder der Gesellschaft hatten während dieser Zeit empfangen: der Cardinal Mezzofanti in Rom, der gewesene bevollmächtigte Minister Preußens in Rom, Dr. Bunsen, Prof. Dr. Gerhard in Berlin und der k. sächsische Agent in Rom, Dr. Platner.

Die Oberlausitzer wissenschaftliche Gesellschaft hielt am 25. und 26. Sept. 1838 in Görlitz ihre Hauptversammlung, wozu sich aus der Nähe und Ferne eine bedeutende Zahl ihrer Mitglieder eingefunden hatte.

Es ist ein Verein katholischer Geistlichen und Laien ins Leben getreten, der am 4. Oct. 1838 zu Straßburg seine erste Generalversammlung gehalten und seine Statuten bekannt

gemacht hat. Als Hauptzweck wird bezeichnet, in Rede und Schrift kirchliche Angelegenheiten frei zu besprechen, und dadurch zur Beförderung des kirchlichen Lebens beizutragen. Die Vereinsmitglieder machen sich die Betreibung der hiezu erforderlichen Wissenschaften, die unumwundene Mittheilung und den zwanglosen Austausch der Ergebnisse ihrer Forschungen zur Aufgabe. Jährlich soll eine Hauptversammlung der Mitglieder gehalten werden, nebst dieser aber auch Bezirksversammlungen, die mit der Hauptversammlung durch wenigstens einen Abgeordneten in Verbindung stehen, stattfinden.

Unter dem Namen „deutscher Nationalverein für Musik und ihre Wissenschaft“ hat sich ein Verein gebildet, der sich vorsetzt, das höhere musikalische Interesse neu zu beleben und der Verbildung und Halbbildung in dieser Kunst einen kräftigen Damm entgegen zu setzen. Der Gründer und beständige Secretär, auch Redacteur der Jahrbücher des Vereins ist der Dr. Gustav Schilling in Stuttgart. Die Gesellschaft besteht aus ordentlichen, Ehren- und correspondirenden Mitgliedern. Unter den ersteren, deren Zahl zwanzig nicht übersteigen soll, werden aufgeführt: Fetis, Marx, Miltiz, Reissiger, Rück, Rochlitz, Schnyder von Wartensee, Fr. Schneider, Seyfried, Spohr und Spontini. Als Hauptsitz des Vereins gilt Karlsruhe, als Verlagsort der bei Ch. Th. Groos daselbst erscheinenden Zeitschrift desselben, und Stuttgart als Wohnort des permanenten Secretärs. Präsident ist für dieses Jahr Hofkapellmeister Ludwig Spohr in Kassel. S. D. der Fürst von Hohenzollern-Hechingen hat das Protectorat des Vereins zu übernehmen geruht.

Neben drei bereits im besten Flor stehenden Gesangvereinen hat sich in Nürnberg auch ein Verein zur Beförderung der Tonkunst gebildet, der sich die Pflege der Instrumentalmusik zum Ziel gesetzt hat.

Der thüringisch-sächsische Verein für Erforschung des vaterländischen Alterthums in Hall feierte das Geburtsfest seines Protectors des Kronprinzen von Preußen durch eine zahlreich besuchte Generalversammlung, an der die ersten Beamten der dortigen Universität, die Chefs der Collegien und des Magistrats der Stadt Antheil nahmen. Nachdem der Vicepräsident des Vereins, Dr. Weber, die Sitzung mit einer der Feier des Tages angemessenen Rede eröffnet hatte, hielt der Secretär Dr. Förstemann einen längeren Vortrag, in welchem er auf die Veranlassung zur Begründung dieses und unzähliger andern historischen Vereine Deutschlands hinwies, die vielfachen Verdienste und erfreulichen Resultate des Wirkens des dortigen Vereins und sein immer mehr wachsendes Gedeihen in den letzten Jahren auseinander setzte.

Der geh. Obermedicinalrath Dr. Kopp zu Hanau hat das Directorat der wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde, deren Stifter er war, wegen überhäufter Geschäfte niedergelegt.

In Stettin hat sich unter dem Namen des entomologischen Vereins ein Institut gebildet, das nicht allein provinciell, sondern auch allgemein deutsch zu werden verspricht. Die Thätigkeit des Vereins, welcher unter den Mitgliedern am Orte schon tüchtige Entomologen, Praktiker und Sammler zählt, ist zunächst auf die Erweiterung der Kenntnis der Lebensweise der Insekten gerichtet. Um dieß vorgesteckte Ziel möglichst zu erreichen, wird in Stettin eine Bibliothek und Sammlung angelegt; es werden dort Versammlungen der Mitglieder gehalten, und deren Mittheilungen dem Drucke übergeben.

Der magnetische Verein hat nach einem Circular von Gauß und Weber die Zahl der magnetischen Termine auf 4 festgesetzt, zu Ende der Monate Februar, Mai, August und November; die Zeit aller Termine ist 14 Stunden vorgerückt, so daß jeder Termin um 10 Uhr Freitag Abends beginnt und um 10 Uhr Sonnabend Abends endigt. Der magnetische Verein hat sich über die Grenzen von Deutschland ausgebreitet und die Beobachtungen werden gleicherweise in Dänemark, Schweden, Rußland, Belgien, Holland, England und Italien angestellt. Die „Resultate“ derselben sollen fortan in der Weidmannischen Buchhandlung in Leipzig erscheinen und zum Zwecke schnellerer Verbreitung sollen sie nach jedem Termin von den Theilnehmern direct an die genannte Buchhandlung eingesandt werden.

Der 1837 in Leipzig zusammengetretene Verein zu Unterstützung der sieben Göttinger Professoren hat in der mit der Rechnungsablegung über die eingekommenen Beiträge, welche nahe an 7000 Thlr. ausmachen, beschäftigten Conferenz den Beschluß gefaßt, auf die nächsten drei

Jahre den Professoren, mit Ausnahme Ewalds, der eine Anstellung erlangte, und Gervinus's, der Verzicht geleistet, ihren bisher bezogenen Gehalt zu sichern. Der Verein fordert zu neuen Unterzeichnungen und Beiträgen auf.

Die angesehensten Verlagsbuchhändler in Berlin sind zu einem Vereine zusammengetreten, der dem im deutschen Buchhandel um sich greifenden Mangel an Solidität entgegentreten will. Dieser Verein hat sich anheischig gemacht, jedem Buchhändler, der mindestens fünf Mitglieder desselben seit 2 Jahren die schuldigen Summen nicht bezahlt hat, fortan allen Credit zu versagen. Zu diesem Behufe erläßt der ganze Verein an jeden Buchhändler, der mehreren Mitgliedern desselben seit längerer Zeit den Saldo nicht bezahlt hat, eine gemeinschaftliche Aufforderung mit der Anzeige, daß wenn innerhalb einer bestimmten Frist die Zahlung nicht erfolgt, die Versagung des Credits von Seiten aller unbedingt eintrete. Da die Mitglieder des Vereins, etwa 20 an der Zahl, eine bedeutende Fraction des deutschen Verlagshandels bilden, so kann ihr gemeinsames Verfahren nicht ohne Einfluß seyn.

In der in Leipzig statt gefundenen Generalversammlung des Vereins der dortigen Buchhändler wurde abgestimmt über den Vorschlag der Deputirten, bei der Landesregierung darum nachzusuchen, daß das bekannte preußische Gesetz über literarisches Eigenthum in seinen Grundprinzipien auch in Sachsen angenommen werde. Es wurde derselbe einstimmig angenommen, da man nicht verkennt, daß das Gesetz, wenn es auch hier und da noch einige Mängel zeigen sollte, im Ganzen vortrefflich sei, lange Berathungen auch in Sachsen schwerlich jeden kleinen Mangel beseitigen würden, und überdieß es höchst wünschenswerth sei, daß die Gesetzgebung über literarisches Eigenthum im ganzen Deutschland möglichst eine und dieselbe Form annehme.

Am 1. Dec. 1838 hat sich in Pyrmont in einer Zusammenkunft von Forstmännern ein norddeutscher Verein für Forst- und Jagdkunde constituirt. Die nächste Zusammenkunft wurde auf den Monat Juni 1839 festgesetzt und als Ort derselben Pyrmont. Die Versammlungsorte sollen für jedes Jahr neu bestimmt, die Beamten des Vereins immer nur auf ein Jahr gewählt werden.

In Berlin hat sich unter der Benennung „Preußische Rentenversicherungsanstalt" ein Verein gebildet, dessen Statuten am 9. Oct. 1838 die königliche Bestätigung erhalten haben. Die Anstalt ist der Wiener nachgebildet, ohne aber, wie diese, bloß auf die Monarchie beschränkt zu sein. Der Grundzug, der sie vor ähnlichen Instituten auszeichnet, ist, daß die Stifter sich keinen Privatvortheil vorbehalten haben, sondern alle dem Institut zufließenden Gelder nach Bestreitung der Administrationskosten den Interessenten ausschließlich zu gut kommen. Von der Verwaltung wird alljährlich öffentliche Rechenschaft abgelegt. Sie wird von einer Direction geführt, aber speciell beaufsichtigt und geleitet von einem aus Mitgliedern der Anstalt durch Generalversammlungen sich constituirenden Curatorium, welchem ein vom König ernannter Präsident beigeordnet wird. Außerdem controlirt und revidirt die Verwaltung ein Ministerialcommissär in Verbindung mit zwei aus der Wahl von Generalversammlungen hervorgehenden Revisionscommissarien, welche zugleich Mitglieder der Anstalt sein müssen.

Zur Verwirklichung des gemeinnützigen Zwecks, welchen sich der unter dem Schutze des Erzherzogs Johann errichtete Verein zur Beförderung und Unterstützung der Industrie und Gewerbe in Innerösterreich gesetzt hat, soll eine auf Actien gegründete Handelsgesellschaft errichtet werden. Der Sitz derselben soll Triest sein und die Direction der Chef des dortigen Handelshauses Ignaz Walland führen. Das Bestreben dieser Gesellschaft wird dahin gerichtet sein, die Ausfuhr der Natur- und Kunsterzeugnisse der Provinzen Steyermark, Kärnthen und Krain möglichst zu befördern.

Preßangelegenheiten.

Zu dem am Johannistage 1840 zu begehenden Jubelfeste der durch Johann Guttenberg von Mainz erfundenen Buchdruckerkunst beabsichtigt der Herausgeber des Journals für Buchdruckerkunst, Dr. Heinrich Meyer in Braunschweig, ein Guttenbergsalbum herauszugeben und richtet die Bitte an alle Gebildete um einen Beitrag, groß oder klein, gleichviel in welcher Sprache, in gebundener oder ungebundener Rede. Das Album soll in zwei Ausgaben erscheinen, und zwar in einer einfachen, aber schön gedruckten, billigen, jedem

zugänglichen, und in einer andern auf das Opulenteste ausgestatteten. Diese letztere Ausgabe soll sich dem Besten an die Seite stellen, was je unter der Presse hervorgegangen ist, und nicht allein von dem Hochpunkte der Typographie zur Zeit des Jubelfestes, sondern auch der Vergleichung wegen Proben von dem Stande der andern druckenden Künste geben, und zwar durch Musterblätter von den Leistungen in der Xylographie, im clair-obscur, im Congreve-, Gold- und Farbendruck, in der Melotypie, im Kupfer- und Stahlstich, in der Lithographie (Steinstich- und Kreidezeichnung) u. s. w. Die Proben werden von den ersten Künstlern Europas, nach von mehren bereits erfolgter Zusage, gefertigt werden, das ganze große Prachtwerk wird durch eine Vereinigung der eminentesten Talente entstehen.

Auf das Gesuch des Appellationsgerichtsraths Wilhelm Ernst von Schiller haben einem Beschluß der durchlauchtigsten deutschen Bundesversammlung vom 23. Nov. 1838 zufolge die souveränen Fürsten und freien Städte Deutschlands sich vereinbart, daß den Werken Friedrichs von Schiller zu Gunsten dessen Erben in allen davon bereits veranstalteten oder noch zu veranstaltenden Ausgaben der Schutz gegen den Nachdruck während zwanzig Jahren vom 23 Nov. 1838 an in sämmtlichen zum deutschen Bunde gehörigen Staaten gewährt werde.

Eine Verordnung der k. östreichischen Regierung dehnt die in Absicht auf den Nachdruck und Nachstich bestehenden Verbotgesetze auch auf das mechanische Nachformen selbstständiger Werke der plastischen Kunst aus.

Der württembergischen Kammer der Abgeordneten ist ein neuer Gesetzesentwurf, das Verbot des Nachdrucks betreffend, vorgelegt worden. Die zur Begutachtung desselben niedergesetzte Commission besteht aus den Herren Duvernoy, Freiherrn v. Cotta, Prälat v. Pahl, Freiherrn v. Hornstein, Camerer, v. Mosthaf u. Scheurlen.

In Folge der Verhandlungen des sachsen-weimarischen Landtags macht das großherzogliche Regierungsblatt ein Gesetz zum Schutze des Eigenthums an Werken der Wissenschaften und Kunst gegen Nachdruck und Nachbildung bekannt, welches mit dem preußischen Gesetze über diesen Gegenstand vom 11. Januar 1837 im Wesentlichen ganz gleichlautend ist. Der Eingang des weimarischen Gesetzes erwähnt dieser beabsichtigten Gleichförmigkeit der Gesetzgebung über den Nachdruck, um den weimarischen Unterthanen gleichmäßigen Rechtsschutz in Preußen zu erwirken.

Literatur.

Der Freiherr Joseph von Hammer-Purgstall, k. k. Hofrath und Dolmetscher der geheimen Staatskanzlei, ist seines Dienstes enthoben, und mit vollem Gehalte in den Ruhestand versetzt worden. An seiner Stelle tritt der schon vor einiger Zeit zum k. k. Hofrath ernannte, und durch viele Jahre bei der k. k. Botschaft in Konstantinopel angestellt gewesene Herr v. Huszar.

Dem Astronomen Dr. H. W. M. Olbers zu Bremen hat Se. Majest. der König von Preußen am 11. October zum achtzigsten Geburtsfeste den rothen Adlerorden dritter Classe verliehen.

Kunst.

Es ist gewiß kein geringes Zeugnis für den Erfindungsgeist unserer Zeit, und für deren Bestimmung, die Liebe zur Kunst und zum Schönen in immer größeren Kreisen zu verbreiten, aber vielleicht auch zu verflachen, daß fast gleichzeitig in Paris, in St. Petersburg und in Berlin drei, wie es scheint gleich wichtige, Erfindungen im Gebiete der Kunst gemacht worden sind. Während Daguerre in Paris auf chemischem Wege, mittelst der Einwirkung des Lichts selbst, die naturgetreusten Abbilder der Gegenstände festzuhalten lehrt, während Jakobi in St. Petersburg durch einen galvanischen Prozeß vertiefte Kupferarbeiten in Reliefs umwandelt, ohne jene zu zerstören, nähert sich in Berlin eine Erfindung, mittelst welcher es möglich wird, Oelgemälde mit ihrer ganzen Farbenpracht, und zwar mit

einer bis jetzt für unerreichbar gehaltenen Treue, auf mechanischem Wege zu vervielfältigen, ihrer Vollendung. Der Erfinder, Jakob Liepmann, ist durch seine Studien des Colorits und der Farbenmischung auf den Gedanken gebracht worden, mit welchem er sich nun bereits seit zehn Jahren beschäftigt, bis es ihm in der neuesten Zeit gelungen ist, die schwierige Aufgabe, die er sich gestellt, zu lösen.

Leuchs polytechnische Zeitung giebt folgendes neue Mittel zum Ueberdruck von Oelgemälden an: „Man bestreicht dünnes Papier mit einer schwachen Leimlösung, läßt es trocknen, legt es zwischen zwei Blätter feuchtes Papier, damit es weich wird; zieht dann den Kupferstich oder Steindruck darauf ab, und malt, wenn das Papier wieder trocken ist, mit Oel- oder Weingeistfarben, so daß der Kupferstich ganz verdeckt wird. Ist das Gemälde trocken, so überzieht man die Leinwand, das Holz, den Pappendeckel, das Glas oder überhaupt den Körper, auf welchen das Gemälde kommen soll, mit hellem Firniß so leicht als möglich, legt, wenn dieser halbtrocken ist (so daß der Finger stark daran klebt), den bemalten Kupferstich, dessen Rücken man befeuchtet, darauf, drückt ihn an, so daß er ganz fest und gleich anliegt, und netzt den Rücken des Papiers mit lauem Wasser. Es löst sich ab, indem der Leim aufweicht, und kann abgenommen werden, ohne daß die Gemälde und die Abdrücke beschädigt werden, und auf der Leinwand oder dem Holze bleiben. Der Kupferstich, der anfangs verdeckt war, ist nun oben und gibt den Schatten. Man hilft fehlerhaften Stellen noch nach und übergießt das Gemälde mit Firniß."

Die verbundenen Kunstvereine zu Königsberg in Preußen, Stettin, Breslau, Posen und Danzig veranstalten vom 24. Jan. bis Mitte Sept. nach der eben angegebenen Reihefolge der Städte unmittelbar auf einander stattfindende Kunstausstellungen, und verbinden damit Ankäufe von Kunstwerken Behufs der Verlosung derselben.

Die Berliner Kunstausstellung ist nach einer Dauer von zwei Monaten am 18. November 1838 geschlossen worden.

Die Aechtheit des berühmten Requiem von Mozart ist nun durch die Auffindung des Originalmanuscripts erwiesen, welches der Graf Dietrichstein für die k. k. Hofbibliothek in Wien acquirirt hat.

Am 31. Decbr. 1838 starb zu Stuttgart der pens. Galeriedirector Professor v. Hetsch, Ritter des Civilverdienstordens, 80 Jahre alt.

Am 13. Novbr. starb in Wien im 84. Lebensjahre der k. k. akademische Rath und Professor an der k. k. Akademie der bildenden Künste, Joh. Friedr. Leybold, aus Württemberg. Er war Zögling und hernach Professor an der hohen Karlsschule in Stuttgart bis zu ihrer Aufhebung.

Der Architekt Schinkel in Berlin ist zum Oberlandesbaudirector mit dem Range eines Ministerialraths erster Classe ernannt worden.

Am 14. Oct. starb zu Braunschweig K. Fr. Solbrig aus Leipzig, als Declamator, sowie als Verfasser und Herausgeber mehrerer die Declamation betreffender Schriften bekannt.

Professor Zahn in Neapel, durch seinen rastlosen Eifer für Nachbildungen der Denkmäler Pompejis und seine dahin einschlagenden Werke gleich rühmlich bekannt, ist im Begriff, die bedeutendsten Entdeckungen, welche in den Jahren 1827 bis 1838 in Pompeji und Herculanum zu Tage gekommen sind, in einer Reihe getreuer Zeichnungen zusammen zu stellen, deren Bekanntmachung an jene früheren Werke sich anschließen soll. Alle in der Strada di Mercurio und in der Strada della Fortuna zu Pompeji entdeckte Häuser sollen mit Inbegriff ihrer vorzüglichsten Wandgemälde in jenem neuen Werke vereinigt erscheinen; desgleichen das neuerdings in der Gräberstraße ausgegrabene, an anziehenden Gegenständen vorzüglich reiche Haus. Die Abbildungen werden so viel als möglich in originaler Größe und Färbung gegeben werden, und viele der anziehendsten antiken Gemälde enthalten, welche man bis jetzt aus dem Alterthum kennt.

Denkmäler.

Der Verein für das Denkmal Beethovens in Bonn rühmt in einem neulich erschienenen Rechenschaftsbericht die Theilnahme, die er überall gefunden. Dennoch aber bedarf er

bedeutender Zuschüsse, wenn das beabsichtigte Monument der ursprünglichen Idee gemäß zu Stande kommen soll.

Das Standbild des h. Bonifacius, des Apostels der Hessen und Thüringer, welches zu Fulda errichtet werden soll, ist von Henschel in allen seinen Theilen vollendet. Es gilt jetzt, den Platz zu Fulda zu ermitteln, wo es am Besten aufgestellt werden soll. Vorläufig ist der sogenannte Pröbel im Vorschlag.

Die böhmischen Stände haben den sofort vom Kaiser bestätigten Beschluß gefaßt, dem Kaiser Franz in Prag ein Monument auf einem am Ufer der Moldau zu erbauenden Quai zu errichten.

Die in Auftrag und auf Kosten dreier Frankfurter Bürger, Mylius, Seufferheld und Dr. Ed. Rüppel, von Marchesi in Mailand angefertigte Marmorstatue von Göthe, welche in der Frankfurter Bibliothek aufgestellt wird, ist daselbst angekommen, soll indeß erst nach Rüppels Zurückkunft aus Italien ausgepackt und aufgestellt werden.

Zu dem Arminsdenkmal sind bis zum 1. Nov. 1838 17,645 fl. 30 kr. eingegangen. An dem Standbild selbst wird in Lemgo rüstig gearbeitet, und die Stelle, an welcher es aufgerichtet werden soll, wird schon zubereitet. S. M. der König von Bayern hat dazu nicht blos 1000 fl. unterzeichnet, sondern auch genehmigt, daß im Königreiche durch öffentliche Blätter zur Theilnahme an diesem Monumente aufgefordert werde, und daß das zu solchem Zwecke zusammengetretene Comité bezüglich der das besagte Denkmal betreffenden Einsendungen nach und von München der Post- und Portofreiheit genieße.

Der Großherzog von Hessen hat seinem Großvater, dem Landgrafen Ludwig IX, in der Kirche in Pirmasens, wo er gestorben und beigesetzt ist, ein Denkmal errichten lassen. Dasselbe ist vom Hofbildhauer Scholl in Darmstadt verfertigt und am 10. Nov. v. J. an seinen Bestimmungsort abgegangen. Es ist ein Grabmal im römischen Stil, 12 Fuß hoch, aus Heilbronner gelbem Sandstein gehauen. Unten erblickt man das hessische Wappen und zwei knieende Engel; ein einfaches Kreuz erhebt sich neben der obern Verzierung. Eine Inschrift auf einer Marmorplatte meldet Namen und Todestag des Verstorbenen.

Das beabsichtigte Mozartdenkmal wird in einer Statue des Meisters bestehen, die in Erz gegossen, auf einem bronzenen, mit Basreliefs gezierten Piedestal auf einem der öffentlichen Pläße Salzburgs aufgestellt wird. Der Umstand, daß von London, Paris und selbst von Wien aus noch keine entsprechenden Beiträge eingegangen sind und doch freundliche Zusagen wiederholt die schönsten Hoffnungen erregt haben, hat das Comité bestimmt, noch einige Zeit zuzuwarten, um dann in vollständiger Uebersicht der vorhandenen Mittel und auf den Grund der Anträge, welche zwei der geachtetsten Künstler Deutschlands ihm gestellt haben, über die Dimensionen, die Art und den Zeitpunkt der Ausführung und die Feier der Enthüllung des Denkmals sich mit Bestimmtheit aussprechen zu können.

Se. Majestät der König von Bayern hat dem Director der k. Erzgießerei zu München, Stieglmayr, den Auftrag ertheilt, die Büste Ferdinands v. Schill nach der von Howald genommenen Maske in Erz zu gießen und auszuführen. Es verehrt Se. Majestät dieses Kunstwerk der dem Gedächtnis der Tapferen zu widmenden Stiftung, bestehend in einem im Bau begriffenen Invalidenhause. Das k. Geschenk soll in der an das Haus stoßenden kleinen Kapelle, umgeben von den Wappenschildern und Namen der Offiziere des Corps, welche Kapelle außerdem die Bildnisse der Freiheitskämpfe des Jahres 1809 zieren, aufgestellt werden.

Die näheren Freunde und Verehrer des am 1. Nov. 1838 gestorbenen Bürgermeisters und Bundestagsgesandten der freien Stadt Frankfurt, Dr. Thomas, beabsichtigen, diesem ein Ehrendenkmal zu errichten, und es ist zu diesem Behuf eine Unterzeichnung eröffnet worden. Das Denkmal soll in einer Marmorbüste bestehen, und als dazu geeignetster Standplatz die Stadtbibliothek ausersehen sein, die sich stets der besondern Pflege des Verewigten erfreute.

Das k. bayerische Chevauxlegersregiment Herzog von Leuchtenberg hat sich entschlossen, einen eintägigen Sold durch alle Grade dem fortlebenden Andenken des verstorbenen Feldmarschalls Fürsten von Wrede nach darüber näher zu gebenden allerhöchsten Bestimmungen darzubringen. Ebenso beabsichtigte das Offiziercorps des ersten Jägerbataillons zu einem

Denkmal beizutragen. Diese Anerbietungen wurden jedoch zurückgewiesen, da S. M. schon seit Jahren vorhabe, dem ruhmbekrönten Feldmarschall ein Denkmal zu setzen.

Industrie und Handel.

Augustin Kienzler in Tryberg auf dem badischen Schwarzwalde hat eine Maschine zur Verfertigung der Uhrenketten erfunden und ausgeführt, deren Leistungen Bewunderung erregen. Auf der einen Seite wird das Material in einfacher Drahtform in die Maschine geleitet, und auf der andern Seite kommt die fertige Kette mit ihren zusammenhängenden Gliedern hervor. Der Apparat nimmt einen Raum von 3 Quadratfuß ein, wird von einem einzigen Arbeiter mit der größten Leichtigkeit bewegt und liefert in einem Tage ein 720 Fuß langes Stück Kette. Das Modell zu dieser Maschine befindet sich in der technologischen Modellsammlung in Tübingen.

Eine Dampfwalzmühle nach Sulzenbergers System, welche diesseits des Rheines mit der Ludwigswalzmühle in München die einzige ist, wurde durch den Kaufmann Platzmann in Leipzig aufgestellt; sie soll ganz Vorzügliches leisten; ihr Produkt ist ohne alle Beimischung sandiger Theile und beim Mahlen ganz ohne Erhitzung gewonnen. Das Mehl, welches in 5 bis 6 Qualitäten gewonnen wird, eignet sich besonders zu längerer Aufbewahrung und Versendung.

Der Prof. Runge in Oranienburg hat einen elastischen Theerfirniß erfunden, welcher eine bedeutende Verbesserung der Dorn'schen Dächer möglich macht, indem er stets elastisch und weich bleibt, ohne in der Sonnenhitze zu sehr zu erweichen, und der sich überall bewährt hat. Er wird entweder statt des Zusatzes von Pech bei den Dorn'schen Dächern angewendet, oder zwischen zwei Papierbogen gestrichen und auf das Dach gebracht.

Am 5. Nov. wurde in Linz das aus den Werkstätten von Escher, Wyß u. Comp. in Zürich hervorgegangene Dampfboot die Sophia vom Stapel gelassen. Es ist dieß das erste eiserne Schiff auf der Donau.

In Oestreich hat sich eine aus Fabrik- und Handelsfirmen der ganzen Monarchie bestehende Gesellschaft gebildet, welche zur Förderung der Ausbildung jener Industriezweige, deren Erzeugnisse meist auf geschmackvoller Darstellung von Formen und Farben beruhen, Fonds zusammenschoß und dieselben zu Prämien für die vorzüglichsten Musterzeichnungen bestimmte, die in Folge der eröffneten Preisbewerbung für Shawl- und Seidenzeugweberei, für Kattun-, Seiden-, Wollen- und Tapetendruckerei, dann für Teppich- und Seidenbandweberei eingesendet werden. Die Gesammtsumme aller 20 ausgeschriebener Preise beträgt 1240 fl. C. M.

In Frankreich und Belgien macht die Erfindung Selligues's, Gas aus Wasser und Schieferöl zu bereiten, Aufsehen und Fortschritte. Das Gas ist so schön wie das Harzgas, und eine Röhre mit dem Licht von 10 Wachskerzen kostet nur 1,3 Centimes für die Stunde, Steinkohlengas dagegen 3, Harzgas 7 Cent. Ein Kilogramm Schieferöl giebt 75 Kubikfuß Gas, und eine Röhre zu 10 Strahlen verbrennt 3 Kubikfuß in der Stunde. Das Schieferöl wird aus bituminösem Mergel, Braunkohlen u. dgl. gewonnen; es läßt sich aber statt des Schieferöls jede andere Art von Oel, Naphtha und Harz verwenden. Es sind bereits Einleitungen getroffen, diese Beleuchtungsart auch in Deutschland, namentlich in Bayern und Kurhessen anzuwenden.

Baden besaß vor dem Beitritte zum deutschen Zollvereine 231 Fabriken mit 7818 Arbeitern; nach dem Beitritt besitzt es jetzt 244 Fabriken mit 9281 Arbeitern, mithin hat es eine Vermehrung von 63 Fabriken mit 1463 Arbeitern erhalten.

Von Bremen nach Bremerhafen wird eine Telegraphenlinie errichtet und wahrscheinlich mit der hamburgischen in Verbindung kommen.

Das 35. Stück der preußischen Gesetzsammlung enthält in 49 Paragraphen ein Gesetz über die Eisenbahnunternehmungen in Preußen.

Am 20. Dec. 1838 wurde die erste Section der Düsseldorf-Elberfelder-Eisenbahn, die von Düsseldorf nach Erkrath sich erstreckt, feierlich eröffnet.

Der Herzog von Dessau hat der Berlinisch-sächsischen Eisenbahn, deren Bau über Dessau im Werke ist, die Befugnis zur unentgeltlichen Benutzung der Elbbrücke, die unentgeltliche Ueberlassung des zu der Bahn innerhalb des Lands erforderlichen Grundes und Bodens, soweit er herrschaftliches Eigenthum ist, und endlich die unentgeltliche Verabfolgung alles zu den Brücken und der Querlegungen der Bahn innerhalb des Lands erforderlichen Holzes aus den herzoglichen Forsten zugestanden.

Der Direction der Berlin-Potsdamer Eisenbahngesellschaft ist gestattet worden, die Dampfwagenfahrten auf der Eisenbahn auch in den Stunden der Dunkelheit bei Erleuchtung zu unternehmen.

Am 21. Jan ist in Berlin ein Handelsvertrag zwischen Holland und dem deutschen Zollverein abgeschlossen worden.

Preisaufgaben.

Die k. Societät der Wissenschaften in Göttingen stellt folgende Preisaufgaben:

I. Für den November 1839 von der physischen Classe: Inter ea, quae recentioribus temporibus in mineralogia comperta habuimus, maxime memorabile est, quod substantiae quaedam crystallinae exstant, quae chemice aequaliter constitutae, in crystallisationibus diversorum systematum occurrunt. Sed fuerunt qui nonnulla de hoc dimorphismo relata addubitarent; neque diffiteri licet, conditiones hujus rei plane fere latere. Propterea regia societas scientiarum proponit quaestionem, ut experientiae, quae hucusque de dimorphismo qui dicitur substantiarum quarundam innotuerunt, critice recenseantur, conditionesque unde haec res pendeat, explicentur. Regia societas desiderat, ut in solvenda hac quaestione non solum naturales substantiae minerales, sed etiam alia corpora arte producta respiciantur, et ut crystalla experimentis parata, documentorum instar una transmittantur.

II. Für den November 1840 von der mathematischen Classe: Adjumento copiae satis magnae experimentorum idoneorum atque exactorum stabilire theoriam resistentiae corporum in aëre tam lente motorum, ut prae termino a potestate prima celeritatis pendente omnes reliqui pro insensibilibus haberi possint, et quidem talem, quae valorem numericum coefficientis celeritatem multiplicantis quatenus a figura superficiei resistentiam patientis motusque directione pendet, ex asse determinare doceat.

III. Für den November 1841 von der historisch-philologischen Classe wiederholt: Cum de incunabulis et primis incrementis tragicae poeseos viri docti jam satis disputasse videantur, ad absolvendam tragoediae graecae historiam nihil magis desiderari videtur, quam eorum tragicorum, qui eodem quo Aeschylus, Sophocles et Euripides tempore in scena floruerunt, et eorum qui insequentibus aetatibus usque ad Alexandrum Macedonem artem jam afflictam et uentem sustentavere, perfectior notitia. Quam ob rem societas scientiarum regia gottingensis optat, ut horum tragicorum quod fuerit poeseos genus, qui peculiaris unius cujusque χαρακτήρ, quae saeculi et hominum virtutes et vitia in carminibus eorum conspicua, ex antiquitatis judiciis et tragoediarum, quas illi condiderunt, reliquiis, quantum fieri potest, demonstretur, et — quod maximi momenti esse videtur ad subtiliorem atticae literaturae cognitionem — quam vim studia sophistica et rhetorica et alia poeseos genera, inprimis dithyrambicum, in illorum poesin exercuerint, studiose inquiratnr.

Die Concurrenzschriften müssen lateinisch oder deutsch abgefaßt und vor Ablauf des Septembers der bestimmten Jahre postfrei eingesandt sein. Preis für jede Aufgabe: 50 Ducaten.

IV. Für den Nov. 1840: Die Anwendung heißer Gebläseluft, welche sich bekanntlich bei verschiedenen metallurgischen Processen und namentlich bei den Eisenschmelzen, zumal in Ansehung der dadurch bewirkten Kohlenersparung bewährt, hat auch einen auffallenden Einfluß auf die Beschaffenheiten des Roheisens und sein Verhalten bei verschiedenen Verwendungen, der indessen noch nicht hinlänglich ergründet ist. Die kön. Societät verlangt daher: eine Darstellung des Einflusses, welchen heiße Gebläseluft bei den Eisenhohofenprocessen auf die Eigenschaften des Roheisens und sein Verhalten bei den Anwendungen zu Gußwerk, Stabeisen und Stahl zeigt, nebst einer auf vergleichende chemische Analysen gegründeten Erklärung jener Einwirkung. Preis: 12 Ducaten. Termin wie bei den früheren Aufgaben.

Die evangelische Gesellschaft in Württemberg ladet zum dritten Mal ein zur Abfassung eines Lehrbuchs der christlichen Religion zum Gebrauche in den obern Classen der Gymnasien

und verwandten Lehranstalten. Die des Preises würdig erfundene Schrift wird dem Drucke übergeben, unter der Voraussetzung, daß der Verfasser etwaige Bemerkungen und Wünsche der Gesellschaft freundlich berücksichtigen werde. Das Honorar gebührt dem Verfasser. Die Preisschriften sind vor dem Osterfest 1841 einzusenden an den Oberconsistorialrath, Oberstudienrath Dr. Klaiber in Stuttgart. Preis: 25 Louisd'or.

Der landwirthschaftliche Verein setzt eine Belohnung von 25 Ducaten aus für das beste Mittel zur Vertilgung des Heuwurms. Dasselbe muß leicht und allgemein anwendbar sein, darf weder den Reben, noch auch in der Anwendung dem Menschen schädlich sein; dasselbe muß in seinem Erfolg unter den verschiedenen Verhältnissen als zur Vertilgung des Heuwurms bewährt erscheinen; dessen Anwendung wird, von Seiten des Vereins-Directoriums, besonderen Commissionen nach einer eigenen Instruktion zur Prüfung übertragen, deren Verhandlungen beizuwohnen dem Erfinder unbenommen ist. Die Mittheilung wird frühzeitig genug erwartet, um den Versuch noch zu gehöriger Zeit ausschreiben zu können, und hat der Erfinder, wenn es einer eigenen unbekannten Composition bedarf, das zu den Versuchen nöthige Quantum an Material zu liefern. Sollten die Resultate im ersten Jahr nicht genügend ausfallen, so wird ein zweiter Versuch im nächsten Jahre vorbehalten. Termin: Ende des Jahres 1839. Einzusenden an den Director des landwirthschaftlichen Vereins, Grafen von Walderdorff in Wiesbaden.

Schweiz.

Am 13. Okt. starb zu Basel Dr. Gust. Christ, Docent der Rechte an der Universität, Standesgesandter bei zwei Tagsatzungen.

Der außerord. Professor der Jurisprudenz in Zürich Dr. F. L. Keller ist zum ord. Prof. ernannt worden.

Die durch die Berufung des Dr. D. F. Strauß in Stuttgart an die durch Elwerts Abgang erledigte Lehrstelle der Dogmatik bei der Universität Zürich hervorgerufene Aufregung im Kanton scheint die Veranlassung zu bedeutenden Reformen in der Verfassung der kirchlichen Verhältnisse und der Universität des Freistaats werden zu sollen. Dr. Strauß ist zwar zum ord. Prof. ernannt, seine wirkliche Einberufung aber verschoben.

Der große Rath von Lucern hat die Franciskanerklöster in der Au zu Lucern und Werthenstein einstimmig beschlossen und den Vätern und Laienbrüdern, bis sie neue Verrichtungen übernehmen, Pensionen zugewiesen.

In Basel starb am 19. Dec. 1838 M. Chr. Gottl. Blumhardt aus Württemberg, Inspector der dortigen evangelischen Missionsschule, Verfasser verschiedener Schriften über die Familienverwandtschaft der indischen Sprachen und über die Missionsgeschichte, um das Baseler Missionsinstitut und die Ausbreitung des Christenthums in allen Theilen der Erde hochverdient.

Der Erziehungsrath von Zürich hat für die Organisation der Volksschulen Folgendes festgestellt: 1) einen allgemeinen Lehrplan, welcher die Abstufung und Vertheilung des Lehrstoffs für alle Fächer durch die 6 Jahre der Alltagsschule enthält; 2) 4 Muster zu Lectionsplanen; diese enthalten die Vertheilung der Lehrthätigkeit und des Lehrstoffs für die täglichen 6 Schulstunden auf alle 6 Classen der Alltagsschule; 3) eine ausführliche Instruction für die Mitglieder der Bezirksschulpflegen behufs der Visitationen und öffentlichen Prüfungen; 4) eine Verordnung über die Beiziehung von Lehrschülern bei der gleichzeitigen Classenbeschäftigung.

Es hat sich in Zürich ein Verein für Beförderung der Volksbildnng constituirt. Derselbe bezweckt, diese durch Belehrung, sowie durch Bearbeitung, Herausgabe und Verbreitung guter Volksschriften zu erzielen, um geläuterte Ansichten über Kirche, Schule und Staat im Volke zu verbreiten.

In Graubünden ist ein Gesetz zur Beschränkung der Preßfreiheit erlassen worden.

Der Regierungsrath von Baselland hat auf den Nachdruck von Fr. Rückerts Werken eine Strafe von 100 Fr. gesetzt.

Professor Gerber in Bern behauptet, die in neuerer Zeit vielbesprochene Kunst, das Bild beleuchteter Gegenstände mittelst der Camera obscura zu fixiren, schon seit Jahren zu kennen, und schon vorlängst Versuche angestellt zu haben, die ihn weiter führten, als es Daguerre bis jetzt in dieser Kunst gebracht hat.

Niederlande.

Die erste Classe des königl. niederländischen Instituts der Wissenschaften, Literatur und schönen Künste hat die Professoren F. Liebig zu Gießen und F. K. W. Berghaus zu Berlin zu correspondirenden Mitgliedern ernannt.

Der Professor der Theologie zu Bosch, Cuyten, wurde zum Präsidenten des Seminars daselbst ernannt.

Von Poppe's Handbuch der Geschichte der Erfindungen (Stuttgart 1837) ist in Zütphen eine holländische Uebersetzung erschienen.

Die niederländische Gesellschaft zur Beförderung der Tonkunst hat den königl. würtembergischen Hofmusikdirector Molique in Stuttgart zum correspondirenden Mitglied ernannt.

Belgien.

Die Gesellschaft der medicinischen und Naturwissenschaften in Brüssel hat den geheimen Obermedicinalrath Dr. Kopp in Hanau unter ihre Mitglieder aufgenommen.

Der König der Belgier hat den Cardinal Erzbischof von Mecheln zum Commandeur des Leopoldordens ernannt.

Die Commission royale d'histoire de Belgique bietet im Namen des Fürsten von Ligne einen Preis von 2500 Fr. pour un ouvrage qui réunira au mérite du fond celui de la forme, et où sera traitée d'une manière satisfaisante l'histoire de la ville de Bruxelles jusqu'en 1814 embrassant à la fois les institutions, les faits et les monuments. Das Werk soll 2 Bände in 8. geben. Termin: 1 July 1840.

Dänemark.

Um zu Förderung der Wissenschaft und Annäherung der Gelehrten eine wissenschaftliche Verbindung zwischen den drei nordischen Reichen zu gründen, wollen mehrere schwedische, norwegische und dänische Literaten, die gemeinsame oder verwandte Studien zusammenführten, jährliche Zusammenkünfte halten. Die erste vorläufige Zusammenkunft wird in Gothenburg den 16. July d. J. stattfinden, um dort das Nähere zu besprechen.

Schweden.

Der bisherige Domprobst zu Wexiö Dr. Heurlin ist zum evang. Bischof von Gothland ernannt worden.

Die Theilnehmer der französischen Expedition nach Spitzbergen, Gaimard und Xav. Marmier haben vom König von Schweden und Norwegen den Nordsternorden, Robert den Wasaorden erhalten.

Am 28. Nov. 1838 starb zu Stockholm der Professor an der dasigen Akademie der Künste Göthe, als Bildhauer durch sein lebensgroßes Standbild Catharinas II. in Marmor und durch mehrere andere Statuen, Basreliefs und Vasen rühmlichst bekannt, 54 Jahre alt.

Norwegen.

Die königl. Gesellschaft der Wissenschaften in Norwegen stellt folgende Preisaufgaben:

I. Definita notione communis omnium eruditionis, ostendatur, quam habeat vim illa in hominem et mores conformandos et laetiorem omnino conditionem reddendam?

II. Inter classicam antiquitatem et christiana, quae dicuntur, tempora quaenam intercedit ratio, humani animi studia si spectas idque, quod iis propositum est, consilium?

Erster Preis: Goldmünze von 18 Dukaten; die Schrift wird in die Societätsschriften aufgenommen. Zweiter Preis: Goldmünze von 8 Dukaten im Werth. Termin: 30 Jun. 1840.

England.

Die englische Recordcommission, die im Auftrag der Regierung, vornehmlich unter der Leitung des Secretärs Cooper die Herausgabe geschichtlicher Denkmäler und Urkunden besorgte, und über 100,000 Pf. St. ausgab, hat sich, ohne beträchtliche Resultate erreicht zu haben, aufgelöst. Dagegen hat sich eine Privatgesellschaft aus 100 Mitgliedern gebildet, von denen jeder jährlich 5 Guineen beiträgt, und welche bereits einen Band der englischen Geschichtsquellen, Bedas Kirchengeschichte, herausgegeben von Stevenson, publicirt haben; die nächsten Bände sollen Nennius, Gildes, einen bisher noch nicht abgedruckten Chronisten Riccardus Devisas, und eine reiche Sammlung angelsächsischer Urkunden, besorgt durch Thom. Kemble, enthalten.

Sir James Graham, Parlamentsmitglied, ist an die Stelle Sir Robert Peels zum Lord Rector der Universität Glasgow mit 282 Stimmen ernannt worden; 207 fielen auf den Herzog von Sussex.

Es hat sich in London ein provisorisches Comite gebildet, um einen Centralverein zur Beförderung religiöser Gleichheit zu Stande zu bringen. Der zu diesem Zwecke entworfene Plan wird in den englischen Blättern mitgetheilt. Die Hauptgrundsätze desselben sind, daß jedermann die Pflicht und das unveräußerliche Recht habe, seinen Schöpfer nach seinen Ansichten von dem in der heil. Schrift als der einzigen Autorität für den Glauben ausgedrückten göttlichen Willen zu verehren, daß es ungerecht und dem Geiste des Christenthums widersprechend sei, wenn man jemand zwingen wolle, zur Unterstützung religiöser Gebräuche beizutragen, die er mißbillige, oder zum Unterhalt der Geistlichen einer Kirche, zu welcher er nicht gehöre. Den durch diesen Verein zu erreichenden Zweck macht man zu einer allgemeinen Laienangelegenheit, ohne irgend einen kirchlichen Charakter.

Die brittische und auswärtige Bibelgesellschaft hat sich verpflichtet, die ganze Bevölkerung von London lehnungsweise mit Exemplaren des neuen Testaments und des Psalters zu versehen; das Comite der Mission für die Stadt London hat das Werk der Einregistrirung

und Austheilung übernommen. Die seit einiger Zeit bestehende City-Missionsgesellschaft versieht nicht allein die Bewohner der armen Stadttheile mit Bibeln und religiösen Schriften, sondern schickt auch denen, welche nicht selbst lesen können, Sonntags Leute zu, welche ihnen vorlesen. Hochkirchliche und Dissenters wirken zu diesem Zwecke in freundlicher Eintracht zusammen. Die Secretäre sind ein hochkirchlicher und ein Dissentergeistlicher.

Talfourds Bill zu wirksamerer Sicherung des schriftstellerischen Eigenthums wurde in der Unterhaussitzung vom 27. Feb. mit einer Mehrheit von 73 gegen 37 Stimmen zum zweitenmal verlesen.

Der Reisende Alexander Burns hat von der Königin die Ritterwürde erhalten und ist zum Oberstlieutenant ernannt worden. Derselbe befindet sich gegenwärtig auf einer diplomatischen Mission in Kabul.

Am 12. July 1838 starb zu Edinburg Dr. Theol. John Jamieson, Geistlicher bei einer seit langen Jahren von der schottischen Kirche getrennten Gemeinde, als Dichter und theologischer Schriftsteller, insbesondere aber durch das große lexikalische Werk über die schottische Sprache rühmlich bekannt, im 80sten Lebensjahre.

In England verwendet man gegenwärtig zum Einband von Büchern Seidenzeug und Calico von allen Farben, auf welche die mannigfaltigsten Verzierungen gepreßt oder mit Gold und Silber aufgelegt sind. Dieser neue Einband zeichnet sich eben so sehr durch Dauerhaftigkeit, Eleganz und Abwechslung, als auch durch Wohlfeilheit und dadurch aus, daß er äußerst schnell geliefert werden kann. Es ergibt sich dabei im Vergleiche mit dem Einbande in Leder eine Kostenersparnis von 50 Procent.

In einem galvanischen Telegraphen sollen auf der Eisenbahn zwischen London und Birmingham durch Wheatstone und Stephenson vier durch Hanf isolirte Kupferdrahtleitungen bereits auf eine Strecke von 25 engl. Meilen angelegt worden sein.

In der brittischen Association für die Fortschritte der Wissenschaften verlas Dr. Lardner eine Note über ein Mittel, die Wagenzüge auf Eisenbahnen von einer niederen Fläche auf eine höhere zu bringen, indem man sie auf eine Art Plattform stellt, die sich dann perpendiculär zwischen den Wänden einer Art von Schleuße erhebt. Der Verfasser zieht dieses System sowohl in Rücksicht auf Kosten als auf Geschwindigkeit allen übrigen vor.

Williams legte der brittischen Association für den Fortschritt der Wissenschaften Beobachtungen über eine Methode vor, welche den Unfällen begegnen soll, die durch das Anstoßen oder Zusammentreffen der Dampfbote entstehen. Da diese Zufälle meist sogleich das Eindringen von Wasser in die innere Höhle des Schiffs verursachen, schlägt er vor, diesen Raum in fünf Fächer abzutheilen, welche dem Wasser durch 5 eiserne Verschläge unzugänglich gemacht würden. Er hat dieses Mittel auf dem Dampfboot Adelaide mit glücklichem Erfolge angewendet. Er stieß an verschiedenen Stellen Löcher in den Rumpf des Schiffs, um das Wasser eindringen zu lassen: das Schiff wurde dadurch im Lauf nur um ganz wenig gehemmt und seine Wasserlinie stand unbedeutend tiefer.

In England hat sich wieder eine Gesellschaft zur Galvanisation des Eisens gebildet, welche unter der Protection der Königin steht, und mit einem Capital von 200,000 Pf. St., welches durch 10,000 Actien von 20 Pf. St. zusammengebracht ist, arbeitet. Die Unternehmer haben die ganze Erfindung noch einmal der Prüfung der ersten Chemiker und Techniker unterworfen und berufen sich auf die vortheilhaftesten Zeugnisse derselben. Ebenso haben sich auch zwei neue Asphaltcompagnien gebildet, welche ebenfalls mit sehr bedeutenden Capitalien arbeiten.

Man will in England das Geheimnis einer neuen bewegenden Kraft gefunden haben, die sich bei aller Art von stationären oder locomotiven Maschinen anwenden läßt. Diese neue Kraft gleicht der des Dampfes; man erhält sie um den sechsten Theil der Kosten von jenem, hat dabei die Nachtheile eines Kessels nicht und eben so wenig die Schwere, und die Gefahren, die aus demselben entspringen. Vermöge dieser neuen Bewegkraft können Wagen, die eben so leicht und elegant sind als die mit Pferden bespannten, auf gewöhnlichen Straßen oder auf Eisenbahnen mit der für die Sicherheit der Reisenden vereinbaren Schnelligkeit gebraucht werden. Bei Paketbooten und andern Schiffen als bewegende Kraft angewandt, würde diese neue Erfindung die wichtigsten Dienste leisten, indem sie die Gefahr der

Explosion nicht bietet und auch keinen Lärm und Rauch erzeugt. Der Raum, den gegenwärtig der Kessel und der Kohlenvorrath bedarf, kann, da er hier frei ist, sehr vortheilhaft benützt werden. Diese neue Erfindung soll vorerst dem Urtheil der öffentlichen Meinung unterworfen werden, und zur Anwendung kommen, sobald in Frankreich, Belgien und Holland Patente darauf genommen sind.

Das Korkholz wird in neuerer Zeit in England zu verschiedenen Fabricaten benutzt. Nicht nur haben Matratzen und Kopfkissen, welche mit pulverisirtem Korkholz gefüllt sind, alle Elasticität und Weichheit, welche Wolle und Roßhaar darbieten, sondern man hat auch gefunden, daß eine dieser Matratzen, die nur 25 Pfund wog, auf dem Wasser 7 Menschen tragen konnte.

Die Einfuhr deutscher Fabrikate mit englischen Etiketten und Fabrikzeichen nach England hat daselbst das Gesetz hervorgerufen, daß alle unter dem Namen Cutlery und Hardwares bekannte Fabrikate und gröbere Eisenwaaren, welche außerhalb England verfertigt und mit englischen Namen und Fabrikzeichen versehen sind, nicht nur auf englischen Märkten, sondern auch in Entrepots aller großbritannischen Häfen, so wie in allen außereuropäischen Besitzungen von Großbritannien, wo man sie antreffen möge, ohne Ausnahme confiscirt werden sollen.

Die Highland- und Agricultural-Society of Scotland hat für dieses Jahr einen Preis von 500 SouverEignsd'or für die erste gelungene wirkliche Anwendung der Dampfkraft zum Pflügen und Eggen und andern Bearbeitungen des Bodens ausgeschrieben. Als Bedingung wird gefordert, daß die neuere Methode für geringere Kosten mehr leiste, als die ältern, und daß die Maschine in Schottland unter den Augen der Gesellschaft gearbeitet habe.

Frankreich.

Der Alterthumsforscher Raoul Rochette, Akademiker, welcher im Nov. 1838 von einer wissenschaftlichen Reise in Griechenland zurückkam, ist zum Officier der Ehrenlegion ernannt worden.

Der Conservator an der k. Bibliothek zu Paris, Charles Magnin, bekannt als Verfasser der Geschichte des modernen Theaters, ist an Silv. de Sacy Stelle zum Mitglied der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften erwählt worden.

Am 4. Sept. 1838 starb zu Paris Charles Percier, k. Baumeister, Mitglied des Instituts, als Architekt sehr geachtet, als Schriftsteller durch die großen, gemeinschaftlich mit Fontaine herausgegebenen Kupferwerke über neuere römische Gebäude und die europäischen Residenzschlösser.

Amacary Duval, Mitgleid der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, Officier der Ehrenlegion, ist am 3. Nov. in einem Alter von 79 Jahren gestorben.

Am 21. Dec. 1838 starb zu Paris Pouqueville, Doctor der Philosophie und Medicin, Mitglied des Instituts, Ritter der Ehrenlegion und des k. griechischen Erlöserordens, früher Gesandter bei Ali Pascha von Janina, an der Brustwassersucht, 68 Jahre alt. Er ist bekannt durch seine Reisen in Morea, der Türkei und Albanien, und als Verfasser einer Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands.

Die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften hat an die Stelle des verstorbenen Pouqueville Herrn Littré, Mitarbeiter des National für wissenschaftliche Artikel, zu ihrem Mitgliede ernannt.

Am 27. Dec. v. J. starb zu Paris Jerôme Mart. Langlois, Mitglied des Instituts, Ritter der Ehrenlegion, als Historienmaler geachtet und Schüler Davids, geb. 1779.

Die Akademie der Wissenschaften zu Paris hat für 1839 zum Präsidenten Herrn Chevreul, zum Vicepräsidenten H. Poisson, die französische Akademie zum Director Emmanuel

Dupaty, zum Kanzler Ch. Nodier, die k. Akademie der Medicin zum Präsidenten den Oberarzt am Hôteldieu Husson gewählt.

Das k. französische Institut hat den Direktor der Akademie zu Düsseldorf Wilh. Schadow zum correspondirenden Mitglied ernannt.

Die Akademie der schönen Künste hat im Nov. 1838 dem deutschen Maler Cornelius ein Festmahl im Rocher de Cancale gegeben. Canova ist der einzige auswärtige Künstler, dem außerdem diese Ehre zu Theil wurde. Auch ist Cornelius zum auswärtigen Mitglied des Instituts ernannt worden.

Im Anfang Oct. starb der Linguist J. Fr. M. A. Le Gonidec, Verfasser eines bretonischen Lexikons (Angoulême, 1820), einer Grammatik (Paris 1807) und einer bretonischen Uebersetzung des neuen Testaments.

Am 28. Sept. starb zu Paris Friedr. Beer, Prof. am Conservatoire der Musik, Ritter der Ehrenlegion, erster Clarinettist des Königs, als Herausgeber eines Journals für Militärmusik und besonders durch seine in den meisten europäischen Armeen zur Ausführung gekommenen Militärmärsche bekannt, 84 Jahre alt.

Victor Cousin hat aus Rücksicht auf seine Gesundheit das Amt eines Staatsraths im außerordentlichen Dienst niedergelegt, um sich ausschließlich den Angelegenheiten der Universität widmen zu können.

Am 16. Aug. 1838 starb zu Paris der berühmte Chemiker Barruel, préparateur de chemie an der Medicinschule.

Zu Generalinspectoren der juristischen Facultäten sind ernannt worden der Graf Portalis, Pair und erster Präsident des Cassationshofs, Dupin, damals Präsident der Abgeordneten-Kammer und Generalprocurator am Cassationshof, Berenger, Abgeordneter, Rath am Cassationshof, Laplagne Barris, erster Generaladvokat daselbst, Rendu, Studienrath. Jeder derselben hat den Prüfungen bei bestimmten Facultäten beizuwohnen und Bericht über den Erfund zu erstatten.

Im Oct. 1838 ist in Paris gestorben der Literat Etienne Bequet, 40 Jahre alt. Jules Janin hat im Journal des Débats seinen Nekrolog geliefert.

Auf den Bericht der HH. Marcel und G. de Tassy ist am 13. Sept. 1838 der Prof. Bullers von der asiatischen Gesellschaft zum auswärtigen Mitgliede ernannt worden.

Der Dr. Julius Mohl, Mitglied des Conseils der asiatischen Gesellschaft in Paris, früher außerordentl. Prof. der orientalischen Literatur in Tübingen, hat von dem König von Württemberg das Ritterkreuz des Ordens der württembergischen Krone erhalten.

Im Oct. starb zu Paris Dr. Guerbois, dirigirender Arzt an der Charité, Arzt am Collège Louis le grand.

Am 17. Nov. 1838 starb auf seinem Landgute in Vitry bei Paris Franz Joseph Victor Broussais, Mitglied der Akademie der Medicin, Professor der Medicin, Oberwundarzt am Militärhospital des Val de Grace, berühmt als Stifter eines nach seinem Namen benannten medicinischen Systems, als eifriger Vertheidiger der Entzündungstheorie und der Blutegel. Er war zu St. Malo 1772 geboren.

Der Inspector der Akademie zu Paris Navarre ist emeritirt und zum Ehreninspector ernannt, die erledigte Stelle aber dem Professor am k. Collège Louis le grand Gros übertragen worden.

Am 20. Nov. 1838 starb zu Dijon der Decan der dortigen Juristenfacultät Proudhon, einer der berühmtesten Rechtsgelehrten Frankreichs, im 82. Jahre.

Der Blumist Tripet, welchem man 200 neue Tulpenspielarten verdankt, ist in Frankreich gestorben.

Der Erzbischof von Aix hat alle seine Suffragane und einige Bischöfe der Umgegend zu einer Synode versammelt, und zwar, was dem Art. 4 des Concordats zuwiderläuft, ohne die Erlaubnis der Regierung dazu einzuholen.

Im November 1838 starb zu Rheims Blanquet de Rouville, Bischof von Numidien, Suffragan des Cardinals Erzbischof de Latil, Canonicus von St. Denis.

Am 21. Oct. 1838 fand zu Paris die Wahl eines Generalsuperiors des Ordens der christlichen Schulen Statt. Die Wahlversammlung bestand aus 39 Abgeordneten aus allen Häusern des Ordens in Europa. Bruder Philipp wurde gewählt.

Der Minister des öffentlichen Unterrichts, von Salvandy, hat angeordnet, daß für jeden Studirenden vom Beginn seiner Studienlaufbahn ein detaillirtes Zeugnis zu führen sei, welches bei der Anstellung berücksichtigt werden soll. Der königl. Studienrath hat dagegen die Fonds zur Anschaffung jener Zeugnisbücher verweigert.

Ein Theil der Veden, welche der Secretär der asiatischen Gesellschaft in Calcutta, Prinsep, für die französische Regierung abschreiben läßt, ist in Paris angekommen.

Bei Charpentier in Paris ist eine prosaische Uebersetzung der Nibelungen aus dem Altdeutschen, von Madame Ch. Moreau de la Meltière, Lehrerin in Rußland, herausgegeben von Francis Riaux, Prof. der Philosophie, erschienen. Sie hat den Titel: Les Niebelungen ou les Bourguignons chez Attila, roi des Huns.

In Paris wird unter dem Titel „Bibliographie universelle" ein Monatsblatt, zu 30 Fr. jährlich, angekündigt, welches sämtliche literarische Neuigkeiten aller Länder aufführen will.

Im Laufe des Jahrs 1838 wurden zu Paris 6603 Bücher, 976 Stahl- und Kupferstiche und Lithographien, 173 geographische Tafeln und Karten und 1000 musikalische Werke gedruckt.

In der Commission für das Denkmal Molieres ist der Vorschlag gemacht worden, die bisher eingekommenen, weit nicht zureichenden Beiträge heimzubezahlen, weil die Unterzeichnungen lange still stehen. Von anderer Seite behauptet man jedoch, das Fehlende werde aus Staatsmitteln zugeschossen werden.

Der König hat eine Bildsäule des verstorbenen Marschalls Lobau für das Versailler Museum bestellt, auch die Errichtung einer ehernen Bildsäule desselben in seiner Vaterstadt Pfalzburg angeordnet. Die Stadt Paris wird seine Büste in dem Saale des Stadthauses aufstellen, in welchem er als Mitglied der provisorischen Regierung 1830 saß.

Portals Marmorbüste von David ist in dem Sitzungssaale der Akademie der Medicin aufgestellt worden.

Unter dem Vorsitze des Grafen von Lasteyrie hat sich in Paris eine neue Gesellschaft Société philosophique gebildet, welche für die philosophischen und historischen Wissenschaften, die Literatur und die schönen Künste dasselbe sein soll, was die Société philomathique für die realen Wissenschaften ist. Sie will nicht allein die Arbeiten ihrer Mitglieder, sondern auch anderer Gelehrten und der französischen und auswärtigen Gesellschaften veröffentlichen, zu diesem Zweck eine Zeitschrift gründen, Preise vertheilen, die für die Fortschritte der Wissenschaften nützlichen Werke publiciren und zur Uebersetzung der wichtigsten ausländischen ermuntern.

Am 7. Januar berichtete Arago in der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften über Daguerres gelungene Versuche, die Bilder in der camera obscura auf einer eigens dazu vorbereiteten Fläche zu fixiren. Seit jener Zeit nimmt nicht nur die Welt der Gelehrten und Künstler, sondern das Publicum überhaupt das lebhafteste Interesse an dieser welthistorischen Entdeckung. Indessen wird dem Daguerre die Priorität an seiner Erfindung bereits von zwei Seiten aus, von England und der Schweiz streitig gemacht.

H. Page ist es gelungen, mittelst der galvanischen Strömung einen musikalischen Ton hervorzubringen. Er gebraucht dazu eine verticale Spirale, die aus einem langen mit Coton bedeckten Kupferdraht gebildet wird, setzt dieselbe zwischen die beiden Pole eines starken hufeisenförmigen Magnets, und dieser bringt einen gedehnten Klang hervor, so oft man die Communication des Drahts mit den beiden Polen einer aus einem einzigen Paar gebildeten Batterie herstellt oder unterbricht. Der Professor der Physik in Lille, de Lezenne, hat diese Versuche weiter geführt.

Masson und Bréguet Sohn überreichten der Akademie der Wissenschaften in Paris

die Beschreibung eines neuen elektrischen Telegraphen, mit welchem Masson an der Eisenbahn des Gros-Caillou die befriedigendsten Versuche angestellt hat.

Fonseca hat der Akademie der Wissenschaften in Paris die Beschreibung eines Instruments übergeben, welches Entfernungen und Höhen schnell mit trigonometrischer Genauigkeit zu messen im Stande sein und daher das Aufnehmen von Planen erleichtern soll.

Herr Flosi in Paris hat ein Verfahren erfunden, Gypsmasken von lebenden Personen zu nehmen, ohne daß diese genöthigt sind, Mund und Augen zu schließen, und der dadurch erlangte Vortheil ist nicht unbedeutend, da es den bisherigen Gypsmasken beständig an Ausdruck und Wahrheit fehlte, weil die durch das Anhalten des Athems und Verschließen der Augen verursachte Muskelcontraction dem Gesicht den natürlichen Ausdruck und Charakter nahm.

Der Uhrmacher Callaud hat der Akademie eine Uhr überreicht, welche den thermometrischen und barometrischen Zustand der Atmosphäre jede halbe Stunde fixirt.

Chapatin und Baillet Sondalo legten der Akademie in Paris eine Schriftsetzmaschine zur Prüfung vor.

Das einfache, allgemein bekannte Verfahren, eine Federzeichnung, so wie die Charaktere, Stempel und Vignetten der Druckerei in Gold umzusetzen, ist von einem jungen Buchdrucker in Privas (Ardèche), Marfoure, vervollkommnet worden. Derselbe hat einen Heftfirnis erfunden, welcher das Metall, sei es Gold, Silber oder Kupfer auf eine unzerstörliche Weise auf dem Druck fixirt, so daß es den Polirstahl vollkommen erträgt.

Die Akademie der Wissenschaften zu Paris ertheilt in der öffentlichen Sitzung von 1839 einen Preis der besten Abhandlung sur la résistance des liquides, einen außerordentlichen Preis der sur l'application de la vapeur à la navigation.

Die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften verlängert den Termin der nachfolgenden Aufgabe bis zum 1. Apr. 1840: Déterminer quels sont les rapports des poids des mesures, tant de longueur que de capacité, et des monnaies qui étaient en usage en France sous les rois des deux premières races, avec les poids, les mesures et les monnaies du système décimal.

Für 1840 wird aufgegeben: l'histoire des mathématiques, de l'astronomie et de la géographie dans l'école d'Alexandrie. Preis eine Goldmünze zu 1500 Fr.

Die französische Akademie giebt zum Thema der rhetorischen Preisaufgabe l'éloge de madame de Sévigné. Termin: 15. Merz 1840. Preis: eine goldene Münze im Werth von 2000 Fr.

Die k. Akademie der Medicin zu Paris stellt für 1840 und 1844 folgende Preisaufgaben:

I. Preis der Akademie: Physiologie der Menstruation, Einfluß derselben auf die Krankheiten und umgekehrt. Preis 1200 Fr. Vertheilung in der öffentlichen Sitzung 1840. Termin: bis zum 1. Merz 1840.

II. Portal'scher Preis; Geschichte und Entdeckungen in Betreff des Venensystems von Morgagni bis heute und Einfluß dieser Entdeckungen auf die Erkenntnis und Behandlung der Krankheiten. Preis und Termin wie oben.

III. Preis der Madame Bernard de Civrieux, Gattin des Herrn Michel d. j.: Einfluß der physischen und moralischen Erziehung auf die Erzeugung einer Ueberreizung des Nervensystems, und von den sie bedingenden Krankheiten. Preis 2000 Fr. Vertheilung und Ablieferung wie oben.

IV. Der Marquis d'Argenteuil hat in seinem Testamente bestimmt: „Ich vermache der Akademie der Medicin zu Paris die Summe von 30000 Fr., um von den Interessen alle 6 Jahre demjenigen einen Preis zu ertheilen, der im Verlauf dieser Zeit die wichtigsten Verbesserungen in der Behandlung der Harnröhrenverengerungen gemacht hat. Sollte im Verlauf dieser Zeit keine des Preises würdige Verbesserung für die Behandlung dieser Krankheit gemacht sein, so ist es der Akademie gestattet, den Preis auf denjenigen zu vertheilen, der die wichtigste Verbesserung in der Behandlung der übrigen Krankheiten der Harnwege angegeben hat." — Preis 8238 Fr. nebst den sechsjährigen Interessen dieser Summe. Ertheilung 1844.

V. Burdin machte am 12. Sept. 1837 folgende Stiftung: „Ich verspreche demjenigen die Summe von 3000 Fr., der, nach dem Ausspruche einer von der Akademie niedergesetzten Commission, ohne Hilfe der Augen lesen kann. Die von der Commission ausgewählten Bücher dürfen beleuchtet sein und können auch vom Lesenden berührt werden, doch wie gesagt, ohne die Augen zu Hilfe zu nehmen.“ — Der Preis wird, wenn er nach 2 Jahren nicht gewonnen ist, eingezogen.

Die k. Akademie der Wissenschaften, schönen Literatur und Kunst in Lyon verlangt für 1839 eine Abhandlung „sur la géologie d'un ou de plusieurs cantons du département du Rhône.“ Preis eine goldene Medaille im Werth von 600 Fr. Termin: 30. Jun. 1839.

Dieselbe stellt folgende Aufgabe für den Preis auf der Stiftung des Christin von Ruolz: Indiquer les perfectionnements dont pourraient être susceptibles les procédés connus jusqu'à présent pour assainir les édifices publics et les habitations particulières ou faire connaître ceux qui pourraient leur être utilement substitués soit sous le rapport de l'efficacité, soit sous celui de l'économie. Preis und Termin, wie bei der vorigen Aufgabe.

Die Société archéologique de la Somme stellt folgende Preisaufgabe: Faire connaître quelles sont celles des villes de Picardie dont la fondation paraît être antérieure à l'invasion romaine et celles qui n'existèrent que depuis. Preis 300 Franken. Termin: Juli 1839.

Italien.

Das Institut der Wissenschaften in dem venetianisch-lombardischen Königreich ist in einer verbesserten Gestalt wieder ins Leben gerufen werden. Das Institut besteht aus drei Klassen von Mitgliedern, aus wirklichen, korrespondirenden und Ehrenmitgliedern; die ersteren sind vierzig, von denen zwanzig einen Jahresgehalt von 1200 östreichischen Lire genießen, welcher mit jedem andern Bezuge cumulirt werden kann. Der Zweck des Instituts ist auf die Beförderung derjenigen Studien gerichtet, die einen unmittelbaren Einfluß auf die Wohlfahrt und die allgemeine wissenschaftliche Ausbildung der lombardischen Provinzen haben. Das bekannte kritische Journal „la biblioteca italiana“ ist von dem Institut übernommen und in ein giornale dell' i. r. instituto delle scienze, lettere ed arti umgewandelt worden, in welchem die Ausarbeitungen der Mitglieder mitgetheilt werden sollen.

S. k. H. den Prinzen Johann Herzog zu Sachsen hat die Accademia Tiberina zu Rom in einer außerordentlichen Sitzung zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt.

Der Director der philosophischen Studien an der Universität Padua Nic. da Rio und der Professor der Astronomie daselbst Gio. Santini haben den Orden der eisernen Krone 3. Cl. erhalten.

Im Consistorium vom 10. Dec. 1838 hat der Pabst die Heiligsprechung von fünf Seligen beschlossen. Es sind dies: der h. Alfonso di Ligorio, geb. zu Neapel 1696, Stifter der Congregation des heiligsten Erlösers; Francesco di Girolamo, geb. 1642 zu Grottaglia, von der Gesellschaft Jesu; Gio. Giuseppe Della Croce, geb. in Neapel um 1650, Franciscaner; Pacifico, geb. zu San Severino 1653; Veronica Giuliani, geb. 1660 in Marcatello.

Der Generalvicar des Pabstes, Bischof von Sabina, Präfect der Congregation der Bischöfe, Großprior des Jerusalemitanerordens und Protector vieler Anstalten und Stiftungen, Cardinal Odescalchi, hat am 27. Nov. den Pabst gebeten, seinen Cardinalshut und alle ihm verliehenen Titel und Würden zurückzunehmen, und sich sofort nach Verona begeben, wo er in dem dort neu errichteten Novizìathause der Jesuiten seine ihm auferlegte Prüfungszeit ersteht. An seine Stelle ist der Viceregente Cardinal Joseph della Porta Rodiani zum Generalvicar Sr. H. ernannt.

Durch päbstliches Decret vom 17. Jan. sind folgende in Deutschland erschienene Schriften verboten worden: D. F. Strauß's Leben Jesu; Darstellung des ältesten Christenthums

aus den Schriften der Kirchenväter; J. B. Graser's Prüfung der Unterrichtsmethode der praktischen Religion; dessen Divinität oder das Princip der einzig wahren Menschenerziehung; dessen Erhebung des geistlichen Standes zur Würde; Achterfeldt Lehrbuch des christkatholischen Glaubens.

Schon König Ferdinand I. von Neapel hatte verordnet, daß die vorzüglichsten Gemälde des Bourbon'schen Museums copirt und in Kupfer gestochen werden sollten. Porporati, Morghen, Estevan und andere Kupferstecher wurden damit beauftragt. Nach der neuen Aufstellung und Anordnung der Gemälde wird nunmehr die lange unterbrochene Arbeit fortgesetzt.

S. M. der Kaiser von Oesterreich hat in Betracht, daß dem Andenken Tizians bisher noch kein angemessenes Denkmal gewidmet ist, durch Entschließung vom 15. Oct. 1838 angeordnet, daß ihm ein solches Denkmal aus carrarischem Marmor errichtet und die Ausführung desselben venezianischen Künstlern übertragen werden solle. Dieses Denkmal, welches in einer Kirche oder einem andern passenden Orte aufgestellt werden soll, macht S. M. der Stadt Venedig zum Geschenk.

Dem Tenoristen Rubini, einem Bergamasken, wird auf dem Hauptplatz seiner Vaterstadt eine Bildsäule errichtet.

Den 14. Jan. starb zu Rom der Kunstveteran Joseph Anton Koch, ehemaliger Zögling der hohen Karlsschule. Er war geboren 1768 zu Elbing-Alp in Tyrol.

In Neapel sind auf Befehl des Königs zwei prachtvolle Begräbnisplätze errichtet worden, wodurch der abscheuliche Gebrauch abgestellt wird, alle Todten eines jeden Tags entweder in die Gewölbe der Kirchen oder in ein gemeinsames Loch zu werfen.

Spanien.

Der Dichter und Staatsmann Martinez de la Rosa ist zum Präsidenten des Athenäums in Madrid ernannt worden.

In Sevilla hat man den Vorschlag gemacht, ein Subscription zu eröffnen, um dem berühmten Maler Murillo ein Denkmal zu setzen.

Portugal.

Aus mehreren Theilen des Landes wird gemeldet, daß die religiösen Schismatiker immer mehr überhand nehmen. Sie besuchen die Messe nicht mehr, lassen sich alle in ein großes Buch einschreiben und pflegen sich nächtlich in der Kirche zu versammeln.

Böhmen.

Am 9. Dec. 1838 starb der bekannte Naturforscher Caspar Graf von Sternberg, k. k. wirklicher geheimer Rath und Kämmerer, Großkreuz des österreichischen Leopoldsordens, Präsident der Gesellschaft des vaterländischen Museums im Königreich Böhmen, der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft und der Prager Humanitätsgesellschaft, Mitglied der k. k. Landwirthschaftsgesellschaft in Wien, der botanischen Gesellschaft in Regensburg und mehrerer anderen gelehrten Gesellschaften.

Ungarn.

Der Bischof von Veszprim, v. Kopatsy, ist von Sr. M. dem Kaiser und König zum Erzbischof von Gran und Primas von Ungarn ernannt worden.

Am 10. Mai 1836 starb zu Pesth Dr. Joh. Schuster, Prof. der Chemie und [illegible] malogneshe an der dortigen Universität, früher [illegible] Arzt zu Ofen.

Polen.

Am 4. Aug. 1836 starb zu Warschau Anselm Schwentkowski, Prälat, ehemals [illegible] tor der Universität, 66 Jahre alt.

Am 27. Nov. 1836 starb zu Warschau der Staatsreferendar Ludwig Osinski, [illegible] alt, früher Professor der Literatur an der dortigen Universität, Mitglied des [illegible] raths und der Theaterdirection. Er hat Tragödien, Lustspiele und Opern theils selbst gedichtet, theils aus dem Französischen übersetzt.

In Warschau wurde am 5. Nov. 1836 ein neues Theater eröffnet, auf welchem Vorstellungen in einem aus hebräischer und deutscher Sprache gemischten Idiom, das nur mit [illegible] schen Buchstaben geschrieben und von den meisten deutschen und polnischen [illegible] verstanden wird, gegeben werden sollen. Die Leitung desselben hat Herr Scherespierer [illegible] [illegible] erhalten und zuerst ein selbst gedichtetes fünfactiges Drama [illegible] [illegible] gebracht, das theils in Versen theils in Prosa geschrieben ist und in [illegible] der Dichter selbst die Hauptrolle übernommen hatte.

Rußland.

Die Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg beging am 10. Jan. ihr [illegible] Stiftungsfest mit dem seit 1826 gewöhnlichen Acte. Unter den bei dieser Sitzung [illegible] nienen Ehrenmitgliedern bemerkt man den wirklichen Staatsrath Adelung, [illegible] orientalischen Instituts.

Die St. Petersburger Centralsternwarte, zu deren Bau im Juni 1835 auf dem [illegible] Pulkowa der Grundstein gelegt ward, ist vollendet und soll im Frühjahr eingeweiht werden. Die Akademie der Wissenschaften hat den Staatsrath Struve, ihrem Mitglied, das Amt [illegible] ersten Astronomen an dieser Sternwarte übertragen.

In der Nacht vom 30. auf den 31. Dec. verschied in St. Petersburg der als [illegible] besonders für Rußland sehr bekannte Akademiker, wirkliche Staatsrath Herrmann [illegible] 76sten Lebensjahre. Er war zugleich ordentlicher Professor der dortigen Universität.

Die an der St. Petersburgischen, moskauischen, charkowischen, kasanischen und St. Wladimiruniversität anzustellenden außeretatsmäßigen Lectoren der deutschen und französischen Sprache sollen in Zukunft mit allen den etatsmäßigen Lectoren zustehenden Rechten und Vorzügen als im Staatsdienste gerechnet und dieses auch auf die jetzt bei den Universitäten befindlichen außeretatsmäßigen Lectoren ausgedehnt werden.

Zufolge einer Anordnung des Ministers des öffentlichen Unterrichts werden von [illegible] an auf fünf Universitäten des Reichs, in Moskau, Dorpat, Kijew, Charkow und Kasan öffentliche Vorträge über Landwirthschaft gehalten werden, was in Petersburg und Dorpat schon seit längerer Zeit geschehen ist.

Den Juden, welche von russischen Akademien und Universitäten Diplome über den Grad von Doctoren der Medicin oder der Chirurgie besitzen, ist nun auf Befehl des Kaisers gestattet

ß sie in allen neurussischen Gouvernements und in der Provinz Bessarabien, wo es nen nur erlaubt ist, einen beständigen Wohnsitz zu haben, im Medicinalfache in den taatsdienst treten können.

Eine kaiserliche Verordnung bestimmt, daß alle Prüfungen der Medicinalbeamten, wie erhaupt aller Individuen, die sich einem Zweige der praktischen Heilkunde widmen, nur n den russischen medicinisch-chirurgischen Akademien vollzogen werden. Sie geschehen nur der vollen Versammlung der Conferenz oder der medicinischen Facultät, und zwar prüft der Professor über den Gegenstand, für den er bei der Anstalt betheiligt ist. Niemand, sey In- oder Ausländer, der kein Diplom oder Zeugnis von einer der gedachten höheren ehranstalten im Reich aufzuweisen hat, steht künftig die Ausübung irgend eines Zweiges er Arznei- oder Veterinärkunde in Rußland zu, auch darf er weder einer Kron- noch einer Privat-Apotheke vorstehen.

Am 13. Nov. 1838, am Tage des Reformationsfestes, wurde in St. Petersburg die neue evangelisch-lutherische St. Petrikirche eingeweiht.

Es bestehn in Rußland 10 unter dem Schutze J. M. der Kaiserin stehende wohlthätige Anstalten, mit 1496 Personen, die Unterstützung, Beschäftigung, Erziehung und Unterricht rhalten. Die Gesammteinnahme derselben betrug 1837 mit den Ueberschüssen früherer Jahre 3,734,869 und die Ausgabe 771,233 Rubel Bankassignationen.

Die Gutsbesitzerin Jnfimjew hat 150 Leibeigenen männlichen Geschlechts auf ihren im twerischen und nowgorodischen Gouvernement gelegenen Gütern, die Frau des General-Lieutenants Bistrom 33 Leibeigenen männlichen Geschlechts auf ihrem Gut im jaroslawischen Gouvernement die Freiheit geschenkt.

In den Provinzen Finnland, Esthland und Kurland geht man damit um, einen Gelehrtenverein in der Weise zu begründen, wie er in Deutschland und andern europäischen Ländern zum Behuf wissenschaftlicher Zwecke schon seit mehreren Jahren besteht; durch ihn würden die in diesen Provinzen schon bestehenden literarischen Gesellschaften enger mit einander verbunden, und der Geist für wissenschaftlichen Verkehr überhaupt geweckt werden. Der Verein hat sich jährlich einmal im Juni oder Juli, während der Ferienzeit der Lehranstalten, jedesmal auf 3 Tage, abwechselnd in den 4 Centralstädten Mitau, Riga, Dorpat und Reval zu versammeln. Mitglieder können nach dem Plan nur Gelehrte aus den Ostseeprovinzen seyn.

Auf Verwendung des Finanzministers ist der höchste Consens zur Bildung eines Vereins für Gewerb- und Handelsindustrie in Dorpat erfolgt.

Cockerill in Lüttich hat von der russischen Regierung ein sechsjähriges Privilegium auf die Anwendung des Mittels, Eisen und Stahl durch den Galvanismus gegen Rost, sowie Zink und andere Metalle gegen die Oxydation zu sichern, erhalten.

Griechenland.

Der unter der speciellen Leitung des königl. griech. Ingenieur-Hauptmanns Weller stehende Bau der Quarantaineanstalt zu Syra schreitet rüstig fort. Der König hat zu dieser Anlage 120,000 Drachmen bestimmt und es wird dieselbe hinreichenden Raum zur Aufnahme von mehr als 200 Personen enthalten, deren jede ihr eigenes Zimmer bewohnen wird. Außerdem werden sich noch in den beiden Gebäuden, aus welchen die Anstalt besteht, die nöthigen Magazine, Räumlichkeiten für Bäder, Räucherungen u. s. w., und endlich auch die nöthigen Dienstwohnungen für das Quarantainepersonal und den Inspector vorfinden. Der Hauptmann Weller hat sich schon früher durch den Bau des Militärhospitals in Athen ausgezeichnet.

Ungarn.

Der Bischof von Wesprim, v. Kopatsy, ist von Sr. M. dem Kaiser und König zum Erzbischof von Gran und Primas von Ungarn ernannt worden.

Am 19. Mai 1838 starb zu Pesth Dr. Joh. Schuster, Prof. der Chemie und Pharmakognosie an der dortigen Universität, früher praktischer Arzt zu Ofen.

Polen.

Am 4. Aug. 1838 starb zu Warschau Anselm Schweykowski, Prälat, ehemals Rector der Universität, 66 Jahre alt.

Am 27. Nov. 1838 starb zu Warschau der Staatsreferendar Ludwig Osinski, 63 Jahre alt, früher Professor der Literatur an der dortigen Universität, Mitglied des Unterrichtsraths und der Theaterdirection. Er hat Tragödien, Lustspiele und Opern theils selbst gedichtet, theils aus dem Französischen übersetzt.

In Warschau wurde am 5. Nov. 1838 ein neues Theater eröffnet, auf welchem Vorstellungen in einem aus hebräischer und deutscher Sprache gemischten Idiom, das mit hebräischen Buchstaben geschrieben und von den meisten deutschen und polnischen Israeliten gesprochen wird, gegeben werden sollen. Die Leitung desselben hat Herr Schertspierer aus Wien provisorisch erhalten und zuerst ein selbst gedichtetes fünfactiges Drama Moses zur Aufführung gebracht, das theils in Versen theils in Prosa geschrieben ist und in welchem der Dichter selbst die Hauptrolle übernommen hatte.

Rußland.

Die Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg beging am 10. Jan. ihr 113jähriges Stiftungsfest mit dem seit 1826 gewöhnlichen Acte. Unter den bei dieser Sitzung aufgenommenen Ehrenmitgliedern bemerkt man den wirklichen Staatsrath Adelung, Director des orientalischen Instituts.

Die St. Petersburger Centralsternwarte, zu deren Bau im Juni 1835 auf dem Berge Pulkowa der Grundstein gelegt ward, ist vollendet und soll im Frühjahr eingeweiht werden. Die Akademie der Wissenschaften hat den Staatsrath Struve, ihrem Mitglied, das Amt des ersten Astronomen an dieser Sternwarte übertragen.

In der Nacht vom 30. auf den 31. Dec. verschied in St. Petersburg der als Statistiker besonders für Rußland sehr bekannte Akademiker, wirkliche Staatsrath Herrmann im 72sten Lebensjahre. Er war zugleich ordentlicher Professor der dortigen Universität.

Die an der St. Petersburgischen, moskauischen, charkowischen, kasanischen und St. Wladimiruniversität anzustellenden außeretatsmäßigen Lectoren der deutschen und französischen Sprache sollen in Zukunft mit allen den etatsmäßigen Lectoren zustehenden Rechten und Vorzügen als im Staatsdienste gerechnet und dieses auch auf die jetzt bei den Universitäten befindlichen außeretatsmäßigen Lectoren ausgedehnt werden.

Zufolge einer Anordnung des Ministers des öffentlichen Unterrichts werden von 1839 an auf fünf Universitäten des Reichs, in Moskau, Dorpat, Kijew, Charkow und Kasan öffentliche Vorträge über Landwirthschaft gehalten werden, was in Petersburg und Dorpat schon seit längerer Zeit geschehen ist.

Den Juden, welche von russischen Akademien und Universitäten Diplome über den Grad von Doctoren der Medicin oder der Chirurgie besitzen, ist nun auf Befehl des Kaisers gestattet,

daß sie in allen neurussischen Gouvernements und in der Provinz Bessarabien, wo es ihnen nur erlaubt ist, einen beständigen Wohnsitz zu haben, im Medicinalfache in den Staatsdienst treten können.

Eine kaiserliche Verordnung bestimmt, daß alle Prüfungen der Medicinalbeamten, wie überhaupt aller Individuen, die sich einem Zweige der praktischen Heilkunde widmen, nur von den russischen medicinisch-chirurgischen Akademien vollzogen werden. Sie geschehen nur in der vollen Versammlung der Conferenz oder der medicinischen Facultät, und zwar prüft jeder Professor über den Gegenstand, für den er bei der Anstalt betheiligt ist. Niemand, er sey In- oder Ausländer, der kein Diplom oder Zeugniß von einer der gedachten höheren Lehranstalten im Reich aufzuweisen hat, steht künftig die Ausübung irgend eines Zweiges der Arznei- oder Veterinärkunde in Rußland zu, auch darf er weder einer Kron- noch einer Privat-Apotheke vorstehen.

Am 13. Nov. 1838, am Tage des Reformationsfestes, wurde in St. Petersburg die neue evangelisch-lutherische St. Petrikirche eingeweiht.

Es bestehn in Rußland 10 unter dem Schutze J. M. der Kaiserin stehende wohlthätige Anstalten, mit 1496 Personen, die Unterstützung, Beschäftigung, Erziehung und Unterricht erhalten. Die Gesammteinnahme derselben betrug 1837 mit den Ueberschüssen früherer Jahre 3,734,869 und die Ausgabe 771,238 Rubel Bankassignationen.

Die Gutsbesitzerin Infimjew hat 150 Leibeigenen männlichen Geschlechts auf ihren im twerischen und nowgorodischen Gouvernement gelegenen Gütern, die Frau des General-Lieutenants Bistrom 33 Leibeigenen männlichen Geschlechts auf ihrem Gut im jaroslawischen Gouvernement die Freiheit geschenkt.

In den Provinzen Finnland, Esthland und Kurland geht man damit um, einen Gelehrtenverein in der Weise zu begründen, wie er in Deutschland und andern europäischen Ländern zum Behuf wissenschaftlicher Zwecke schon seit mehreren Jahren besteht; durch ihn würden die in diesen Provinzen schon bestehenden literarischen Gesellschaften enger mit einander verbunden, und der Geist für wissenschaftlichen Verkehr überhaupt geweckt werden. Der Verein hat sich jährlich einmal im Juni oder Juli, während der Ferienzeit der Lehranstalten, jedesmal auf 3 Tage, abwechselnd in den 4 Centralstädten Mitau, Riga, Dorpat und Reval zu versammeln. Mitglieder können nach dem Plan nur Gelehrte aus den Ostseeprovinzen seyn.

Auf Verwendung des Finanzministers ist der höchste Consens zur Bildung eines Vereins für Gewerb- und Handelsindustrie in Dorpat erfolgt.

Cockerill in Lüttich hat von der russischen Regierung ein sechsjähriges Privilegium auf die Anwendung des Mittels, Eisen und Stahl durch den Galvanismus gegen Rost, sowie Zink und andere Metalle gegen die Oxydation zu sichern, erhalten.

Griechenland.

Der unter der speciellen Leitung des königl. griech. Ingenieur-Hauptmanns Weiller stehende Bau der Quarantaineanstalt zu Syra schreitet rüstig fort. Der König hat zu dieser Anlage 120,000 Drachmen bestimmt und es wird dieselbe hinreichenden Raum zur Aufnahme von mehr als 200 Personen enthalten, deren jede ihr eigenes Zimmer bewohnen wird. Außerdem werden sich noch in den beiden Gebäuden, aus welchen die Anstalt besteht, die nöthigen Magazine, Räumlichkeiten für Bäder, Räucherungen u. s. w., und endlich auch die nöthigen Dienstwohnungen für das Quarantainepersonal und den Inspector vorfinden. Der Hauptmann Weiller hat sich schon früher durch den Bau des Militärhospitals in Athen ausgezeichnet.

Türkei.

In Pera ist ein Lesecabinet eröffnet worden, wo man gegen einen mäßigen Beitrag eine große Anzahl von Werken in verschiedenen Sprachen erhält.

Durch einen Ferman des Großherrn ist das Verhältnis der christlichen Ackerbau-Bevölkerung zu den türkischen Bodenbesitzern auf das Genaueste festgestellt worden. Der christliche Bauer ist dadurch für frei und unabhängig vom Eigenthümer erklärt, der ihn beschäftigt. Der letztere kann ihn nur durch freiwillige Unterhandlung in Folge eines gegenseitigen Vertrags in seinen Diensten verwenden. Der Landmann braucht nicht mehr die Gewaltthätigkeiten und schlechte Behandlung zu fürchten, denn die Kadis haben den ausdrücklichen Befehl, auf dergleichen Klagen zu hören und sie unverzüglich an die höhern Behörden gelangen zu lassen, die bei Gefahr der Absetzung ihnen schnell Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen. Keinem Christen ist gestattet, den Islam anzunehmen, wenn er nicht wenigstens das zwanzigste Jahr erreicht und vor dem Richter seinen förmlichen Entschluß deshalb erklärt hat. Die Belastungszeugen, welche sonst hinreichten, trotz seinem Leugnen sein Geständnis, übertreten zu wollen, zu erzwingen, sind für immer entfernt. Auch sind noch andere im Geiste der Gerechtigkeit und Unparteilichkeit erlassene Verbesserungen in diesem Ferman enthalten.

Nach einem großherrlichen Ferman soll von nun an in Bosnien allen Religionssecten der freie und öffentliche Cultus gestattet seyn.

Serbien.

Fürst Milosch hat in Kragujewatz ein Lyceum für die serbische studirende Jugend gegründet und damit ein Alumneum für besonders talentvolle arme Studirende verbunden. Zum Rector des Lyceums wurde Demeter Isajlovics, Mitglied des Ministeriums für Aufklärung, ernannt.

China.

Man berichtet aus Pekin, wo seit Peters des großen Zeiten eine russisch-griechische Mission bestand, daß über 800,000 Chinesen das Christenthum angenommen haben, und die Christenverfolgung in China bald ihr Ziel erreicht haben werde. Der Kaiser selbst mache sich mit der christlichen Religion bekannt, die strengen Gesetze gegen die Christen existiren nur noch auf dem Papier und ihre Ausführung werde nur solchen Mandarinen übertragen, von deren Rücksicht auf die Christen man versichert sey. Das Gesetz von 1836 gehe der Sache nach nur gegen die Engländer, deren politischen Einfluß man fürchtete. Es bestehen in China mehrere Vicariate.

Afrika.

Am 21. Juli 1838 starb in dem Fort St. George del Mina Dr. M. Nicol. Leininger aus Bayern, k. niederländischer Gesundheitsbeamter.

In Cairo ist der Minister des Unterrichts und der öffentlichen Arbeiten Muktar Bey gestorben, vielfältig verdient um die Verbreitung europäischer Cultur in Aegypten.

Amerika.

In Boston ist gestorben Dr. Nathanael Bowditch, Präsident der amerikanischen Akademie der Künste und Wissenschaften, Mitglied der Regierung des Staates Massachusetts, seit Franklin nach der Meinung der Amerikaner der kenntnißvollste Gelehrte ihrer Nation.

Am 24. Oct. 1838 starb im 61. Lebensjahre der Quäker Lancaster, Erfinder der nach ihm benannten Lehrmethode. 1798 hatte er in London die erste Schule, eine Armenschule, nach seinem Princip eingerichtet.

Joh. Jac. Astor ist in einem Alter von 80 Jahren gestorben. Er war zu Anfang der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Walldorf bei Heidelberg geboren, und folgte 1783 seinem schon früher ausgewanderten Bruder nach Nordamerika, mit einem unbedeutenden Waarenvorrath den Grund legend zu seinen riesenhaften Unternehmungen, deren unermüdliche und glückliche Ausführung ihn zu einem der reichsten Männer der Welt machten. Sein kühner strebender Geist hatte immer das Allgemeine, das Künftige im Auge; daß er ein warmes Herz für seine Landsleute bewahrte, beweist der eigens von ihm gestiftete Astorfonds zu Begründung einer Anstalt, durch welche die in Nordamerika ankommenden deutschen Auswanderer gegen die Betrügereien habsüchtiger Schwindler geschützt und so gut als möglich angewiesen werden sollen, ein sicheres Unterkommen in der neuen Heimath zu finden.

Die Methode, ganze Häuser von der Stelle zu rücken, kommt in Nordamerika, insbesondere in New-York, immer mehr in Aufnahme. Anfangs wagte man sich nur an hölzerne Gebäude; gegenwärtig aber verfährt man eben so kühn auch mit ganz aus Backsteinen aufgeführten Häusern. Unter diesen Gebäuden, deren Verschiebung dem Aufbau neuer vorgezogen wurde, befand sich auch das Haus eines Vergolders, in welchem nicht einmal die Mobilien ausgeräumt waren; ja es befand sich in demselben sogar ein Vorrath von Spiegelglasplatten, 1500 Dollars an Werth. Der Ingenieur Brown, welcher die Häuserversetzung seit vierzehn Jahren gegen hundert Mal vollbrachte, und deswegen den Namen house-mover erhielt, versetzte unter Anderem auch eine gegen 1000 Personen fassende Kirche mit Galerien und Spitzthurm um eine Strecke von 1100 Fuß. Dieses Gebäude bestand jedoch ganz aus Holz.

Sandwichinseln.

Tamehamea III., König der Sandwichinseln, hat in seinem Reiche die Ausbreitung der katholischen Religion wegen der Intoleranz der Papisten verboten. Alle Religionslehrer, welche auf die Insel kamen, werden auf das Schiff zurückgebracht und müssen von demselben wieder weggeführt werden.

Verbesserungen.

Seite	106.	31.	Zeile	statt:	Was endlich	ist	zu lesen:	Was zunächst
—	111.	16.	—	—	Monument	—	—	Monumente
—	113.	5.	—	—	so viel	—	—	so viele
—	—	15.	—	—	deprimirte	—	—	decimirte

